BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gelehrte Anzeigen

Bd.: 20. 1845

München 1845
4 Bavar. 125 h-20/21
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10331525-6

10331525

<36603900500018

<36603900500018

Bayer. Staatsbibliothek

10331525

10331525

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Zwanzigster Band.

86 G

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

10331525

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

10331525

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny.

1845.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

10331525

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

10331525

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 1.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Januar.
Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-Philologische Classe.

In der Sitzung am 9. November 1844 hielt der funct. Secretär Vortrag über die Alterthümer, welche während dieses und des letzten Jahres an der Linie der Eisenbahn zwischen Augsburg und Donauwörth an 3 alten Grabstätten, südlich von Augsburg auf dem Rosenauer Berg, dann 4 Stunden von Augsburg bey Langweid und einige Stunden weiter hin bey Nordendorf über Meitingen sind gefunden worden.

Der Hauptfund wurde bey Nordendorf gemacht und hier eine Anzahl von nahe an 400 Gräbern eröffnet, welche in einer Tiefe von 2 — 10 Schuh unter Lehmboden die Skelete ohne weitere Umgebung, in Reihen geschichtet, enthielten, von männlichen und weiblichen Individuen und von Kindern; auch einige von Pferden wurden gefunden.

Die Knochen waren zum Theil wohl erhalten. Aus ihnen ist eine beträchtliche Sammlung von Schädeln gewonnen worden. Von geringerm Umfang aber nicht unbedeutendem Interesse war das Grabfeld bey Langweid; von beyden werden die Pläne des Hrn. Ingenieur Feigele mit Angabe der einzelnen Gräber vorgelegt. Diesem erfahrnen und gewissenhaften Kenner solcher Alterthümer hauptsächlich verdankt man, daß die bedeutenden Funde zu Tage gefördert und erhalten worden sind. Von ihm ist auch, was im Folgenden von den nähern Umständen des Fundes erwähnt wird.

Die Ausgrabungen giengen im letzten Jahre auf Kosten des historischen Vereins von Schwaben und Neuburg, im gegenwärtigen auf gemeinsame Kosten desselben und des k. Antiquariums; die von Langwaid wurden allein für das Antiquarium unternommen.

Die männlichen Skelete haben fast nur eiserne Geräthe, Schwerter, Messer, umbones von Schildern und einige andere bronzene Zierden.

Zwey Skelete, welche mit den Häuptern nach Westen sahen, während alle andern nach Osten gerichtet waren, haben bronzene Ketten von mehreren Schnüren feiner Arbeit, das eine mit dem Zeichen des Kreutzes. Es besteht die Vermuthung, daß sie Priestern gehörten, da noch jetzo die Priester mit dem Haupte nach Westen begraben werden, während die Glieder ihrer Gemeinde nach Osten sehen.

Herr Domcapitular Windischmann knüpft daran die weitere Bemerkung, es scheinen diese Gehänge ascetische Instrumente zu seyn, flagella zur Geißelung, und die runden hohlen Körper am Ende des einen, so wie die Uebereinstimmung späterer Geißeln dieser Art schienen seine Annahme zu bestätigen.

Der Schmuck, welcher in Gräbern der Frauen gefunden wurde, ist viel reichhaltiger; über ihren Häuptern liegen gemeiniglich eiserne Messer, um den Hals Reihen von Glasperlen und andere Korallen, untermischt mit Goldblättchen zierlicher Ar-

beit, unter dem Kinn nicht selten runde Schließen aus Gold sehr zierlicher Arbeit und mit rothem Glas ausgelegt; mehrere Halsgehänge waren von durchbohrten Amethysten und andern edeln Steinen, um die Hüften lagen bey vielen runde bronzene durchbrochene Zierden, welche an Gürteln gehaftet hatten und zwischen den Schenkeln je zwey Schließen von vergoldetem Silber in mannigfaltigster Form und eigenthümlicher Weise der Verzierungen. Dazu kommen viele andere Geräthe, Kugeln von Krystall, Kämme von Bein, römische Münzen und in den Gräbern der Kinder mancherley Spielzeug.

Die Gräber von Langwied zeigten ohngefähr dieselben Gegenstände, auch wurden hier die Reste eines bronzenen Gefäßes mit Haselnüssen gefunden.

Was die Zeit belangt, der diese Werke gehören, ist zunächst zu bemerken, daß zwar römische Sachen sich unter ihnen finden, wie Münzen, meistens durchbohrt und darum als Schmuck getragen, das genannte bronzene Gefäß, die Halsketten, welche aus Glas- und andern Korallen bestehen und ähnliches; aller übrige Schmuck aber ist weder griechisch noch römisch, und zeigt in den zwar etwas rohen, aber reichen Verzierungen von Linien in vielfältigen Verschlingungen, von Gestalten in Thieren und Menschen ein den beyden klassischen Völkern ganz fremdes und mehr nach dem Orient hindeutendes Gepräge.

Die römischen Münzen, die gefunden wurden, reichen bis Constantin und Helena, also bis in das vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung; dazu kommt die Erscheinung des christlichen Kreutzes. Wir werden dadurch in die Periode geführt, wo um die genannte Zeit die germanischen Völker sich hier niedergelassen und auf den Trümmern römischer Provinzen ihre Staaten zu gründen angefangen haben.

Zur näheren Bestimmung müssen die Alterthümer beygezogen werden, die Hr. Friedrich Troyon bey Lausanne ausgegraben und beschrieben hat, ähnliche im westlichen Schwaben gefundene, die in der Sammlung des Herrn Herzogs Alexander von Würtemberg sich befinden.

Mit ihnen übereinstimmend sind ähnliche Schmucksachen in Burgund gefunden worden. Der schwere Armring aber aus reinem Golde und die goldenen Schnallen mit eingelegtem rothem Glas, deren Auffindung bey Tittmoning und Erwerb wir hauptsächlich Herrn Aktuar Wiesend und Registrator Sedelmeier verdanken, schließt sich in Bezug auf die Arbeit und Ausschmückung den Schmucksachen von Nordendorf an.

Der große goldene Hauptschmuck aber, der bey Speyer einige Fuß unter dem Sandboden gefunden wurde und im Besitz des k. Antiquariums ist, zeigt dieselbe Weise dieser fremdartigen Arbeit uns in einem noch größeren und bedeutsameren Beyspiel.

Daß diese Sachen ebenfalls der christlichen Zeit angehören, ist besonders aus dem Funde bey Lausanne klar, der mehrere christliche Symbole, unter ihnen Daniel in der Löwengrube wiederholt, dazu christliche Inschrift in lateinischer Sprache zeigt, daß sie germanischen Völkern gehören, wird durch den Namen Nasualdus (Naßwald) bestätigt, der auf einer Schließe bey Troyon in der Inschrift sich findet.

Es kann darum keinem Zweifel unterliegen, daß die reichhaltigen und bedeutsamen Schmucksachen, welche sich auf dieser ganzen Strecke von Ländern in der letzten Zeit gefunden haben, den germanischen Völkern angehören, welche sich im vierten und fünften Jahrhundert an der nördlichen Seite der Alpen auf römischem Gebiet erobernd niedergelassen haben und unter den Namen Burgundionen, Alemannen, Sueven und Bajuarier in die Geschichte eintreten. Die Schmucksachen beginnen mit den Zeiten ihrer ersten Ansiedlung und zeigen, daß das Christenthum unter ihnen bereits aufgenommen war. Sie erstrecken sich besonders in der Schweiz auch in spätere Jahrhunderte und bis auf die Karolinger herab.

Anlangend den Typus ihres Schmuckes und den ganzen Charakter der Arbeit, so ist er als ein originaler mit jenen Völkern nach ihren neuen Wohnsitzen gekommen, zu betrachten und sollte die Annahme unzuläßig seyn, daß dieselben unter sich selbst nicht Arbeiter von der Geschicklichkeit gehabt hätten,

wie zur Herstellung so feiner Zierrathen nöthig ist, so läßt sich vermuthen, daß die Arbeit durch servi artifices, welche sie im Kauf erworben oder durch römische Künstler geschah, welche für die Fremden und im Geschmack der sogenannten Barbaren arbeiteten.

Wichtig sind diese Funde an sich wegen ihrer Mannigfaltigkeit, Zierlichkeit und theilweisen Schönheit, als auch wegen ihrer historischen Beziehung. Sie liefern die germanischen Anfänge christlicher Kunst und beleuchten die Zustände germanischer Geschichte und Sitte, in einem Zeitraum, in welchem die Geschichte gerade über die Bildung der deutschen Völker ein nur spärliches Licht fallen läßt.

Mathematisch-physikalische Classe.

In der Sitzung am 9. November 1844 wurde nachfolgende Abhandlung des Dr. Aug. Vogel jun.: Ueber den Schwefelgehalt der Pflanzen vorgelesen.

Daß der Prozeß der Vegetation unorganische Körper bilde, daß z. B. durch das Keimen kaustisches Kali, Eisenoxyd ꝛc. entstehe, daß während des fortschreitenden Wachsthums einer Pflanze in ihren Knoten Kieselsäure gebildet werde, dieß ist eine Ansicht, der man früher allgemein huldigte, basirt auf Versuche, welche nach den damaligen Mitteln der Wissenschaft alles Vertrauen verdienten. Seitdem es aber durch die Vervollkommnung der analytischen Chemie gelungen ist, genaue Bodenanalysen auszuführen und durch verbesserte Methoden Körper in einigen Mineralien nachzuweisen, von deren Gegenwart man sonst keine Ahnung hatte, wie z. B. das Kali im Feldspath, im Kalkstein ꝛc., so hat man natürlich die Bildung einer unorganischen Substanz durch einen organischen Vorgang als völlig nichtig betrachtet und das Vorkommen aller feuerbeständigen Bestandtheile in den Vegetabilien der Aufnahme von außen, durch den Boden, das Wasser oder die atmosphärische Luft zugeschrieben. Wenn daher in jetziger Zeit, da man die Sache als längst abgethan betrachtet, eine Beobachtung gemacht wird, welche auch nur scheinbar der früheren Ansicht der Bildung unorganischer Theile durch die Vegetation günstig werden könnte, so ist es nicht zu verwundern, daß eine solche Arbeit sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen und zu Erklärungen und Widerspruch Veranlassung geben mußte. Ich erlaube mir daher, mit einigen Worten auf eine Arbeit zurückzukommen, welche vor wenigen Jahren von meinem Vater ausgeführt wurde und deren Resultate unter dem Titel: „Ueber die Absorption der Salze durch gesunde, mit unverletzten Wurzeln versehene Pflanzen“ in den Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften mitgetheilt sind. Als ein Anhang dieser Abhandlung und als ein ihr nicht wesentlich integrirender Bestandtheil werden einige Versuche über das Vorkommen des Schwefels in den Pflanzen angeführt. Es wurde dort zu beweisen versucht, daß aus einer bestimmten Menge Kressensaamen, deren Schwefelgehalt bekannt ist, Kressenpflanzen entstehen, die, obgleich in Verhältnissen gewachsen, welche die Zufuhr von Schwefel ausschließen, mehr Schwefel enthalten, als die zu ihrer Erzeugung angewendeten Saamen. Vor Allem ist zu bemerken, daß die quantitative Bestimmung des Schwefels in jenen Versuchen nur als eine annähernde bezeichnet worden ist, da es sich nur um die Frage handelte: Ist in den unter Ausschluß des Schwefels wachsenden Pflanzen mehr Schwefel enthalten, als in den Saamen, aus welchen sie entstanden? — nicht aber: Um wie viel mehr Schwefel?

Daß an die Annahme einer Bildung des Schwefels durch die Vegetation in keiner Weise gedacht wurde, sondern es nur der Zweck der Abhandlung war, das einfache Factum ohne den Versuch einer Erklärung hinzustellen, geht aus dem Schlusse deutlich hervor, wo es beym Resumé sub Nro. 14 ausdrücklich heißt: „daß nicht hinreichend genügende Thatsachen vorhanden sind, um mit Bestimmtheit nachzuweisen, woher der Schwefel, welcher sich in einigen Pflanzen befindet, entnommen werde?

Der Gegenstand ist indeß allerdings so bedeu-

tend durch die Consequenzen, welche aus der Constatirung der Thatsache gezogen werden können, daß es nicht überflüßig erscheinen darf, wenn ich es mir zur Aufgabe mache, die früheren in der Abhandlung selbst nur als annähernde Bestimmungen bezeichneten Versuche durch genaue und ausführliche zu ergänzen. Ueberdieß lag es ganz in der Absicht der nur vorläufig mitgetheilten Beobachtungen, die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken und gründliche Wiederholungen von verschiedenen Seiten zu veranlassen.

Um die Zufuhr des Schwefels von außen abzuschneiden, wurden bey den von mir angestellten Versuchen ganz dieselben Vorsichtsmaaßregeln angewendet, welche in der oben erwähnten Abhandlung schon beschrieben sind. Die Kressensaamen keimten in gestossenem Glaspulver, welches vorher untersucht sich vollkommen frey von schwefelsauren Salzen erwiesen hatte. Das Begießen der jungen Pflanzen fand mit destillirtem Wasser statt. Ueber das Gefäß, worin die Pflanzen wuchsen, war eine Glasglocke gestürzt, in welcher täglich die Luft durch neue, vorher in einer großen Flasche mit verdünnter Bleyessiglösung geschüttelte Portionen ersetzt wurde. Auf dem Boden des Tellers, welcher der Glocke zur Basis diente, befand sich eine dünne Schicht von Magisterium Bismuthi, so daß die geringste Beymengung von Schwefelwasserstoff in der Atmosphäre durch eine dunklere Färbung des Wismuthoxydes sogleich hätte bemerkbar werden müssen. Die Glocke war durch Wasser von der äußeren Atmosphäre abgesperrt.* Diese Vorsichtsmaaßregeln wurden angewendet, um einem von dem französischen Chemiker Huraut *) gemachten Einwurf zu begegnen, welcher die atmosphärische Luft als eine sehr wesentliche Quelle des Schwefels für die Vegetabilien betrachtet. Da sich durch jede Verwesung Schwefelwasserstoff entwickelt, so ist es, wie Huraut sehr richtig bemerkt, nicht zu bezweifeln, daß sich in der Luft dieser in Gasform befindet. Nur scheint es mir wahrscheinlich, daß dieses nie weit von dem

*) S. Journal de Pharmacie et de Chimie. 1843. T. III. p. 360. Th. Huraut: Sur l'origine du soufre dans les vegetaux.

Orte seiner Entstehung angetroffen wird. Es ist bekannt, daß der Schwefelwasserstoff durch die gleichzeitige Einwirkung des Sauerstoffs aus der Luft und des Wassers schnell zersetzt wird. Diese leichte Zerlegbarkeit des Schwefelwasserstoffs ist eine wohlthätige Einrichtung der Natur, denn ohne diese Eigenschaft müßte nothwendig die Atmosphäre in ihrer ganzen Ausdehnung von diesem übelriechenden Gase imprägnirt seyn. Wir wissen aber, daß in Gegenden, wo Schwefelquellen sich befinden, außer in der nächsten Nähe der Quelle durchaus kein Geruch in der Umgebung wahrzunehmen ist. So leicht nun durch Schwefelwasserstoffgas den Pflanzen, welche in der Erde wachsen, wo sich stets Körper in Verwesung befinden, Schwefel zugeführt werden kann, so halte ich diese Annahme doch nicht denkbar für Pflanzen, die wie in den zu beschreibenden Versuchen in Glaspulver wachsen, an einem Orte, in dessen Nähe sich kein Schwefelwasserstoff entwickeln kann. Wie unbedeutend übrigens der Gehalt des Schwefelwasserstoffs in der freyen Luft seyn muß, geht aus einem directen, zur Bestimmung dieses Körpers in der Luft von mir angestellten Versuche hervor. Vermittelst eines im Freyen aufgestellten Gasometers leitete ich einen beständigen Luftstrom in verdünnte Kupfervitriollösung, die sich in einem langen Cylinderglas mit engem Durchmesser befand, so daß die langsam durchstreifenden Luftblasen vom Boden des Cylinders an bis zur Oberfläche der Flüßigkeit einen Weg von $1\frac{1}{2}$ Fuß zu passiren hatten. Nach vier Wochen, in welcher Zeit der Luftstrom nur selten unterbrochen wurde, hatte sich die Flüßigkeit auch nicht im mindesten verändert. Wenn daher die Schwefelmenge in einem so großen Volumen Luft eine für uns durch empfindliche Reagentien nicht wahrnehmbare ist, so sind wir auch nicht berechtigt, sie zur Erklärung des Schwefelgehaltes in den Pflanzen zu gebrauchen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Januar.
Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Classe.

In der Sitzung am 9. November 1844 wurde nachfolgende Abhandlung des Dr. Aug. Vogel jun.: Ueber den Schwefelgehalt der Pflanzen vorgelesen:

(Schluß.)

Das Schwarzwerden von Oelgemälden mit der Zeit, das man der Vereinigung des Bleyweißes mit Schwefelwasserstoff in der Luft gewöhnlich zuschreibt, könnte indeß immer noch zur Annahme, wenn auch nur einer sehr geringen Spur von Schwefelwasserstoff in der Luft führen. Zuerst müßte man aber hier zu der Gewißheit gelangen, daß dieses Schwarzwerden wirklich in der Zersetzung des Schwefelwasserstoffs der Luft durch das Bleyweiß des Bildes seinen Grund habe. Doch auch dieß als Thatsache angenommen scheint mir die Aufnahme des Schwefels durch die Pflanzen auf diesem Wege nicht zuläßig zu seyn, da die Bilder erst nach vielen Decennien und auch dann nur, wenn sie unter ungünstigen Umständen aufbewahrt waren, ihre Farbe ins Braune ändern, während Pflanzen, von denen in unseren Versuchen die Rede ist, nur einige Monate zu ihrer vollkommenen Ausbildung nöthig haben. Dieser kurze Zeitraum scheint aber jedenfalls unzureichend zu seyn, um den Pflanzen durch die Luft eine wägbare Menge Schwefel zuzuführen.

Durch das Absperren der Glocke mit Wasser wurde bezweckt, den Zutritt der schwefligen Säure abzuhalten, im Falle sich diese entwickeln sollte.

Zur Bestimmung des Schwefels in den Pflanzen bediente ich mich folgender Methode. Der zu untersuchende Theil der Pflanze wurde völlig getrocknet möglichst fein zerschnitten oder gepulvert und mit seinem gleichen Gewichte kohlensauren Kali und Salpeter in einem Mörser innig gemengt. Dieß Gemeng brachte ich in kleinen Portionen in schmelzenden Salpeter. Erst wenn die im Fluß sich befindende Masse wieder ganz weiß geworden, wurde eine neue Portion des Gemengs eingetragen. Das Glühen des Salpeters geschah über der Weingeistlampe. Nach dem völligen Erkalten des Tiegels wurde dessen Inhalt mit heißem Wasser aufgelöst, durch Salpetersäure übersättigt und mit Chlorbaryum versetzt. Der Niederschlag entstand bisweilen erst nach einer halben Stunde. Ich ziehe diese Methode der anderen, die Pflanzen mit kochendem Königswasser auszuziehen, vor, indem stets eine sehr lange Einwirkung der Säure nöthig ist, um allen Schwefel in Schwefelsäure überzuführen.

Zu den Versuchen wurden Kressensaamen von demselben Jahrgang und auf demselben Beete gewachsen angewendet. 40 Gran dieser Samen durch sorgfältiges Aussuchen von allen fremden Theilen befreyt theilte ich durch das Gewicht in zwey gleiche Theile, wovon 20 Gran unter Anwendung der bezeichneten Vorsichtsmaaßregeln in Glaspulver zum Keimen gebracht wurden; die andere Hälfte benützte ich zur Bestimmung des Schwefels nach der bebeschriebenen Methode.

Diese 20 Gran Samen, auf gewöhnlichem Boden gewachsen, gaben 1,943 Gran schwefelsauren Baryt, was 0,268 Gran Schwefel entspricht.

Die im Dezember gesäten Samen entwickelten sich unter den erwähnten für ihre Vegetation nicht ganz günstigen Umständen zwar langsam, aber doch so, daß im März die Pflanzen in Blüthe standen und Anfangs Mai die reifen Samen gesammelt werden konnten. Nachdem die Pflanzen vertrocknet waren, wurden die Samen, Samenkapseln, die Stängel mit den Blättern, jeder Theil für sich, untersucht. Die sehr fasrigen Wurzeln verwendete ich nicht zur Untersuchung, da die letzten ihnen anhängenden Reste des Glaspulvers nicht vollkommen getrennt werden konnten. Zu bemerken ist noch, daß eine gleiche Menge Kressensamen, nämlich 20 Gran in einem Blumentopfe in gewöhnlicher Gartenerde wachsend in 3 Monaten schon, also in der Hälfte der Zeit, welche die im Glas keimenden Pflanzen brauchten, vollständig gereift waren.

Die aus 20 Gran Samen gezogenen Pflanzen wogen bey 100° C. getrocknet mit Ausschluß der Wurzeln 157,19 Gran, nach den einzelnen Theilen der Pflanze bestimmt:

48,22 Gran Samen,
28,63 Gran Samenkapseln,
106,34 Gran Stängel und Blätter.

157,19

Von den 48,22 Gran in Glas gezogenenen Samen wurden 41,35 zur Schwefelbestimmung verwendet. Der Rest der Samen in gewöhnliche Erde gesät keimte in kurzer Zeit und erzeugte ganz normale Pflanzen. Man sieht daraus, daß auch in Glaspulver, also von Humus völlig ausgeschlossenem Boden gewachsene Vegetabilien der Fortpflanzung fähige Samen hervorbringen können.

41,35 Gran Samen gaben 1,914 schwefelsauren Baryt = 0,264 Schwefel, also die ganze Menge der Samen 48,22 Gran enthalten 0,306 Schwefel. 28,63 Gran Samenkapseln gaben 0,689 Gran schwefelsauren Baryt = 0,095 Schwefel, 106,34 Stängel und Blätter gaben 0,87 schwefelsauren Baryt = 0,12 Schwefel.

Die Zusammenstellung der Schwefelbestimmungen giebt folgendes Resultat:

I.	48,22 Gran Samen enthalten	0,306	Schwefel.
II.	28,63 Gran Samenkapseln enthalten	0,095	„
III.	106,34 Gran Blätter und Stängel enthalten	0,120	„
		0,521	„

Die aus 20 Gran Samen, welche 0,268 Gran Schwefel enthalten, gezogenen Pflanzen zeigten einen Schwefelgehalt von 0,521, also um 0,253 d. i. etwas über das Doppelte mehr, als die angewendeten Samen. Es ist nicht zu übersehen, daß bey weitem nicht alle Samen in dem Glaspulver aufgegangen waren, daß ferner der Schwefelgehalt in den Wurzeln nicht mit bestimmt wurde.

Daß die Kressenpflanze einen großen Theil ihres Schwefels aus dem Boden aufnimmt, zeigt die Vergleichung der Schwefelmenge des in gewöhnlichem Boden und des in Glaspulver gezogenen Samens. Ersterer enthält 1,34 Proc., letzterer nur 0,63 Proc. Schwefel.

Der Schwefel ist unzweifelhaft eine wesentliche, wenn auch nicht unumgänglich nothwendige Bedingung des Wachtshums dieser Pflanze; dieß geht schon daraus hervor, daß die mit Ausschluß des Schwefels wachsende Pflanze beynahe das Doppelte der Zeit zur völligen Ausbildung nöthig hatte, als die in der Erde wachsende, und außerdem nicht so kräftig war.

Uebereinstimmend mit Berzelius *) ist es ganz unsere Meinung, daß man gewiß einen großen Irrthum begehen würde, wenn man aus diesen Versuchen auf eine Bildung des Schwefels schließen wollte. Nur kann dessen „Ursprung," wie es mir scheint, nicht der Methode, die in den beschriebenen Versuchen angewendet wurde, zugeschrieben werden. Es kömmt übrigens auf die Methode der Schwefelbestimmung hier nicht an, wenn sie nur in allen

*) S. Berzelius Jahresbericht 1844 p. 310.

Fällen gleichmäßig ausgeführt wird. Hier sollte nur gezeigt werden, daß Pflanzen, die in einem von Schwefel und Schwefelverbindungen freyen Boden, in einer vor Schwefelwasserstoffgas und schweflig-saurem Gas geschützten Luft und bey Benetzung mit destillirtem Wasser aus einer bestimmten Menge Samen gezogen waren, mehr Schwefel enthalten, als die zu ihrer Saat verwendete Quantität des Samens. Eine Erklärung von diesem plus des Schwefels zu geben, kann bis jetzt nicht beabsichtigt werden.

Historische Classe.

In der Sitzung am 16. November 1844 las Herr Prof. Dr. Höfler eine Abhandlung vor,

über eine neue Quelle für die Geschichte Kaiser Friedrich's I., des Rothbart.

Unter den inedirten Manuscripten der vaticanischen Bibliothek befindet sich auch eine hystoria de discordia et persecutione, quam habuit ecclesia cum imperatore Frederico barba rossa tempore Alexandri tercii summi pontificis et demum de pace facta Venetiis et habita inter eos. Bibl. Vatic. n. 5392.

Sie kündigt sich von Anfang an als von einem Venetianer zum Ruhme seiner Vaterstadt verfaßt an; obwohl sie aber solche Particularitäten hat, wie sie nur ein mit der Geschichte Venedigs wohl vertrauter Schriftsteller zu geben vermag, so zeigt sich doch sogleich, daß derselbe kein Zeitgenosse der Ereignisse war, die er beschrieb. Ganz zuletzt erfährt man sodann, daß ein gewisser Bonincontri der Verfasser derselbe war: Ego Bonincontrus licet origine mantuanus, natione quoque Bononiensis, tamen verbo et opere totus venetus et Rivaltensis Domini ducis et communis Venetorum notarius et officialis hanc predictam honorabilem ystoriam hoc claro et plano epigrammate construxi ad Dei et S. Marci laudem ac per-

petuam memoriam Venetorum. Deo gratias amen.

Man hat es hier also offenbar mit einer officiellen Geschichte Venedigs zu thun, weßhalb ich mir auch eine Abschrift des MS. nahm und den Inhalt desselben nach den Capitelüberschriften hier vorzulegen mir die Freyheit nehme.

1. Einleitung, ohne Ueberschrift.
2. Quomodo dictus Dominus Papa Alexander timore dicti edicti (des Kaisers gegen ihn) clandestine et occulte accessit Venetias ad locum sancte Marie de Karitate.
3. Quomodo Papa per quendam virum factus est notus domino duci, clero et communitati Venetorum et indutus pontificalibus vestimentis et ad ecclesiam S. Marci honorifice sotiatus.
4. Quomodo Dominus Papa induitur a Domino duce pontificalibus vestimentis.
5. Quomodo Dominus Papa investivit dictum Dominum ducem de cereo albo in ecclesia S. Marci et inde ascendit ducale palatium.
6. De legatis ad imperatorem transmissis pro tractanda pace inter dictos principes et de concessione bulle plumbee cum qua litere ambaxate tunc bullate fuerunt.
7. Responsio Domini Pape ad Dominum ducem.
8. De ordinatione literarum et ambaxate faciende Domino Imperatori.
9. De responsione quam Imperator fecit legatis predictis.
10. Quomodo dictus Dominus dux se et communitatem totam et omnem suam potentiam obtulit pro defensione dicti Sancti Patris ac sancte Matris ecclesie.
11. Quomodo Imperator contra Papam et Venetos filium ejus mittit cum LXXV galeis armatis.
12. Quid fecit Dominus dux quando audivit quod dicta armata jam venerat in Ystriam.

13. Hic dicitur quomodo dux se parat ad navale bellum et de concessione spate quam pro justitia observanda semper et defendenda Dominus Pana fecit dicto Domino Duci Venetorum.
14. De bello Domini Ducis cum filio Imperatoris conflicto et capto et de mirabili victoria dicti ducis.
15. Quomodo Dominus Papa ducem recipit cum victoria pro qua sibi anulum praebet ad desponsandum mare.
16. Qualiter filius Imperatoris petit gratiam eundi ad patrem ad tractandam pacem.
17. Hic filius imperatoris ad patrem ire permictitur ad tractandum pacem inter partes.
18. Hic filius respondit predictis verbis patris hac oratione.
19. Hic dictus Imperator precibus filii condescendit ad tractandam et habendam predictam pacem.
20. Hic filius ortatur patrem venetias accedere quo filius premictitur et accedit ad annuntiandum venetis de predictis et adventu imperatoris.
21. Hic filius Imperatoris Domino Pape, duci et Venetis sui patris adventum annunciat.
22. Qualiter Papa, dux et Veneti se preparant ad recipiendum Dominum Imperatorem Venecias accessurum.
23. De reverencia quam fecit Dominus Imperator Domino Pape in ecclesia Sancti Marci.
24. De graciarum actionibus Domini Pape et de maxima indulgentia quam Dominus Papa in dicto festo ascensionis in honorem Venetorum et animarum suarum profectum tribuit et concessit.
25. Qualiter Dominus Papa et Dominus Imperator et Dominus Dux cum eis versus romam dirigunt gressus suos et de concessione umbrelle facte Domino Duci.
26. Qualiter dicti principes recedunt de ancona et vadunt romam et de concessione tubarum argentearum et vexillorum facta Domino Duci. —

Hiezu folgendes:

Als ich mich im Mai-Monate des Jahres 1834 in Venedig befand, besah ich mit mehreren Freunden die Gemächer des herzoglichen Pallastes, in welchen sich Gemälde von denkwürdigen Begebenheiten aus der Geschichte der Republik befinden; unter ihnen die Darstellung des Seesieges der Venetianer über die Galeeren Kaiser Friedrich Barbarossa's und die Gefangennehmung des kaiserlichen Admirals, des Prinzen Otto, der dann von P. Alexander III. und dem Dogen Ziani auf sein Ehrenwort entlassen, sich zu seinem Vater begiebt und dessen Aussöhnung mit der Kirche bewirkt. Da der Gegenstand uns unbekannt war, wie denn diese Ereignisse von deutschen Quellenschriftstellern nicht erwähnt werden, so wurde er Grund vielfachen Gespräches mit unserem gefälligen Freunde und Führer, dem uns so früh entrissenen Grafen v. Platen, sowie einer Aufforderung von Seiten dieses in italienischer Geschichte einst so bewanderten Mannes, die Sache um so reiflicher zu untersuchen, als gerade Raumer sie mehr verworfen als widerlegt hatte. Die baldige Abreise von Venedig, der Besuch anderer italienischer Städte und endlich Studien, die den Endzwecken der Reise mehr entsprachen, ließen mich diesen Gegenstand auf gelegnere Zeit verschieben, fast vergessen. Erst als ich in Florenz in einer notizreichen Chronik der Riccardiana dieses Ereigniß nach der Angabe der Venetianer erzählt fand, wurde meine Aufmerksamkeit aufs Neue dahin gelenkt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 3.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Januar.
Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 16. November 1844 las Herr Prof. Dr. Höfler eine Abhandlung vor,

über eine neue Quelle für die Geschichte Kaiser Friedrich's I., Barbarossa.

(Schluß.)

Aber theils war der Chronist von der Zeit des Ereignisses zu weit entfernt, als daß er für authentisch gelten konnte, theils mir selbst der Gegenstand für die Studien, welche ich in Florenz betreiben wollte, zu entlegen, ich konnte mich auch dießmal nur flüchtig damit beschäftigen. Später im Februar 1836, als ich mir den obenbezeichneten Coder aus der vaticanischen Bibliothek geben ließ, welcher, wahr oder falsch, in seiner Art jedenfalls Original ist, beschloß ich eine Abschrift davon zu nehmen und in den Freystunden den Gegenstand reiflicher zu untersuchen. Der Coder ist auf Pergament und wahrscheinlich im vierzehnten Jahrhunderte geschrieben. Der Gang der Erzählung ist kurz folgender:

P. Alexander III. in der Verfolgung, welche Kaiser Friedrich Barbarossa bereits seit 18 Jahren über die Kirche verhängte, zuletzt persönlich bedroht, flüchtete sich, als kein Ort auf dem Continente Italiens ihm mehr Sicherheit gewährte, verkleidet nach Venedig, wo er von Niemanden erkannt, einem gewöhnlichen Geistlichen gleich in S. Maria della Carità einige Zeit verborgen lebte. Hier aber wird er von einem Manne, der ihn öfters in Rom gesehen hatte, erblickt und nun sogleich dem Dogen Sebastian Ziani, der bereits Kunde von der Flucht, doch nicht von dem Aufenthalte des Papstes erhalten hatte, Nachricht gegeben. Dieser erkundigt sich genau und als kein Zweifel obwaltet, ordnet er sogleich eine feyerliche Procession an und begiebt sich mit dem Patriarchen, der ganzen Clerisey und den angesehensten Layen nach S. Maria. Sie überraschen den Papst als er in dem Chiostro die Horen betet; er will fliehen, als der Doge sich vor ihm niederwirft, ihm die Füße küßt und ihn mit dem päpstlichen Ornate bekleidet. Nun wird der Papst unter allgemeinem Jubel nach S. Maria geleitet; der Doge bietet ihm daselbst den Schutz und die Hülfe der Republik an und der Papst, dankbar das Anerbieten annehmend, überreicht ihm nun als erste der Ehren, die er Venedig zu ertheilen gedenkt, die weiße Kerze. Hierauf werden mit Genehmigung des hl. Vaters zuerst Gesandte an den Kaiser abgeschickt, den Frieden zu unterhandeln; dieser aber, obwohl er sie als von Venedig abgeschickt ehrenvoll aufnimmt, verlangt nichts weniger als Gefangensetzung und Auslieferung des Papstes und droht im Weigerungsfalle mit 75 Galeeren gegen Venedig zu ziehen. Auf dieß Verlangen beginnt der Papst in seinem neuen Asyle zu zagen; der Doge aber erklärt sich zum Kampfe für die Kirche bereit und Alexander dadurch ermuthigt ernennt nun die Venetianer zu Söhnen und beständigen Vertheidigern der Kirche; noch mehr, als der Doge mit 30 Galeeren gegen die bereits sich nahenden 75 kaiserlichen ausziehen

will, überreicht ihm der Papst ein Schwert, es zu tragen zur Vertheidigung der Gerechtigkeit. Mit diesem siegt der Doge nicht nur, sondern bringt auch des Kaisers Sohn, Otto, gefangen nach Venedig. Auf dieß übergiebt ihm der Papst einen Ring, sich jährlich mit dem Meere zu verloben, da keiner so wie er Wächter und Beschützer des Meeres sey; Otto aber, als er sich anbot, seinen Vater zur Annahme des Friedens zu bewegen, wird von dem Papste und dem Dogen nach Apulien entlassen und dort von den Seinigen, die den wahren Grund seiner Ankunft nicht wissen, mit Jubel empfangen. Er aber bekennt weßhalb er gekommen sey und weiß seinen Vater so für sich zu gewinnen, daß der Kaiser sich selbst auf den Weg macht, in Venedig Frieden mit der Kirche zu schließen. Otto eilt ihm voraus und wird von Papst und Doge im Triumphe aufgenommen. Am folgenden Tage kömmt auch der Kaiser und nun ereignet sich jene Scene, wie sie Vasari in der Sala regia des vaticanischen Pallastes mehr menschlicher Ansicht als der Wahrheit zu Liebe dargestellt hat. Während so der Kaiser erniedrigt wird, bewilligt der Papst der Kirche von S. Marco, daß daselbst die Feyer des Himmelfahrtfestes ebenso gehalten werde wie in der Kirche des Apostelfürsten zu Rom; dem Dogen aber noch besonders zu Ancona, wohin sich die 3 Fürsten gemeinsam begeben, gleiches Recht des Sonnenschirms, wie dieß der Kaiser genoß, so daß dieser unwillig ausruft, er habe bis jetzt dafür gehalten, es gäbe nur 2 Herrschaften in der Welt, die des Papstes und die seine, nun aber sey durch den Herzog von Venedig eine dritte hinzugekommen. Der Papst aber dessen ganz unbekümmert, vermehrt noch vor den Mauern Roms die Privilegien des Dogen mit einem neuen: Trompeten und Standarten wie die Römer, und bleyerne Siegel an den Bullen haben zu dürfen. So weit die vor uns liegende Erzählung. Mit ihr stimmt ein italienisches Gedicht in Terzinen, von Pier di Natale, vescovo Equilino, der 1370 starb, verfaßt, vollkommen, ja fast bis auf den Wortlaut überein. Es befindet sich auf der Bibl. Casanatensis in Rom, durfte aber nur eingesehen, nicht copirt werden. Ebenso von den mir zugekommnen Handschriften die oben erwähnte Riccardianische Chronik und der Verfasser der Chronik in cod. Palat. Rom. 971. Ich

bemerke nur, daß der Verfasser unsrer Historie, so wie jener Bischof, venetianische Unterthanen waren und ausdrücklich zur Ehre Venedigs schreiben wollten, wie dieß die überall durchgehende Erhebung des Dogen über den Kaiser, ja sogar auch über den Papst hinlänglich zeigen, und wende mich den Werth dieser Erzählung zu erläutern.

Es ist, bekanntlich nicht das erste Mal, daß der Widerspruch der venetianischen Chroniken mit den deutschen besprochen wird. Schon Bardi im Jahre 1584 in seiner vittoria navale ottenuta contra Othone figlinolo di Federigo I. Venet. hatte gestützt auf Obo und andere venetianische Schriftsteller den Ansichten seiner Landsleute die Oberhand zu gewinnen gesucht. Es waren aber damals eine Menge jetzt bekannter Quellen noch nicht bekannt oder ihr critischer Werth nur wenig ermittelt. Dennoch widersprach bereits der Cardinal Baronius in seinen Annalen, sich auf die ihm bekannten archivalischen Documente und Chronisten berufend, die je näher sie selbst der Zeit nach jenem Ereignisse stehen, den venetianischen Behauptungen desto offener widersprechen. Gegen ihn trat 1617 der Benedictiner Olmo in seiner venuta di Alessandro III. in Venezia auf, und suchte durch 27 Argumente, die er mit den Aussprüchen verschiedener Schriftsteller, aus Inschriften, Traditionen ꝛc. zusammenhäufte und dabey auch unsers Bonincontri's erwähnt, den er aber ungeschickter Weise zu einem Abte von S. Cyprian in Murano machte, dies Ereigniß für Venedig zu vindiciren. Gegen dieses mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit und scheinbarer Evidenz geschriebene Buch machte der päpstliche Archivar Contelori seine concordia inter Alexandrum Pp. III et Fridericum I. Imp. 1632 fol. bekannt, und widerlegte darin seinen Gegner, ihm Schritt für Schritt folgend, so, daß er die von jenem angeführten Autoritäten wegen der Zeit ihrer Abfassung, für werthlos oder wegen Unterschiebung von Stellen, die in den Originaltexten fehlen, für ganz ungiltig darzuthun vermochte, Olmo's Einwürfe über falsche Critik auf ihn selbst zurückwarf und endlich bis zur Evidenz nachwies, daß die ganze Erzählung nach den venetianischen Quellen nichts andres ist, als eine Uebertragung späterer, jedoch verfälschter Begeben-

heiten unter Friedrich II. auf Friedrich I. Der Papst ist Gregor IX., der Prinz Otto ist der Cardinallegat Otto, der auf genuesischen Schiffen die französischen Prälaten zum Concil nach Rom bringen sollte, aber von König Enzius und den Pisanern gefangen, von dem Kaiser die Erlaubniß erhielt, zu dem Conclave nach dem Tode P. Gregors IX. zu gehen; jedoch unter der Bedingniß, er müsse, wenn er nicht selbst zum Papst erwählt würde, wie Prinz Otto nach der Darstellung der Venetianer in sein Gefängniß zurückkehren. Weil er aber dann als Friedensvermittler auftritt, die Venetianer in dem adriatischen Meere die Uebermacht behaupten und treue Verbündete des apostolischen Stuhles bleiben — Civitas Venetorum, schreibt P. Innocenz IV. ep. 114 anno Pontific. 4. continuavit sinceritatis affectum eamque cordis constantiam servavit, ut inter civitates alias fidelitatis titulo specialiter insignita illas exemplo suo ad ejusdem ecclesiae obsequium laudabiliter animavit — sey alles dieß entlehnt worden, ein Mährchen zu bilden, wie deren im Mittelalter durch blinde Uebertragung des Einen auf das Andere so viele entstanden, und zwar allen Zeugnissen zufolge gar manches Decennium erst nach Friedrich II. Contelori. p. 163.

Ist somit durch Contelori der Werth der venetianischen Erzählungen berichtigt worden, so ist nur noch die Frage, wie denn diese entstanden sind und in welchem Verhältnisse unser Schriftsteller, herzoglicher Notar und Official, zur Verbreitung derselben stehe. Die Ankunft des ersten Fürsten der Christenheit in die Inselstadt um durch eine feyerliche Versöhnung mit der Kirche factisch zu widerrufen, was seit 18 Jahren das Ziel seines Strebens war; der Anblick, wie Friedrich Barbarossa, der seit Carl dem Großen seines Gleichen nicht hatte, kaum an der Piazzetta an's Land gestiegen, als er den Papst erblickte, laut Gott dankte und mehr als menschlich ergriffen, den kaiserlichen Mantel von sich warf, um zu den Füßen des Mannes zu sinken, *) den er verfolgt und geächtet hatte und der nun vor ihm stand wie der Fels, den die Pforten der Hölle nicht überwinden können — alles dieß mußte in Venedig zur lebendigsten Tradition werden, die auf entfernte Geschlechter überging, und von Tausenden gesehen mit der Zeit zu Tausenden von Veränderungen und Zusätzen, Anlaß geben, selbst wenn die Venetianer von Natur aus weniger dazu geneigt gewesen wären, als sie wirklich waren und sind, und in jenen Zeiten Begebenheiten auch weniger durch mündliche Fortpflanzung überliefert worden wären.

Wenige Jahrzehnte nach diesem denkwürdigen Ereignisse war durch venetianische Macht und List das oströmische Kaiserthum, von welchem das abendländische bisher nur als ein durch Usurpation abgerissener Bestandtheil betrachtet worden war, umgestürzt und dem Herzoge von Venedig zum Besitze angetragen worden. Dieser schlug es aus, dem weltlichen Haupte der Christenheit dadurch gleich zu werden, und begnügte sich mit 3 Viertheilen des Reiches und dem Herzogshute von Venedig. Ob spätere Zeiten dieß Verfahren gut hießen, mag aber sehr die Frage seyn. Wie dem auch sey, Venedig hatte den wesentlichsten Antheil an der Demüthigung der Kaiser des ost und weströmischen Reiches gehabt und als mit dem fortwährenden Steigen der Macht und des Reichthums unbegränzter Stolz, das Erbübel Venedigs, überhand nahm, so lag die Begierde, dem Kaiser des Abendlandes, zu dem ja Venedig noch immer gerechnet wurde, gleichzustehen, wenigstens nicht ferne. Daß nicht alle der oben erwähnten Privilegien Venedig erst in der Zeit K. Friedrichs I. ertheilt wurden, ist sicher; nicht minder gewiß, daß der venetianische Uebermuth sich ihrer zu größerem Glanze der Republick trefflich zu bedienen wußte. Bey solchen Absichten mußte es nicht wenig gelegen kommen, daß nach einer in Dandolo's Chronik vorkommenden Nachricht, (wenn überhaupt nicht diese ganze Stelle eingeschoben ist) Fr. Petrus de Clugia, wahrscheinlich in den ersten Jahrzehnten des vierzehnten Jahrhunderts, die in Venedig circulirenden Sagen von der Demüthigung Kaiser Friedrichs I., der vorausgegangenen Seeschlacht u. dgl. in einem lat. Gedichte zusammenfaßte, das so viele Aehnlichkeit mit des Bischofs Pier de Natale ital. Gedichte enthält, daß ich versucht bin, die beyden Peter ent-

*) Nobis sicut summo Pontifici obedientiam et reverentiam exhibuit, schrieb P. Alexander hievon und nicht mehr.

weder für ein und dieselbe Person oder wenigstens das Werk des letzteren für Nachbildung des ersteren zu halten.

War einmal, und dieß ist gewiß, ein Dichter, ob Peter de Clugia oder Peter de Natale ist gleich, der erste, der sich mit jenem Gegenstande beschäftigte, so darf man auch für gewiß annehmen, daß er diesen mehr auffaßte, wie ihn die allgemeine Sage als wie ihn die in den Archiven ruhenden Urkunden darstellen, und so beschrieb wie es der größeren Ehre Venedigs angemessen war; zweytens, daß die einmal in das Gedicht aufgenommene Erzählung dadurch eine Stätigkeit erhielt, von welcher man nicht mehr abweichen konnte, ohne die Ehre Venedigs zu verletzen und der jetzt festgestellten Meinung der Venetianer über diesen Gegenstand Hohn zu sagen. Und so geschah es denn, daß als ein herzoglicher Notar einen Punkt aus der Geschichte auswählte, um sein schriftstellerisches Talent zur Ehre Venedigs zu versuchen, er keinen passenderen finden konnte als diesen, welcher bereits in aller Munde lebte, und dadurch der Volkssage nun vollends den Stempel des Officiellen aufdrückte; denn das hatte allein noch gefehlt um einige Jahrhunderte mit einem Mährchen, einer fabula Veneta wie die Randbemerknng des Cod. Palat. 971 sagt, zu hintergehen, das seines Gleichen nur in der Fabel von der Päpstin Johanne und dem Zauberer Papst Sylvester findet — die Darstellung dieses Geschichtchens in Prosa, durch eine venetianische Amtsperson.

Bewährte Kritiker mögen untersuchen, ob die venetianische Geschichte nicht in andren Zeitabschnitten Aehnliches aufzuweisen habe; vielleicht gar die sogenannte sagorninische Chronik auf ähnliche Weise entstanden sey. Wird ja doch von der vielbenützten salernitanischen Chronik etwas Aehnliches behauptet und damit so Vieles umgestoßen, was zu seiner Zeit von den mit Vorzug kritisch sich nennenden Geschichtforschern mit großer Emphase behauptet wurde.

Verzeichniß

der in den Monaten Juni, Juli, August 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

I.

Vom Inlande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Von dem historischen Vereine von Schwaben und Neuburg in Augsburg:

Combinirter Jahresbericht für die Jahre 1842. 1843. Augsburg 1844. 4.

Von dem historischen Vereine von Oberfranken in Bayreuth:

Jahresbericht für das Jahr 1843/44. Bayreuth 1844. 8.

Von dem historischen Vereine von Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg:

Archiv. Achter Band. Erstes Heft. Würzb. 1844. 8.

Album für die Inauguration des Denkmals Walthers von der Vogelweide. Würzburg. 1843. 8.

Von der k. Universität Erlangen:

Die hundertjährige Jubelfeyer der Universität Erlangen 1843. Erlangen 1844. 4.

Narratio Saecularium Academiae Erlangensis diei tertii quo die XXV M. Augusti 1843. Doctores honoris causa creati renuntiabantur. Erlangae 1844. 4.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. VIII. Heft III — VI. incl. Landau 1844. 8.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Vom Hrn. Dr. Andreas Buchner, geistl. Rath und Prof. in München:

Allgemeine praktische Philosophie zum Gebrauch für Vorlesungen. München 1844. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Januar.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Aristotelis Organon graece. Novis auxiliis adiutus recognovit, scholiis ineditis et commentariis instruxit Theodorus Waitz phil. Dr. Pars prior. Categoriae, Hermeneutica, Analytica priora. Lipsiae, sumtibus Hahnii. MDCCCXLIV. XXXII. 540.

In neuerer Zeit hat Aristoteles die Aufmerksamkeit der Philosophen und Philologen in höherem Grade als vordem in Anspruch genommen. Der einzige Herrscher in der Litteratur das ganze Mittelalter hindurch im Oriente wie im Occidente theilte er beym Wiederaufblühen der Wissenschaften seine Macht mit Plato, war aber — jetzt erst in seiner eigenen Sprache recht zugänglich und vielfach studirt — schon im sechzehnten Jahrhunderte vielfachen Anfeindungen ausgesetzt, bis die Entdeckungen in der Physik, namentlich durch Kepler, seine physikalischen Sätze, nach welchen noch immer gelehrt worden, als falsch nachgewiesen, und damit aller Autorität des Aristoteles ein Ende gemacht haben. Von nun an hatten seine Ansichten auf jenem Gebiete nur geschichtlichen Werth, und der großen Bewunderung früherer Zeiten folgte eine eben so große Geringschätzung. Man wird kaum einen berühmten Philologen des siebenzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts — und doch war dieses die Zeit der Polyhistoren, welche jede Kleinigkeit und die spätesten Auswüchse der Litteratur hervorgesucht und commentirt haben — ich sage, man wird keinen finden, der den Aristoteles auch nur einer oberflächlichen Aufmerksamkeit gewürdigt hätte. Erst das neue Aufleben der Philologie in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts suchte die Gleichgültigkeit für den griechischen Philosophen zu entfernen; man sah bald, daß aus dieser Fundgrube noch viele unbeachtete Schätze zu heben seyen, auch forderte die Philologie, das gesammte Alterthum umfassend, daß eine so bedeutende Erscheinung wie Aristoteles, der solch außerordentlichen Einfluß auf seine und die folgenden Zeiten geübt hatte, nicht bloß oberflächlich gekannt würde. Daraus entstanden die Bearbeitungen einzelner Schriften durch Hermann, Schneider, Zell, bis auf Schleiermachers Veranlassung die k. Akademie in Berlin durch Immanuel Bekker eine auf die besten vorhandenen handschriftlichen Hilfsmittel gestützte Gesammtausgabe der Schriften veranstaltete, welche selbst wieder die Thätigkeit vieler anderer hervorzurufen bestimmt war.

Anderseits hatte von den Philosophen Hegel den Aristoteles Platon gegenüber hervorgehoben, und ihn als den größten speculativen Geist gepriesen, dadurch aber manche seiner Anhänger zu einem eindringenden Studium der Schriften selbst geführt. Was aus Hegels Vorträgen in dessen Geschichte der Philosophie mitgetheilt ist, zeigt, daß er dem Studium des griechischen Philosophen nicht fremd geblieben, obschon die dort angeführten Stellen wenig Beweise einer richtigen Interpretation geben und die daselbst aufgestellten Ansichten und Urtheile vielfache Einschränkung erleiden. Das Bedeutendste, was aus seiner Schule hervorgegangen, ist Biese's Arbeit: Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksich-

tigung des philosophischen Sprachgebrauchs, aus dessen Schriften entwickelt; ein Werk, das große Erwartungen erregte. Eine Darstellung des Systemes erfordert nicht bloß den gesammten Umfang von Kenntnissen, wie sie Arist. besaß, und wie wir sie aus seinen erhaltenen Schriften uns aneignen können, sondern eine Kritik des wahren und falschen, welche die Kenntniß der Entwicklung der verschiedenen Disciplinen bis auf unsere Zeit voraussetzt. Die in der Einleitung gerühmte objective Haltung ist aber nichts anders, als daß H. Biese die Lehren und Meinungen des Arist. meistens mit den Worten des Urhebers anführt, ohne Rücksicht auf Vorgänger und Nachfolger, ohne die mindeste Andeutung dessen, was wahr oder was falsch ist und auf irrenden Weg geleitet hat. Auch hat H. Biese schon bey dem ersten Bande (1835) nur die Schwachen und Befangenen getäuscht, die jetzt erst den Geist des Philosophen erstanden glaubten, wovon man vordem keine Ahnung gehabt habe. Kundigere erkannten bald, daß trotz des großen angewandten Fleißes und des Enthusiasmus für Ar. H. B. doch viel zu flüchtig gearbeitet habe, um etwas gediegenes zu leisten; auch hat er die Sprache und Ansichten seines Meisters häufig der fremden Lehre unterlegt, so daß, wie früher Kant's Denk- und Ausdrucksweise auf Plato übergetragen worden, jetzt Ar. oft in der Hülle der neueren Philosophie aufgetreten ist.

Wie Ar. durch Hrn. Biese verhegelt worden, hat in einem tief eindringenden Artikel über die arist. Theologie der selige Kopp in diesen Blättern (1836. III. 1 — 92 und 897 — 941) nachgewiesen; niemand war dazu fähiger als er, der die Blüthe seines Lebens dem unbefangenen Studium gerade dieses Philosophen und seiner Ausleger mit aller Liebe gewidmet, nach allen Seiten und Richtungen hin die Verbindung und den Zusammenhang aller Sätze und Lehren sich klar zu machen gestrebt, den Geist des Philosophen gewiß wie wenige vor ihm in sich aufgenommen, zuletzt aber doch von ihm sich wenig befriedigt gefühlt und den Durst nach Wissen anderswo zu stillen gesucht hat; ein Schicksal, das vielen eifrigen Anhängern des Ar. begegnet ist und noch manchen begegnen wird, womit dieser sich trösten muß, da er es in seinem ganzen Wesen selbst verschuldet hat; denn so außerordentlich groß die Fülle seines Wissens ist, so bewundernswerth sein Scharfsinn und seine Gewandtheit, überall das Allgemeine und Eine aus dem Vielen aufzudecken, ihm fehlt der erhebende Geist Platons, der leicht da beginnt, wo jener mit Mühe endet, und über das irdische Leben hinaus in seiner intelligiblen Welt sich allein heimisch fühlt; ein Verhältniß beyder, das die Alten recht gut erkannt und nach ihrer Weise kurz und kräftig in einer spielenden Antithese mit den Worten ausgedrückt haben: *Πλάτων ἀεὶ φυσιολογῶν θεολογεῖ, Ἀριστοτέλης ἀεὶ θεολογῶν φυσιολογεῖ* (Scholia in Aristot. p. 27 Br.). Platon ist in der Weltschöpfung seines Timäus ideal, Aristoteles kann, auch wenn er von Theologie redet und transcendental wird, den Empiriker und Physiker nicht verläugnen.

H. B. muß jedoch, nach dem Vorworte zum zweyten Bande zu urtheilen, Sinn und Bedeutung jener Anzeige Kopp's wenig verstanden haben, wenn er diesem Gelehrten für die Anerkennung seines Werkes tief empfundenen Dank ausspricht; im Verlaufe äußert er sich S. 81: „manche schöne Anregung verdankt der Verfasser dem Hrn. Recens., nur kann er Ein Bedauern auszusprechen nicht unterdrücken, daß nämlich der verschiedene philosophische Standpunkt ein so unüberwindliches Hinderniß zur gegenseitigen Verständigung darbietet und gerade über die wichtigsten und höchsten Angelegenheiten Mißverständnisse erzeugt," eine gewöhnliche Phrase, womit man die eigene Schwäche zu verhüllen oder die Competenz anderer abzuweisen sucht. Nur die Lehre des Arist. und Sinn und Bedeutung dieser war darzulegen, davon aber ist gezeigt worden, daß ihr H. B. anderes untergelegt hat.

Der erste Band behandelt in einer fortgesetzten ausführlichen Paraphrase Logik und Metaphysik, der zweyte (1842) liefert eine Darstellung der besondern Wissenschaften, eine Eintheilung, die ich bey aller Annäherung des Schlusses der Analytik mit der Metaphysik nicht zu rechtfertigen weiß. Dem Arist., der durchweg ein Physiker ist, wenn auch der speculativste und geistreichste, ist die Physik die Grundlage alles Forschens und Untersuchens, deren weiterer

Bau zur Vollendung, zur πρώτη φιλοσοφία, der Metaphysik, führt. Man mußte erwarten, daß H. B. in der begonnenen Art fortfahren würde; dagegen finden wir die physikalisch-physiologischen Schriften, welche den größern Umfang der arist. Werke ausmachen, in eins zusammengeworfen und verkürzt, daß z. B. die acht Bücher der φυσικὴ ἀκρόασις auf den Raum von S. 35 — 57 gedrängt erscheinen, um dann wieder in behaglicher Breite und der alten paraphrastischen Form sich über die Ethik, Politik, Rhetorik und Poetik (S. 235 — 732) ergehen zu können. Man sieht, daß H. B. dem, was Ar. Grund und Boden ist, ziemlich ferne steht. Vergebens wird man die Entscheidung von wichtigen Fragen suchen, sie sind großentheils stillschweigend umgangen, oder, wo ihrer Erwähnung geschieht, wird mit der Lösung auf spätere Zeiten vertröstet. Bey aller Ausführlichkeit ist doch manchmal wesentliches unbeachtet geblieben; hätte der Verfasser zuerst zu *seinem* eigenen Gebrauche von jedem einzelnen Werke des Ar. den erforderlichen Auszug gemacht, so hätte der Ueberblick des Ganzen jeden Fehlgriff der Art ferne gehalten; nun finden wir z. B. in der Poetik S. 723 die Capitel 19 — 23, die zur Construction des Ganzen gehören, und S. 728 das 25ste Capitel ohne alle Bemerkung stillschweigend übergangen.

Wir wollen mit diesen und ähnlichen Ausstellungen den Werth der mühevollen und immer noch verdienstlichen Arbeit des Hrn. B. um so weniger verkennen, als er sich in der Einleitung zum zweyten Band sehr empfindlich zeigt, müssen jedoch gestehen, daß nicht das geleistet worden, was wir erwarteten, oder er selbst geleistet zu haben meint, und können in dieser Hinsicht dem Urtheile des Hrn. Waitz p. XI — XII im ganzen nur unsere Zustimmung geben. Wiederholtes Studium wird die beste Belehrung geben und es wird nur davon abhängen, daß H. B., der alle δύναμις gediegenes zu leisten besitzt, nicht bereits mit Ar. zum vollen Abschlusse gekommen zu seyn glaubt, sich bleibendere Verdienste um diesen wichtigen Autor zu erwerben.

H. Waitz nämlich hat sich die besondere Bearbeitung der logischen Schriften zur Aufgabe gestellt. Was ein Herausgeber auch in kritischer Beziehung zu leisten hat, ist erst durch Imm. Bekker recht klar geworden, dessen vielfach selbst von Philologen verkannte Absicht keine andere gewesen, als den Text nach den ältesten und besten Handschriften zu constituiren, um eine sichere Basis zu gewinnen, auf der weiter fortgefahren werden könne, und es ist verkehrt, ihn dafür verantwortlich zu machen, die griechischen Commentatoren nicht zu Rathe gezogen und aus diesen jede Verschiedenheit angezeigt zu haben. Bekker wollte nicht das Ende, vielmehr nur den Anfang eines für uns möglichst gereinigten Textes geben; das weitere haben die zu leisten, welche die einzelnen Theile genau untersuchen wollen. In diesem Sinne hat H. W. für das Organon nicht nur neue Hülfsmittel in Paris und Italien gesammelt, sondern selbst die von Bekker gebrauchten Handschriften einer nochmaligen Vergleichung unterworfen, und was jenem entgangen, berichtigt. Wir sind ihm für diese letzte Bemühung nicht geringeren Dank als für die neu gelieferten Zugaben schuldig. Bekker hat nur drey Handschriften benutzt, darunter aber die zwey ältesten, die existiren — die arist. Codices sind sehr zahlreich vorhanden —, die dritte giebt einen corrigirten Text und ist im ganzen die Vulgata, so daß wir erst durch die Berliner Ausgabe den frühern Zustand dieser Bücher kennen gelernt haben. Darum ist es so wichtig, zuverlässige und wiederholt revidirte Collationen der ältesten Codices zu besitzen, und es wird die Nothwendigkeit eintreten, die trefflichen Hilfsmittel zu Isocrates, Demosthenes u. a. zur Hebung aller etwa entstehenden Bedenken nochmaliger Einsicht zu unterwerfen. Zu den Categorien hat H. W. vier Codices, zu dem Buche de interpretatione fünf vollständig verglichen, außerdem theilweise an verschiedenen Stellen mehrere eingesehen, und deren ausführliche Beschreibung p. 1 — 28 gegeben, so daß man sieht, daß er seine Aufgabe sich nicht leicht gemacht, sondern mit allem Ernste aufgefaßt und ausgeführt habe.

Vorliegender erster Theil enthält die Categorien, das Buch vom indicativen Satze, *) und die erste Ana-

*) Der Herausgeber glaubt die Bezeichnung περὶ ἑρ-

lytik; dem die zweyte Analytik mit der Topik folgen wird. Man hat diese Schriften so geordnet, um von der Lehre der Begriffe zu den Urtheilen, von diesen zu den Schlüssen den Uebergang zu bilden. Was die Categorien sind oder seyn sollen, haben alte und neue Erklärer gefragt, da Ar. im Buche selbst die Antwort schuldig geblieben. Daß grammatische Betrachtungen dazu geführt hätten, suchte Trendelenburg nachzuweisen, und es ist gut darauf hingewiesen zu haben, wenn wir uns auch von der Richtigkeit dieser Angabe schwer überzeugen können; vielmehr haben beyde eine gemeinsame Quelle, und wie die Grammatik die Elemente zerlegt und formell betrachtet, so materiell die Categorien, wenn gleich die strenge Scheidung nicht möglich ist. So oft auch Ar. von den Categorien spricht, er redet nie von einer Schrift darüber und es scheint ein Mißverständniß des Simplicius, wenn er (Fol. 4 §. 23 Bas.) um die Aechtheit zu beweisen, sagt, Arist. nenne sein Buch zum Unterschied von dem des Archytas in andern Schriften δέκα κατηγορίας, und man müßte daher entweder jene mit für unächt halten, oder dieses als ächt anerkennen. Wenn H. W. meint, in den ὑπομνήματα sey bewiesen worden: categoriarum divisionem ita comparatam esse, ut nihil extra eam cadat, so liegt dieses nicht in den Worten des Derippus; dort ist nur die Rede, welche Stelle in der Categorienlehre den abgeleiteten privativen Wörtern und Begriffen zukomme, z. B. dem ἀνυποδετεῖν. Vergleiche Simplicius Fol. 16 §. 34.

(Fortsetzung folgt.)

μηνείας rühre wie das Buch von Arist. selbst her, weil von der Sprache auch im allgemeinen gesprochen wird; das ist aber nur die Einleitung, um zum λόγος ἀποφαντικὸς zu gelangen, nicht der Inhalt des Buches; die richtigste Benennung wäre wohl περὶ καταφάσεως καὶ ἀποφάσεως.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königreich Ungarn und die damit verbundenen Theile. Th. 1. 2. Leipz. 1843.

H. J. Stephen, Handbuch des englischen Strafrechts und Strafverfahrens. A. d. Engl. übers. von E. Mühry. Abth. 2. Götting. 1843.

Dr. A. F. H. Schaumann, Geschichte des zweyten Pariser Friedens-Schlußes für Deutschland, aus Aktenstücken. Götting. 1844.

A. C. E. von Grone, Geschichte der corporativen Verfassung des braunschweigischen Ritterstandes. Hannover 1842.

Die Gesetze, Verordnungen ꝛc. betreffend die Provinzial- Kommunial- und Kreisstände in Preußen. Berlin 1843.

Geschichte der Entwicklung und Thätigkeit der allgemeinen Stände des Königreichs Hannover. Leipzig 1842.

D. J. H. Goldhorn, Die theologische Literatur des Jahres 1841. Leipzig 1843.

Waarheid in Liefde, een godgeleerd Tijdschrift voor beschaafde christenen. Jaargang 1844. Groningen.

Eusebii historiae ecclesiasticae libri decem. Annotationes variorum. Lond. 1842.

Saint-René Taillandier, Scot Erigène et la philosophie scholastique. Strassb. 1843.

Dr. F. W. C. Umbreit, Commentar über die Propheten des alten Bundes. Bd. I. Th. 3. Hesekiel. Hamburg 1843.

Dr. Fr. W. Umbreit, Der Knecht Gottes. Beytrag zur Christologie des alten Testaments. Hamburg 1840.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Januar.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Aristotelis organon graece.

(Fortsetzung.)

Aus seinen verschiedenen Werken können wir entnehmen, wozu Ar. die Categorien aufgestellt, und welchen Vortheil er davon gezogen habe. Schon Simplicius erwähnt einiges, mehreres führt Brandis in seiner Abhandlung über das Organon an, und ich hätte gewünscht, H. W., der die meisten Stellen gesammelt, hätte auch überall nachgewiesen, wie und bey welcher Gelegenheit Arist. in der Logik, Physik, Ethik seine Categorien geltend macht, bald um Principien fest zu stellen, bald um Definitionen zu finden oder prüfen, bald um Ansichten anderer, zumal Platon's, zu bekämpfen.

H. W. hat die Untersuchung über Aechtheit der Schrift übergangen und sich mit den Angaben Brandis *) begnügt (XIV); hätte er das nicht gethan, wir würden manche beachtungswerthe Bemerkung in seinem Commentare lesen und vielleicht hätte dieser an der einen oder anderen Stelle auch auf die Critik seinen Einfluß geübt. Es ist Object der Philologie, die Schriften der Alten nach jeder Seite hin zu prüfen, zumal wenn, wie von Ar., so viele und verschiedene vorhanden sind. Die Peripatetiker haben, so sehr auch in Form der Sprache sie ihrem Meister nachzustreben suchten, doch jeder seine Eigenthümlichkeit, an der sie auseinander gehen; sie gestalteten die ursprünglichen Werke nach ihrer individuellen Ansicht um, und sind dem Inhalte nach und in der Durchführung des Gegenstandes ganz gleich — alles ist von ihrem großem Lehrer — doch dem Ausdruck und der Form nach verschieden. Um so mehr müssen wir das hervorheben, was uns eigenthümlich und mit den sichersten Werken des Arist. sprachlich differirend erscheint. Simplicius (fol. 4.) sagt, Adrastus erzähle, es gebe noch ein anderes Buch, Categorien genannt, gerade so groß und dem Inhalte nach nur wenig verschieden; er selbst also kannte es nicht, und es war diese Umarbeitung vielleicht in der Art wie wir das siebente Buch der Physik kennen; ob die zwey unten zu erwähnenden Stellen darauf Beziehung haben, läßt sich nicht entscheiden. Ich habe schon anderswo berührt, daß z. B. γε μήν in den ächten Schriften dem Ar. ganz fremd ist, in den untergeschobenen oder aus den ächten excerpirten aber finden wir diese Partikeln außerordentlich häufig, wie denn überhaupt die Partikeln den Stil recht kenntlich machen.

Von dieser formellen Seite betrachtet, finde ich in den Categorien gar manches, was ich in andern Schriften des Ar. vergebens suche; ich will einiges hervorheben. Der Gebrauch der Partikel δέ γε in mannigfacher Verbindung wie ὡς δέ γε 2. b 17. 3, 1. b, 7. ἐὰν δέ γε 7. b 1. ἡ δέ γε 4, 5, 17. 8, 3. τὸ δέ γε 8, 8. τὴν δέ γε 8. b. 15. muß jeden Leser befremden. Die erste Analytik gibt diese allerdings eilfmal, aber darunter achtmal bey Bezeichnung von Buchstaben als Formen der Figuren,

*) Ist H. W. Brandis Varietas lectionis Aristotelicae vielleicht unbekannt geblieben? Brandis theilt dort auch eigene Vermuthungen mit, von welchen ich mich nicht erinnere, daß sie in der neuen Ausgabe beachtet sind.

wie τὸ δέ γε *A*, τὸ δέ γε *M*, also bey einem dreymal größeren Volumen als die Categorien, noch immer nicht so oft als diese, in welcher es siebenzehnmal wiederholt wird. Die zweyte Analytik kennt diese Verbindung, meines Erinnerns, gar nicht, eben so wenig das Buch περὶ ἑρμηνείας, u. a. auch ist es nicht die Zahl, welche hier entscheiden soll, als vielmehr die Art und Weise, wie diese Partikeln gebraucht werden. Ferner καὶ—γε; eben so eigen durch seine Wiederholung ist die zweyte Person des Verbum wie κατηγορήσεις, ἀποδώσεις, ἐρεῖς, φήσεις, ἔχοις ἄν, εἴποις ἄν, λάβοις ἄν, das ermüdende stets wiederkehrende λέγεται, in wenigen Zeilen fünf, sechsmal, was alle Gleichgültigkeit des arist. Stils übertrifft, oder des ἀποδοῦναι, des δοκεῖ, das der Verfasser gar nicht nach der Weise des Ar. von den sichersten und ausgemachtesten Sätzen gebraucht p. 2, 7. 5, b, 39. wie denn dieses Scheinen eine eigene Milderung der Gedanken erzeugt p. 10, 17 τὸ δὲ μανὸν καὶ τὸ πυκνὸν . . . δόξειε μὲν ἂν ποιόν τι σημαίνειν, ἔοικε δὲ ἀλλότρια τὰ τοιαῦτα εἶναι . . δέσιν γὰρ μᾶλλόν τινα φαίνεται τῶν μορίων ἑκάτερον δηλοῦν, wo die dreymalige Wiederholung schwerlich durch ein Beyspiel aus Ar. wird belegt werden können, obschon es weniger auf einzelne Stellen als auf Ton und Haltung des ganzen ankommt, welche einen eigenen Charakter aufdrücken, den wir von dem des Arist. ziemlich abweichend erklären müssen. Noch manches läßt sich der Art beybringen, doch wir wollen den Herausgeber darauf nur aufmerksam machen und beabsichtigen keine Sammlung.

Warum werden nur vier Categorien ausgeführt, und wie entschuldigt der Verfasser, daß er die andern nicht weiter berührt?: ὑπὲρ μὲν οὖν τούτων τοσαῦτα λέγεται . . . διὰ τὸ προφανῆ εἶναι. ὑπὲρ δὲ τῶν λοιπῶν . . οὐδὲν ὑπὲρ αὐτῶν ἄλλο λέγεται ἢ ὅσα ἐν ἀρχῇ ἐῤῥέθη, ὅτι τὸ ἔχειν μὲν σημαίνει τὸ ὑποδεδέσθαι . . καὶ τὰ ἄλλα δὲ ὅσα ὑπὲρ αὐτῶν ἐῤῥέθη. Hier ist λέγεται das prädicirt werden dessen, was jeder Categorie eigenthümlich ist, aber fast möchte man vermuthen, der Anordner habe darüber nichts schriftliches vorgefunden und darum auch nichts gegeben. Und ist es nicht ein directer Widerspruch, wenn es

heißt, von ἔχειν gebe es nichts als das angeführte, und dieses als genügend erklärt wird ἱκανὰ τὰ εἰρημένα, gleichwohl aber das ganze 15. Capitel von den verschiedenen Arten das ἔχειν handelt und nach Aufzählung mehrerer selbst noch hinzugefügt wird: ἴσως δ'ἂν καὶ ἄλλοι τινὲς φανείησαν τοῦ ἔχειν τρόποι, οἱ δὲ εἰωθότες λέγεσθαι σχεδὸν ἅπαντες κατηρίθμηνται; (dieselbe Formel ist oben bey der Qualität gebraucht p. 10, 25)? Wer kann dieses Räthsel lösen? Man hat diese sogenannten Postprädicamenta, in welchen man außer der Darstellung der ἀντικείμενα fast ein Fragment von πολλαχῶς λεγόμενα vermuthen möchte, für späteren Zusatz, der nicht von Ar. herrühre, erklärt, und H. W. scheint dieser Ansicht beyzutreten, aber ich finde dieselbe Sprache mit allen Eigenheiten wie oben.

Bey Vergleichung der Sachen ist große Vorsicht nöthig und ich möchte nicht jede Abweichung als Beweis auf Rechnung eines Compilators setzen; doch mag auch hier manches sicher aufgefunden werden; die δεύτεραι οὐσίαι sind gewiß auffallend, aber fast mehr noch befremdet mich dabey der Ausdruck: εἰκότως οὖν μετὰ τὰς πρώτας οὐσίας μόνα τῶν ἄλλων τὰ εἴδη καὶ τὰ γένη δεύτεραι οὐσίαι λέγονται, da gewiß vor Ar. diese Bezeichnung niemand gebraucht und er sie zuerst aufgenommen hat. Cap. 14 geben mir die Worte κινήσεως δέ ἐστιν εἴδη ἓξ, γένεσις, φθορά, αὔξησις, μείωσις, ἀλλοίωσις, ἡ κατὰ τόπον μεταβολή manches Bedenken. H. W. hat p. 318—20 aus Ar. vieles fleißig nach seiner Art zusammengetragen, um die Uebereinstimmung plausibel zu machen, doch hat er mich nicht überzeugt. So oft auch diese Puncte in der Physik und sonst erwähnt werden, es werden nur drey Arten aufgezählt, die φορά, αὔξησις καὶ φθίσις (nicht μείωσις) und ἀλλοίωσις, indem er die quantitative immer als eine betrachtet und nie zwey rechnet; γένεσις und φθορὰ sind μεταβολή und nur uneigentlich κίνησις, vergl. Prantl symbol. critic. p. 6—10. aber Ar. würde auch so nur vier, nicht sechs Bewegungen angeben und die mechanische Aufzählung ist gar nicht nach seiner Sitte.

Die Categorien bieten noch eine andere eigene Erscheinung, nämlich zwey Stellen, welche denselben

Gedanken gleichlautend mit geringer Aenderung der Worte geben. Sie sind in allen Handschriften und erstere hat schon Simplicius, der sonst wenig Tact und Sinn für Critik besitzt als Dittographie anerkannt; die Gegenüberstellung wird die Sache recht anschaulich machen p. 2. b, 6

A

ὥστε τὰ ἄλλα πάντα ἤτοι καθ' ὑποκειμένων λέγεται τῶν πρώτων οὐσιῶν ἢ ἐν ὑποκειμέναις αὐταῖς ἐστίν. μὴ οὐσῶν οὖν τῶν πρώτων οὐσιῶν ἀδύνατον τῶν ἄλλων τι εἶναι.

B

πάντα γὰρ τὰ ἄλλα ἤτοι καθ' ὑποκειμένων τούτων λέγεται ἢ ἐν ὑποκειμέναις αὐταῖς ἐστίν, ὥστε μὴ οὐσῶν τῶν πρώτων οὐσιῶν ἀδύνατον τῶν ἄλλων τι εἶναι.

Diese erste Stelle mag nun zugleich auch Zeugniß geben für die zweyte wichtigere, von H. W. völlig verkannte; die Subſtanz habe das eigene, daß ſie das Gegentheil in ſich aufnehme, was bey den andern Categorien nicht ſtatt finde; höchſtens könnte man λόγος und δόξα vorbringen, die, keine Subſtanzen, doch das Gegentheil zuließen und wahr und falſch ſein könnten. Dieſer Einwurf nun iſt es, der zweymal auf dieſelbe Art und mit demſelben Grunde widerlegt wird:

A

p. 4, 28

εἰ δέ τις καὶ τοῦτο παραδέχοιτο, ἀλλὰ τῷ γε τρόπῳ διαφέρει. τὰ μὲν γὰρ ἐπὶ τῶν οὐσιῶν αὐτὰ μεταβάλλοντα δεκτικὰ τῶν ἐναντίων ἐστί· ψυχρὸν γὰρ ἐκ θερμοῦ γενόμενον μετέβαλεν· ἠλλοίωται γάρ, καὶ μέλαν ἐκ λευκοῦ καὶ σποδαῖον ἐκ φαύλου. ὡσαύτως δὲ καὶ ἐπὶ τῶν ἄλλων ἕκαστον αὐτῶν μεταβολὴν δεχόμενον τῶν ἐναντίων δεκτικόν ἐστιν. ὁ δὲ λόγος καὶ ἡ δόξα αὐτὰ μὲν ἀκίνητα πάντη πάντως διαμένει, τοῦ δὲ πράγματος κινουμένου τὸ ἐναντίον περὶ αὐτὰ γίνεται· ὁ μὲν γὰρ λόγος διαμένει ὁ αὐτὸς τὸ καθῆσθαί τινα, τοῦ δὲ πράγματος κινηθέντος ὁτὲ μὲν ἀληθὴς ὁτὲ δὲ ψευδὴς λέγεται. ὡσαύτως δὲ καὶ ἐπὶ τῆς δόξης. ὥστε τῷ τρόπῳ γε ἴδιον ἂν εἴη τῆς οὐσίας τὸ κατὰ τὴν ἑαυτῆς μεταβολὴν δεκτικὴν τῶν ἐναντίων εἶναι.

B

p. 4. b 4

εἰ δέ τις καὶ ταὐτα παραδέχοιτο, τὸν λόγον καὶ τὴν δόξαν δεκτικὰ τῶν ἐναντίων εἶναι, οὐκ ἔστιν ἀληθὲς τοῦτο. ὁ γὰρ λόγος καὶ ἡ δόξα οὐ τῷ αὐτὰ δέχεσθαί τι τῶν ἐναντίων εἶναι δεκτικὰ λέγεται, ἀλλὰ τῷ περὶ ἕτερόν τι τὸ πάθος γεγενῆσθαι. τῷ γὰρ τὸ πρᾶγμα εἶναι ἢ μὴ εἶναι, τούτῳ καὶ ὁ λόγος ἀληθὴς ἢ ψευδὴς λέγεται, οὐ τῷ αὐτὰ δεκτικὰ εἶναι τῶν ἐναντίων. ἁπλῶς γὰρ οὐδὲν ὑπ' οὐδενὸς οὔτε ὁ λόγος κινεῖται οὔτε ἡ δόξα, ὥστε οὐκ ἂν εἴη δεκτικὰ τῶν ἐναντίων μηδενὸς ἐν αὐτοῖς γινομένου πάθους. ἡ δέ γε οὐσία τῷ αὐτὴ τὰ ἐναντία δέχεσθαι τούτῳ δεκτικὴ τῶν ἐναντίων εἶναι λέγεται. νόσον γὰρ καὶ ὑγίειαν δέχεται, καὶ λευκότητα καὶ μελανίαν, καὶ ἕκαστον τῶν τοιούτων αὐτὴ δεχομένη τῶν ἐναντίων εἶναι δεκτικὴ λέγεται. ὥστε ἴδιον ἂν οὐσίας εἴη τὸ ταὐτὸν καὶ ἓν ἀριθμῷ ὂν δεκτικὸν εἶναι τῶν ἐναντίων κατὰ τὴν ἑαυτῆς μεταβολήν.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Schluß.)

S. van Emdre, Beschouwende en praktikale verhandeling over 't zaligmakend geloof. Utrecht 1796.

Dr. F. A. Staudenmaier, Die christliche Dogmatik. Bd. 1. 2. Freiburg 1844.

Joh. Habbema, De leer der hervormde kerk angaande het Borgtogtelijke van Christus lijden. Vol. 1 — 3. Amsterd. 1783.

Jacques Balmes, Le protestantisme comparé au catholicisme dans ses rapports avec la civilisation Européenne. Vol. 1 — 3. Paris 1843.

Jan van Geuns, Vier verhandelingen over de oerzaken van het verval in den openbaren eerdienst, en de middelen van deszelfs herstel. Utrecht 1797.

Vic. Salgado, Memoires ecclesiasticas do reino de Algarve. Lisboa 1786.

Ant. Pereira, Principios da historia ecclesiastica. T. 1. 2. Lisboa 1765.

Gaet. Moroni, Le capelle pontificie cardinalizie e prelatizie. Venezia 1841.

Fr. de Almeida, Primeira dissertação critica, contra as memorias para a historia do Bispado da Guarda, sobre alguns pontos da disciplina ecclesiastica de Hespanha. Lisb. 1733.

Manoel de Sa', Memorias historicas dos illustr. arcebispos, bispos e escritores portug. da ordem de Nossa Senhore do Carmo. Lisboa 1724.

Frey. Luis de Jesus, Historia miscellanea que comprehende a fundação das religiosas Descalcos de Santo Augustinho na Villa de Santarem. Lisboa 1734.

Dr. K. R. Hagenbach, Die reformirte Kirche in Beziehung auf Verfassung und Kultus, ihre Aufgabe und mögliche Entwicklung. Schaffhausen 1842.

Dr. Fetzer, Deutschland und Rom seit der Reformation Dr. Luthers. Th. 1. 2. Frankf. 1830.

H. F. Uhden, Die Zustände der anglikanischen Kirche mit besonderer Berücksichtigung der Verfassung und des Cultus dargestellt. Leipzig 1843.

Sanchez de Feria, Palestina sagrada, o memorial de Santos de Cordoba, con notas criticas sobre los principales sucesos de sus historias, Vol. 1 — 4. Cordoba 1772.

Jer. de Ramos, Chronica dos feytos, vida e morte do Infante santo D. Fernando. Lisboa 1730.

Dan. Bartoli, Histoire de Saint Ignace de Loyola et de la compagnie de Jésus d'après les monuments originaux. Vol. 1. 2. Paris 1844.

Dr. K. G. Bretschneider, Die deutsche Reformation der Kirche nach ihrem Wesen und ihrem Werthe historisch dargestellt. Leipzig 1844.

Collectio Bullarum, quibus seren. Lusitaniae, Algarbiorumque Regibus Terrarum omnium sive jam acquisitae sint, sive in posterum acquirentur. Ulyssipone 1707.

Ant. Perreira da Figueiredo, Demonstração theologica, canonica et hist. do direito dos Metropolitanos de Portugal. Lisboa 1769.

Dr. Ellendorf, Die Stellung der spanischen Kirche zum römischen Stuhle, vom Anbeginn ihrer Gründung bis auf die neueste Zeit. Darmstadt 1843.

Dr. E. W. Klee, Die Ehescheidungsfrage. Eine wissenschaftliche Kritik des protestantischen Ehescheidungs-Princips mit Bezug auf den Preußischen Gesetzentwurf. Berlin 1844.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Januar.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Des Qu. Horatius Flaccus Satiren erklärt von L. F. Heindorf. Neu bearbeitet von E. F. Wüstemann. Mit einer Abhandlung von C. G. Zumpt, über das Leben des Horaz und die Zeitfolge seiner Gedichte, namentlich der Satiren. Leipzig 1843. 8. XVIII und 532 S.

Heindorfs Ausgabe der Satiren des Horatius war längere Zeit vergriffen, als H. W. den Plan faßte, mit zeitgemäßen Zusätzen dieselbe zu erneuern. Soll eine neue Bearbeitung an eine ältere sich so eng anlehnen, so muß letztere in der That so vortreffliches geleistet haben, wie eben Heindorfs Buch; eine Schwierigkeit nur wird sich bey jedem solchen Unternehmen ergeben in dem Umstande, daß das Neuere aufgenommen und etwa äußerer Umstände wegen manches in der früheren Ausgabe enthaltene weggelassen werden soll; dann nämlich ist es schwer, das richtige Maaß in der Art zu halten, daß einerseits das Frühere den Hauptstock ausmacht, andrerseits aber Nichts wichtiges späteres übersehen wird. H. W. spricht sich hierüber selbst in der Vorrede aus (S. XIII), er erkennt auch den Umfang des seither angewachsenen Materiales an, zu welchem bey ihm noch ungedruckte Commentare kamen, nämlich Vorlesungen von K. Reisig and K. Fr. Heinrich über das erste Buch, nebst einzelnen Mittheilungen anderer Gelehrten, die in der Vorrede namhaft gemacht werden. Damit hiebey der äußere Umfang der heindorfischen Ausgabe nicht zu sehr überschritten werde, wurde Manches von Heindorfs Bemerkungen gestrichen, Anderes kürzer zusammengezogen, so daß die neue Bearbeitung auch gewissermaßen als eine neue Ausgabe der Satiren gelten kann, nur basirt auf Heindorf, welches letztere jedenfalls dem Buche auch äußere Empfehlung gewährt. Eine nicht unerfreuliche Zugabe erhielt das Buch H. W.'s durch H. Zumpt's Abhandlung. Wir suchen nun H. W.'s Leistung zu betrachten und das Verhältniß der älteren Ausgabe zu dieser neuen nach den Forderungen des bisherigen Fortschrittes in der horazischen Litteratur zu untersuchen, und werden uns hiebey zumeist gleich mit der ersten Satire des ersten Buches beschäftigen, woraus eine Ansicht über die ganze Behandlung, die sich in allen übrigen Satiren gleich blieb, gewonnen werden soll. Hernach soll ausführlich H. Zumpts Abhandlung besprochen werden.

Jede Ausgabe eines Klassikers muß auf ein gewisses Publikum berechnet seyn, wornach sich die Art der Anmerkungen bestimmt. Heindorf sagt in diesem Betreff in der Vorrede, er habe es unternommen, eine Art von Schulbuch zu liefern (S. 11), es gehöre zu den Büchern, deren Hauptzweck Belehrung und Bildung der jüngern Welt ist (S. X), und er wünscht, es möge sein Commentar deutschen Jünglingen sich durch seine anspruchlose Form empfehlen und so lange Nutzen gewähren, bis seine Arbeit von einer gediegeneren und durch ihre Form noch mehr ansprechenden verdrängt würde. Eine Wiederholung eines Buches durch einen Anderen muß natürlich für denselben Leserkreis bestimmt seyn, als das ursprüngliche, und nach diesem Zwecke muß sich die Beurtheilung richten, indem in der ganzen

Manier und besonders in Einzelnheiten jene Rücksicht auf die Leser sich zeigen muß. Was nun gerade Einzelnheiten betrifft, so hat H. W. manche Anmerkungen Heindorfs verkürzt, um für das neu hinzukommende Platz zu gewinnen. Hier aber kömmt es uns wenigstens vor, als könne man nur zwischen zwey Verfahrungsarten wählen: entweder das einmal vergriffene Buch wieder abdrucken zu lassen, wie es war, und das für nöthig erachtete Neue gesondert hinzuzusetzen, — oder das Werk durch ein ganz neues zu ersetzen, welches, wie man sagt, in der Manier des früheren gearbeitet ist. Ein Mittelweg scheint um so weniger zuläßig, je trefflicher das zu wiederholende Buch war. Denn erstens scheint es schon eine Art Pietät gegen den früheren Verfasser zu seyn, welche hindern könnte Einzelnes zu streichen, und dann kömmt es ja auch, wenn einmal seitenlange Anmerkungen abgedruckt werden, auf zwey oder drey Zeilen in der That nicht mehr an, wenn es nämlich überhaupt der Mühe werth war, das vergriffene Buch zu wiederholen, woran bey Heindorf wohl nicht zu zweifeln ist.

(Fortsetzung folgt.)

Aristotelis organon graece.

(Schluß.)

H. W. p. 291 stellt die Sache so dar, als wäre das zweyte eine Steigerung, während in beyden doch nur ein Gedanke zur Widerlegung vorgebracht ist. Auch die nachfolgende grammatische Bemerkung ist schief; er meint, Arist. habe αὐτὰ δεκτικὰ (wie H. W. richtig statt αὐτὸς δεκτικὸς aus A aufgenommen) geschrieben, obschon nur λόγος voraus geht, weil er λόγος und δόξα im Kopfe gehabt habe. Vielmehr zeigt alles daß dort die Worte καὶ ἡ δόξα ausgefallen sind. Auch sonst wird auf ähnliche Weise dem Ar. in sprachlicher Beziehung etwas zugemuthet, was H. W. später bey wiederholter Lectüre sicher als unhaltbar zurücknehmen wird. — Wie solche doppelte Erklärungen entstanden sind, wird einigermassen verständlich, wenn man

bedenkt, daß von derselben Schrift im Alterthume mehrere gleiche Umarbeitungen, Paraphrasen oder wie man sie nennen will, existirten; durch welchen Zufall aber sich einzelne Beyspiele davon in allen unsern Büchern erhalten haben, weiß ich nicht; es genüge auf die merkwürdigste Erscheinung dieser Art, das siebente Buch der φυσικὴ ἀκρόασις, hinzuweisen; vielleicht daß spätere Forschungen auch hierüber noch manches Licht zu verbreiten vermögen.

Zeugt nun die ganze Form des Buches, wie wir glauben, daß in diesem uns zwar Aristot. Lehren, aber nicht ein Werk aus der Hand des Ar. selbst erhalten ist, so wird auch bey der Constituirung des Textes darauf bedacht zu nehmen sein, und manches gehalten werden müssen, was dem strengen Gebrauche des Ar. weniger angemessen scheint. So hätten wir am Anfange nicht in den Worten ὁ δὲ κατὰ τοὔνομα λόγος τῆς οὐσίας, was die Handschriften geben, τῆς οὐσίας ausgelassen. Nach Derippus *) haben allerdings Boethus und Andronicus diese nicht vorgefunden; aber von letzteren ist es, wie wir aus Porphyrius bey Simplicius wissen, nur aus seiner Paraphrase geschlossen, und das ist kein Beweis; so bleibt nur von Boethus wahrscheinlich, der die arist. Definition der ὁμώνυμα citirte und dabey jedes Wort mit Ausnahme von τῆς οὐσίας erläuterte, daß er diese nicht kannte, vielleicht aber auch nur, daß er sie wohl kannte, aber mißbilligte. Ich sehe nicht, wie jemand sie als nothwendig hinzusetzen, wohl aber wie man diesen überflüssigen Zusatz tilgen konnte; λόγος τῆς οὐσίας haben wir uns außer den vom Herausgeber aufgezählten Stellen noch aus p. 715. 5. 730. b. 19. 778. 34. 998. b. 12. angemerkt; einmal finden wir selbst ὅρον τῆς οὐσίας poetic cap. 6. Uebrigens ist zu erwähnen, daß der von Hrn. W. verglichene Laurentianus e im folgenden diese Worte übergeht. Diese Handschrift hat an vielen Orten

*) Derippus stellt die Sache so dar, als hätten jene beyden Peripatetiker den ganzen Satz ὁ δὲ λόγος τῆς οὐσίας ἕτερος in einigen Handschriften nicht vorgefunden, woraus allein schon erhellt, wie geringe Autorität seine Angabe verdient.

ganz eigenes, einmal allein (vergl. W. p. 281) den alten von Simplicius (auch fol. 2. b.) angedeuteten Text, so daß sie mir eine besondere Aufmerksamkeit zu verdienen scheint, zum deutlichen Beweise, was alles noch für die Bearbeitung einzelner Schriften geschehen kann. P. 3. b, 26 wird gesagt daß die Substanz οὐσία keinen Gegensatz habe: τῇ γὰρ πρώτῃ οὐσίᾳ τί ἂν εἴη ἐναντίον, οἷον τῷ ἀνθρώπῳ ἢ τῷ τινὶ ζῴῳ; hier kann τὸ τὶ ζῷον nicht das Individuum bezeichnen, und gleich nachher sagt Ar., daß wie die erste Substanz, so auch die zweyte, das allgemeine, generelle keinen Gegensatz hat: οὐδέ γε τῷ ἀνθρώπῳ ἢ τῷ ζῴῳ οὐδέν ἐστιν ἐναντίον. wir haben uns daher längst obige Worte ἢ τῷ τινὶ ζῴῳ als einen falschen Zusatz angemerkt und sehen jetzt, daß die vom Herausgeber verglichenen vier Handschriften jene Worte in der That nicht haben, und er selbst p. 289 sie für unächt hält. Dergleichen Embleme habe ich mir aus früherer Lectüre mehrere aufgezeichnet, wo die Handschriften alle übereinstimmen und auch der Herausgeber nichts erinnert, z. B. p. 2 bey der Aufzählung der Categorien: πρός τι δὲ οἷον διπλάσιον, ἥμισυ, μεῖζον. von jeder der zehn Categorien werden immer zwey Beyspiele angeführt, woraus hervorgeht, daß ein Correlat zu viel ist; unten aus der Relation sieht man, daß ἥμισυ falscher Zusatz ist. Pag. 9, 28 τρίτον δὲ γένος ποιότητος παθητικαὶ ποιότητες καὶ πάθη. Die ganze weitläufige Untersuchung geht darauf hinaus und schließt auch mit den Worten, daß die πάθη keine ποιότητες sind, daher die Worte καὶ πάθη wahrscheinlich durch Mißverständniß aus 9, 34 hinaufgenommen worden, hier aber ganz unhaltbar sind. Pag. 10, 14 τῷ γὰρ τρίγωνον ἢ τετράγωνον εἶναι ποιόν τι λέγεται, καὶ τῷ εὐθὺ ἢ καμπύλον. H. W. hat τῷ gegen die Autorität der besten Handschriften, aus welchen Bekker τὸ gegeben, hergestellt; dieselben haben καμπύλον εἶναι. aber das Verbum kann weder hier, noch oben stehen; das σχῆμα ist eine ποιότης, das einzelne conrete, Dreyeck, Viereck ist ein ποιόν τι. Hat der Verfasser, wie ich nicht zweifle, die Concinnität beachtet, so hat er überdieß die Worte καὶ τὸ εὐθὺ καὶ (nicht ἢ) καμπύλον, wie oben, so auch hier nach der Erwähnung der μορφή, also nach v. 16 gestellt. Dagegen hat H. W. richtig p. 100 τὸ δεσπότῃ αὐτῷ εἶναι gegeben, ich wünschte, er hätte kurz vorher S. 99 auch δεσπότῃ εἶναι statt δεσπότην geschrieben.

Es könnte scheinen, als sollte durch diese und ähnliche Bemerkungen angedeutet werden, daß Hrn. W.s Bearbeitung nicht genüge und noch manche Lücke übrig lasse. Vielmehr wollen wir damit nur bezeugen, wie im Ar. Stoff genug zu weitern Untersuchungen gegeben ist, wenn wir auch seine Schriften auf andere Art als die Alten selbst betrachten. Diese fanden in den Categorien ein streng dogmatisches Werk, in welchem jedes Wort seine feste Bedeutung haben und nicht blos das was geschrieben, sondern auch was stillschweigend übergangen sey, beachtet werden müsse; daher die endlosen und unerquicklichen Fragen und Zweifel sammt deren Lösungen, ihre ἀπορίαι und λύσεις, wie wir sie in Simplicius und anderswo aufgezählt lesen, alles in Folge jener falschen Ansicht von dem Werthe des Buches; aber der Vorzug bleibt den Alten, daß sie mit tüchtiger Dialectik ausgerüstet Inhalt und Sache sich angeeignet haben. Die Commentarii Collegii Coimbricensis bringen die scholastische Philosophie des Mittelalters mit Ar. in Verbindung. Hilden, ein Berliner Buchdrucker(!), hat in den drey Quartbänden seiner Ausgabe des Organon (1585) zuerst eine ordentliche Exegese geliefert, ist jedoch von Pacius übertroffen worden, der in seinem Commentarius Analyticus das wesentliche zur Erklärung geleistet hat, freylich mit Benutzung der griechischen Exegeten, die zu einem gründlichen Studien nicht umgangen werden können. Dagegen von Seite der Sprache und der eigenthümlichen Ausdrucksweise den Ar. aus sich selbst zu erläutern, dazu hatte H. W. für das Organon keinen Vorgänger, und hierin hat er sehr viel geleistet. Da wir erst damit beginnen, so haben wir noch außerordentlich viel zu lernen und H. W. hat auf manches aufmerksam gemacht, was man anderswo vergebens sucht, z. B. die Anwendung des οἷον, das Ar. nicht nur gebraucht, um aus mehrern ein Beyspiel hervorzuheben, sondern oft zur Erläuterung, wenn es auch das einzige sein sollte, das vorgebracht werden kann, z. B. Polit. I,

13 ἐν ψυχῇ γάρ ἐστι φύσει τὸ μὲν ἄρχον, τὸ δὲ ἀρχόμενον, ὧν ἑτέραν φαμὲν εἶναι ἀρετήν, οἷον τοῦ λόγον ἔχοντος καὶ τοῦ ἀλόγου. Außer diesen zweyen gibt es nach ihm nichts anderes, das noch angeführt werden könnte und so hat Jos. Scaliger οἷον getilgt, weil ihm der Sprachgebrauch des Philosophen nicht bekannt war. Die erste Analytik hat durch die Figuren oft besondere Schwierigkeit, die Bezeichnung mit Buchstaben gab leicht zu Verwechslung Anlaß, und selbst Alexander Aphrod. glaubte hie und da nur durch Aenderung ein richtiges Verständniß eröffnen zu können, nicht immer mit Glück, wie I, 25. Solchen Stellen hat H. W. alle nöthige Aufmerksamkeit gewidmet. Wir zweifeln nicht, daß die Topik die an mehrern Orten einer Nachhilfe bedarf, durch ihn viel gewinnen werde, wie denn Sorgfalt und Besonnenheit seine Arbeit sehr empfehlenswerth machen. Die beygegebenen Scholien enthalten wenigstens einiges neue z. B. daß die Benennung ὄργανον von der zweyten Analytik, der Apodictik, ausgeht und später erst auf die andern logischen Schriften übergetragen worden. Wer weiß, wie viel unbrauchbares durchzumachen ist, bis man einen neuen erträglichen Gedanken findet, wird auch diese Zugabe dankbar anerkennen, und die Klage über die italienischen Bibliothekare *) natürlich finden. Wir haben von ihm auch die mathematischen Sammlungen des Pappus, die noch nicht gedruckt sind, zu

*) Bettio wird, wie billig, gerühmt; dagegen Catena (nomen ingenio convenit) Bibl. Ambros. custos, ita custodit libros mss., ut nullius fere codicis copiam faciat, quem oculis subtrahere possit, del Furia autem Bibl. Laurent. praefectus, ferias ita curae cordique habet, ut furia sit, si petas, ut unum diem festum litterarum studiis concedat. Das letzte ist von einem Bibliothekar, zumal einem Italienischen, allerdings etwas zu viel verlangt.

erwarten. In der Vorrede XV ist ein Verzeichniß von dem mitgetheilt, was von Bekkers Collation H. W. abweichend gefunden hat; es ist nur zu den Categorien, das übrige aber aus der Varietas zu den Schriften zu entnehmen. Uns ist noch manches nicht klar; wenn Bekker zu 7 b. 8 sagt, statt πτερωτῷ habe B πτερωτῷ αὐτῷ, so sagt H. W. es stehe dieses nicht in B, und 15, 2 führt Bekker wieder aus B an πτηνὸν καὶ τὸ πεζὸν statt des gewöhnlichen πεζὸν καὶ τὸ πτηνὸν, dagegen H. W. πτηνὸν καὶ τὸ πεζὸν non habet B.; aber woher hat Bekker diese Abweichungen? gemacht hat er sie nicht, also fand er sie vor, und wenn nicht in B, vielleicht in A oder C; darüber wünschten wir Aufschluß; leicht bilden sich bey solchen Arbeiten in der Redaction Verwechslungen. Ganz unerklärlich ist uns Waitz Berichtigung zu 6, 7 αὐτὸ [καὶ αὐτὸ non habet C, sed B; aber wie wollte denn Bekker anders, wenn er sagt αὐτὸ] καὶ αὐτὸ B?

H. Waitz ist wie wir vernehmen, gesonnen, sich in Marburg zu habilitiren; die philosophische Facultät jeder deutschen Universität wird einen jungen Gelehrten, der ein Werk wie das Organon des Aristoteles ist, so trefflich bearbeitet hat, daß auch ältere sich es zum Ruhme anrechnen könnten, mit Freuden unter die Zahl ihrer Docenten aufnehmen, und so wünschen wir, daß sein Streben für die alte Litteratur mit recht günstigem Erfolge gekrönt werden möge.

Spengel.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Januar.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Des Qu. Horatius Flaccus Satiren ꝛc.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir z. B. die erste Satire, so strich H. W. in der Anmerkung zu gravis annis (v. 4) die Worte: „Ueber die zuweilen centnerschwere Last, mit welcher der römische Soldat Kriegsschritt, d. h. 20 Millien in 5 Stunden, gieng, s. Voß zu Virg. Georg. 3, 347," welche, wenn auch nur die nicht aufgenommene Lesart armis betreffend, doch dem Schüler ein lebendiges Bild vor die Augen rücken und ihn um eine historische Notiz bereichern. So wurden zu demselben Verse die Worte weggelassen: „In gravis annis und multo iam fractus membra labore wird man doch keine Tautologie finden wollen," welche doch gewiß den gereifteren Schüler zum Nachdenken und zur Uebung seines Urtheiles reizen, zumal da Nichts gewöhnlicher ist, als die oberflächliche Meinung, der Dichter habe, um den Vers zu füllen, dasselbe zweymal gesagt. Die Bemerkung zu fractus membra labore (v. 5) über dieses Perf. Med. haftet viel eher im Gedächtnisse und lenkt viel mehr die Aufmerksamkeit auf ähnliche Constructionen, wenn die Beyspiele, die die Scholiasten schon beybringen, angeführt sind, als wenn man diese streicht, und Heindorf hatte hierin sicher ein gesundes Urtheil und traf in der Anführung der Scholien die rechte Mitte; ebenso hätte v. 7 zu quid enim die Bemerkung des Scholions: quasi interpellante affectu hoc dicit nicht gestrichen werden sollen, da sie am allerbesten den Sprachgebrauch klar macht. Auch das Scholion zu consultor (v. 10); quia est aliud ius scriptum aliud non scriptum fügt in bündigen Worten eine ganz nothwendige Rechtsanschauung als Beleg zu Heindorfs Worten hinzu, und durfte nicht ausgelassen werden. Zu v. 15 macht Heind. die Bemerkung: „Gesners Erklärung von quo rem deducam als: ad quem finem querelarum suarum homines illos *μεμψιμοίρους* deducam, geht eben so wenig aus diesen Worten hervor, als die in dem Schol. cruq. ad quam maiorem inconstantiam et insaniam eos deducam." Es scheint aber gerade für Schüler nicht so leicht, es einzusehen, daß dieß nicht in den Worten liegt und es kann nur durch Ueberlegung des ganzen Zusammenhangs der Satire entschieden werden; warum also solch anregende Worte streichen? Zu v. 23 fügt Heind. hinzu: „In den übrigen Satiren hat man nirgends nöthig, auf den Scherz aufmerksam gemacht zu werden; auch ist in den Lukrezischen Uebergängen cetera de genere hoc und hier praeterea ne sic eine den übrigen Satiren fremde Monotonie." H. W. läßt dieß aus, sagt aber doch zu praeterea: „es vermittelt den Uebergang durch Anknüpfung der einen Thorheit an die andre; hierin liegt zugleich der Grund der Unzufriedenheit; so verschwindet die von Heindorf getadelte Härte des Uebergangs;" der von Heind. ausgesprochene Tadel ist aber wegen Auslassung der Stelle bey H. W. gar nicht zu finden. Zu magni formica laboris (v. 33) giebt Heindorf Beyspiele aus den Alten, daß die Ameise sowohl Bild des sammelnden Fleißes ist als auch des Geizes (Theocr. XVII, 106 und Plut. T. II, p. 525 *μυρμηκώδης φιλοπλουτία*); warum verstümmelt nun H. W. die Anmerkung, indem er die Beyspiele für das

letztere wegläßt? Zu quod si comminuas (v. 43) sagt Heind.: „Ist quod si hier die Partikel (quod si, wenn aber), oder das Pronomen für at si id?“ Heind. hat schwerlich umsonst diesen Satz fragend hingestellt, H. W. aber schreibt gleich dafür: „quod für at si id,“ was gar nicht richtig ist schon wegen des folgenden at ni id fit, sondern quod ist entweder reines Relativ, so daß eigentlich vor demselben bloß Komma zu setzen ist und der Satz si comminuas für sich eingeschaltet steht, oder es gehört zu si; wahrscheinlich wohl das erste, keinenfalls steht es für at id. Zu venales (v. 47) fügt Heind. der Erklärung über die den Herrn auf das Land begleitenden Sklaven noch die Worte bey: „Wie ließe sich denken, daß im Zuge der eben vom mango zum Verkauf gebrachten Sklaven einer gewöhnlich einen Sack mit Brod getragen habe?“ Sie zu streichen, scheint gar kein Grund zu seyn; sie schärfen durch die Angabe einer entgegengesetzten Meinung, die verworfen wird, das Urtheil; ja selbst schon wegen der Erwähnung des eben nicht oft vorkommenden Wortes mango (bey Hor. Ep. II, 2, 13) hätten sie bleiben sollen. Warum läßt H. W. bey dem Worte viventi (v. 50) die Erklärung dieses Datives, die Heind. giebt, ganz weg und setzt die seinige, die aber doch im Ganzen nicht besser als die Heindorf's ist, dafür hin? Soll einmal Heindorf's Buch wiederholt werden, so muß es ganz geschehen; mit gleichem Rechte kann dann auch das und jenes gestrichen werden, und bleibt man nicht strenge beym Plane des Wiederabdruckens, so giebt es kein Ziel des Streichens. Wir wollen die Stellen, wo Heind.'s Noten amputirt sind, nicht weiter verfolgen, da das Verhältniß nach dem angeführten beurtheilt werden kann, sondern wenden uns zu H. W.'s Zusätzen.

Hier ist natürlich die Betrachtung eine doppelte: erstens müssen wir sehen, was H. W. hinzusetzte und zweytens was er etwa nicht hinzusetzte, das also vermißt würde. Der Masse nach konnten die Zusätze nach H. W.'s Plan nicht sehr viele seyn, da er die äußeren Gränzen eines Schulbuches nicht überschreiten zu wollen scheint. In der Art und Weise und Auswahl schließt sich das neu Hinzugekommene im Allgemeinen dem an, was Heindorf gegeben. Es sind zum Theil Citate von Parallelstellen für den Gebrauch von Wörtern oder Constructionen (und zwar ist die Mehrzahl des Hinzugefügten von dieser Art), zum Theil sind es Berichtigungen an Stellen, wo H. W. anderer Meinung ist, als Heindorf, oder es sind Erläuterungen, die sich auf das sogenannte Antiquarische beziehen (dieß ist der geringste Theil), oder endlich es sind ästhetische Winke und Andeutungen.

Was die Citate betrifft, so sollte, wie uns scheint, überhaupt nicht zu viel Aufwand damit gemacht und die Stellen so viel möglich aus dem näheren Kreise des erklärten Schriftstellers genommen werden, denn allzu Entlegenes zersplittert die getreue Anschauung des Schriftstellers selbst, und eine Ausgabe soll nicht ein thesaurus linguae seyn, denn dafür giebt es eigene Bücher. Wozu z. B. zu Sat. I, 3, v. 23 egomet mi ignosco die Stelle aus Vell. II, 30 familiare est hominibus omnia sibi ignoscere? Um das sibi ignoscere zu verstehen, braucht man wahrlich nicht den Vellejus; den Charakter aber dieses trefflichen Römers wird man doch auch nicht aus dem einzigen Satz erkennen und mit dem des Horatius in Verbindung setzen sollen. Andere Parallelstellen beweisen rein Nichts, so zu I, 1, v. 4 (gegen die Lesart gravis armis) die Stelle aus Cic. Tusc. II, 16: scutum gladium galeam in onere milites non plus numerant, quam humeros lacertos manus; denn während Cicero über die Ertragung der Anstrengung das hervorheben kann, daß der Soldat die Plage des Waffentragens schon gewöhnt sey, könnte man es ja doch einem Dichter nicht verbieten, es gerade malerischer zu finden, uns den Waffenbeladenen gravis armis vor die Anschauung zu bringen; muß denn alle Welt so denken und anschauen wie der Stoiker? Wenn sonst nichts gegen Wolfs Conjectur aufgebracht werden könnte, als diese Stelle aus Cicero, so stünde es um die Vulgata schlecht. Ohne alle Bedeutung für Horatius ist auch z. B. die Parallele Herod. VII, 132 zu I, 1, 15 und Lucian. Prom. 10 zu I, 3, 80. Gut und schlagend hingegen ist z. B. Cic. Phil. II, 32 (habebat hoc omnino Caesar) zu I, 3, 4 (Sardus habebat ille Tigellius hoc). Besser ist es auch

überhaupt, die Stellen ganz hinzuschreiben, wenn sie wirklich eine wichtige Aufklärung geben, denn es sind nicht jedem Lehrer, geschweige jedem Schüler, die citirten Bücher zur Hand; dieß gilt sowohl von Stellen aus Classikern als auch von denen der Erklärer; erstere müssen, wenn sie nicht leerer Wortschall und unnachgeschlagen bleibende Citate seyn sollen, ganz ausgeschrieben werden (ein Vortheil, wodurch manche andere Werke und besonders Beckers Charikles und Gallus sich so sehr auszeichnen), bey letzteren ebenso möchte es wohl noch ein geringerer Nachtheil seyn, über die Bemerkung den Namen des Urhebers aus Mangel an Raum auslassen zu müssen, als den bloßen Namen, ohne die Bemerkung, die doch die Hauptsache ist, hinzusetzen; denn das Nachschlagen ist oft bey dem besten Willen unmöglich, wenn man die Bücher nicht hat. Was sollen z. B. Citate wie: Hand zu Gronov. Diatribe in Statium (zu I, 1, 3) oder Incertus auctor in Grotef. Excerpt. (zu I, 1, 38) oder Broukh. zu Tibullus (zu 1, I, 53) oder Heusinger ad Vechn. Hellenol. (zu II, 2, 25), ja selbst Stallb. zu Ruddim. Instit. (zu I, 4, 24)? Nothwendig hätte z. B. zu I, 1, 11 auch Rein Röm. Priv. Recht über die Bürgschaft nicht bloß citirt, sondern kurz und bündig die Hauptsache angegeben werden sollen; dasselbe möchte gelten von den meisten Citaten aus Moser zu Cic. Tusc., Heusinger zu Cic. de off., Ellendt zu Cic. Brut., Kritz zu Sall., Hauthal zu Pers., selbst Weichert Poet. Lat. Oft findet sich, wenn man nachschlägt, in zwey zu Einem Worte citirten Stellen von Commentaren ganz dasselbe, wobey dann wenigstens das eine Citat ganz überflüßig ist.

Die eigenen Erklärungen nun H. W.'s scheinen nicht alle befriedigend zu seyn. So, um bey der ersten Satire stehen zu bleiben, v. 7, wo die Erklärung von quid enim durch nonne concurritur ganz falsch zu seyn scheint; Heindorf sagt richtig: quid est enim, quod contradici queat? aber das bezieht sich auf den vorhergehenden Ausspruch, und will man es durch einen Satz mit nonne klar machen, so heißt dieser: nonne re vera militia potior est; so versteht es auch Orelli, obwohl es auf den ersten Anblick scheinen möchte, er erkläre es so wie H. W. Auch das En ego (v. 15) hat

Heindorf ganz richtig erklärt und falsch verbindet es H. W. mit faciam, worüber schon Orelli's Note das Richtige hätte geben können. Auch ist vv. 15 — 22 wegen der dramatischen Lebendigkeit sicher nicht auf die Nachbildung eines Mimus zu schließen, so wie wir auch mit H. W.'s Bemerkung zu iratus buccas inflet (v. 21) nicht übereinstimmen können, wenn er sagt: „Jupiter als Bausback gehört in eine Burleske, dergleichen dem Dichter hier aus seiner Zeit mag vorgeschwebt haben; hieran erinnert eben so vorher die Vertauschung der Rollen, als gleich darauf der Ausdruck iocularia d. h. dramatisches Possenspiel." Die dramatische Lebhaftigkeit ist allgemeiner Charakter der Satiren und Episteln so wie auch Epoden des Dichters, und er braucht wahrlich nicht zu jedem Gespräche seiner Personen Scenen aus dramatischen Stücken vor sich gehabt zu haben; daher auch das Citat aus Liv. VII, 2 gar keinen Bezug zur Stelle hat. — Das nam exemplo est (v. 33) erklärt H. W.: „denn die Ameise kann zum Beyspiele dienen, weil man sich oft darauf beruft;" dann also werden die Worte gleichsam als Rechtfertigung dafür genommen, daß Horatius dieses Beyspiel gebraucht, aber es möchte eher der Sinn der seyn: „denn es ist so ihr (d. h. der Habsüchtigen) gewöhnliches Beyspiel," worauf dann so viel passender das quae simul inversum etc. folgt, indem durch dieses das von den Habsüchtigen gebrauchte Beyspiel gegen sie selbst gekehrt wird. — Warum das ignara (v. 35) nicht mit incauta zusammen zu futuri gehören soll, scheint mir nicht recht klar. — Was den Dativ viventi statt des Genitives bey referat (v. 50) betrifft, so erklärt ihn H. W. als eine Art Dativus commodi „in Beziehung auf ihn macht es keinen Unterschied;" aber uns scheint erstens ein wesentlicher Unterschied an dieser Stelle zwischen dem Genitiv und Dativ zu seyn; würde Horatius sagen viventis, so würde er eher das Gegentheil dessen, was er will, erreichen, denn er würde dann ausdrücken: „sag mir, was den innerhalb der Grenzen der Sterblichkeit lebenden daran liegt, ob sie hundert oder tausend Aecker pflügen," worauf dann die natürliche Antwort wäre: „o sehr viel liegt den Sterblichen daran;" — aber es wird zweytens durch den Dativ das viventi wie durch den Dativus ethicus ganz

nahe an die zweyte Person, die in dic liegt, herangezogen, es hängt das viventi gar nicht von referat ab, sondern ist ganz ähnlich wie der Dativ bey Sall. Cat. 52 hic mihi quisquam misericordiam nominat, und es hat eher ungefähr den Sinn wie: „Sag einmal, was dir denn Großes daran ist, wenn einmal doch sterben mußt, ob du u. s. f.“ (wo die Auslassung des „du“ in der Volkssprache dieselbe Beziehung hervorbringt). Ein solcher Dativ kann natürlich in jedem Satze vorkommen, und steht hier nur zufällig bey referat; man muß also nicht in den Grammatiken sagen, refert regiere bey Horatius auch den Dativ. — Bey v. 55 magno de flumine malim, quam ex hoc fonticulo tantundem sumere sagt H. W.: „das de geht auf das Schöpfen von der Oberfläche des Wassers, ex auf die Tiefe;“ aber lieber möchten wir sagen, das de gehe auf die große Fülle, bey der es nur ein demere giebt, während das ex nur auf die kleine Quelle, die man auch bey geringem Bedürfniß an Wasser gleich ausschöpft. Uebrigens ist v. 59 im Texte ein arger Druckfehler, da es heißt: at qui tantum habet, quantum est opus (statt tantulum habet). — Ob v. 62 nil satis est, inquit, quia tanti, quantum habeas, sis nothwendig ein Uebergang von der directen Rede in die indirecte anzunehmen ist, möchte noch zu bezweifeln seyn, da das sis ja auch ganz einfach das griechische *εἴης ἄν* seyn kann. — Zu quid rides (v. 69) sagt H. W., der Geizhals lache darum beym Anfange des Mährchens von Tantalus, weil er nicht daran glaube; aber er lacht wohl eher über das, wie es ihm scheint, Unpassende, daß sein Gegner mit einer solchen Fabel anrücke, denn, wie diese mit dem Gegenstande des Gespräches zusammenhänge, begreift er nicht, bis Horatius sagt: mutato nomine de te etc. — Das cogeris (v. 72) scheint uns durchaus nicht Medium zu seyn, wie H. W. behauptet; es ist reines Passivum: „du schläfst auf deinen Säcken und bist genöthigt, dich ihrer zu enthalten;“ auf gar keinen Fall heißt es: „du läßt dich zwingen,“ eher noch: „du zwingst dich selbst.“ — V. 88 folgt H. W. Heindorf in der Aufnahme von ac si, verwirft aber wohl mit Recht dabey die verschrobene Construction, die Heind. in die Periode brachte; behält man aber ohne diese die Lesart ac si, so

hinkt der ganze Satz matt hinter dem miraris nach. Es möchte das at si, das auch Kirchner aufgenommen, doch das bessere seyn, wobey aber das nullo labore keineswegs zu retinere zu beziehen ist, sondern es heißt: du wunderst dich, wenn dich Niemand liebt, aber ich sage dir, da ist Nichts zu verwundern, denn wenn du (wie du bist, du mit deiner Geldsucht) die Verwandten, die du ja ohne dein Verdienst durch die Natur erhieltst, dir als Freunde erhalten willst, so ist es vergebliche Mühe, wie wenn Einer einen Esel nach den Zügeln zureiten wollte. — Zu v. 97 ut se non unquam servo melius vestiret sagt H. W.: „man bemerke die Weglassung von quam, wo nach der Auflösung ein anderer Casus als der Nominativ stehen muß, und zwar hier selbst mit anscheinender Zweydeutigkeit;“ aber es scheint durchaus nicht nothwendig, aufzulösen quam servum, es kann ja auch seyn quam servus sc. se vestiret, wogegen man wohl nicht einwenden wird, der Sklave kleide sich nicht selbst, sondern es gebe ihm der Herr die Kleider; se vestire so viel als vestiri entspricht ja unserem „sich tragen“ und kann auch von Sklaven gesagt werden. — Das denique (v. 106) ist falsch gefaßt, wenn H. W. erklärt: „denique ist hier der Schluß des ganzen Sermons; er schließt mit einer Sentenz;“ es drückt ja aber die Steigerung und Zusammenfassung vom concreten Beyspiele zum allgemeinsten Worte aus; zuerst heißt es, es sey ein Unterschied zwischen dem Tanais und dem Schwiegervater des Visellius, dann, es sey ein Maaß in den Dingen, dann „kurz mit Einem Worte: Gränzen sind.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Des Q. Horatius Flaccus Satiren ꝛc.

(Fortsetzung.)

Bey den vv. 109 sqq. hält sich H. W. bey dem Gebrauche des ut statt des Acc. c. Inf. und dem Hiatus von nemo ut auf; dieß scheinen uns aber die geringsten Schwierigkeiten an dieser Stelle zu seyn, die Hauptschwierigkeit liegt in dem avarus, welches, wie Ref. wenigstens glaubt, der Dichter nicht gesagt haben kann, und das sich durch ein altes Verderbniß des Textes eingeschlichen haben muß; denn erstens von dem war Horatius nicht ausgegangen, daß kein Habsüchtiger mit sich selbst zufrieden ist, sondern daß es überhaupt Niemand ist, und zweytens würde ein selbst logisch falscher Sinn durch das avarus herbeygeführt; denn steht dieses Wort im Satze, so heißt es: alle Habsüchtigen sind mit sich selbst unzufrieden, während der Sinn der ganzen Satire ist: alle mit sich Unzufriedenen sind habsüchtig; und das ist ein großer Unterschied, denn der Grund der Unzufriedenheit soll angegeben werden, nicht aber eine von den vielen Eigenschaften der Habsüchtigen. Lassen wir Versuchs halber jenes avarus weg, so ist der Zusammenhang, wie er überhaupt einzig möglich scheint, folgender: „Wir bemerken, daß Jeder mit seinem Stande unzufrieden ist und das ihm scheinende Gute der andern Stände haben möchte; als Grund dieser Unzufriedenheit geben die Leute an, daß sie bey ihrem gewählten Berufe kein sorgenfreyes Alter vor sich sehen; aber mit diesem Grunde täuschen sich die Leute arg selbst, denn das Geld, als Geld, ist es, von dem sie sich nicht genug sehen; das ist aber eben der Fehler, denn das Geld soll man nicht um seiner selbst willen anstreben, sondern nur so weit es zum Leben nöthig ist, also mit Maaß soll man es verlangen. Kehren wir mit dieser Bemerkung nun zu unserer ersten Beobachtung zurück, daß Jeder mit sich unzufrieden ist und das Gute, das er bey anderen sieht, immer haben möchte (v. 109 — 112) —, so sehen wir leicht ein, daß solchen Jagens es kein Ende giebt, denn da hat am Ende Jeder, wenn er noch so hoch steht, immer noch einen vor Augen, dessen Gut er auch besitzen möchte (v. 113 — 116 sic festinanti — euntem), und darum (v. 117 inde fit, ut raro etc.) ist Keiner zufrieden.“ Das Resultat also ist: die Menschen sind unzufrieden, weil bey ihrem Jagen kein Ende ist; das Jagen selbst war in der Mitte des Gedichtes charakterisirt, als Geldsucht. Die avaritia liegt in dem festinare, das Alle treiben, und eben darum kann nicht vom avarus, sondern nur vom festinans gesprochen werden. Was etwa statt avarus zu setzen sey, darüber wagen wir keine Vermuthung aufzustellen, nur konnte uns aus dem angegebenen Grunde bisher keine Erklärung der Stelle befriedigen, so lange jenes störende Wort in derselben behalten wird. (Der Ausweg, daß avarus gleich quippe avarus zu nehmen, ist wider die Sprache; zieht man aber das ut zu avarus in der Bedeutung von quippe, so verdreht sich durch das dann nothwendig aufzunehmende Fragewort ne der Sinn völlig). — Auch widerspricht sich zuweilen H. W. an verschiedenen Stellen des Commentars, z. B. von non unquam heißt es zu I, 1, 97: non unquam stärker als nunquam wie im Griechischen οὐδὲ εἷς stärker ist als οὐδείς“ — hingegen zu I, 6, 14

heißt es, das non sey mit dem Verbum licuisse zu verbinden, da Horatius außerdem haud unquam gesagt haben würde.

Was die ästhetischen Erklärungen betrifft, so erinnern diese bey H. W. zu sehr an das beliebte quam belle! quam pulchre! Z. B. zu I, 1, 4: „Im folgenden achte man sowohl auf den Wechsel der Darstellung, als auf die ausdrucksvolle Bezeichnung der einzelnen Lebensbeschäftigungen. Zuerst werden die Personen dramatisch redend eingeführt, darauf wird die erzählende Wendung gewählt. Dann wie ausdrucksvoll ist die Bezeichnung bey dem ermüdeten Krieger und Landbauer.“ Solches paßt nicht in einen geschriebenen Commentar; wenn aber der Lehrer in der Schule seine ästhetischen Betrachtungen aus der Ausgabe holen soll, so steht es um ihn so schon schlimm genug. So paßt auch die Anmerkung zu v. 58, die aus Reisigs Heften genommen ist, wohl in eine Vorlesung, aber nicht in das Buch. Wir erwähnen noch z. B. zu v. 99: „liberta im schönen Gegensatz der liebenden Gattin, deren oben gedacht wurde,“ oder zu v. 101: „Wie schön und in der Manier solcher Menschen ist es, daß der Geizhals, um Rechtfertigung verlegen, das entgegengesetzte Extrem auffaßt.“ (Nein, nicht schön ist es von ihm, sondern recht abscheulich ist es von ihm). Aehnlich ist die Anmerkung zu I, 5, 30.

Weniges wollen wir über Punkte bemerken, wo H. W. Bemerkungen, die uns zum Ganzen seiner Behandlung nach zu passen schienen, hinzuzufügen unterließ. So wäre z. B. I, 1, v. 7 vielleicht die Art des Genitives horae momento zu erklären gewesen, etwa nach τέλος θανάτοιο oder ἔρκος ὀδόντων, da diese Anschauung von solchen Identitäts-Genitiven für Erklärung mancher Stellen nicht ohne Einfluß seyn möchte. V. 10 wäre etwa in sub galli cantum die komische Uebertreibung bemerklich zu machen gewesen und durch Beyspiele aus Horatius zu erläutern. Bey v. 36 quae simul inversum contristat Aquarius annum wird eine wesentliche Anschauung entzogen, wenn man die Vermuthung, die auch Orelli ausgesprochen, nicht herbeyzieht, es werde damit irgend ein heroischer Vers verspottet (ähnlich wie jener Vers des Furius Bibaculus Sat. II, 5, 43 Jupiter hibernas

cana nive conspuit Alpes). Zu v. 46 sq. wäre es nicht überflüssig, wenn die den Herrn gewöhnlich begleitenden Sklaven näher bezeichnet würden. Zu v. 62 wäre vielleicht anzudeuten gewesen, daß Horatius den Einwurf nicht (wie Kirchner meint) unwiderlegt läßt, sondern wie gerade die kräftigste Widerlegung im Folgenden enthalten ist. Zu I, 2, v. 58 sqq. hätte man etwa auf die Ethik des Aristoteles wenigstens hinweisen können, wie nämlich dort die Tugend als die μεσότης von zwey Fehlern erscheint. Die Zusammengehörigkeit von lippus und pervideas in I, 3, 25 hätte einen guten Beleg aus dem griechischen σκότος βλέπειν und ähnlichen Verbindungen erhalten können. Doch man kann sagen, solche Stellen, wo der Eine diese, der Andere jene Bemerkung zu finden wünschte, ließen sich ins Unendliche vermehren, und wollte man alle diese Wünsche befriedigen, so entstünde ein allzu umfangreicher Commentar, den ja H. W. nicht geben wollte, dessen Plan ja nur war, die Heindorfische Ausgabe zu wiederholen. Aber eben, sobald diese Wiederholung auch neue Zusätze in ihren Kreis zieht, so verändert sich der Standpunkt der Beurtheilung; und da, um es nur aufrichtig zu gestehen, kann Ref. die dringende Nothwendigkeit einer solchen neuen Ausgabe der horazischen Satiren nicht völlig einsehen, indem für die Zwecke der Schüler und selbst noch viel weiter Orelli's Bearbeitung sicher genügt, der Lehrer und Gelehrte aber doch die bedeutenderen Ausgaben sämmtlich benützen und sie gewissermaßen Jeder für sich selbst zum Abschluß bringen muß. Wenn schon Heindorf im Jahre 1815 in der Vorrede sagte: „daß ich aber durch diese Arbeit die wohl nicht zum Heil der Wissenschaft in unserm Vaterlande immer wachsende Zahl der philologischen Bücher vermehrt habe, mögen meine Freunde verantworten, deren Ermunterung ich Gehör gab“ — so möchte nun nach Verlauf der letzten Jahre gerade bey einer Ausgabe des Horatius dasselbe vielleicht um so mehr zu bedenken seyn.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung von H. Zumpts Abhandlung „über das Leben des Horaz und die Zeitfolge seiner Gedichte, namentlich der Satiren.“ Ueber die Lebensumstände des Dichters, so weit sie aus der lateinischen Vita (des

Suetonius) und aus den Gedichten selbst hervorgehen, konnte wohl nach den Arbeiten von Kirchner (Quaestiones Horatianae), Weichert (Poet. Lat.) und Franke (Fasti Horatiani) Nichts wesentlich Neues mehr gegeben werden; H. Z. faßt das Bekannte in fließender angenehmer Form zusammen. Die Zeitfolge der Gedichte ist eigentlich nur von den Satiren angegeben, nach dem Zwecke der Ausgabe nämlich, da diese selbst nur die Satiren enthält. Ueber Einiges nun von dem, was diese Abhandlung des H. Z. enthält, erlauben wir uns, unsere Zweifel hier auszusprechen.

S. 4 sagt H. Z.: „Die Mutter des Hor. wird nirgends erwähnt, wahrscheinlich war sie auch eine Freygelassene, da in jener Zeit Verheirathungen zwischen vormaligen Sklaven und freygebornen Bürgerinnen wenigstens ungewöhnlich waren. Es läßt sich voraussetzen, daß sie früh gestorben ist.“ Bey allem Mangel an Nachrichten bleibt dieß natürlich nur eine Vermuthung; von den Kinderjahren, die Horatius in Venusia zubrachte, wissen wir ja gar Nichts, und zur Zeit, als ihn sein Vater nach Rom brachte, war er der mütterlichen Erziehung schon entwachsen, da er ja damals seine Zeit bey seinen Lehrern zubrachte. Wollte man alle Möglichkeiten ausbeuten, so wäre selbst noch ein anderes Verhältniß denkbar als Grund für die Nichterwähnung seiner Mutter, wofür zuletzt noch Sat. I, 6, 36 (quo patre sit natus, num ignota matre inhonestus) herbeygezogen werden könnte. S. 6 heißt es: „Für den strebsamen jungen Mann ohne bedeutendes Vermögen gab es nur Ein Mittel, sich aufzuschwingen, wenn er Kriegsdienste nahm und sich einer Partey mit Leib und Leben anschloß; und es muß bezweifelt werden, ob Horaz dazu genug politische Entschlossenheit, selbst ob er die erforderliche Körperkraft besaß.“ Mangel an politischer Entschlossenheit ist wohl zweydeutig und könnte in nachtheiligem Sinne für Horatius genommen werden, was wir nicht gerne zulassen möchten; denn wir glauben, daß, wann er Partey ergriff, er ein treuer und verläßiger Parteygänger war; die politische Richtung überhaupt, zu der in einer wirrevollen Zeit ohne dieß nicht Jeder geschaffen ist, mag ihm gefehlt haben (er war zu sehr Dichter, als daß er einzelnen politischen Bestrebungen sich hingegeben hätte; daß er aber auch in dieser Beziehung großartige Gesinnung gehabt, zeigt Epod. VII Quoquo scelesti ruitis und Epod. XVI Altera iam teritur bellis); doch in diesem Sinne will wohl auch H. Z. den Mangel an politischer Entschlossenheit verstanden wissen. — Bey den Studien, welchen Horatius in Athen oblag, wäre wohl auch die Schule des Philodemus zu erwähnen gewesen, denn die Lehre Epikurs kannte Horatius sicher nicht bloß oberflächlich, sondern durch näheres Eindringen (Sat. I, 2, 121). — Ferner S. 6 heißt es: „Es ist nicht anzunehmen, daß der Jüngling rein aus wissenschaftlichem Drange ohne einen Plan für seinen künftigen Lebenserwerb nach dem stillen Athen ging. Es ist mir wahrscheinlich, daß er sich durch das Studium der griechischen Sprache und Litteratur befähigen wollte, Lehrer der Grammatik in Rom zu werden.“ Einen Grammatiker Horatius aber (selbst in der damaligen Bedeutung des Wortes γραμματικός s. Quintil. II, 1), einen plagosus Horatius können wir uns nicht recht denken; ja, rein wissenschaftlicher Drang hat ihn wohl nach Athen getrieben, denn hätte er diesen nicht gehabt, so hätte er wahrlich nicht so gesunde Urtheile über die griechische Muse aussprechen können; fährt H. Z. dann fort: „Zu einer ganz unabhängigen Existenz reichte sein Vermögen nicht aus,“ — so glauben wir, daß wenn sein Vermögen zur Reise nach Athen und dem Aufenthalte dort ausreichte, es nicht so ganz unbedeutend gewesen sein kann, oder vielmehr, daß wenn er es dazu aufwandte, er eben dadurch an den Tag legte, daß die äußere Existenz seine geringere Sorge war. — Die Frage, wie Horatius sein väterliches Gut verloren, läßt H. Z. ziemlich unentschieden, indem er sagt (S. 9): „Es ist möglich, daß er es schon früher, als er noch in Griechenland war, hatte verkaufen müssen, zumal wenn sein Vater erst während seiner Abwesenheit starb; wenn er es aber auch, wie von Neueren durchweg angenommen wird, in Folge der Ackervertheilung verlor, so u. s. f;“ aber nach den letzten Worten der zweyten Satire des zweyten Buches scheint ziemlich klar zu sein, daß nur der letztere der wahre Grund ist, und aus Ep. II, 2, 49 sqq. kann man schließen, daß er eben bey seiner Rückkunft von Griechenland sein väterliches Gut den Veteranen assignirt fand.

Einen bedeutenderen Zweifel haben wir zu erheben gegen H. Z.s Annahme (S. 10): „Die Armuth, die zu Wagnissen reizt, trieb den Horaz, wie er Ep. II, 2, 51 sagt, an, Verse zu machen, das heißt, denke ich mir, Horaz machte Verse zunächst, um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben.“ Erstens ist nicht wohl einzusehen, wie Horatius gleichsam vom Dichter-Honorar habe leben können, zumal da H. Z. selbst annimmt, die Herausgabe der Satiren, die doch nebst den Epoden die ersten Dichtungen waren, sey erst im Jahre 32 v. Chr. erfolgt; wenn nun Horatius im Jahre 41 nach Italien zurückkehrte, lebte er dann bis 32 bloß vom Honorar für die Epoden oder für dichterische Versuche, die er hernach selbst der Veröffentlichung nicht werth hielt? Dann aber auch will es Ref. scheinen, als wäre überhaupt über die Stelle, wo Horatius sagt, er habe aus Armuth Verse gemacht, ziemlich zwecklos so viel gestritten worden. Der ganze Zusammenhang zeigt ja sonnenklar, daß Horatius spaßhafte leere Ausflüchte sucht gegen des Florus Zumuthung von neuer poetischer Thätigkeit. Er sagt (V. 55 sq): singula de nobis anni praedantur euntes; eripuere iocos, venerem, convivia, ludum, ferner könne er darum nicht dichten, weil Jeder eine andere Poesie von ihm verlange, ferner, weil keine Ruhe auf der Straße sey, — festinat calidus mulis gerulisque redemptor, torquet nunc lapidem, nunc ingens machina tignum, tristia robustis luctantur funera plaustris, hac rabiosa fugit canis, hac lutulenta ruit sus (v. 72—75) —, und da gehe nun einer her und mache nun noch hübsche Verse (v. 76; nunc et versus tecum meditare canoros). Man sieht, wie spaßhaft die ganze Stelle gehalten ist, und ebenso spaßhaft nun sucht er dem Einwurfe zu entgehen, der ihm gemacht werden könne, weil er ja doch früher (gleich nach der Rückkehr aus Griechenland) gedichtet habe. „Ja,“ sagt er nemlich, „damals war es Etwas anderes, damals, weißt du, da trieb mich der Hunger dazu.“ Anders, als durch diese spaßhafte Art, die Zumuthung von sich zu weisen, wie der Scherz ja doch in der ganzen Stelle klar genug in die Augen springt, glauben wir die Worte nicht erklären zu können noch zu dürfen; und, wenn man nun daraus gleich

in die Lebensbeschreibung des Dichters aufnimmt, er habe aus Armuth gedichtet, so könnte unseres Dafürhaltens mit ganz gleichem Rechte aus v. 75 die herrliche Notiz in seine Biographie aufgenommen werden, Horatius habe in den späteren Jahren deßwegen nicht mehr gedichtet, weil ihm damals auf der Straße bald ein wüthender Hund, bald ein schmutziges Schwein in den Weg gelaufen sey.

Dann kömmt H. Z. auf des Horatius Verhältniß zu Mäcenas, dessen Anfang in das Jahr 40 gesetzt wird, nach des Dichters Angabe (Sat. II, 6, 40): septimus octavo propior iam fugerit annus, ex quo Maecenas me coepit habere suorum in numero; diese Satire nemlich setzt H. Z. in das Jahr 34, bloß um das Jahr 40 als das der Bekanntschaft mit Mäcenas zu erhalten; aber erstens das septimus octavo propior kann doch Horatius nicht sagen, wenn er, wie H. Z. angiebt, erst 6 und ein halbes Jahr mit Mäcenas bekannt war, sondern offenbar nur, wenn jenes Verhältniß bereits 7 und ein halbes Jahr gedauert hatte; es käme also, wenn man die neun Monate, die bekanntlich vom ersten Gespräche mit Mäcenas bis zur Aufnahme in das Haus desselben verflossen, dazu rechnet, und die sechste Satire wirklich mit H. Z. in das Jahr 34 setzt, etwa gerade die Zeit der Schlacht bey Philippi als die Zeit heraus, wo Horatius zuerst mit Mäcenas gesprochen habe. Aber es fällt ja auch die erwähnte Satire frühestens in das Jahr 31 oder 30, da die Anspielung auf die Dacier v. 53 (num quid de Dacis audisti) offenbar auf den notorisch bekannten Feldzug gegen die Dacier zu beziehen ist, der im Jahre 31 war, und nicht auf den Zug zur Erhaltung von Siscia in Pannonien, wobey die Dacier gar nicht ins Spiel kamen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Januar.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Des Qu. Horatius Flaccus Satiren ꝛc.

(Schluß.)

Somit fällt der Anfang des Verhältnisses zu Mäcenas in das Jahr 38 oder 37. Dieß über die Zeit. Aber wenn nun H. Z. S. 13 sagt: „Ueber die äußeren Bedingungen dieses Verhältnisses schweigt Horaz mit derjenigen Scheu, die einem freyen Manne ziemt“, — so scheint uns von „äußeren Bedingungen“ überhaupt keine Rede gewesen zu seyn; es war ein bloß gesellschaftliches Verhältniß, wie aus Sat. I, 6 und dem Schluße der letzten Satire des ersten Buches zur Genüge hervorgeht. Horatius verkaufte seine Freyheit nicht. H. Z. erkennt dieß auch an, sagt aber doch: „Horaz erfreut sich seiner Freyheit zu leben und über seine Zeit zu bestimmen, wie er will, was doch nicht ganz mit seiner Stellung zu Mäcenas, die er daneben erwähnt, vereinbar erscheint.“ Freylich, wenn von einer „Anstellung“ gesprochen wird, möchte es um die Freyheit schlimm gestanden haben. H. Z. fährt fort: „Und wie stimmt es wieder mit jener Freude an der eigenen Unabhängigkeit, wenn er Serm. II, 6, 33 von seinen zerstreuenden Geschäften redet und darüber klagt, daß hundert fremde Besorgungen ihm durch den Kopf geben? Ich denke, er spricht von verschiedenen Zeiten, und es gieng ihm, wie es seinem hohen Freunde gieng, oder vielmehr, seine Muße und Geschäftigkeit richtete sich nach Mäcenas' Verhältnissen.“ Es ist aber doch augenfällig, daß Horatius eben wegen seiner Liebe zur Unabhängigkeit auch über die kleinsten ganz gewöhnlichen Störungen klagt, und daß er eben darum in der angeführten Stelle wieder komisch übertreibt. H. Z. kömmt nun eben auf die „Anstellung“ des Horatius als scriba bey Mäcenas zu sprechen. Nachdem also die Aussichten auf eine Professur der Grammatik sich zerschlagen, ließ sich Horatius als scriba anstellen. Es wird zu dieser Annahme die Stelle Sat. II, 6, 36 sq. de re communi scribae magna atque nova te orabant hodie meminisses, Quinte, reverti und die Nachricht in der lateinischen Lebensbeschreibung „scriptum quaestorium comparavit“ benützt. H. Z. nimmt dann an, Horatius habe dieses Amt erst später und durch des Mäcenas Vermittlung erhalten; die Frage, die sich H. Z. selbst aufwirft, wie diese Anstellung mit den Pflichten gegen Mäcenas und der gelehrten Muße des Dichters vereinbar sey, wird durch folgende Vermuthung zu beantworten gesucht: „wahrscheinlich versah Horaz seinen Dienst als scriba nur bey Mäcenas, wenn dieser, bey der mehrmals eintretenden Entfernung Cäsars von Rom, mit Vollmacht über Rom und Italien bekleidet, die Geschäfte zu leiten hatte.“ Auch die Schenkung des Landgutes soll damit zusammenhängen, indem Mäcenas darum seinem Horatius ein Grundstück abgetreten oder ihm das Geld zum Kaufe desselben gegeben habe, damit er die für die Anstellung nöthige Caution dem Volke habe leisten können. Wir müssen gestehen, daß uns durch solche Annahme das ganze Bild, das wir uns von dem Leben des Horatius aus seinen Gedichten gestalteten, unangenehm getrübt wird. Allerdings muß eine solche etwaige Zuneigung historischen Gründen weichen, aber solche können wir

hier nicht finden; denn das ganze Gebäude jener Vermuthungen hat keinen anderen Boden, als jene Stelle bey Horatius und die bey Suetonius. Die letztere kann ganz richtig seyn; es kann nämlich Horatius nach der Rückkehr aus Griechenland diesen Erwerb gesucht haben, und dazu, nicht aber zum Dichten, konnte ihn im Ernste die audax paupertas getrieben haben. Die Stelle aber Sat. II 6, 36 besagt keineswegs nothwendig, daß der Dichter noch scriba sey, sondern nur, daß das Collegium der scribae ihn auch noch über Angelegenheiten eben ihres Collegiums um Rath frage, was Horatius auch in jener spaßhaften Aufzählung der Unbequemlichkeiten eines Aufenthaltes in der Stadt mit vorbringt (wobey das ganze Schreiber-Collegium ziemlich en bagatelle behandelt wird). Die Stelle wird auf die beste und, wie es scheint, des Dichters würdigste Art so erklärt, wie es bereits Franke und Orelli thaten; Horatius sey nemlich allerdings nach seiner Rückkehr scriba quaestorius gewesen, habe aber bald diese Beschäftigung zur Zeit der Bekanntschaft mit Mäcenas aufgegeben, und bringe nun mit komischer Anspielung auf jenes frühere Verhältniß auch die kleine Störung seiner Ruhe vor, die daraus entstehe, daß sogar die scribae ihn noch gleichsam als den ihrigen betrachten und um Rath fragen. Von der Zeit der Bekanntschaft mit Mäcenas an hatte ja Horatius gewiß nicht mehr Noth zu leiden, sondern hatte, wie H. Z. wieder selbst (S. 13) sagt, durch die Liberalität seines Gönners was er brauchte und mehr als er brauchte. Zur Stelle eines Privatsekretärs, der als scriba quaestorius in den Listen aufgeführt und vom Staate besoldet gewesen sey, wußte Mäcenas sicher auch noch andere zuverläßige Leute aufzufinden. Horatius wenigstens gehört nur in das Dichterkränzchen bey Mäcenas, wozu Plotius, Varius, Virgilius, Valgius, Oktavius, Fuscus, die beyden Viscus, Pollio, Messala, Bibulus, Servius, Furius und andere sich einfanden. Auch das können wir nicht glauben, daß, wie H. Z. sagt, Horatius vielleicht täglich zur bestimmten Stunde seine Visitte bey Mäcenas machte.

Was nun die Zeitfolge der Gedichte des Horatius überhaupt betrifft, so verwirft H. Z. die strenge Scheidung Bentley's, der gewisse Jahre angenommen, in denen Horatius bloß Satiren, andere in denen er bloß Oden geschrieben u. s. f. Auch daß Bentley die Abfassungszeit eines ganzen Buches oder aller Gedichte eines Buches aus der Zeit einzelner Gedichte bestimmt, wird mit Recht getadelt und verworfen. Die Annahme, daß Horatius selbst seine Bücher abgeschlossen, geordnet und herausgegeben habe, wird bey der Untersuchung festgehalten. Es soll nun die Frage entschieden werden, wann Horatius seine Satiren abgeschlossen (noch nicht herausgegeben, sondern bloß erst abgeschlossen). Zunächst, sagt H. Z., sey es klar, daß dieß jedenfalls vor dem Jahre 27 v. Chr. geschah, da Cäsar Octavianus nur Cäsar, nicht Augustus genannt werde, welch' letzteren Namen Octavianus erst im J. 27 erhielt. Aber wie kann denn dieß für jene Gedichte einen Bezug haben, wo Octavianus gar nicht erwähnt wird, also weder als Cäsar noch als Augustus? Es liegt da offenbar die Annahme zu Grunde, daß, wenn Horatius die Satiren erst nach d. J. 27 herausgegeben hätte, er alle Stellen der früher verfaßten Gedichte, wo das Wort Cäsar gestanden, nothwendig hätte so ändern müssen, daß nunmehr Augustus darin gestanden; da nun aber noch der Name Cäsar in den Satiren vorkomme, so müssten sie vor einer Zeit abgeschlossen d. h. geordnet sein, welche eine solche Anordnung nothwendig erheischt hätte. Aber wir meinen, Horatius hätte auch bey einer später erfolgten Abschließung solche Kleinigkeiten in Gedichten, deren Abfassungszeit seinen Freunden ja bekannt war, wohl können stehen lassen. Für den Abschluß scheint also jener Wortgebrauch kein nöthigendes Beweismittel; etwas anders ist es natürlich mit der Abfassungszeit der einzelnen Gedichte, in denen das Wort Cäsar vorkommt. Aber H. Z. zieht die Gränzen der Zeit noch enger; die Satiren seyen nemlich nicht später, als im Jahre 32 abgeschlossen, indem (S. 24) „gar keine Andeutung des großen Kampfes, der Rom und die ganze römische Welt aufs äußerste bewegte, zwischen den beyden Triumviren Cäsar und Antonius, darin enthalten ist.“ Aber wozu denn überhaupt diese Annahme? Was steht denn so mächtig gegen das Jahr 31 oder 30 als die Zeit des Abschlusses entgegen, daß H. Z.

sogar einen Gewaltstreich gegen Sat. II, 5 wagen muß? Dort nemlich wird die Zeit durch die Prophezeihung des Teiresias (v. 62) bezeichnet: tempore quo iuvenis Parthis horrendus ab alto demissum genus Aenea tellure marique magnus erit, was offenbar erst von der Zeit nach dem Siege bey Actium verstanden werden kann; da wird nun die Vermuthung aufgestellt: „daß diese Verse in die früher verfaßte Satire nachträglich bey der Herausgabe gesetzt sind, um zugleich dem Sieger eine wohlgewählte Huldigung darzubringen.“ (Die Anspielung in Sat. II, 6 auf den dacischen Krieg bestand freylich, wie schon oben bemerkt, für H. Z. nicht mehr, braucht also auch nicht durch eine ähnliche Annahme weggeräumt zu werden.) Eine neue Mißlichkeit entsteht aber offenbar durch die Annahme eines vorhergegangenen „Abschlußes“ im Jahre 32 und wieder als davon verschieden dann die „Herausgabe“ im Jahre 30, wo dann das artige Kompliment geschwind in II, 5 hineingeflickt wurde. Wir begreifen nicht, wozu sich in ein solches Chaos von Hypothesen verwickeln? Die Sache scheint ganz einfach zu seyn, wenn man nur nicht weiter gehen will, als überhaupt möglich ist, — est quodam prodire tenus, si non datur ultra —; die Anspielungen auf Zeitverhältnisse in den Satiren reichen bis zum J. 30, folglich sind sie nicht vor dem Jahre 30 zusammen herausgegeben; diesem steht keine innere und keine äußere Unmöglichkeit entgegen; weiter aber wissen wir Nichts; wahrscheinlich wohl hat Horatius die Satiren bald nach 30 herausgegeben, weil er sich dann zur Dichtung der Oden wandte, möglich ist aber auch, daß er seine Gedichte selbst neun Jahre im Schranke liegen ließ.

Ebenso beruht die Bestimmung der Zeit der Abfassung der einzelnen Satiren meist nur auf Vermuthung und subjectiven Gründen, denen man entweder nur die Erklärung, daß man davon nicht überzeugt sey, oder wieder andere subjective Gründe entgegensetzen kann. H. Z. giebt folgende Ordnung der Satiren der Zeit nach: In das Jahr 40 wird zunächst I, 7 Proscripti regis Rupili gesetzt, da sich der erzählte Vorfall im Winter 43 auf 42 zugetragen, das Interesse in der Neuheit bestehe und kein anderer Zweck als gesellige Unterhaltung bey der Abfassung zu Grunde gelegen seyn könne; darum also sey es einer der ersten Versuche in dem Kreise bey Mäcenas; aber erstens fällt, wie wir oben sahen, der Anfang des Verhältnisses zu Mäcenas nicht vor d. J. 38, und zweytens: konnte denn Horatius gar nirgends anders, als nur bey Mäcenas seine Gedichte vorlesen? Diese Satire kann ebensogut vor der Bekanntschaft mit Mäcenas, als lange nach deren Beginn geschrieben seyn; noch rohere Anfänge der Kunst kann Ref. in dem Gedichte nicht finden, und es möchte mit Franke eine spätere Abfassungszeit für dasselbe zu bestimmen seyn. In dasselbe Jahr 40 setzt H. Z. II, 4 Unde et quo Catius und II, 8 Ut Nasidieni iuvit; die Zusammengehörigkeit aber dieser beyden Gedichte scheint uns nur sehr äußerlich; in der ersten ist die Philosophie der Kochkunst verspottet, in der zweyten der eitle Geck, der seine der Himmel weiß wie eingerichtete Mahlzeit gern loben hörte, dabey aber seinen Gästen nicht einmal genug zu trinken giebt; so finden wir keine Gleichartigkeit des Inhaltes. Wenn aber H. Z. sagt: „Im Uebrigen verräth sich die Jugend des Dichters und seine Neuheit im Hause des Mäcenas, außer der indirekten Erzählung, wobey er noch keine Rolle spielt, wohl auch durch die Aufmerksamkeit, die er den Entdeckungen der Tafelgenüsse schenkt,“ so kömmt es fast heraus, als habe Horatius in dem ersten Jahre bey Mäcenas sich, wie man sagt, herausessen wollen und darum auf die Speisen sehr geachtet. Was die indirekte Erzählung betrifft, so scheint es uns gerade mehr Kunst und derberer Spott zu seyn, wenn die Personen gleichsam selbst ihre Schande gestehen müssen (ähnlich wie Aristophanes in den Fröschen den Agathon und Euripides ihre eigene Karrikatur selber darstellen läßt). Von I, 8 Olim truncus eram heißt es nur: „Wir haben allen Grund, dieß Gedicht in eine frühe Zeit, ich meine in das Jahr 39, zu setzen; es sollte ebenfalls nur zur Be-

lustigung des geselligen Kreises in Mäcenas' Hause dienen; ... Die Satire ist noch nicht zu einer allgemeinen Ansicht erhoben." Wie giebt aber das letztere, selbst zugegeben, den Schluß gerade auf das Jahr 39 und durchaus kein anderes? Die erste eigentliche Satire, sagt H. Z. sey I, 2 Ambubaiarum collegia; der Dichter zeige sich in jugendlicher Ungebundenheit und etwas roher Kraft. Aber diese Satire scheint uns so innig mit Sat. I, 1 zusammenzuhängen, daß sie die wahre Fortsetzung derselben seyn möchte; überhaupt ist die Anordnung der einzelnen Gedichte sicher nicht eine zufällige und, wie H. Z. S. 28 meint, eine bloße Abwechslung des Inhaltes bezweckende. Bey diesen beyden z. B. scheinen die Verse der ersten pergis pugnantia secum frontibus adversis componere und est modus in rebus sunt certi denique fines mit dem der zweyten dum vitant stulti vitia, in contraria currunt das offenbare Band beyder zu enthalten. Von den letzteren erhalten wir bey H. Z. die bloße Auskunft: „Ich setze die Satire in das Jahr 39." In dasselbe Jahr gehöre I, 6 Non quia Maecenas; denn das Gedicht müsse in einer friedlichen Zeit gemacht seyn, ehe Mäcenas eine Stellung erhielt, bey der auch Horatius stark beschäftigt wurde. Man sieht, daß dieß mit H. Zs. Ansicht von der Anstellung des Horatius zusammenhängt. Dann heißt es: „an dieß Gedicht schließt sich I, 9 Ibam forte an" und: „ich setze die launige Schilderung in den Anfang des Jahres 38." Warum gerade in diese und keine andere Zeit? Auf gleiche Weise wird II, 5 Hoc quoque Teiresia in das Jahr 38 gewiesen. Beweise darf man bey chronologischen Untersuchungen doch mit Recht fordern. Als die Zeit der Brundisischen Reise, die I, 5 Egressum magna beschrieben wird, steht durch Kirchners Untersuchung das Jahr 37 fest, in welches auch H. Z. das Gedicht setzt. Ohne bindenden Grund aber wird wieder I, 1 Qui fit Maecenas in das Jahr 36 verwiesen, und ebenso in dasselbe Jahr I, 4 Eupolis atque Cratinus und I, 10 Nempe incomposito, Gedichte, die in nothwendigem Bezuge auf einander stehen, bey welchen es aber gerade der Fall seyn möchte, daß zwischen dem ersten und dem die Rechtfertigung enthaltenden zweyten wenigstens einige Monate verflossen, so daß sie also ebensogut in verschiedene bürgerliche Jahre fallen können. Sonderbar verfährt H. Z. mit II, 1 Sunt quibus in Satira, welche in das Jahr 35 gesetzt wird; nämlich H. Z. sagt: „viele Chronologen setzen dieses Gedicht deßhalb nach der Schlacht von Actium, weil Cäsar invictus genannt wird und parthische Reiterkämpfe erwähnt werden; ich habe aber schon oben ausgeführt, daß die Abfassung des ganzen Werkes gar nicht bis an die Schlacht von Actium heranreicht." Ein hübscher Cirkel, denn jener Beweis war eben darum schon mangelhaft, weil gerade diese Stelle, die nur nach der Schlacht bey Actium niedergeschrieben seyn kann, unberücksichtigt blieb. Ferner heißt es: „Horaz schrieb, ich glaube im Jahre 35, Serm. II, 2 Quae virtus et quanta." Von II, 6 Hoc erat in votis sprachen wir schon oben, daß nemlich die Stelle mit der Anspielung auf die Dacier das Gedicht entschieden in das Jahr 31, nicht, wie H. Z. angiebt, in das Jahr 34, verweist. Von II, 7 Jam dudum ausculto heißt es, sie gehöre als Gegenstück unmittelbar zur eben erwähnten. Dieß zugegeben, können nicht Gegenstücke zu verschiedenen Zeiten gefertigt werden? Für II, 3 Sic raro scribis endlich wird das Jahr 33 angenommen.

Dr. Prantl.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Observations on Egyptian Ethnography derived from Anatomy, History and the Monuments. By Samuel George Morton. (Aus den Transactions of the American Philosophical Society, held at Philadelphia. Vol. IX, new series. Part. 1). Philadelph. 1844. 67 S. 4, mit 14 lith. Tafeln und vielen eingedruckten Figuren.

Aegypten ist schon in frühern Zeiten als der Stammsitz der Kultur, als das Land der Mysterien angesehen worden. So vielfach es auch seit Ende des vorigen Jahrhunderts durchforscht worden ist, so bleiben doch immer noch genug Räthsel zum Lösen übrig. Eine der Hauptaufgaben ist es zu ermitteln, welcher der verschiedenen Menschenrassen die alten Aegypter angehört haben, worüber sehr verschiedene Meynungen aufgestellt wurden, die sich für Juden, Araber, Hindus, Nubier und Neger entschieden. Zur Besprechung dieser Aufgabe war Morton vor vielen Andern berufen, da er nicht bloß durch sein berühmtes Werk, den Titel Crania americana führend, sich als ein Meister im Fache der Lehre von den Menschenrassen bewährt hat, sondern auch zu den speziellen Untersuchungen über die körperliche Beschaffenheit der alten Aegypter mit einem Materiale versehen ist, wie es in solchem Reichthume wohl nirgends weiter beysammen gefunden werden dürfte. Unter 600 (gegenwärtig schon 1200) Schädeln, die seine Sammlung von den verschiedenen Menschenrassen zählt, befinden sich 70, welche den alten Bewohnern Aegyptens angehörten und von dem nordamerikanischen Konsul in Kairo, Gliddon, auf seinen Reisen in Aegypten und Nubien selbst gesammelt worden sind, so daß also ihre Authentizität vollkommen verbürgt ist.

Mit Bezug auf die Chronologie hält sich der Verf. an die von den neueren Forschern ermittelten Resultate. Rosellini setzt die Thronbesteigung der 16. Dynastie ägyptischer Könige auf das Jahr 2272 vor Christo. Champollion nimmt eine ziemlich ähnliche Anordnung an; Wiseman hält dafür, daß es in Aegypten Monumente gebe, die bis auf 2200 Jahre vor unserer Zeitrechnung datirten, und Prichard setzt die Thronbesteigung von Menes um zwey Jahrhunderte früher an.

Die Untersuchungen des Verf. erstrecken sich sowohl über die Schädel als über die Abbildungen auf den alten Monumenten. Mit ersteren macht er den Anfang.

Unter den Schädeln erkennt er zunächst zwey Rassen: die kaukasische und äthiopische, die jedoch in der Zahl der Exemplare eine große Verschiedenheit darbieten. Die Schädel kaukasischer Rasse zeigen unter sich wieder so viele Differenzen, daß er sie in 3 Abtheilungen bringt, denen er den Namen pelasgischer, semitischer und ägyptischer Typus beylegt. Zum pelasgischen Typus zählt er die Schädel, welche die schönste Form darbieten, wie sie bey den kaukasischen Völkern des westlichen Asiens und des mittlern und südlichen Europas gefunden wird und uns am bekanntesten aus den altgriechischen Statuen ist. Den semitischen Typus, wie er bey den Juden sich zeigt, charakterisirt er durch ver-

hältnißmäßig zurückweichende Stirne, lange, gebogene und sehr vorragende Nase, merklichen Abstand zwischen den Augen und markirte, oft harte Gesichtszüge. Die ägyptische Form unterscheidet er von der pelasgischen durch schmälere und mehr zurückweichende Stirne, während der Gesichtstheil mehr vorspringend und daher der Gesichtswinkel kleiner ist; die Nase ist gerade oder habichtsartig, das Gesicht winkelig, die Gesichtszüge oft scharf; die Haare gleichförmig lang, weich und gelockt. Zu dieser Reihe von Schädeln stellt der Verf. auch solche, deren Bildung nicht merklich verschieden ist von der der Araber und Hindu. Andere Schädel vereinigen die Merkmale der ägyptischen und pelasgischen Form.

Die äthiopische oder Negerrasse ist nach ihren Merkmalen hinlänglich bekannt. Einige Schädel zeigen einen gemischten Charakter, wobey jedoch der äthiopische vorherrscht; diesen legt der Verf. den Namen der negerähnlichen Schädel bey.

Nach diesen Unterscheidungen mustert alsdann der Verf. die ihm zugänglichen altägyptischen Schädel und giebt zuletzt in einer Tabelle eine Uebersicht über 100 solcher Exemplare mit Verzeichnung ihrer Grabesstätten und der nationellen Typen.

Grabstätten	Zahl der Schädel	Aegyptisch	Pelasgisch	Semitisch	Gemischt	Negerähnlich	Neger	Idioten.
Memphis	26	7	16	1	1	1		
Maabdeh	4	1	1			2		
Abydos	4	2	1	1				
Theben	55	30	10	4	4	5		2
Ombos	3	3						
Philae	4	2	1				1	
Debod	4	4						
	100	49	29	6	5	8	1	2

Diese Tabelle spricht für sich selbst. Sie zeigt, daß mehr als $\frac{4}{5}$ aller Schädel der kaukasischen Rasse angehören, daß bezüglich der ägyptischen Form sich die pelasgische zu ihr wie 1: $1\frac{1}{2}$ verhält und die semitische $\frac{1}{8}$ von ihr ausmacht; daß ferner nur $\frac{1}{20}$ einen gemischten Charakter mit Spuren von Neger- und andrer erotischer Beymengung aufzuweisen hat, und daß blos bey $\frac{1}{30}$ die negerähnliche Bildung vorwiegt, während nur ein Exemplar den reinen Negercharakter trägt.

Diesen Resultaten fügt der Verf. die von andern Schriftstellern gefundenen bey. Cuvier versichert, daß er mehr als 50 Mumienschädel untersucht habe, unter denen keiner den Typus des Negers oder Hottentottens zeigt. Zwey von den drey durch Blumenbach abgebildeten Schädel sind unzweifelhaft ägyptischen Typus, wiewohl der zweyte etwas vom Ausdrucke des Negers hat. Der dritte Schädel ist auch kaukasisch, aber weniger evident ägyptisch, und hat nach Blumenbachs Bemerkung etwas von der Hindu-Form. Sömmerring giebt an, daß zwey von ihm untersuchte Mumienschädel in keiner Hinsicht vom europäischen Typus abweichen, während ein dritter den afrikanischen Charakter eines weiten Ansatzes für den Schläfenmuskel zeigt. Lawrence bemerkt von 4 Schädeln und 3 Abgüssen, daß sie nicht vom europäischen Typus differiren und keinen Zug vom Negercharakter haben. Die beyden in der Descript. de l'Egypte abgebildeten Schädel sind entschieden ägyptisch, aber der kleinere ist der am meisten ausgezeichnete.

Die Beschaffenheit des Haares konnte der Verf. an 36 Schädeln untersuchen. Von diesen gehören 31 zur kaukasischen Rasse, und bey ihnen ist das Haar so fein als bey den schönsten europäischen Völkern der jetzigen Zeit. Der Einbalsamirungsprozeß hat mit wenig Ausnahmen das Schwarze in das Dunkelbraune verändert. Es giebt auch mehrere Beyspiele von grauen Haaren, und zwey, bey welchen es völlig flachsfarbig ist; letztere Färbung hält der Verf. für eine künstlich hervorgebrachte, wie solches noch bey den Somaulis üblich ist. Belzoni erhielt Haare aus den Katakomben von Theben, die 18 Zoll Länge hätten, und Villoteau besaß von daher Flechten, die bis zum Unterleib gereicht haben mußten. Ganze Haargeflechte derselben Art sind in Berlin und London aufbewahrt, und der Verf. besitzt selbst eine Portion ähnlicher Ueberreste von Theben, die künstlich in eine große Zahl langer und sehr feiner Locken geflochten sind. Wenn demnach Herodot die Aegypter als οὐλότριχες bezeichnet, so bedeutet dieser Ausdruck nicht soviel als ursprünglich wollhaarig nach Art der Neger, wie er gewöhnlich

bisher übersetzt wurde, sondern er bezieht sich auf die Art das Haar zu tragen, denn der Verf. fand fast an allen Köpfen, wo es lang gewachsen war, daß es sich durch eine Menge kurzer Locken von außerordentlicher Feinheit auszeichnete. Die Monumente zeigen, daß es bey den Aegyptern nichts Seltenes war, das Haar lang wachsen zu lassen. Immer ist das Haar völlig verschieden von der wolligen Textur des Negers, den gekräuselten Locken des Mulatten oder den schlichten straffen Haaren des Mongolen.

(Schluß folgt.)

The Zoology of the Voyage of H. M. S. Erebus and Terror, unter the command of Captain Sir James Clark Ross during the years 1839 to 1843. By authority of the Lords Commissioners of the Admiralty. Edited by John Richardson and John Edward Gray. London 1844. — Part I. Mammalia by J. E. Gray. XII und 4 S. 4. mit Tab. 3—10, 14, 16 und einer Karte. — Part II. Fishes by J. Richardson 16 S. mit Tab. 1—10. — Part III. Birds by George Robert Gray 4 S. mit Tab. 2, 11, 13, 15, 17, 33, 34, 35.

Mit den angegebenen Heften wird der Anfang gemacht zur Publikation der wissenschaftlichen Ergebnisse einer der wichtigsten neueren Seereisen, nämlich der durch J. E. Roß befehligten englischen Südpolar-Expedition. Die Bekanntmachung geschieht auf Kosten der Admiralität und in einer dieser hohen Stelle vollkommen würdigen Weise, sowohl was die äußere Ausstattung betrifft als auch hinsichtlich des wissenschaftlichen Werthes. Noch ist uns die Reisebeschreibung selbst nicht zugekommen, doch giebt Joseph Dalton Hooker, Assistent-Wundarzt des Erebus und Botaniker der Expedition, im ersten Hefte einen kurzen summarischen Bericht der Reise, woraus wir das Nachstehende entlehnen.

Zu Anfang des Jahres 1839 hatte die englische Regierung beschlossen eine Expedition auszurüsten, theils um die Erscheinungen des Erdmagnetismus in verschiedenen entfernten Gegenden zu erforschen, theils um die geographischen und naturhistorischen Entdeckungen in den Südpolarregionen fortzusetzen. Es wurden hiezu die beyden Schiffe, der Erebus und Terror ausgerüstet und unter das Kommando von James Clark Roß gestellt. Am 29. September 1839 segelte die Expedition von Chatham an und gelangte nach einigem Aufenthalt auf Madeira und St. Helena am 4. April 1840 an das Vorgebirg der guten Hoffnung, von wo aus nun erst der eigentliche Zweck der Reise verfolgt werden sollte. Am 6. verließ die Expedition Simon's Bai, und kam schon am 17. in kalte unwirthliche Regionen, und erreichte am 28. die Crozet-Inseln. Diese liegen unter $47\frac{1}{2}^{o}$ Br., sind alle vulkanisch, mit Kegelbergen von 4000—5000 Fuß. Stürmische Witterung verhinderte das Landen, was erst am 6. Mai auf der Kerguelens-Insel ausgeführt werden konnte. Hier brachte die Expedition dritthalb Wintermonate zu, indem sie erst am 20 Juli absegelte und am 16. August Vandiemensland erreichte.

Am 12. November segelte die Expedition weiter in südlicher Richtung, und landete nach einer Woche auf Lord-Aucklandsinsel unter $50\frac{1}{2}$ Br., wo sie die Frühlingszeit bis zum 17. Dezember zubrachte und alsdann in eine gänzlich unerforschte Gegend auf Entdeckungen ausging. Unter 68^{o} drangen die Schiffe in's Treibeis ein. Während dieser Reise wurde das weithin sich ausdehnende Festland, Victoria-Land benannt, entdeckt, zugleich mit dem thätigen Vulkan, Mount Erebus und dem erloschenen Mount Terror; die Eisschranke, welche sich unter dem 78^{o} Br. nach Ost und West ausbreitete, verhinderte ein weiteres Vordringen gegen den Südpol. Auf zwey kleinen Inseln, die eine unter 71^{o} 49′, die andre unter 76^{o}, wurde gelandet, aber auf keiner eine Spur von Vegetation angetroffen. Am 7. April 1841 kehrte die Expedition nach Vandiemensland zurück, wo sie am 7. Juli eintraf und alsdann drey Monate auf Neuseeland zubrachte, um sich auf eine neue Reise vorzubereiten.

Die zweyte Reise wurde am 15. November

1841 angetreten. Am 18 Dezember gelangten die Schiffe in's Treibeis unter 62° Br., wo sie bis zum 2. Februar 1842 (den Hochsommer dieser freudenlosen Gegenden) darin verwickelt waren und innerhalb der ganzen Zeit nicht weiter als bis zum 68° vorrückten, wo sie ein verhältnißmäßig offenes Wasser südwärts einer großen Eismasse, welche sich gegen Westen ausdehnte, antrafen. Am 23. Februar kam die große Victoria-Schranke ins Gesicht, der sie sich bis auf $1\frac{1}{2}$ Seemeilen näherten und zuletzt bis 78° 10′ Br., in der Länge von 162° W., vorrückten, so daß sie also sechs Seemeilen weiter als im vorigen Jahre vorgedrungen waren und unter allen Seefahrern die höchste Breite erreicht hatten. Außer Stand weiter vorwärts zu dringen, wurde der Rückweg angetreten, und am 6. April auf den Falklands-Inseln gelandet, nachdem die Expedition 138 Tage lang kein Land gesehen hatte.

Die dritte Fahrt wurde von hier aus am 17. Dezember 1842 unternommen und unter sehr ungünstigen Verhältnissen konnten die Schiffe nicht weiter als bis zum 71° 30′ Br., in der Länge von 15° W. vordrangen. Von dieser gefahrvollen Reise kamen die Schiffe am 4. April 1843 an's Vorgebirg der guten Hoffnung zurück.

Hinsichtlich des Klima's bemerkt der Berichterstatter, daß das Uebergewicht des Wassers zum Lande es bewirkt, die Temperatur durch das ganze Jahr einförmig zu machen, und daß je weiter südlich die Lage ist, um so mehr das Klima gleichmäßig zu seyn scheint. In dieser Beziehung lassen sich die gleichen Breitegrade im Norden nicht mit denen im Süden vergleichen. Bey dem Vorherrschen des Wassers im Süden sind die zerstreuten Inseln daselbst von dem Einflusse irgend eines Landstriches, der ein besseres oder continentales Klima genießt, entfernt. Die Macht der Sonne wird selten gespürt, und, außer in der unmittelbaren Nähe von Land und unter Mitwirkung eines verhältnißmäßig trocknen Landwindes, zieht sie nur solche Nebel auf, die ihre Strahlen unterbrechen. Nach Eintritt in das Treibeis zwischen 55 und 65° steigt das Thermometer während eines ganzen Sommertages selten über 32° oder fällt unter 20°; und während die Südwinde Schnee bringen, führen die Nordwinde eine mit

Feuchtigkeit beladene Atmosphäre herbey, welche, wenn sich jene plötzlich condensirt, die Oberfläche des Ozeans mit weißem Nebel von der dichtesten Beschaffenheit bedeckt. Alle Inseln und Länder südwärts des 45° nehmen mehr oder weniger an diesem ungastlichen Klima Theil, welches, obschon außerordentlich ungünstig für ein mannigfaltiges Erzeugniß von Pflanzen, doch eine Art Ueppigkeit unter ihnen veranlasst, wie etwas der Art in Klimaten, wo die vegetabilischen Funktionen während eines großen Theils des Jahres suspendirt sind, niemals gesehen wird.

So weit die Vorrede von Hooker. Eine Karte der Südpolargegenden ist ihr beygegeben, auf welcher die Entdeckungsreisen von Cook, Weddell und Roß eingetragen sind.

Außerdem enthält das 1. Heft den Anfang der Beschreibung der auf der Reise von Roß gesammelten Säugthiere, deren Bearbeitung J. E. Gray übernommen hat. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit den Seehunden der südlichen Hemisphäre, und giebt zuerst eine Synopsis der Gattungen und Arten dieser Familie; er bricht jedoch schon auf der 4. Seite ab und läßt daher noch keine Beurtheilung zu. Die sämmtlichen Abbildungen dieses Heftes stellen Robben dar, theils die Thiere nach ihrem äußern Habitus, theils blos die Schädel.

Das II. Heft, die Fische betreffend, ist von J. Richardson bearbeitet und macht den Anfang mit den Gobioiden und ihren Verwandten, unter welchen viele neue Arten bekannt gemacht werden.

Das III. Heft, die Vögel enthaltend, ist von G. R. Gray, dem bekannten Ornithologen, bearbeitet. Im ersten Abschnitte sollen die Vögel von Neuseeland in Betracht kommen, die ohngefähr 70 Arten ausmachen. Auch hier ist mit ihrer Beschreibung erst der Anfang gegeben, da der Text bereits mit der vierten Seite abbricht.

Die beygegebenen Abbildungen sind vortrefflich ausgeführt; die Säugthiere und Vögel kolorirt, die Fische im schwarzen Druck.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Januar.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Observations on Egyptian Ethnography, derived from Anatomy, History and the Monuments.

(Schluß.)

Von den 8 negerähnlichen Schädeln sind 4 mehr oder weniger behaart; die Haare sind verhältnißmäßig rauh. Das Haar an dem einzigen Negerschädel besitzt die charakteristische Textur.

Hinsichtlich der Schneidezähne stimmt der Verf. nicht mit Blumenbach überein, der die Kronen mehr cylindrisch oder stumpf kegelförmig als meiselförmig nannte. Der Verf. fand an 45 Schädeln in dieser Beziehung nicht die geringste Abweichung von der gewöhnlichen Form, nur waren die Kronen abgerieben, offenbar in Folge vom Kauen harter Substanzen.

Aus den anatomischen Details wie aus den alten Zeichnungen geht es hervor, daß in der kaukasischen Reihe die Nase gerade oder schwach habichtsartig wie bey den Hindus war, mehr vorspringend als bey den pelasgischen Stämmen, und lang, vorragend und habichtsartig wie bey der arabischen Rasse. Auf den ägyptischen Zeichnungen ist das Ohr hoch gestellt; dagegen fand der Verf. an allen seinen Schädeln, daß der knöcherne Gehörgang seine gewöhnliche Lage hat, was Ref. auch schon früher bey den Mumienschädeln, welche die zoologisch = zootomische Sammlung besitzt, wahrnahm.

Auf den Monumenten stellen die Aegypter die Männer ihrer Nation roth dar, die Weiber gelb. Aus seinen Untersuchungen folgert der Verf., daß die Hautfarbe der alten Aegypter nicht von der anderer kaukasischer Nationen unter gleichen Breitegraden verschieden war, daß die höhern Stände, welche der brennenden Sonne sich entzogen, verhältnißmäßig hell waren, während die mittlern und untern Klassen, gleich den modernen Berbern, Arabern und Mauren, mehrere Schattirungen, selbst bis zum Dunklen und Schwärzlichen zeigten, was dann die Griechen als Schwarz, im Vergleich zu ihrer eignen Färbung, bezeichneten.

Nachdem der Verf. in solcher Weise aus den Catakomben die Ueberreste der verschiedenen Völker des alten Aegyptens erläutert hat, wendet er sich der Betrachtung der menschlichen Figuren zu, die auf den Monumenten Aegyptens und Nubiens dargestellt sind und unterscheidet an ihnen folgende Völker.

1) Aegypter. Die Monumente von Meroe bis Memphis zeigen einen durchgehenden Typus in der Physiognomie, welcher allenthalben auf den ersten Blick von den verschiedenen Formen, die ihn nicht selten begleiten, unterschieden wird. Er besteht in einer Verlängerung des Kopfs nach Oben, mit zurückweichender Stirne, feinen Zügen, aber ziemlich scharfem und vorspringendem Gesichte, in welchem eine lange und gerade oder sanft habichtsartige Nase einen Hauptzug ausmacht. Das Auge ist bisweilen schief, das Kinn kurz und zurückgezogen, die Lippen ziemlich geschwollen, und die Haare, wo sie dargestellt sind, lang und wallend. Dieser Typus gehört jeder Klasse, Königen und Priestern, wie dem Volke an, und läßt sich in jeder Periode, von

den alten Pharaonen an bis zu den griechischen und römischen Dynastien, erkennen. Zu den ältesten und zugleich ausgezeichnetsten Beyspielen gehören die Köpfe von Amunoph II. und seiner Mutter auf einem Grabe zu Theben, das nach Rosellini 1727 Jahre vor unserer Zeitrechnung datirt. Aegypter und Libyer sieht der Verfasser für Stammesgenossen an.

Mit ihnen in Verbindung bringt er die Aethiopier. Der Name Aethiopien (Kusch) wurde von den Alten sehr unbestimmt gebraucht; hier beschränkt ihn der Verf. auf das Volk, welches das Nilthal von Philae bis Meroe und vielleicht weiter südwärts bewohnte; eine Region, die gegenwärtig die Nubier, Sennaaraner und Abyssinier einnehmen, mit all den zahlreichen Rassenabänderungen, welche aus unvordenklicher Nachbarschaft der Negervölker hervorgegangen sind. Die ägyptische Physiognomie ist überall an den Gräbern und Tempeln der Meroiten oder monumentalen Aethiopier sichtlich; dieses Volk steht daher in keiner Verwandschaft mit den Negern. Mit Murray nimmt deßhalb der Verf. an, daß die Aegypter und Aethiopier von demselben Geschlechte sind und wohrscheinlich von einem libyschen Stamme sich herschreiben.

Die Fellahs, welche allenthalben in den Nilthälern gefunden werden, sieht der Verf. für ein Mischlingsvolk des arabischen Stockes mit den altägyptischen Landbebauern an; eine Amalgamation, die sich hauptsächlich vom siebenten Jahrhundert (640 nach Chr.) herdatirt, wo die Sarazenen unter Amru das Land eroberten. Der Verf. bezieht sich auf Jomard, nach welchem die Fellahs eine auffallende Aehnlichkeit zeigen mit den alten Gemälden und Skulpturen. Von 8 Fellah-Schädeln, die er von Gliddon erhielt, bemerkt er, daß sie klein sind und einen merkwürdigen Vorsprung des Gesichts zeigen; die breite zurückweichende Stirn, so wie die lange und vorspringende Nase ist an den meisten deutlich ausgedrückt.

2) Pelasgischer Stamm. Daß Völker pelasgischen Stammes in alten Zeiten die Beherrscher von Aegypten waren, wird durch die Geschichte wie durch die Monumente bestätigt. Manetho berichtet, daß die 16. Dynastie aus 32 hellenischen Hirtenkönigen bestund. Pelasgische Physiognomien finden sich aber nicht selten auf den alten Monumenten dargestellt und zwar vom Könige an bis herunter zu den untersten Ständen. Die älteste noch übrige menschliche Abbildung ist die auf der Tafel von Wady Halfa, welche über 2200 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung sich herschreiben soll; sie stellt Osortasen den ersten vor und zwar ganz mit griechischen Gesichtszügen. Nicht selten findet man unter den Figuren solche, die dem schönen Ideal der klassischen Kunst keineswegs nachstehen.

3) Semitische Familie. Semitische Völker waren wegen der Nähe seit alten Zeiten in Berührung mit den Aegyptern. Von jüdischen Physiognomien auf den alten Monumenten giebt der Verf. ein Paar Abbildungen, die nicht wohl in der Deutung fehlen lassen. Von den arabischen Schädeln, deren er 5 neben einander abbildet, macht er bemerklich, daß ihre Aehnlichkeit mit den ägyptischen so groß ist, daß nur ein genaues Studium der Monumente ihn überzeugt habe, daß beyde Nationen ursprünglich von einander verschieden waren. Einige sehr alte Gemälde in Nubien scheinen arabische Physiognomien darzustellen. Er sieht es nicht für zweifelhaft an, daß die Meroiten oder südägyptischen Communitäten, wenigstens zum Theil, aus einem indoarabischen, auf eine ursprünglich libysche Bevölkerung eingepfropften Stamm zusammengesetzt gewesen seyen.

4) Hindus. Unter den ägyptischen Schädeln hat der Verf. solche gefunden, die in nichts vom Hindu-Typus differiren. An 37 Hinduschädeln, meist von den untern Kasten Bengalens, fand er, daß diese ausgezeichnet sind durch geringe Größe und schmale Form, zumal vorwärts, der Gesichtstheil springt mehr hervor als bey Europäern und nicht selten findet sich eine deutliche Ausstülpung des Oberkiefers. Indische Spuren bemerkt man zunächst auf den südägyptischen Monumenten, sowohl an Königen, als an Gefangenen und Tributpflichtigen. Figuren, die Bären und Elephanten führen, deuten noch näher auf Indier hin. Daß zwischen Indiern und Aegyptern ein ausgebreiteter und lange fortgesetzter Verkehr war, ist außer Zweifel. Meroe

war einst das große Emporium für den Handel mit dem innern Afrika, Arabien und Indien.

5) Hykſos. Dieſer Name, der ſowohl in der ägyptiſchen, als berberiſchen oder libyſchen Sprache vorkommt, bedeutet einen Hirten oder Wanderer, und wurde auf alle Fremde ausgedehnt, die in verſchiedenen Zeiten die einheimiſchen Dynaſtien verdrängten: Scythen, helleniſche Stämme, Phönizier und Andere. Porträte dieſer von den Aegyptern verabſcheuten Hirtenkönige ſind noch auf den Monumenten hin und wieder zu finden.

6) Kopten. Die phyſiſche Beſchaffenheit der Kopten wird von den Reiſenden ſehr verſchieden beſchrieben, was der Verf. für einen Beweis anſieht, daß ſie aus einer Miſchung aller der Völker hervor gegangen ſind, welche ſich im Verlaufe der Zeit mit der einheimiſchen Population vermengten, vornämlich aber mit den Negern, wofür ſowohl der eigenthümliche Schädelbau als auch der Umſtand ſpricht, daß es noch jetzt, nach Burkhardt, bey den Städtebewohnern in Arabien und Aegypten Sitte iſt, abyſſiniſche und Neger-Sklavinnen zu Weibern zu nehmen. Von Gliddon hatte der Verf. 3 Kopten-Schädel erhalten: 2 von Erwachſenen und der dritte von einem Kinde. Der erſte von dieſen Schädeln iſt verlängert, ſchmal, ſonſt aber vorn mäßig entwickelt, mit großer Breite und Völle in der ganzen hintern Region; die Naſenbeine, obwohl vorragend, ſind breit, kurz und concav; der Oberkiefer iſt vorgeſtülpt; zwiſchen den Augen beſteht ein auffallender Abſtand; der Geſichtswinkel iſt 81°. Der andere Schädel iſt lang und ſchmal, mit zurückweichender Stirne, flachen oder concaven Naſenbeinen, und kurzem vorgeſtülptem Oberkiefer; der Geſichtswinkel iſt 78°. Beyde Schädel zeigen auf den erſten Anblick die Bildung und den Ausdruck des Negers. Der dritte Schädel, der eines zweyjährigen Kindes, kommt im Allgemeinen mit den vorhergehenden überein, ohne jedoch die afrikaniſchen Merkmale ſo deutlich entwickelt zu haben. Ref. macht bey dieſer Gelegenheit bemerklich, daß die hieſige zoologiſch-zootomiſche Sammlung etliche Schädel aus Kairo von Hrn. Dr. Prunner erhalten hat, deren Nationalität zwar nicht näher bezeichnet iſt, die aber, gleich den eben beſchriebenen, mehr oder minder an den äthiopiſchen Typus erinnern.

7) Nubier. Rüppell theilt die Bewohner von Dar Dongola in 2 Klaſſen: die Barabras, welche er für die Nachkommen der alten Aethiopier anſieht, und in arabiſche Stämme, die aus dem Hedſchas einwanderten. Der Verf. ſieht es jedoch für unmöglich an, daß die erſteren ſich rein erhalten konnten, ſondern er betrachtet die modernen Nubier als ein Miſchlingsvolk, das hauptſächlich mit der äthiopiſchen Raſſe ſich vermengte.

8) Neger. Sowohl die Geſchichte als die Monumente geben zu erkennen, daß die Sklaverey zu den älteſten Einrichtungen in Aegypten gehört, und daß ſie allen beſiegten Nationen, weißen ſowohl als ſchwarzen, auferlegt wurde. Letztere insbeſondere waren es, die als Sklaven gehalten wurden. Daß man gleichwohl ihre Ueberreſte in den Catacomben findet, leitet der Verf. davon her, daß theils Einzelne, und namentlich Eunuchen, zu beſondern Auszeichnungen gelangten, theils die Negermütter, ſelbſt wenn ſie Sklavinnen waren, zu gleichen Privilegien als ihre mit Aegyptern erzeugten Kinder gelangten.

Auf den ägyptiſchen Monumenten ſind aus allen Epochen Neger ſehr häufig und charakteriſtiſch in Gemälden dargeſtellt. Zu den älteſten Darſtellungen der Art gehört die berühmte Prozeſſion aus der Zeit Thotmes IV. zu Theben, in welcher Neger dieſem König Tribut darbringen; dieſe Periode datirt ungefähr 1700 Jahre vor der unſerigen. Die Neger werden gewöhnlich als beſiegt dargeſtellt.

9) Mongoliſche Raſſe. Daß die Chineſen im Handelsverkehr mit den Aegyptern in ſehr früher Zeit ſtunden, iſt außer Zweifel, denn Gefäße von chineſiſchem Porzellan und mit chineſiſchen Inſchriften ſind, nach Wilkinſon, häufig in den Catacomben von Theben gefunden worden. Wo ſich jedoch auf den Monumenten Perſonen der mongoliſchen Raſſe zeigen, ſind ſie immer als Fremde und Feinde dargeſtellt. Das Porträt, welches der Verf. mittheilt und einer Zeichnung entnommen iſt, auf welcher Rhameſes III. fechtend gegen die Sheto oder Scythen abgebildet iſt, zeigt ſehr charakteriſtiſch die mongoliſche Raſſe an.

Als Resultate seiner Untersuchungen stellt der Verf. zuletzt folgende auf.

1. Das Nilthal, sowohl in Aegypten als Nubien, war ursprünglich durch einen Zweig der kaukasischen Rasse bevölkert.

2. Dieses Urvolk, später Aegypter benannt, waren die Mizraim der Schrift, die Nachkommenschaft Hams, und direct mit der libyschen Völkerfamilie verwandt.

3. Hinsichtlich ihres physischen Charakters stunden die Aegypter in der Mitte zwischen den Indo-Europäern und den semitischen Völkern.

4. Die Südägypter oder Meroiten waren ein indo-arabischer, auf die ursprüngliche libysche Bevölkerung eingeimpfter Stamm.

5. Außer diesem exotischen Zufluß der Bevölkerung wurde der ägyptische Typus zu verschiedenen Zeiten durch die Einwirkung kaukasischer Völker aus Asien und Europa: Pelasger oder Hellenen, Scythen und Phönizier, modificirt.

6. Aegyptische Könige scheinen aus jedem der oben genannten Völker hervorgegangen zu seyn.

7. Die Kopten sind, wenigstens zum Theil, eine Mischung der kaukasischen und Negerrasse in äußerst veränderlichen Verhältnissen. (Ref. bemerkt, daß die Kopten zum Theil mehr Altägyptisches behalten haben, als der Verf. ihnen zugesteht).

8. Neger waren zahlreich in Aegypten, aber ihr sociales Verhältniß war in alten Zeiten das nämliche als gegenwärtig, das der Diener und Sklaven.

9. Die nationellen Merkmale aller dieser Völker sind deutlich auf den Monumenten abgebildet, und alle, mit Ausnahme der Scythen und Phönizier, sind in den Catacomben nachgewiesen worden.

10. Die gegenwärtigen Fellahs sind die directen und am wenigsten vermischten Nachkömmlinge der alten Aegypter; und die letztern haben zu Seitenverwandten die Tuarik, Kabylen, Siwah und andere Ueberreste der libyschen Völkergruppe. (Bekanntlich halten Andere die Fellahs für Nachkommen der seit dem siebenten Jahrhundert eingewanderten mahomedanischen Araber, allerdings jetzt vielfach vermischt mit den andern schon einsässigen Stämmen.

11. Die neuern Nubier sind, mit wenig Ausnahmen, nicht die Nachkömmlinge der alten Aethiopier, sondern ein Mischlingsvolk aus Arabern und Negern.

12. Wie auch immer die Gestalt der knorpeligen Portion des Ohrs gewesen seyn mag, die knöcherne Struktur hat jedenfalls die gewöhnliche Stellung.

13. Die Zähne weichen in Nichts von denen anderer kaukasischer Völker ab.

14. Das Haar der Aegypter glich in seiner Textur dem der wohlgebildetsten Europäer der gegenwärtigen Zeit.

15. Die physischen oder organischen Merkmale, welche die verschiedenen Menschenrassen unterscheiden, sind so alt als die ältesten Erinnerungen unseres Geschlechtes.

Aus vorstehender Anzeige ergiebt es sich, daß der Verf. einen sehr bedeutenden Beytrag zur Kenntniß der physischen Beschaffenheit der Völkerschaften, welche das alte Aegypten bewohnten, geliefert hat. Zu welcher der Menschenrassen das Hauptvolk gehörte, ist nun außer allen Zweifel gesetzt; eben so sind die Hauptvermischungen mit andern Nationen in sicherer Weise dargethan.

Auf 13 vortrefflich gearbeiteten Tafeln sind eine Menge Mumienschädel, theils noch mit Haut und Haaren überzogen, meist aber davon entblößt, abgebildet. Die 14. Tafel liefert 24 Porträts von altägyptischen Figuren. Außerdem sind noch eine große Menge derselben, so wie Schädelreihen von Fellahs, Arabern, Hindus und Kopten, in den Text eingedruckt.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Januar.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Versuch einer allgemeinen physiologischen Chemie, von G. J. Mulder, Professor an der Universität zu Utrecht. Aus dem Holländischen übersetzt von Jac. Moleschott. Erste und zweyte Lieferung. Heidelberg, akademische Verlagshandlung von C. F. Winter 1844.

Es sind kaum 50 Jahre verflossen, seitdem die Arbeiten der Chemiker nach der allmähligen Vervollkommnung der unorganischen Chemie sich einer anderen Richtung zugewendet haben, der Untersuchung der Pflanzen- und Thierbestandtheile. Die aus der Bekanntschaft mit diesen chemischen Erfahrungen erworbenen Ansichten zur Erklärung der Lebenserscheinungen, d. i. auf die Physiologie anzuwenden, hatte man mehrfach versucht, ohne jedoch zur Förderung der Physiologie wesentlich beyzutragen. Die Physiologie nahm keinen Theil an den Fortschritten der Chemie, da alle in dem Gebiete der unorganischen Chemie erworbenen Erfahrungen, die Kenntniß des Verhaltens der einfachen Körper und ihrer in Laboratorien darstellbaren Verbindungen mit dem lebendigen Thierkörper und dem Verhalten seiner Bestandtheile in keine Art von Beziehung gebracht werden konnte. Den geistvollen Bestrebungen Liebig's verdanken wir es, daß eine physiologische Chemie möglich geworden; ihm ist es gelungen, die Chemie mit Erfolg in die Physiologie einzuführen, das Verhältniß zwischen Chemiker und Arzt festzustellen.

Das vorliegende Werk, von welchem 2 Hefte erschienen sind, hat den Zweck, die Kenntniß, welche wir bis jetzt von den todten Substanzen haben, auf die allgemeine Lehre vom Leben anzuwenden, d. h. die Zustände zu verfolgen, in welchen die sogenannten todten Stoffe verkehren, wenn sie Bestandtheile des organischen Reiches sind, die Metamorphosen, welche sie dabey erfahren und die Gesetze, denen sie folgen, besonders wenn man sie mit denen der anorganischen Natur vergleicht. Den Inhalt des Werkes bilden einige an der Utrechter Universität gehaltene Vorträge; es mußte daher eine Kenntniß der allgemeinen chemischen Eigenschaften der Stoffe, ihrer Natur und ihres gegenseitigen Verhaltens, so wie ihrer Zusammensetzung vorausgesetzt werden.

Diesen Versuch einer physiologischen Chemie hat der Verf. Berzelius gewidmet, sich selbst ehrend und seinen großen Lehrer durch dieses öffentliche Zeichen der Dankbarkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Contagiosität der Eingeweidewürmer nach Versuchen und über das physiologische und pathologische Leben der mikroskopischen Zellen nach empirischen Thatsachen. Zwey medicinisch-physiologische Abhandlungen von Dr. Ph. Fr. Herm. Klenke. Jena 1844. 8.

Die überraschenden Thatsachen, daß animalische Schmarotzer selbst in dem geschlossenen Ge-

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

fäßsysteme der Wirbelthiere leben, so wie die Beobachtungen, welche uns eine Wanderung von Enthelminthen nachweisen, finden in der ersten Abtheilung des vorliegenden Werkes eine höchst erfreuliche Erweiterung und Erklärung, indem der Verf. durch viele Versuche nachweiset, daß viele Eingeweidewürmer in gewissen Lebensperioden im Blute leben, dann wandern und entweder in andere Organe oder in die freye Natur sich begeben, um durch weitere Metamorphosen allmählig ihre specifische Gestalt zu erlangen.

Vorerst handelt der Verf. über die Hydatiden. Diese zerfallen seinen genauen Untersuchungen zufolge in fünf Gattungen. Die erste, Hydatis spuria ist kein Thier, sondern als eine dem Organismus abtrünnig gewordene Zelle zu betrachten, welche nicht in normaler Weise sich fortbildet, sondern einen abweichenden Ernährungs- und Fortpflanzungsgang einschlägt. Sie sind sehr verbreitet und besonders zahlreich und oft in solchen Organen zu finden, in denen Zellen als Gewebselemente bleibend vorhanden sind.

Die zweyte Gattung, Acephalocystis ist schon zoologisches Object, ein meistens erbsengroßes, opalisirendes Bläschen, das vorzugsweise im Gehirn, aber stets nur sehr selten vorkömmt, und eine große Anzahl von Eyern enthält. Aus diesen Eyern aber entwickeln sich Echinococci, was hinreichend beweiset, daß diese Acephalocysten nur Eyerbehälter letzterer sind.

Die dritte Gattung ist Echinococcus. Diese vermehren sich auf dreyfache Art. 1) Es zerfallen die alten Echinococci schnell und die zusammengeballten Eyer bleiben als Residuum der alten und als Rudiment der neuen Generation zurück. 2) Sie treiben im Inneren knospenartige Eyer, die sich zu einem Centralkörper vereinigen, während die Mutterthiere selber zu einer diesen umhüllenden Blase sich verwandeln (wahre Acephalocysten). 3) Sie treiben auf ihrer äußeren Leibesfläche Knospen, die mit Eyern gefüllt sind und sich trennen, um auch Acephalocysten zu bilden.

Die vierte Gattung, Polycephalus; Coenurus, eine unregelmäßige Blase mit mehreren beweglichen, polypenartigen Hälsen, welche sich durch polypenartige Knospung und Theilung der Blase zu vermehren scheinen.

Die fünfte Gattung bildet der kegelförmige Cysticercus. Er pflanzt sich durch Eyer, glashelle Körperchen fort.

In Beziehung auf ihren Sitz findet man alle angeführten Hydatiden im Gehirne, die Echinococci in der Leber und gleichzeitig als Acephalocysten im Gehirne, auch die Cysticerci im Gehirne und in anderen Organen. Nach dem Gehirne sind die Leber und Milz ein Hauptherd derselben und in diesen Organen findet man Acephalen, Echinococci, Cysticerci und falsche Hydatiden; aber auch in allen anderen Organen, selbst im Zellgewebe und im Blute der lebenden Menschen hausen sie. So fand der Verf. bey einem Menschen, welcher Acephalocysten in Leber, Milz, Lungen und Gehirn hatte, in dem aus Hals-, Arm- und Abdominalnerven genommenen Blute nicht nur zahlreiche Eyer von Hydatiden, sondern auch Echinococcushäufchen. Bey einer an Cysticercen in der Leber verstorbenen Frau fand sich ein frey im Blute gelegener Cysticercus cellulosus, bey einer anderen Section zeigten sich Echinococci und Acephalocysten in Menge in der Pfortader und der Milzvene.

Aus letzteren Beobachtungen geht mit Sicherheit hervor, daß in dem cirkulirenden Blute Hydatiden vorkommen, die entweder von außen in die Blutbahn gerathen sind (entweder durch offene Lumina der Gefäße bey Verwundungen, bey Hämorrhagien des Uterus oder gewaltsame Oeffnung feinerer Gefäße durch die Thiere selber) oder durch Vermehrung eines in dem Blute bereits vorhandenen Thieres erzeugt wurden.

Aus dem Blute können die Eyer durch mechanische entzündliche oder traumatische Weise in die verschiedenen Organe gelangen, auch können dieselben unmittelbar von außen mit den Nahrungsmitteln in die Verdauungsorgane übergehen und daselbst bey günstigen Umständen sich entwickeln. Selbst die ausgebildeten Thiere können von außen her in den Organismus gelangen, da sie, wie der Verf. zeigt, in der freyen Natur z. B. im Brun-

nenwasser, im Dünger u. s. w. auftreten und längere Zeit ihrer Lebensenergie unbeschadet daselbst verweilen können.

Zur Erklärung der angeführten Thatsachen und zur Bestätigung der ausgesprochenen Behauptungen theilt nun der Verf. seine interessanten Experimente mit.

Hydatiden, welche mehreren Thieren unter das Futter gemischt wurden, pflanzten sich häufig in diesen fort; bey einigen Versuchen jedoch zeigte solche Mittheilung keine Folgen. Wurden Hydatiden oder auch nur ihre Eyer in die Bauchhöhle oder unter die Conjunctiva des Auges gebracht, so entwickelten sie sich hier und vermehrten sich meistens. Auch wenn sie in die Venen gesunder Thiere injicirt wurden, entwickelten sie sich im circulirenden Blute. In der Regel aber stocken die hydatidösen Zellen, wenn sie in eine Blutbahn gebracht sind, die direct in Capillargefäße führt, in den feineren Gefäßen, in welche jene Zellen zufällig getrieben werden, und bilden hier mit Hülfe entzündlicher Stase den ersten Herd der Wucherung. Durch die Entzündungsvorgänge in dem Organe, wo die parasitische Anheftung zuerst geschah, tritt die Zellengruppe der Hydatyden in anderweitige Communication mit der Blutbahn, und wenn diese nun ebenfalls Zellen fortführt, kann in einem ferner gelegenen Kapillarsysteme (in einem anderen Organe) gleichfalls Stauung und Entzündung veranlaßt werden und ein zweytes Depot entstehen, von welchem aus eine ähnliche weitere Verbreitung möglich ist.

Die Lebenszähigkeit der Hydatiden und ihrer Eyer ist bedeutend groß; sie sterben aber in siedendem Wasser, in Weingeist, Galle, Opium, Jod, Strichnin, Cyaneisen.

In Beziehung auf die Mittheilung der Hydatiden glaubt der Verf., diese könne auch leicht durch den Coitus geschehen, da ihm in Samensträngen und Hoden bey Menschen und Thieren diese Schmarotzer vorgekommen sind.

Die Acephalocysten und Echinococcen werden durch Milch, Fleisch und Blut von Thieren, welche der Mensch zu seiner Nahrung verwendet, auf diesen übertragen, da sie in den genannten Substanzen oft zahlreich leben. Durch die Einwirkung des conzentrirten Magensaftes können sie zwar getödtet werden, wenn aber der Magensaft mit Wasser oder Milch verdünnt ist wirkt er nicht mehr nachtheilig auf sie. Die Eyer dieser Thiere können auch schneller und allgemeiner im Leibe verbreitet werden, weil sie kleiner sind als die menschlichen Blutkörner, und wenn sie einmal in ein Gefäß gelangen, gar leicht durch alle Capillargefäße hindurchwandern und so über die gesammte Blutbahn vertheilt werden können. Entwickeln sie sich aber, so bleiben sie an irgend einer Stelle des Gefäßsystemes haften, durchbohren dann als Würmchen die Gefäßwand und wandern weiter. So können sie dann auch von dem mütterlichen Leibe zum Kinde gelangen, ungeachtet keine Gefäßverbindung zwischen beyden existirt.

Bey diesen Eigenschaften aber würden diese Schmarotzer außerordentlich gefährlich seyn und jeden Augenblick müßten wir von ihnen angesteckt und dann von ihnen ganz durchsetzt zu werden fürchten; allein auch ihnen scheint die gut beschaffene Galle Gift zu seyn und Eyer so wie entwickelte Thiere dieser Art sterben durch sie.

Einer gewaltig vielfachen und raschen Fortpflanzung erfreuen sich die Polycephalen; jedes auch das kleinste Stückchen ihres Leibes kann sich wieder zu einem vollständigen Thiere ergänzen. Selbst die Flüssigkeit, in welche sie zerfallen (sich zersetzen) scheint noch als Keimstoff zu dienen und, wenn sie von Blutgefäßen aufgesogen wird, in von der Aufnahmsstelle oft ferne gelegenen Orten ihre Wiedererzeugung zu veranlaßen — wenigstens glaubt der Verf. aus seinen mit Schleim dieser Schmarotzer angestellten Jojectionsversuchen an Säugethieren Beweise hiefür zu haben.

Die Cysticercen pflanzen sich durch Eyer, deren Größe mit den menschlichen Blutkörnern ziemlich harmonirt, fort. Deßwegen ist auch ihre Verbreitung in einem Organismus schnell und allseitig möglich. Sie können, als Eyer in den Digestionsapparat gebracht, daselbst sich entwickeln, dann in Gefäße sich einbohren und im Blute leben und Eyer absetzen. Sie kommen auch in Gewässern vor und scheinen sogar einen gewissen Zeitraum ihres Lebens

außerhalb thierischer Organismen zuzubringen; durch Getränke und Fleischkost kommen sie vorzugsweise häufig in den menschlichen Leib. Injectionen ihrer Eyer in das Blut von Säugethieren brachte bald eine reichliche Entwicklung der Schmarotzer hervor, welche vielleicht durch Kirschlorbeerwasser, Essig, Kampher wieder getödtet werden könnten, da sie gegen diese Mittel äußerst empfindlich sind. Auch Elektricität tödtet sie augenblicklich.

Von Trichina sah der Verf. gleichfalls Eyer und darin sich entwickelnde Junge, deren sich meistens mehrere in einer gemeinsamen Cyste bilden. Sie finden sich manchmal ganz versteinert in Muskeln. Ihre Fortpflanzungsfähigkeit ist sehr groß; wenn sie der Verf. in einem kleinen Mörser zerrieb und den dadurch erzeugten Schleim in Blut von Säugthieren injicirte, wurde ihre Verbreitung erzweckt. Oft kreisen schon zeugungsfähige Trichinen im Blute und setzen ihre Eyer darin ab.

Bey Distoma hepaticum nimmt der Verf. das, was man bisher für Eyer dieser Thiere hielt, für Eyerblasen, und die in diesen enthaltenen Körnchen, welche man für Dotterzellen ansprach, für die Eyer selbst, welche ähnlich den bisher betrachteten durch Impfung und Injection auf höhere Organismen übertragen werden können.

Auch die Darmwürmer des Menschen pflanzen sich alle durch Eyer fort, welche außer den menschlichen Organismus gelangen, im Dünger und in Wasser ihre erste Entwicklung eingehen, und dann erst wieder bey irgend einer Gelegenheit in einen menschlichen Körper gelangen: Hier können sie sich in Gefäße einbohren. Demnach ist die erste Entwicklung aus dem Eye nicht im menschlichen Darmkanale zu suchen sondern in der freyen Natur. Darmwürmer in früheren Jugendzuständen hat man noch nie im Darmkanal bey Menschen oder Thieren gefunden, dagegen erscheinen aber im Spätherbst und im Winter, wo im Darme die Würmer sehr selten werden, ungewöhnlich oft lebende Würmchen im Blute, in das sie wahrscheinlicher Weise durch Einbohrung von außen gelangt sind. In demselben bleiben sie wohl einige Zeit, um erst dann eine dauernde Wohnung im Darme sich wieder zu suchen. Für diese Ansicht sprechen auch die Versuche, welche

der Verf. mit Eyern, z. B. der Nematoideen außerhalb des thierischen Leibes angestellt hat. Auch die Bandwürmer scheinen erst als Bohrwürmer ein Mittelstadium zu durchleben, in welchem sie in die Gewebe kommen, zunächst das Blut aufsuchen, und später Wanderungen nach dem Orte ihrer Bestimmung antreten.

Auf diese Weise erklärt der Verf. die Fortpflanzung und Entstehung der wichtigsten Entozoen aus Eyern und tritt hiemit der generatio aequivoca entgegen. Aber ungeachtet so vieler Beweise kann er von ihr sich doch nicht ganz trennen; die Genese der Polycephalen, bey denen er nie Eyer fand, scheint ihm auf Urzeugung zu beruhen — und daß eine solche überhaupt existire, dafür glaubt er (in der zweyten Abtheilung des vorliegenden Werkes) tägliche Beweise in der Entstehung der Gährungspilze zu finden.

Die zweyte Abtheilung, welche das Leben der mikroskopischen Zelle untersucht, enthält nebst einer kritischen Sichtung das bisher von verschiedenen Autoren über Urzellen überhaupt Gesprochene und behandelt die Zellen in allen ihren Eigenschaften als selbstständige, ein eigenes Leben und eine „innere Urgesetzmäßigkeit“ besitzende Körper — kleine Organismen — so wie als Grundlage aller organischen Bildungen und verfolgt sie in ihrer Entwicklung zu den verschiedenen Geweben. Hierauf folgt eine Betrachtung des pathologischen Lebens der Zellen, welches sich darin characterisirt, daß eine solche Zelle ihre Subordination zum Ganzen abwerfe und Selbstzweck werde, oder sich einer abnormen Idee unterwerfe und dafür zeugend und assimilirend sich bethätige.

Die hieher gehörenden Abschnitte hat der Verf. mit großer Ausführlichkeit, Gründlichkeit und Kenntniß der Litteratur ausgearbeitet und ihren Werth durch die vielen eigenen Erfahrungen und Untersuchungen, die er seit mehreren Jahren sammelte, sehr erhöht. Erdl.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Januar.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Versuch einer allgemeinen physiologischen Chemie von G. J. Mulder.

(Fortsetzung.)

Der Verf. beginnt damit, den Begriff der organischen Kraft auf die Lebensfunctionen, welche Pflanzen und Thieren gemeinschaftlich sind, zu beschränken, bestimmt ausschließend die Functionen des Geistes, der Nerventhätigkeit, deren Zusammenhang mit den Verrichtungen im Thierkörper uns ein Räthsel bleibt, so wie die Function der Nerven selbst. Durch diese scharfe Abgränzung des Materiellen von dem Uebersinnlichen giebt sich der Verf. hier als ein von dem Geiste ächter und wahrer Naturforschung beseelter Gelehrter zu erkennen. In diesem Sinne allein gelingt es und ist es in der neueren Zeit gelungen, wirklich Fruchtbringendes und Ersprießliches in dem weiten Felde der Naturwissenschaft zu leisten. Die großartigen Resultate der Forschungen Liebig's, welche einen Umschwung der Agricultur und Physiologie veranlaßt haben und sich mehr und mehr als permanente Gesetze in der Wissenschaft geltend machen, sie verdanken ihre Entstehung der richtigen Auffassung wissenschaftlicher Naturbeobachtung und der sicheren Ausschließung der Dinge, welche bis jetzt wenigstens noch nicht reif sind, Gegenstand einer rationellen Forschung zu werden. Wohl ist es leichter, mit genial klingenden Phrasen, die den absoluten Mangel an positiven Kenntnissen ersetzen müssen, Naturerscheinungen erklären zu wollen, über deren Wesen wir nichts wissen, wohl ist es bequemer, von sicherer Ruhestätte aus vornehm auf Diejenigen herabzuschauen, die alle von der Wissenschaft gebotenen Hülfsmittel benützend die Sprache der Natur zu verstehen lernen streben. Die Wissenschaft ist noch nicht so weit, aus einem freyen Gesichtspuncte Alles zu überblicken, allein ungenaue Vorstellungen zu handhaben, damit wird nichts gewonnen.

Chemische Kräfte. Jede chemische Verbindung ist das Endresultat einer den Körpern inwohnenden Kraft, welche der Verf. mit dem Namen chemische Spannung, Tension, belegt. Die Annahme eines bloßen Anziehungsvermögens der Stoffe unter sich ist zur Erklärung chemischer Verbindungen nicht hinreichend; denn die allgemeine und physikalische Anziehung zeigt ganz andere Erscheinungen, als wir sie bey der Entstehung chemischer Verbindungen, z. B. der Zersetzung des Wassers durch Kalium beobachten. Diese heftige Zersetzung muß daher nothwendig einen anßer dem Begriff des Anziehungsvermögens liegenden Verhältniß zugeschrieben werden, nämlich der Kraft, welche Kalium besitzt, sich mit dem Sauerstoff innig zu verbinden. Zur Verbindung zweyer Körper ist natürlich die Berührung nothwendig, allein es würde ein großer Irrthum seyn, die Erzeugung oder Erregung einer Kraft der Berührung zuzuschreiben. Die Berührung ist eine Bedingung, welche bey den Körpern erfüllt seyn muß, um irgend eine Erscheinung zu erzeugen. Eine Bedingung zur Erzeugung einer Erscheinung ist aber weit verschieden von einer Quelle der Wirkung, von der Ursache jener Erscheinung selbst. Mit Recht verwirft daher der Verf. hier die Contacttheorie, die in dem Sinne, in welchem sie so häufig

vertheidigt worden ist, nicht einmal denkbar, viel weniger in der Wirklichkeit bestehend seyn kann. Durch die Annahme einer solchen Moleculartheätigkeit neben der stofflichen Verschiedenheit dagegen wird, wie es uns scheint, in die Naturbetrachtung neues Leben gebracht, da wir sogar in der todten Materie Kraft und Thätigkeit auftreten sehen. Die Wissenschaft ist zwar noch nicht hinreichend mit unerschütterlichen Thatsachen versehen, um in dieser Rücksicht betrieben zu werden; jedenfalls aber ist es ein großes Verdienst des vorliegenden Werkes, auf diese Art der Betrachtungsweise, welche bisher versäumt wurde, hinzuweisen.

Die katalytische Kraft, welche in neuerer Zeit von Liebig gänzlich geläugnet wird, sucht der Verf. zur Erklärung wichtiger Naturerscheinungen in Anwendung zu bringen. Daß viele Stoffe andere zu einer Verbindung disponiren, sie zu dieser Verbindung befähigen, ohne selbst in die neue Verbindung einzugehen, dieß ist ein Faktum, welches nicht bezweifelt werden kann. Wir erinnern hier nur an die Vereinigung des Wasserstoffgases und Sauerstoffgases durch Platinschwamm, an die Zerlegung des Alkohol's durch Schwefelsäure in Aethyloxyd und Wasser. Was Berzelius mit dem Namen Katalyse bezeichnet hat, ist eine besondere Art der Erregung chemischer Thätigkeit; mit welchen Namen man aber diese Wirkungsursache belegt, ist am Ende gleichgültig. Ein so ausgedehnter Wirkungskreis, wie ihn der Verf. der Katalyse zuschreibt, ist indeß bis jetzt dieser Kraft noch nicht zugestanden worden. Die thierische Ernährung führt er als ein schlagendes Beyspiel dafür an. Das Blut, eine homogene Flüssigkeit, strömt durch die verschiedenen Theile des Körpers und erhält sie; in den Muskeln setzt es Muskelsubstanz ab, in den Nieren Nierensubstanz, in der Leber Lebersubstanz und Galle ꝛc. Da nun von den meisten dieser Stoffe kaum Spuren in dem Blute nachgewiesen werden können, so nimmt Mulder an, daß bey einfacher Berührung der Lebersubstanz mit den Bestandtheilen des Blutes sowohl die Lebersubstanz, wie die Bestandtheile der Galle erzeugt werden können. Ueber den ursprünglichen Anfang der Sekretion wissen wir indeß durch diese Erklärung ebenso wenig, als wir über die Entstehung des ersten Keimes der Leber wissen, oder wie der Keim des Thiers zum Thiere wird.

Organische Kräfte. — Der Verf. versucht es hier, die schwere Frage zu beantworten, ob die sogenannten organischen, im organischen Gebiete vorkommenden Kräfte ganz oder theilweise abhängig sind von den Molecularkräften der Grundstoffe. Da die Wissenschaft bisher nicht ausreicht, um alle Phänomene der organischen Natur zu erklären, so hat man gewöhnlich seine Zuflucht zur Annahme der sogenannten Lebenskraft genommen. Eine solche Erklärungsweise aber, die immer nur Nothbehelf seyn kann, wird vollkommen unstatthaft, wenn irgend eine andere rationelle möglich ist. Wenn wir von dem Begriff ausgehen, daß ein organisches Ganze von einer allgemeinen Kraft beherrscht werde, so geben wir dem Ganzen etwas, das uns die Beobachtung nicht lehrt. Dagegen lehrt uns die Erfahrung, daß alle Elemente und die zusammengesetzten Körper ihnen eigenthümliche Kräfte mit sich führen. Durch die Verbindung der Elemente entstehen neue Körper, welche auf eine neue Weise modificirte Kräfte besitzen. Eine unabsehbare Reihe in der organischen Natur vorkommender Substanzen ist aus 2, 3 oder 4 Grundstoffen in ganz gleichen Verhältnissen zusammengesetzt; und doch haben diese in ihrer Elementar-Zusammensetzung so ähnlichen Körper in ihren äußern und chemischen Eigenschaften so große Verschiedenheiten. Mulder schreibt diese mächtigen Unterschiede einer unendlichen Modificationsfähigkeit der in den Elementen vorkommenden Grundstoffe zu. Bey einem geringen Unterschied in dem Zustande, in welchem ein Element verkehrt, zeigt es sich den anderen Elementen gegenüber als eine neue ganz eigenthümliche Substanz. Eine bekannte Körpergruppe, nämlich Stärke, Gummi, Zucker, Essigsäure, Glucinsäure, Inulin dient dem Verf. als Beyspiel, an welchem er diese Ansicht sehr einleuchtend durchführt.

Mulder verwirft die Ansicht einer keimbildenden Kraft in der Keimscheibe; J. Müller betrachtet den körnigen, formlosen Stoff der Keimscheibe als „eine mit der wesentlichen und specifischen Kraft des späteren Thieres begabte Substanz.“ Nur ein chemisch

ungebildetes Auge kann nach der Meinung des Verf. in dem formlosen Stoff der Keimscheibe nichts als Protein und einige Salze erblicken; wir müssen in denselben sehen wollen, was wir aus denselben entwickelt werden sehen, d. h. Verbindungen, welche chemisch wenig oder nicht vom Protein verschieden sind, aber dennoch einen Unterschied zeigen. Der formlose Stoff fängt an, hier und da Pünktchen, geordnete Theilchen zu zeigen. Diese werden aus dem vorhandenen Stoff entwickelt durch die demselben einwohnenden und durch die Temperatur erregten Kräfte; ohne Temperaturerhöhung entsteht diese neue Anordnung der Theilchen nicht, ebenso wenig wie ohne die in die Molecüle gelegte Fähigkeit, geordnet zu werden; gerade so wie beym schwefelsauren Natron die ersten Kryställchen nicht gebildet werden ohne Wasserverdunstung und die Fähigkeit der Molecüle, einander in einem bestimmten Sinne anzuziehen. Sehr wichtig zur Erklärung der Keimbildung ist die Annahme des Verf., daß Protein im chemischen Sinne nicht in jedem Theilchen dasselbe Protein ist, d. h. das bey einer Elementaranalyse nichts Anderes als $C_{40} H_{62} N_{10} O_{12}$ liefernde; Protein ist deßhalb nicht immer mit denselben ursprünglichen Kräften der Anordnung versehen. Die chemische Untersuchung kann indessen zur Bestätigung dieser Annahme durchaus nichts beytragen; denn jedes Proteintheilchen der Keimscheibe würde wohl Protein seyn, wenn wir es analysiren wollten. Der Verf. führt hier einige Beyspiele von unorganischen Körpern an, deren äußere Verschiedenheit bey ihrer vollkommen gleichen Zusammensetzung wir nicht zu erklären im Stande sind. Das Beyspiel von der glasichten und milchichten arsenigen Säure, welches hier der Verf. anführt, scheint uns nicht mehr ganz hierher zu passen, seitdem Heinrich Rose nachgewiesen hat, daß die glasichte arsenige Säure ein milchichtes Ansehen bekömmt, wenn sie aus dem amorphen in den krystallisirten Zustand übergeht; der Unterschied zwischen diesen beyden Formen der arsenigen Säure ist daher die Krystallisation, ebenso gut wie sie den Unterschied zwischen Kalkspath und Kreide macht.

Sehr interessant ist die hierauf folgende Abhandlung über Generatio aequivoca und die Uebertragung der Lebenskraft, in welcher Beziehung wir indessen auf das Werk selbst verweisen müssen.

Anorganische, organische und organisirte Körper, Pflanzen und Thiere. — Der Verf. unterscheidet hier zwischen organischen und organisirten Körpern. Sind Körper im Stande den von außen gebotenen Stoffen eine neue Anordnung ihrer Elemente zu geben, so nennt er diese Producte ihrer Organe organische Körper; organisirt dagegen, wenn die neugebildeten Stoffe selbst Organe sind, oder Organe enthalten. Organisirte Körper sind also auch organisch, organische Stoffe aber deßhalb nicht immer organisirt. So leicht nun die an den äußersten Gränzen der organischen Natur stehenden Wesen von einander zu unterscheiden sind, so sehr ihre Verschiedenheit in die Augen springt, indem sogar kaum eine Uebereinstimmung zu bemerken ist, so schwer wird der Unterschied zu erkennen, wenn man von der einen Seite hinab, vom Menschen, und von der anderen, der Schimmelpflanze, hinaufsteigt und eine scharfe Gränzlinie zwischen Pflanzen und Thieren ziehen will. Der Verf. giebt als das Resultat aller Untersuchungen in dieser Beziehung an, daß die Formen der Uebergangs-Individuen nicht erlauben, sie zu einem von beyden zurückzuführen, so daß dieselben mit gleichem Rechte Pflanzen und Thiere genannt werden können.

Man hat geglaubt, zwischen organischen und anorganischen Körpern einen Unterschied darin zu finden, daß in den ersteren ternäre und quaternäre, in den letzteren nur binäre Verbindungen vorkommen. Diese Ansicht verwirft der Verf., indem er die organischen Radikale auf gleiche Linie mit einfachen Körpern stellt. Aether besteht nicht aus $C_4 H_{10} O$, sondern aus $C_4 H_{10} + O$. Der Sauerstoff kann aus demselben entfernt und durch Schwefel, Chlor, Brom, Jod ersetzt werden. Jedenfalls bestünde auch bey dieser Anschauung noch der Unterschied, daß in organischen Stoffen zusammengesetzte, in anorganischen einfache Radikale vorkommen. Ein anderer wesentlicher Uuterschied wird in der Art und Weise, auf welche organische und anorganische Körper entstehen, gesucht. In den anorganischen Stoffen nimmt man Juxtaposition, in den organischen Wachsthum, Entwicklung an. Diesen Unterschied bezeichnet der

Verf. als unrichtig, da Hörner, Nägel und Haare, welche alle aus Proteinverbindungen gebildet werden, durch Jurtaposition entstehen.

Die Atmosphäre in ihren Verhältnissen zur organischen Natur. — Nach einigen allgemeinen, einleitenden Bemerkungen über die Atmosphäre gibt der Verf. hier eine kurze Geschichte der Eudiometrie von Scheele an bis auf die neuesten Versuche von Verver und Dumas. Aus allen Versuchen zusammengenommen wird geschlossen, daß die Menge des Sauerstoffes und Stickstoffs in der Atmosphäre wohl wechselt, daß aber der bestehende Wechsel nicht im Bereiche der Beobachtung liegt, da die störenden Ursachen nicht so mächtig sind, wie diejenigen, welche die Verschiedenheit ausgleichen.

Mulder spricht sich gegen die von Liebig zuerst aufgestellte Ansicht aus, daß der Ammoniakgehalt der Atmosphäre für das Wachsthum der Pflanzen eine große Wichtigkeit habe. Er hält die Menge des in der Atmosphäre befindlichen Ammoniak's für zu gering, um in der organischen Natur eine höhere Stelle einnehmen zu können, als viele andere sehr kleine Beymengungen der Atmosphäre. Daß Liebig selbst aus vielen hundert Pfunden Regenwasser nur Spuren von Ammoniak hat sammeln können, ist noch kein Beweis von einem äußerst geringen Ammoniakgehalt in der Atmosphäre, sondern höchstens davon, daß dieser Bestandtheil der Atmosphäre nicht in constanten, sondern in wechselnden Mengen vorkömmt. Doch auch davon abgesehen ist es nicht klar, warum anderen, zufälligen Beymengungen der Atmosphäre, deren Menge wenigstens eben so gering ist, als die des Ammoniak's, über deren Existenz sogar wir durchaus nichts bestimmtes wissen, ein größerer Einfluß auf die Vegetation zugeschrieben werden soll, als dem Ammoniak, dessen immerwährende Gegenwart in der Atmosphäre constatirt ist.

Zum Schluße dieses Abschnittes behandelt der Verf. die schon so häufig aufgeworfene Frage, ob die Atmosphäre von jeher dieselbe Zusammensetzung gehabt, und ob sie dieselben Bestandtheile beybehalten werde. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die umwandelbare Zusammensetzung der Atmosphäre einzig und allein von dem Gleichgewicht zwischen der Anzahl der Thiere und der Pflanzen abhängt. Wird dieses durch irgend eine Veranlassung gestört, z. B. wenn die Menschen sich vermehren, während die Pflanzen abnehmen so wird endlich keine hinreichende Menge Kohlensäure mehr zersetzt und der prozentische Gehalt von 21 Sauerstoff in der Atmosphäre, von dem Alles jetzt auf der Erde Lebende abhängig ist, vermindert. Denn wenn dieses Verhältniß sich ändern sollte, so müßten alle lebenden Wesen sterben und eine andere Reihe von Pflanzen und Thieren, ja vielleicht eine andere Reihe mit Vernunft begabter Wesen entstehen. Der Verf. glaubt, daß durch diese Ursache gewiß einmal das Menschengeschlecht von der Erde vertilgt werde, wenn dieß nicht schon früher durch andere Ursachen geschieht. Die Frage, wann dieses Ereigniß eintreten werde, läßt sich durch eine auf Lavoisier's und Davy's Versuche gestützte Berechnung annährungsweise beantworten. Die ganze die Erde umgebende Sauerstoffmenge beträgt nämlich, wie wir wissen, nahe an 2 Millionen Kubikmeilen. Ferner ist bekannt, daß von allen Menschen in einem Jahre $\frac{3}{10}$ einer Kubikmeile von dieser Sauerstoffmenge verzehrt wird. Wenn nun immer 1000 Millionen Menschen auf der Erde bleiben, so muß, angenommen daß die Pflanzen von jetzt an aufhörten, die Kohlensäure zu zersetzen und für dieselbe Sauerstoff zu entwickeln, nach $2\frac{1}{2}$ Millionen Jahren nothwendigerweise kein Sauerstoff mehr in der Atmosphäre vorhanden seyn.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Januar.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau. Zweytes Heft mit 2 Tafeln. Christiania 1844. S. 149 — 340. Fol.

Ueber die Wichtigkeit dieses Werkes hat sich Ref. schon in der Anzeige des ersten Heftes unserer Blätter (VIII. S. 137) hinreichend ausgesprochen, und er kann versichern, daß vorliegendes zweytes Heft dem ersten an Interesse nicht nachsteht. Es besteht aus 3 Abhandlungen, welche von verschiedenen Verfassern bearbeitet sind.

I. Höhenmessungen in Norwegen, gesammelt von A. Vibe, Ingenieur-Kapitain. Eine umfassende Sammlung höchst zahlreicher Höhenmessungen, die in den verschiedenen Gegenden Norwegens während der letzten drey bis vier Decennien vorgenommen wurden. Dem Botaniker wird es willkommen seyn, daß von S. 203 — 205 Schnee- und Vegetations-Gränzen besonders aufgeführt sind; für letztere sind die Birken, Fichten und Tannen berücksichtigt worden.

II. Ueber den Bau der Felsenmasse Norwegens von Keilhau. Der Verf. klagt im Eingange, daß die Geologie sich gegenwärtig in einer üblen Situation befinde, weil bey der Unmöglichkeit, durch directe Anschauung in allen Fällen den Bau der Gebirgswelt zu ergründen, die Lücken der Beobachtung durch theoretische Constructionen ersetzt würden, zu welchen jedoch bloße, namentlich aus der Chemie entlehnte Meinungen das Material geliefert hätten. Wie schon anderwärts bekannt, will er der Chemie nur einen beschränkten Einfluß auf die Geologie gestatten, und glaubt, daß die Relation, welche zwischen diesen beyden Wissenschaften statt finden muß, bis jetzt unrichtig aufgefaßt ist. Die Geologie selbst muß, wie er sagt, es seyn, welche mit Hülfe von geognostischen Untersuchungen zu prüfen hat, in wie weit die vorgeschlagenen Erklärungsarten, die aufgestellten Theorien richtig seyen oder nicht. Vor Allem dringt er, und mit Recht darauf, daß die Thatsachen rein für sich, ohne vorgefaßte Meinungen, aufgesucht und geschildert werden. Um seine Ansichten weiter auszuführen, hat er sie zuvörderst auf einige Felsarten angewendet, deren Bildungsweise strittig ist, nämlich auf den krystallinisch-körnigen Kalkstein oder Marmor, dann auf mehrere der eigenthümlichen Mineralmassen, welche durch den Namen Contact-Bildungen am leichtesten bezeichnet werden, endlich auf die krystallinischen Silicit-Schiefer und die ungeschichteten krystallinischen Gebirgsarten. Er geht dabey aus zu zeigen, daß die bisherigen Theorien über ihre Entstehungsweise nicht befriedigend wären, am allerwenigsten die vulkanistischen oder plutonistischen. Dieser Nachweis gelingt dem Verf. meist in ganz befriedigender Weise; nicht so aber der, daß gewisse Verhältnisse in den Felsmassen erst in Folge späterer Einwirkungen auf sie durch innerlich wirkende Kräfte entstanden seyen. Da es dem Verf. (S. 228) selbst nicht möglich ist, diese Actionen klar nachzuweisen, da überhaupt die Beobachtung nichts von innerlichen Umänderungen fester Massen in solchem Umfange und Maaße, wie er es für möglich hält, weiß, so wird es uns gestattet seyn, auf diesem Wege ihm

nicht nachzugehen, sondern wir werden uns mit Hervorhebung einiger wichtiger faktischer Verhältnisse in Anwendung auf die vulkanistischen Ansichten begnügen.

Als besonders lehrreich für die Theorie der Genesis der Felsarten bezeichnet der Verf. die verschiedenen Vorkommnisse des krystallinisch-körnigen Kalksteins in den versteinerungsführenden Gebirgen, wo er auch selbst Versteinerungen enthält. Ueber diesen allerdings wichtigen Punkt wollen wir hier des Verf. Angaben im Wesentlichen mittheilen.

Zu den merkwürdigsten Vorkommnissen gedachter Art gehört der in West-England vorkommende sogenannte Wenlock-Kalkstein. Dieses Glied der obern Abtheilung des silurischen Systemes hat sowohl über als unter sich einen Schiefer, Mudstone genannt, und besteht theils aus unregelmäßigen Lagen von unreinem thonhaltigem Kalkstein, theils aus den sogenannten Ball-stones. Murchison beschreibt dieselben in seinem bekannten Werke (Silur. Syst. I. c. 17) als klumpenförmige Concretionen mit einem Durchmesser von einigen Zollen bis zu etlichen Fußen, zuweilen aber auch von ganz außerordentlicher Größe. Sie bestehen aus einem reinen krystallinischen Kalkstein, welcher zum Theil ein ganz weißer Marmor ist, voll von Versteinerungen, und umgeben von Schieferlagen und unreinem Kalke. An diesen Massen pflegen die daran stossenden Schichten plötzlich zu endigen; aber an einigen Stellen scheint die Schichtung allmählig beym Zusammentreffen aufzuhören, so daß die Concretionen hier unmerklich mit den Schichten zusammen fließen. Uebrigens sind diese letzteren, da wo sie die klumpenförmigen Gebilde umgeben, meist sehr gewunden. Murchison's Aeußerung hierüber ist sehr merkwürdig; er meint, daß diese Contorsionen größtentheils unter dem Solidifications- oder Krystallisations-Prozesse hervorgebracht wurden, welcher auch die Kalkstein-Concretionen hervorrief, nicht aber von den Dislocationen, welche die Gegend erschüttert haben; denn solche Concretionen, setzt er hinzu, gehören ganz wesentlich zur Structur des Wenlock-Kalkes.

Aehnliche Bildungen wie die eigentlichen Ballstones finden sich auch in dem unterliegenden Schiefer. Sie bestehen theils aus thonhaltigem, theils aus reinem krystallinischem Kalk, und haben zum Theil eine Struktur wie der Tutenmergel im Lias; manche enthalten Quarz- nebst Kalkspathkrystallen, ferner Anthrazitblätter und Versteinerungen. Im Wenlock-Kalke selbst finden sich oft Adern von Kalkspath und Kupferkies. Murchison glaubte zuerst, daß diese sich von der Tiefe herauf erstreckten; später aber überzeugte er sich, daß sie sowohl nach unten als nach oben hin in diesem Kalkstein enden, weßhalb er sie für Segregationsgänge ansieht.

Mit Recht erklärt der Verf., daß diese Verhältnisse nicht vom Feuer ausgegangen seyn können. Selbst Murchison, ein so eifriger Vulkanist er auch ist, wagt es nicht, bey der Schilderung der Phänomene der Wenlock-Formation irgend eine subterranean agency anzurufen. Auch die Verhältnisse, in denen der Verf. den Urkalk häufig im Gneiß, Glimmerschiefer und Hornblendschiefer auftreten sah, sprechen gegen eine solche Annahme. Nicht nur, daß man an den Gränzen zwischen dem Kalkstein und der einschließenden Gebirgsart beyde Massen gleichsam mit einander gemischt findet, indem sich oft Kalkspathkörner in dem Schiefer und ebenso die Bestandtheile des letzteren im Marmor eingesprengt zeigen, sondern beyde Gebirgsarten greifen an den Gränzen häufig wie gabelförmig in einander, ja Schieferparthien werden oft, selbst ganz isolirt liegend, im Marmor angetroffen, während dieser auch isolirte Massen in seinem Hangenden und Liegenden bildet, die letzteren gern wie ganz dünne streifenförmige Parthien zwischen den Schichten, und jene ersteren ebenfalls parallel mit den Schichtflächen der großen Schiefermassen.“ Auch die einzelnen Glimmerblätter, welche auf die angeführte Art im Marmor an dessen Gränzen auftreten, haben eine mit den Schichtebenen parallele Lage, und dasselbe ist der Fall mit den Hornblendekrystallen, welche im Marmor, da wo derselbe mit Hornblendeschiefer zusammenstößt, angetroffen werden. Daß solche Verhältnisse nicht aus dem feurig-flüssigen Aufsteigen des Kalks aus der Erdtiefe erklärbar werden, geben wir dem Verf. gerne zu. Wenn er aber, um seine Theorie der innern Umänderungen in consolidirten Gesteinen anzubringen, die neptunistische Theorie schon mit der Bemerkung abzufertigen meint, daß die

vielen im Urkalke vorkommenden Silikate ihr widersprechen, so möchte Ref. im Gegentheil behaupten, daß gerade diese für sie zeugen, freylich nicht in der alten Auffassungsweise dieser Ansicht, sondern in der Modification, wie sie durch Oberbergrath Fuchs mit der neptunistischen Lehre vorgenommen worden ist. Es ist merkwürdig anzusehen, wie der Verf. um die Fuchs'sche Theorie der Erdbildung, die ihm nicht unbekannt geblieben ist, herumgeht, ohne sie in die Debatte zu bringen, offenbar weil er sich ihrer nicht erwehren kann. Gegen den Vulkanismus, wie gegen den Werner'schen Neptunismus kämpft der Verf. mit Glück und Geschick; aber von dem auf die Lehre vom Amorphismus gestützten Neptunismus redet er kein Wort. Es ist zu bedauern, daß ein sonst so klarer und scharfer Beobachter, wie Keilhau, durch seine Hypothese vom Metamorphismus, die in solcher Ausdehnung, wie er ihr giebt, nirgends Anerkennung findet, sich den Blick hat trüben lassen, während er durch die Theorie von Fuchs alle diese Phänomene in ungezwungener Uebereinstimmung mit chemischen Erfahrungen deuten könnte.

Völlig einverstanden sind wir mit dem Verf., wenn er (S. 246) für die Theorie auf die große Wichtigkeit aufmerksam macht, die das Vorkommen von Versteinerungen in den krystallinischen Silikat-Bildungen hat. Die von Murchison angegebenen Vorkommnisse von Petrefakten in verschiedenen Trappbildungen oder damit verwandten Gebirgsarten gehören zu den neuesten Thatsachen dieser Art; sie lassen sich, wie der Verf. meint, von den Geologen um so weniger zurückweisen, da Murchison selbst „zelotischer Vulkanist“ ist.

(Fortsetzung folgt.)

Versuch einer allgemeinen physiologischen Chemie von G. J. Mulder.

(Schluß.)

Das Wasser in seinen Verhältnißen zur organischen Natur. — Ein Haupteinfluß des Wassers auf organische Substanzen beruht nach der Ansicht des Verf. auf dem Umstand, daß durch die Zersetzung des Wassers auch anderer Seits die chemische Wirkung anderer in der Nähe befindlicher Stoffe erweckt wird. Die Wirkung des Wassers auf den thierischen Organismus ist verschieden von dessen Wirkung auf die Pflanzen. Während bey den meisten Thieren eine wäßrige Flüssigkeit durch den Körper geführt wird, welche feste Theile aus den Organen aufnimmt und den Körper von denselben befreyt, so fehlen den Pflanzen ausschließlich zur Sekretion bestimmte Organe, und sie behalten dadurch alle nicht flüchtigen, einmal in ihre Substanz eingetretenen Stoffe. Das Wasser unterstützt sogar das Wachsthum der jugendlichen stark verdunstenden Blätter, indem es die in seiner Flüssigkeit gelösten oder suspendirten Stoffe der Pflanze zuführt. Mit der Verdunstung der wäßrigen Flüssigkeit und folglich mit der Fähigkeit der Atmosphäre, Wasser aufzunehmen, hängt demnach das Wachsthum der Pflanzen, ihre Zunahme an Masse wesentlich zusammen.

Die Ackererde in ihren Verhältnißen zur organischen Natur. — Der Verf. erkennt die von Liebig zuerst ins Klare gesetzte Wichtigkeit an, welche die anorganischen Substanzen für die Vegetation haben. Er ist indessen der Ansicht, daß auch die humusartigen Stoffe der Ackererde den Pflanzen zur Nahrung dienen, indem sie von den Wurzeln aufgenommen werden müssen. In der Ackererde nimmt er 7 verschiedene organische Körper an, nämlich: Quellsäure, Quellsatzsäure, Geinsäure, Huminsäure, Humin, Ulminsäure und Ulmin. Einige dieser Substanzen, wie z. B. Humin und Ulmin, sind in Wasser und Alkalien unlöslich, weßhalb es

nicht leicht zu erklären ist, wie sie von den Pflanzenwurzeln, die doch nur gelöste Körper auffaugen, aufgenommen werden können. Andere sind zwar im Wasser unlöslich, können aber durch den Zutritt eines Alkali löslich gemacht werden. Mulder nimmt deßhalb an, daß die fixen Alkalien der Ackererde, besonders aber das Ammoniak, welches aus der in der Ackererde eingeschlossenen Luft leicht gebildet werden soll, diese organischen Stoffe zur Löslichkeit disponiren, und somit zu Nahrungsmitteln der Pflanzen machen. Es folgt hierauf eine genaue und ausführliche Beschreibung dieser 7 in der Ackererde vorkommenden organischen Stoffe, welche von dem größten Interesse ist um so mehr, da diese Untersuchungen alle dem Verf. angehören und von ihm zuerst in Anregung gebracht worden sind. Obgleich es durch Liebig's große Forschungen unläugbare Gewißheit geworden, daß Kohlensäure, Wasser und Ammoniak aus der Atmosphäre den Wurzeln der Pflanzen zugeführt und so den Pflanzen zur Nahrung werden, so hält es doch der Verf. für keineswegs ausgemacht, daß die ulminsauren, huminsauren und geinsauren, so wie die quellsauren und quellsatzsauren Salze nicht auch von den Wurzeln der Pflanzen sollten aufgenommen werden können, sondern er hält sie sogar für einige Pflanzen unentbehrlich. Da der Verf. die Pflanzenernährung zum Gegenstand einer speciellen Behandlung zu machen verspricht, so hoffen wir später noch auf diesen Gegenstand zurückkommen zu können.

In dem letzten Abschnitte, welcher noch nicht ganz vollendet vorliegt, werden die allgemeinen organischen Substanzen abgehandelt. Der Verf. theilt die Bestandtheile des organischen Reiches in 4 Klassen; in solche, die den Pflanzen und Thieren gemeinschaftlich zukommen; in solche, die nur entweder in Pflanzen oder in Thieren angetroffen werden; in solche die sich weder bey Pflanzen noch bey Thieren finden, aber dennoch Baustoffe des organischen Reiches sind; endlich in solche, die als sogenannte anorganische Stoffe mit den organischen verbunden sind. Die erste Klasse enthält das Protein, die zweyte für die Pflanzen Dextrin, für die Thiere Gelatin. Aus Dextrin entwickelt sich Cellulose, Stärkmehl, Gummi, Zucker, vielleicht auch Pflanzenschleim; aus dem Stärkmehl bilden sich die Fette und das Chlorophyll; zur dritten Klasse gehören die Kohlensäure, das Ammoniak, das Wasser, die Atmosphäre, Humin und Huminsäure, Ulmin und Ulminsäure, Quellsäure und Quellsatzsäure, welche zusammen die Bestandtheile der Ackererde ausmachen. Die vierte Klasse endlich enthält Bittererde —, Kalk —, Natron —, Kali —, Mangan —, Eisen-Salze mit Phosphorsäure, Schwefelsäure, Jod, Fluor und Chlor, Kieselsäure, Thonerde, die sämmtlich von verwitterten Felsarten herstammen. In diese Klasse müßte unserer Meinung nach auch der Schwefel gebracht werden, der bekanntlich eine so wichtige Rolle im Pflanzen- und Thierreiche spielt.

Bey der Behandlung der Frage, ob alles Fett, das die Thiere besitzen, von den Pflanzen herrühre, schließt sich der Verf. ganz der Liebig'schen Ansicht an, daß die Fett-Bildung im thierischen Körper durch Umsetzung der Elemente statt finde.

Nach den Fetten wird das Chlorophyll abgehandelt. Dieser Körper ist bis jetzt wegen der Schwierigkeit, ihn rein darzustellen und in hinreichender Quantität zu erhalten, noch nicht analysirt worden. Dem Verf. ist es gelungen aus den Pappelblättern (Populus tremula) reines Chlorophyll in einer zu mehreren Elementaranalysen genügenden Menge zu gewinnen. Die Analyse gab für das Chlorophyll folgende Zusammensetzung: $C_{18}\ H_{18}\ N_2\ O_8$. Wenn diese Formel durch eine größere Anzahl von Analysen bestätigt wird, wie es sich indessen kaum anders erwarten läßt, da die Versuche von einem so ausgezeichneten und gewandten Chemiker herrühren, so schließt sich das Chorophyll offenbar an die indigoartigen Körper an.

Diese kurzen Andeutungen werden genügend darthun, wie wünschenswerth es sey, daß der Verf. die Herausgabe dieser Vorträge fortsetze und vollende.

Dr. Vogel jun.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Januar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau.

(Fortsetzung.)

Daß er in dieser Eigenschaft jenen versteinerungsführenden Gebirgsarten willkührlich eigene Namen beylegt, darf uns, wie der Verf. ganz richtig bemerkt, bey der Auffassung der rechten Beschaffenheit des gedachten Naturverhältnisses nicht besonders störend seyn, und zeigt nur, wie wenig das System, welches man fortwährend aufrecht zu erhalten sucht, für die Phänomene paßt, welche nun so reichlich und deutlich zur Schau liegen. Murchison nämlich erkannte vollkommen deutliche Spuren von Enkriniten, Trilobiten und andern silurischen Organismen in Massen, welche nach der darüber gegebenen petrographischen Beschreibung bald vollkommen charakteristischer Syenit, bald Grünstein, bald eine Art Feldspathporphyr u. s. w. seyn müssen. Da diese Massen nach Murchisons Angabe häufig in solche geschichtete Gebirgsmassen übergehen, denen ein mechanischer Niederschlag zugeschrieben wird und in welchen gewöhnlich Versteinerungen vorkommen, so kann auch genannter Geognost nicht anders als annehmen, daß jene Thierreste nicht späterhin, sondern gleich ursprünglich in die angeführten Massen gekommen sind. Daß er diese Massen als meist lagerartige angiebt, und in dieser Form häufig mit Sandsteinen, Schiefern u. s. w. abwechselnd, aber nichts desto weniger mit den an denselben Stellen oft vorkommenden, ganz unförmlichen Massen derselben Gebilde zuweilen Eins ausmachend, hält der Verf. endlich auch aller Aufmerksamkeit werth. Er meint, daß die vulkanistische Sprache, die man bey dieser Gelegenheit zu hören bekomme, ganz wie Ironie klinge, und daß die aufgestellte Erklärung eine wahre Karikatur der vulkanistischen Theorie sey. Kurios wird es auch, wie der Verf. zufügt, anzusehen seyn, welche Ausflucht die Verfechter des vulkanistischen Systems in Veranlassung der unbequemen Entdeckung ausfindig machen werden, daß die Achatkugeln von Oberstein (nämlich Massen, die von einer der für pyrogen angesehenen Gebirgsarten herrühren) Spuren von Organismen enthalten.

Daß die Ansicht von der feurigen Entstehung des Granits und der ihm verwandten Gebirgsarten so großen Eingang finden konnte, erklärt der Verf. aus der mangelhaften Kenntniß, welche viele Geognosten von ihnen hätten: „Unläugbar ist die Schwierigkeit, zu einer vollkommen richtigen Kenntniß der Verhältnisse jener Gebirgsarten zu gelangen, bedeutend groß. Nur an einzelnen Punkten in meist nur mit großer Beschwerde zugänglichen und oft entfernt liegenden Gegenden sind dieselben so zur Schau gestellt, daß sie nicht mißverstanden werden können. Die meisten Beobachter bekommen nur Stellen von solcher Beschaffenheit zu sehen, bey denen die Theorien und die Einbildungskraft dazu kommen, das Meiste bey der Entwerfung des Bildes zu thun, welches man sich von dem Naturverhältnisse zu verschaffen sucht.“ Als ein „in der That höchst auffallendes Beyspiel, wie es insoweit selbst mit den erfahrensten Beobachtern gehen kann,“ führt der Verf. folgendes an:

„An manchen Stellen in Schweden findet man,

wie man ja lange gewußt hat, horizontale Transitions-Straten auf einer alten Gebirgsoberfläche ruhend, die aus den Köpfen steiler Gneißschichten besteht. Nichts ist zuverlässiger und einfacher, und das Verhältniß läßt sich da, wo beyde Schichtsysteme einander berühren, wirklich ganz unmittelbar beobachten. Nichts desto weniger entzog es sich neulich durchaus dem Blicke eines der meist geübten Forscher. Bey seinem letzten Besuche in Schweden war Hr. v. Buch so weit davon entfernt es bemerken zu können, daß er im Gegentheil erklärt: „„der Gneiß berührt diese Transitionsschichten nie, sondern bleibt überall mit deutlichem Rande in der Entfernung zurück““ (Jahrb. f. Min. 1842 S. 282). Mit einem solchen Resultate von der Besichtigung der Stellen kommt denn auch der Observator auf ganz sonderbare Gedanken über den innern Bau und die Entstehung der dortigen Gebirge.“

Nach diesen geologischen Excursen geht der Verf. zur Schilderung seiner Beobachtungen über die geognostische Constitution Norwegens über. Ref. hält diese Beobachtungen für einen der wichtigsten Beyträge, welche in neuerer Zeit die Geognosie erlangt hat, da sie durchaus auf einer klaren, scharfen Auffassung der Thatsachen beruhen, und theoretische Meinungen hierauf nicht den mindesten Einfluß geäußert haben. Solche unpartheyische unbefangene Auffassungen gehören in neuern Zeiten zu den Seltenheiten, da ein guter Theil der Beobachter in der Natur nichts anders als ihre vorgefaßten Meinungen finden will und von ihnen präoccupirt, sie in der That auch findet, und zwar meist ohne viele Mühe. Es kann daher nicht fehlen, daß der Verf. mitunter mit andern Beobachtern in entschiedenen Widerspruch tritt, und er kommt sogar einmal dazu sich darüber sehr derb zu äußern.

Bey der Schilderung von Kaafjord, wo durchaus keine vulkanischen Anzeigen vorhanden sind, giebt der Verf. schließlich (S. 280) folgende Erklärung ab.

„In der That ist es mir, um der Wissenschaft willen, schmerzlich gewesen, den berühmten Hrn. Nußegger ohne Vorbehalt über diese Lokalität äußern zu sehen: „„daß die Schichten des Grauwackengebirgs, welches das länglichte Bassin des Fjord umgiebt, rund um denselben von ihm abfallen,““ und dieß auszusagen, damit er, sich hierauf und auf einige andere eben so wenig in der Wirklichkeit existirende Data stützend, dazu gelangen kann, die Stelle hier: „„als einen Erhebungskrater, nach v. Buch's Theorie, in dessen Grunde der Diorit, hier offenbar als emporhebendes Princip auftretend, sich wie eine große Gangmasse den Durchgang verschaffte,““ bezeichnen zu können. Von den Schieferpartien in dem großen erzführenden Grünsteinfelde am Kaafjord, welche von mir im Allgemeinen 10 — 80° nach NW. fallend angegeben sind, erklärt Hr. Nußegger, daß sie „„höchst irregulär““ gestaltet sind, und in „„den mannigfaltigsten Richtungen in der Masse des Diorits liegen; auch hat er diesen Schiefer an einer Stelle zu einem gefritteten Sandstein““ umgewandelt gefunden. Von der schiefrigen Grauwacke, welche der Diorit berührt, sagt er, „„daß sie einem halb geschmolzenen Sandsteine gleicht.““ Wirkliche zu dieser ganzen Gruppe gehörende Quarzsandsteine werden dabey als Eruptivbildungen angegeben; ja es heißt ausdrücklich von solchen Sandsteinen (reiner Quarz, wie sie genannt werden), daß sie ganz „„das Ansehen einer dickflüßigen, sich übereinander hinwälzenden Masse““ haben.“ —

Wie des Verf. genaue Untersuchungen ergeben haben, existiren alle diese Feuerwirkungen nicht in der Natur, sondern lediglich in der etwas zu lebhaften Phantasie des deutschen Beobachters, der auch wohl nicht ausreichende Zeit hatte, sich mit den dortigen geognostischen Verhältnissen vollständig bekannt zu machen.

In's Detail seiner Schilderung des Felsgebäudes von Norwegen können wir dem Verf. nicht weiter folgen; nur noch aufmerksam will Ref. machen auf die beyden sehr schön gearbeiteten Karten, wovon die eine Durchschnitte giebt, die andere, als „erster Versuch einer geognostischen Karte von Norwegen“ bezeichnet, den nördlichen Theil dieses Landes darstellt.

III. Ueber den Norit und die auf der Insel Hitteröe in dieser Gebirgsart vorkommenden mineralienreichen Granitgänge. Von Dr. Th. Scheerer. Ein höchst interessanter, von einem bewährten Chemiker und Geognosten verfaßter Aufsatz, der zugleich wichtige Beyträge zur Theorie der Gebirgsbildung giebt.

Mit dem Namen Norit bezeichnete Esmark eine Gebirgsart, die er selbst nicht genau gegen die verwandten abgränzte. Nach dem Verf. möchte sie folgendermassen zu definiren seyn: Norit ist ein krystallinisch-

körniges Feldspathgestein, entweder allein aus Feldspathmasse bestehend, oder Diallag, Bronzit, Hypersthen oder Hornblende, zuweilen auch wohl außerdem Quarz und Glimmer, als Gemengtheile enthaltend. Es müssen jedoch solche körnig-krystallinische Feldspathgesteine, wenn man sie zum Norite zählen soll, nothwendiger Weise mit Gabbro-Bildungen im innigsten Zusammenhange stehen. Durch diese Beschränkung kommt aber der Begriff von Norit dem eines, an seinen augitischen Gemengtheilen oftmals sehr armen Gabbro ziemlich nahe.

Der Norit, welcher Hitteröe und Anabelöe, so wie einen großen Theil des diesen beyden Inseln zunächst gelegenen Festlandes bildet, zeigt sich als ein körnig-krystallinisches Feldspathgestein, zum Theil allein aus Feldspathmasse bestehend, zum Theil verschiedene Gemengtheile in sich schließend. Als letztere sind zu nennen: Quarz, Diallag, Hornblende, Titaneisen, Glimmer, Hypersthen und Granat. Die Structur des Norits ist im Allgemeinen eine massigkörnige; Parallelstructur tritt nur da hervor, wo sich schwarze Hornblende zwischen die krystallinische Feldspathmasse legt.

Besonders merkwürdig sind die Granitgänge auf Hitteröe und ihre Mineraleinschlüsse. Die Hauptbestandtheile dieser Gänge sind: Feldspath, Quarz und Glimmer. Zu den interessanteren und vom Verf. genauer untersuchten Mineralien, welche in der Granitmasse vorkommen, gehören: Orthit, Gadolinit, Polykras, Malakon und Ytterspath. Alle diese Mineralien sind genau beschrieben, ihre Analysen meist vom Verf. unternommen, und der Malakon ist eine von ihm neu bestimmte Species. Außerdem kommen noch in der Gangmasse Magneteisen, Eisenglanz, lauchgrüne Hornblende und Diallag vor.

Die Gruppirung, in welcher die genannten Mineralien die Gangmassen constituiren, ist eine höchst instruktive zu nennen, indem sich daraus eine richtige Einsicht in den Bildungs- oder doch wenigstens Krystallisations-Akt dieser Mineralien gewinnen läßt. Theils bilden Feldspath, Quarz und Glimmer einen sehr grobkörnigen Granit, theils ist jedes dieser Mineralien zu so bedeutenden Massen entwickelt, daß

man ihr Gemenge kaum noch mit dem Namen Granit belegen kann. In diesem Gesteine von der größten Grobkörnigkeit bildet der Feldspath kubikfußgroße Massen, während sich der Quarz, in noch bedeutenderer Portion und oft gewaltige Glimmertafeln einschliessend, überall dazwischen drängt und jeden von Feldspath und Glimmer frey gelassenen Raum auf das Genaueste ausfüllt. Aber nicht überall haben sich Quarz und Feldspath vollkommen von einander zu sondern vermocht: man trifft häufig größere Feldspathpartien, welche ganz mit Quarz in einer Art durchwachsen sind, daß das Gemenge beyder Mineralien einen sogenannten Schriftgranit von zum Theil ausgezeichneter Schönheit darstellt. Aus den Begränzungsverhältnissen zwischen Quarz und Feldspath in diesem Schriftgranit leitet es der Verf. mit größter Evidenz ab, daß der Quarz in den Granitgängen unmöglich früher krystallisirt seyn könne als der Feldspath, sondern daß letzterer seine Form schon großentheils angenommen hatte, als ersterer noch gestaltlos war. Diese im Bau des Schriftgranits mit großer Schärfe ausgesprochene Thatsache widerspricht, wie der Verf. zusetzt, vollkommen der Annahme, daß Quarz, Feldspath und Glimmer einst ein rein feurig flüssiges Gemenge bildeten, aus welchem sich durch langsame Erkaltung die einzelnen Mineralien ausschieden, da es klar ist, daß der weit schwerer als Feldspath schmelzende Quarz in solchem Falle stets zuerst krystallisirt seyn müßte. Der Verf. kommt hier demnach auf Resultate, die im vollen Einklange stehen mit dem, was Oberbergrath Fuchs schon früher hinsichtlich der Bildung des Granits behauptet hatte. Schlüßlich fügt der Verf. noch bey, daß schon das bloße Auftreten des Quarzes hinreichend ist, die Annahme eines feurigen Flußes zu widerlegen, da man seines Wissens in wahrhaft vulkanischen Gesteinen bisher nirgends eine Spur von ausgeschiedenem Quarze angetroffen hat. Die gleiche Behauptung hat schon Kühn, und zwar zuerst, ausgesprochen, und Schafhäutl und Ref. haben sie neuerdings weiter ausgeführt. Die Vulkanisten sind bisher noch die Widerlegung derselben schuldig geblieben.

Nicht weniger instruktiv, als die gegenseitige Anordnung von Quarz, Glimmer und Feldspath,

finden wir mit dem Verf. die Gruppirung der accesſoriſchen Mineralien innerhalb der grobkörnigen Granitmaſſe. Als durchgreifende Regel gilt es hier, daß Orthit und Gadolinit entweder von ſtrahligkryſtalliniſchem Quarz umgeben ſind, deſſen Strahlen eine annähernd ſenkrechte Richtung auf die Conturen des eingeſchloſſenen Minerals haben, oder daß ſie in Feldſpath eingewachſen vorkommen, deſſen Hauptblätterdurchgang eine ähnliche Stellung wie jene Strahlen beſitzt. Auch da, wo Kryſtalle von Ytterſpath oder Malakon von Feldſpath- oder Quarzmaſſe umſchloſſen ſind, pflegt ſich ein ähnliches Verhältniß zu zeigen, wiewohl nicht immer mit derſelben Schärfe wie beym Gadolinit und Orthit. Die Kryſtalle des Polykraſes äußern eine ſolche Einwirkung nur auf den Quarz, nicht aber auf den Feldſpath. Durchaus nichts derartiges läßt ſich aber beobachten, wenn Magneteiſenſtein in Feldſpath oder Quarz, und wenn Malakon oder Ytterſpath in Orthit eingewachſen vorkommen; dagegen zeigt der Magneteiſenſtein rings um eingewachſene Kryſtalle von Ytterſpath oder Malakon eine ſchwach ſtrahlige Structur.

(Schluß folgt.)

Chronique latine de Guillaume de Nangis de 1113 à 1300 avec les continuations de cette chronique de 1300 à 1368. Nouvelle edition revue sur les manuscrits, annotée et publiée pour la société de l'histoire de France par H. Géraud, ancien elève de l'école royale des chartes. T. I. CXXIV. 436 S. II T. LIX. 459 S.

Gleich der italieniſchen Geſellſchaft, welcher wir die Herausgabe des archivio storico italiano, der relazioni d'ambasciadori veneti etc. verdanken, fährt auch die société de l'histoire de France in ihren Publicationen fort. Die ystoire de li Normant per Aimé, welche Ref. ſchon früher in dieſen Blättern anzeigte und von der er zuerſt einen umfaſſenden Gebrauch in dem 2. Bande der deutſchen Päpſte machte; die Geſchichte Gregors von Tours, lateiniſch und franzöſiſch, lateiniſch, franzöſiſch, alſo in dreyfacher Ausgabe; die Briefe des Cardinals von Mazarin 1651 und 1652; die Memoiren des Pierre de Fenin, wichtig für die Geſchichte Karl's VI. und VII.; Joffroi von Villeharduin und Henri von Valenciennes über die Eroberung von Konſtantinopel; die Kirchengeſchichte des Ordericus Vitalis; der Briefwechſel des Kaiſer Maximilian mit ſeiner Tochter Margaretha; die Geſchichte der Herzoge von der Normandie und der Könige von England; Einhards Schriften in 2 Bänden; die Memoiren des Philipp von Commines; 2 Bände der Briefe Margaretha's von Angouleme, Schweſter K. Franz I; die Memoiren der Margaretha von Valois; die coutûmes du Beauvoisis; der erſte Band des Proceſſes der Johanna von Orleans (Jeanne d'arc), dem ein zweyter demnächſt folgen wird, zeigen eine lobenswürdige Thätigkeit. Noch ſollen die Memoires Coligny's und des Marquis de Villette nachfolgen. Man ſieht, daß es nicht bloß eine gelehrte Geſellſchaft iſt, die den Namen trägt, ſondern daß ſie auch Mittel und Kraft beſitzt, ihrem Titel zu entſprechen.

Wilhelm von Nangis, als einer der bedeutendſten Chroniſten des Mittelalters bekannt, wurde zuerſt in d'Achery's Spicilegium (Bd. XI) dann im 20. Bande des großen recueil des historiens de France abgedruckt. Der gegenwärtige Abdruck, nach dem Ms. **10298—6** der k. Bibliothek verfertigt, kann jedoch erſt als der genuine Text des Schriftſtellers gelten. H. Géraud hat ſich die Mühe genommen, durch Inclavirungen alle jene Stellen zu bezeichnen, in welchen der frühere Text von der hauptſächlich benützten Handſchrift abweicht, ſo daß der Leſer ſowohl die ältere, wie die neuere Recenſion vor ſich hat. Zugleich iſt nun feſtgeſtellt, daß wenn auch ein Theil der Handſchriften Wilhelms bis 1303 incl. reicht, die Fortſetzung, von Mönchen von St. Denys verfaßt, bereits mit 1301 beginnt und zwar der erſte Theil der Fortſetzung bis 1317, der zweyte bis 1340, der dritte bis 1368 reicht. Von der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts bis zu Ende ſind die Fortſetzer als Zeitgenoſſen, zum Theile als Augenzeugen der Begebenheiten zu betrachten, die ſie erzählen ꝛc. Daß nicht bloß für die franzöſiſche Geſchichte, ſondern auch für die allgemeine, Vieles daraus erholt werden kann, glaubt Ref. als bekannt vorausſetzen zu dürfen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Januar.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale publiées par les soins de M. le duc de Luynes, membre de l'académie des inscriptions et belles lettres. Texte par A. Huillard-Brécholles, traducteur de Matthieu Paris. Dessins par Victor Baltard, Architecte. Paris. Inprimerie de C. L. F. Panckoucke, Rue des poitevins, 14. 1844. Gr. fol. 170. S. Text und 35 Abbildungen.

Es ist meines Wissens noch nicht hervorgehoben worden, welch eigenthümliches Geschick sich durch die ganze Succession Robert Guiscards und Rogers, der Gründer der Normannenherrschaft in Unteritalien, hindurchzieht. Robert, der seine erste Gemahlin, die mannhafte Alberada, Boemunds Mutter, verstieß, um Sichelgaite, Schwester des Fürsten von Salerno zu heirathen; der seine Brüder und Neffen wie seinen Schwager ihrer Besitzungen zu berauben suchte und dessen Hand wider Alle war, schloß im Testamente seinen ältesten Sohn von der Nachfolge aus und übergab das Reich dem jüngeren, Roger, dem Sohne der Lombardin. Beyde Brüder Boemund, der Antiochien sich erwarb, wie Roger, der Apulien und Calabrien besaß, brachten ihre Herrschaft nicht auf Kindeskinder. Der Stamm des Hinterlistigen erlosch im Oriente wie im Occidente mit seinen Enkeln und es traf nun seinen Bruder, den Eroberer Siciliens, den Stamm weiter zu begründen — nicht ohne seltsame und eigenthümliche Unterbrechung.

In Frankreich sind fast 210 Jahre verflossen, seit zum letzten Male der Sohn dem Vater auf dem Thron nachfolgte und auch die nächste Zukunft scheint für die natürliche Succession noch keinen Raum zu haben. In dem königlichen Geschlechte der Normannen folgte durch ein ähnliches Gesetz der Providenz seit jenem Simon, Rogers I. ältesten Sohn, der nur wenige Monate den Titel eines Großgrafen geführt, kein Erstgeborner seinem Vater nach.

Dem Könige Roger folgte sein dritter Sohn Wilhelm der Böse. Dieser tödtete seinen ältesten Sohn, einen Knaben von 9 Jahren, durch einen Fußtritt, als ihn ein Theil des normännischen Adels zum Gegenkönig erhoben hatte. So folgte ihm dann der zweytgeborne nach, mit dessen kinderlosem Tode der ächte Stamm der normännischen Könige erlosch.

Fragt man aber um die Bedeutung dieses von fahrenden Rittern, aus dem Stegreif gegründeten Reiches, so zeigt sich diese als eine tiefe, folgenreiche, von mehr als gewöhnlicher Art. In Mitte oströmischer und saracenischer Herrschaft pflanzte sich die normännische auf. Nur auf der Landseite angreifbar, nur von hier aus dem Impulse zugänglich, der das übrige Europa bewegte, sonst aber geschaffen, Impuls zu geben, nicht zu empfangen, war es zu hohen Dingen berufen. Seit langer Zeit zum ersten Male, für lange Zeit zum letzten Male lernte der Süden Italiens seine Kraft kennen, ward er seines Berufes inne. Und als die normännischen Schaaren ihre Siegeslaufbahn von Corfu und Durazzo bis

Theſſalonike hielten und die Wimpel ihrer Flotten, die Banner ihrer Fürſten vor Conſtantinopel wehten; als die afrikaniſchen Küſtenſtädte, Tunis und Bona und ſo viele andere dem Könige Siciliens huldigten und die Kaiſer des Oſt- wie des Weſtreiches Wilhelm II. ihre Töchter anboten, da erkannten die Völker, welch großes Gewicht dieſes Reich unter ihnen beſitze. Allein noch gar manche andere Seite bietet es dem aufmerkſamen Beobachter menſchlichen Treibens dar. Mit dem Schwerte in der Fauſt hatten erſt Longobarden, dann Saracenen ſich in den Beſitz des Landes dieß oder jenſeits des Faro geſetzt. Auf gleiche Weiſe hatten die Normannen über die einen wie über die anderen das trotzige Geſetz des Siegers geltend gemacht und die Nemeſis, dieſes tiefe Geheimniß der göttlichen Providenz, erfüllte ſich, in dieſer Beziehung, wie ſpater, als auf dem Blutgerüſt von Neapel das Haupt des letzten Hohenſtaufen fiel, eine Sühne für jenen ungücklichen Wilhelm III., den Conradins Großvater mit Eiden täuſchte, dem er die Augen ausriß, den er entmannte und in ewigen Kerker verſchloß. Wohin die Normannen drangen, mit Rurik nach Ruß and, mit dem Conqueſtor nach England oder mit Guiscard nach Apulien, da feyerte die fürſtliche Macht ihre Triumphe und nicht eher ward Raum in Europa für republicaniſche Verfaſſung und ſtändiſches Leben, als bis die'e ehernen Könige ins Schattenreich zerfloſſen waren. Ja als im alten deutſchen Reiche der erbliche und abſolute Thron der Hohenſtaufen aufgeſchlagen werden ſollte, mußte Heinrich VI. erſt noch den Bund mit der Normannenfürſtin Coſtanza ſchlieſſen, und wie ſein hochbegabter Sohn aus Sicilien die Grundſätze holen, nach denen deutſche Zuſtände geregelt werden ſollten. Wie in der Natur nicht früher die tiefen Thäler zu blumigem Leben erwachten, mit üppigem Grün ſich ſchmückten, als bis die einſam ragenden Berggipfel heruntergeſchmettert von ihrer Höhe, in ihrem Falle den ſteinigen Grund mit Schutt und Erde bedeckten, ſo mußte erſt das ſaturniſche König- und Kaiſerthum in den Staub ſinken, auf daß Europa zu neuen Blüthen, zu reicheren üppigerem Schmucke aus der Entwicklung der unteren Kreiſe gelange. Das Königthum in Unteritalien, obwohl dem römiſchen Stuhle in Lehenspflicht verbunden, hatte ſich aber wie faſt nirgends zu kräftigen vermocht. Die Blüthe Amalfi's, dieſe köſtliche Perle unter den Republiken Italiens, ward durch dasſelbe vernichtet; Salerno, Capua, Bari und Neapel wurden, wie Palermo und Meſſina nur was die Könige wollten, Schöpfungen aus ihrer Hand oder Landſtädten gleich. Das Königthum ſelbſt durch die Perſönlichkeit Wilhelms I. gemildert, trug den deſpotiſchen Charakter des Orients, ſeit die Saracenen am Hofe, in der Flotte, im Rathe des Königs die Herrſchaft führten. Saraceniſche Sitte verdrängte die urſprünglich einfache der Normannen und wie nur ſchwer die Prieſter zur Enthaltſamkeit gebracht werden konnten, war, wo Ueppigkeit und Genußſucht den Geiſt unterjocht hatten, Eunuchen den Zugang zum königlichen Palaſte verwahrten, Leben und Sitte des Serails nicht mehr ferne zu halten. Wenn von Vermiſchung des Orients mit dem Occident die Rede iſt, blickt man meiſt nur auf Spanien oder Paläſtina. Die Berührungspunkte beyder Welten trafen ſich viel näher in Sicilien. Mag von Spanien aus ſaraceniſche Wiſſenſchaft ins Abendland gedrungen ſeyn, von Sicilien aus ergoß ſich die Kunſt dahin, vor allen die ſchwerſte und einflußreichſte, die Staatskunſt. Wer die Fiscalität, die in ſo abſchreckendem Maße bey Friedrich II. ſich zeigt, kennen gelernt hat, fragt erſtaunt, wie der Hohenſtaufe, der Nachfolger deutſcher Könige zu ſolchen Ideen, zu ſolcher Praxis gekommen ſey. Das Räthſel, auf der Höhe des Mittelalters einen Fürſten zu treffen, den der Radicalismus immer als einen Halbgott verehren wird, löſt ſich durch die eigenthümlichen Verhältniſſe von Sicilien. Kein Fürſt war in kirchlicher Beziehung unabhangiger als der ſicilianiſche König, ſeit Urban II. Roger das bekannte große Privilegium ertheilt. Keiner konnte ſich leichter daran gewöhnen, das Geiſtliche den Zwecken ſeiner Herrſchſucht dienen zu machen als er; keiner verſtand es beſſer, den Reichthum ſeiner Unterthanen in ſeinen Schatz fließen zu machen, als er, der zu ſeinen Rentbeamten Saracenen machte, gegen welche eines andern Friedrichs II. bankrotte Franzoſen elende Stümper waren. Nirgends hatte ſich der Staatszweck, der unumſchränkte Wille des Königs oder ſeiner oberſten Beamten, ſo zur allgemeinen Norm, zum Gebieter über Alles erhoben als hier. Ward der Impuls, welcher von

hier ausging vorherrschend, so war es um alle Freyheit in Europa geschehen und das starke Königthum, Justinians gepriesene Epoche mit leiser Beymischung eines Tunesischen oder Bagdadischen Hauches ward die außen glänzende, innen faule Zukunft des Menschengeschlechtes. Sie ward es nicht. Wie die kühnen Republikaner im Winkel des Adria, die Venetianer, die Erben der Kämpfe der Normannen mit den Griechen wurden, so erhob sich, als das Gerüste des hohenstaufischen Baues einstürzte und Baumeister und Bauleute erschlagen waren, das blühende Leben italienischer Republiken und — nach mannigfaltigen Kämpfen und Wehen das deutsche Städtewesen, Hansa, Adelsverbindungen, die fürstliche Macht deutscher Reichsstände, ein vielseitiges Leben der kolossalen Einseitigkeit, das Leben der Massen in ihren einzelnen Gliederungen dem unbegränzten Egoismus früherer Tage gegenüber.

Es ist begreiflich, daß in einer Zeit der Zersplitterung, ja der Auflösung, wo 20 Quadratmeilen so gut hinreichen wie 4000, eine Nationalität zu schaffen und patriotische Begeisterung hervorzubringen, kräftige, vollblütige Naturen mit gerechtem Schmerze auf das Kaiserthum zurückblicken, auf die Tage der Größe, der Macht und des Schreckens von Deutschland. Allein schwerlich wird es tiefe Einsicht beurkunden, wenn als Ideal jener Abschnitt der deutschen Geschichte vorgehalten wird, der ungeachtet einer anfänglich großartigen Bewegung selbst nur mehr ein künstliches Leben enthielt und deßhalb immer rascher dem unaufhaltsamen Ende entgegen eilte. Wir würden kümmerliche Früchte aus dem Studium unsrer Geschichte ziehen, hielten wir nur jene Periode für würdig auf den Scheffel gestellt zu werden, wo von der schwindelnden, unhaltbaren Höhe bis zum zerschmetternden Abgrunde nur Ein Schritt war.

(Fortsetzung folgt.)

Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau.

(Schluß.)

Daß die Gruppirung der accessorischen Mineralien den Verf. zu ganz ähnlichen Schlüssen führt, wie sie aus der Anordnung des Quarzes und Feldspathes in den Granitgängen gezogen wurden, braucht kaum angedeutet zu werden. Die Structurverhältnisse der beyden letztgenannten Mineralien, in der Berührung mit Orthit, Malakon und Ytterspath, sind vollkommen analog der krystallinischen Anordnung einer Salzmasse, welche rings um einen festen Körper angeschossen ist. Es liegt also der Schluß sehr nahe, daß das eingeschlossene Mineral stets älter, d. h. früher krystallisirt seyn müsse als die umgebende strahlig angeordnete Masse. Mit ziemlicher Sicherheit folgert daher der Verf. (S. 337), daß die Krystallisation mehrerer der hier in Rede stehenden Mineralien etwa in folgender Ordnung vor sich gegangen sey, wenn mit dem zuerst krystallisirten Minerale angefangen wird: 1. Orthit und wahrscheinlich fast gleichzeitig Gadolinit, 2. Malakon und Ytterspath, 3. Polykras und Feldspath, 4. Quarz. „Wäre es wahr, daß sich alle diese Mineralien erst in einem rein feurigflüssigen Zustande befunden hätten, aus welchem sie durch allmählige Erkaltung in ihre jetzige feste Form übergingen, so mußten dieselben, nach ihrer Schmelzbarkeit geordnet, eine mit der eben angeführten vollkommen gleiche Reihe bilden, indem dasjenige Mineral natürlicher Weise zuerst krystallisirt seyn müßte, welches am schwierigsten schmelzbar ist. Führen wir aber diese Anordnung wirklich aus, so ergiebt sich, wenn wir hierbey vom schwerschmelzbarsten Minerale anfangen, etwa folgende Reihe: 1. Quarz, 2. Malakon, Polykras und Ytterspath, welche zwar nicht ganz dieselben Schmelzpunkte haben mögen, aber doch jedenfalls leichter schmelzbar sind als reine Kieselerde, 3. Gadolinit, 4. Feldspath und 5. Orthit. Vergleichen wir jetzt beyde Reihen mit einander, so zeigt

sich schon auf den ersten Blick, daß zwischen denselben auch nicht die geringste Analogie stattfindet, ja daß die eine fast die umgekehrte andere ist.“ Der Verf. zieht nun mit vollster Berechtigung daraus folgenden Schluß: „Die auf vulkanistische Prinzipien basirte Annahme, daß sich die granitischen Gangmassen mit ihren accessorischen Einschlüssen einst in einem rein feurigflüssigen Zustande befunden haben sollen, wird durch unabweisbare Beobachtungs-Resultate auf das Vollständigste widerlegt.“

Noch erwähnt der Verf. eines Umstandes (S. 338), der gleichfalls kräftig gegen vulkanistische Ansichten spricht, nämlich die pyrognomische Eigenschaft einiger der genannten Mineralien. Wenn nämlich Gadolinit, Polykras und Malakon einst feurigflüssig waren, so läßt sich auf keine ungezwungene Art begreifen, warum diese Mineralien nicht in dem bereits verglimmten, in Säuren unlöslichen Zustande angetroffen werden. Hinsichtlich des Malakons könnte man allenfalls einwenden, daß das chemisch gebundene Wasser desselben, welches von dem in der Urperiode stattgefundenen sehr erhöhten Atmosphärendruck am Entweichen verhindert wurde, dieß anscheinend paradoxe Phänomen bewirkt haben könnte; beym Polykras dagegen, welcher 1 bis 1,25 Proc., noch mehr aber beym Gadolinit, der nur 0,23 bis 0,34 Proc. Wasser enthält, verschwindet dieser Einwand gänzlich, und jener hohe Atmosphärendruck müßte sogar umgekehrt den Gadolinit sehr darin unterstützt haben, aus seinem spezifisch leichteren in den dichten verglimmten Zustand überzugehen, in welchem derselbe in den Granitgängen von Hitterö nirgends angetroffen wird.

Zuletzt ist noch Einiges über das Verhalten der Granitgänge zu ihrem Seitengesteine, dem Norit, beyzufügen. Ihre Mächtigkeit ist sehr verschieden und beträgt zuweilen mehrere Ellen und darüber; ihre Länge kann nicht immer beobachtet werden, scheint aber nicht beträchtlich zu seyn, indem sie sich theils im Nebengesteine auskeilen, theils sich darin verlaufen. Geradlinige Conturen, welche in einigermassen beträchtlicher Distanz fortlaufen, besitzen dieselben fast nie; stets ist ihre Form mehr oder weniger aderartig. Die Gränzen zwischen der Gangmasse und dem Seitengesteine sind theils mit der größt möglichen Schärfe ausgebildet, theils auf eine solche Weise verwaschen, daß Granit und Norit wie mit einander verknetet erscheinen. Man findet zuweilen Glimmertafeln, welche mit dem einen Ende in Norit und mit dem andern in Granit verwachsen sind; nie aber ist der Verf. im Stande gewesen, die geringste Spur der seltnen Mineralien im Norite eingeschlossen zu entdecken.

Dieses Verhalten gestattet, wie der Verf. am Schluße bemerkt, der Ansicht wenig Raum, daß die Granitgänge von Hitterö als nachmals ausgefüllte Spalten im festen Gesteine zu betrachten seyen, so wie es sich aus den früher entwickelten Thatsachen ergab, daß der Granit sich in keinem feurig-flüssigen Zustande befunden haben könne. Gleichwohl meint der Verf., daß wir gezwungen seyen, den Granit als eine dem Norit auf irgend eine Weise zugeführte Masse zu betrachten, wenn wir bedenken, welch ein hoher Grad der Verschiedenheit zwischen den Bestandtheilen beyder Gesteine stattfindet, indem schon unter den accessorischen Mineralien des Granits nicht weniger als 11 der seltensten Metalle (Titan, Tantal, Beryllium, Zirkonium, Yttrium, Erbium, Terbium, Cer, Lanthan, Didym und Uran) vorkommen, von denen nur ein einziges, das Titan, im Nebengesteine wieder gefunden wird.

So scheint sich denn die gerühmte Einhelligkeit der Geologen hinsichtlich der feurigen Entstehungsweise der Erde immer mehr zu lösen, und man darf demnach hoffen, daß naturgemäßere Ansichten hierüber als die bisher dominirenden endlich zur Anerkennung gelangen werden.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Januar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale etc.

(Fortsetzung.)

Mit Gewalt der Waffen, Gegenkönigen und Schlachten ward die Herrschaft der Hohenstaufen in Deutschland und Italien begründet; unter Anathemen groß geworden, sank sie unter diesen, wie sie sich erhoben hatte. Mit Proscriptionen und Gräuelscenen ward das schwäbische Königthum in Sicilien begründet. Dieselbe Waffe wußte ein nicht geringerer Meister in der Verstellungskunst als Heinrich VI. oder Friedrich II. — Carl von Anjou wider dieses Haus zu gebrauchen. Den von ihm geschürzten Knoten hat dann das Gottesgericht zu Palermo durchhaut. Das Maaß, womit den irdischen Größen zugemessen wird, ist immer ein gültiges; ein volles gegen vollendete Unthat. Die bekannte Vision des hl. Ephraim wiederholt sich tagtäglich auf Erden. Nur um früh oder spät, um Sohn oder Vater handelt es sich. Die Unthaten der Einzelnen wirken selbst die Gerechtigkeit; sie sind die besten, die sichersten Diener unfehlbarer göttlicher Nemesis.

Lockt uns die sorgfältig ausgearbeitete Geschichte der normännischen und späteren Zeit diese Betrachtungen ab, so ist es noch der Mühe lohnend, nach dem gegenwärtigen Werke die Bauten der verschiedenen Dynastien sicilianischer Herrscher, normännischer und schwäbischer Race mit einander zu vergleichen. Wie schwäbische Saat auf sicilianischen Boden gestreut eine Frucht hervorsprießen machte, gleich Sodoma's Wunderäpfeln, voll lockender Schönheit, aber mit Asche im Innern, haben wir an einem anderen Orte gezeigt.

Die erste Ansicht ist die Apuliens, des Tavoliere, der sonnverbrannten Ebene, angesehen von den Höhen von Melfi, des Schlüssels zu dem Flachlande, dessen sich die Normannen schnell zu bemächtigen und daraus den Mittelpunkt ihrer Herrschaft zu machen verstanden. Noch steht das alte Normannenschloß auf der steilen Höhe der großen und abschüßigen Felsenplatte, die, weit die Ebene überragend, die ummauerte Stadt auf ihrem Rücken trägt. Hieran schließt sich Boemund's Grab zu Canosa, halb in arabischem, halb in byzantinischem Style. Die schöne bronzene Thüre hat eine besondere Abbildung erlangt und verdient. Aelter als diese und auch vollendeter ist die große Thüre der Kathedrale di Sant Angelo von Monte Gargano, dem uralten Heiligthume, von wo aus sich die Eroberung Apuliens durch die kecken nordischen Abentheurer entspann. Die gleichfalls in Constantinopel gearbeiteten Thüren der Kathedrale von Amalfi, welche denen von Monte Cassino zum Muster dienten, wurden nicht abgebildet; wohl aber die im J. 1119 verfertigten, im 16. und 17. Jahrhundert restaurirten von Troja, nicht zu verwechseln mit den gleichfalls in Troja befindlichen, die als ein Werk des Oderisius von Benevent bekannt sind.

Die Kathedrale von Bari, der Krönungsstadt der normännischen Könige, gehört nicht zu den ausgezeichnetsten Kunstwerken jener Epoche; der Herausgeber hat aber dennoch geglaubt, sie ihrer Eigenthümlichkeit wegen in die Sammlung der Abbildungen aufnehmen zu müssen. Wohl aber verdient

der schöne bischöfliche Stuhl von St. Nicola zu Bari als ausgezeichnetes Kunstwerk des zwölften Jahrhunderts, gleich dem in der Kirche des hl. Sabinus und der dort befindlichen Kanzel eine besondere Darstellung. Am bewunderungswürdigsten ist jedoch die Thüre der Kathedrale von Trani, welche, ein Meisterwerk byzantinischer Kunst, an Reichthum der Arabesken, an Mannigfaltigkeit der Figuren, an Schönheit der Ausführung alle ähnlichen Arbeiten weit hinter sich zurückläßt. Den reicheren Styl des dreyzehnten Jahrhunderts verräth die St. Valentinkirche zu Bitonto, gewöhnlich für normannisch angesehen und deßhalb auch hier abgebildet. Damit schließt der Cyclus von Abbildungen aus der normännischen Periode, der somit freylich auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann. Diese läßt sich erst von dem Werke erwarten, welches nach jahrelangen Forschungen an Ort und Stelle Doctor, gegenwärtig Hofrath, Schultze in Dresden unternommen hat.

Der beygegebene Text führt uns in Einzelnheiten, die wir dankbar annehmen. Friedrich II. war von nichts weniger als schönem Körperbau, röthlicher Gesichtsfarbe, blond, aber früh kahlköpfig, mit kurzem Gesichte und untersetztem Körperbau, die Glieder stark hervortretend. In der Blüthe seiner Jahre hätte man ihn nicht für 200 Drachmen verkaufen können, sagte ein Araber, wäre er Sklave gewesen. Ueberhaupt, ist den arabischen Nachrichten über ihn Glauben zu schenken, so wird nicht nur die bisher als leidenschaftlich betrachtete Sprache des Patriarchen Gerold von Jerusalem gegen ihn gerechtfertigt; sondern das Benehmen des Kaisers im Oriente, fern von der Aufsicht des Papstes und deutscher Fürsten, sinkt bis in das Bübische herab. Von der Großartigkeit seines Aeltervaters ist auch nicht eine Spur zu sehen, selbst wenn man jene Berichte der orientalischen Einkleidung beraubt und sie auf die gewöhnlichen Ausdrücke herabstimmt. Wollte ein Schriftsteller wirklich ein Buch nicht über, sondern gegen Friedrich schreiben, so stünde ihm hier ein reiches Waffenlager offen. Ein Grund, warum die neueste Monographie über Friedrich II. nur den sparsamsten Gebrauch hievon machte, damit selbst der Schein der Partheylichkeit vermieden werde.

Es ist mühselig, dem Verfasser in das Gewinde von Ausflüchten nachzufolgen, durch welche sich Friedrich II. seiner Verpflichtungen gegen den römischen Stuhl zu entheben suchte. Denn nicht viel Anderes zeigt der erste Abschnitt seines Auftretens als Kaiser und König, und wäre es nicht Sitte in gewissen Kreisen geworden, Verpflichtungen einzugehen, nur um sie zu brechen, hätte nicht eine puerile Politik auch in späteren Tagen dieß für Weisheit ausposaunt, längst wäre man eines so großen Mangels an rechtlichem Sinne überdrüßig geworden, hätte man wenigstens aufgehört, darin eine Größe zu erblicken. Der Mythus, mit welchem unsere des logisch richtigen Denkens so oft sich entschlagende Zeit, die ihrem bunten Treiben entsprechenden Persönlichkeiten umgiebt, kann sich gewiß nur durch die charakteristische Scheu erhalten, in das Einzelne einzudringen, Thatsachen und deren Folgen sich zu vergegenwärtigen, und statt eines willkührlichen und phantastischen Standpunktes der Beurtheilung den zu wählen, vor welchem sich alle irdischen Größen zu beugen haben.

An die Stelle von Kirchen, deren Bau die normännische Periode schmückt, traten unter Friedrich Burgen und Schlösser. Nicht bloß solche, wie zu Foggia, deren Gleichen auch die vergnügungslustige Zeit der vorhergehenden Könige vielleicht in noch großartigerem Maaßstabe sah, sondern das berüchtigte Saracenenschloß, dessen Bau zu so vielen Klagen Anlaß gab, und dessen großartige Reste Text und Abbildung vor Augen führen. Der Verfasser, welcher die Solidität des Baues, besonders der Citadelle nicht genug rühmen kann, schlägt die Einwohnerzahl von Lucera auf 60,000 an. Es war eine Zwingburg der furchtbarsten Art und da die Saracenen selbst nur mit großem Widerwillen hinter den hohen Mauern hausten, mußte ihr angeborner Haß gegen die Christen noch durch die Qual des eigenen Daseyns gesteigert werden. In welchem Grade aber Friedrich sie begünstigte und zur Plage seiner eigenen Unterthanen heranzog, erhellt aus den von Inveges (Annali di Palermo T. III. ad a. 1239) angeführten Decreten, welche der Verf. in den Text aufgenommen hat: Jeder Christ, welcher einen Saracenen mißhandelt, soll ohne Prozeß hin-

gerichtet werden. Wenn todte oder verwundete Saracenen gefunden werden, ohne daß die Schuldigen auszumitteln sind, so ist das Volk des Districtes dafür verantwortlich und zahlt entweder eine gewisse Geldsumme oder liefert eine gleiche Anzahl von Personen, über deren Leben sodann verfügt wird. Die Saracenen waren somit für die christliche Bevölkerung zu dem Range heiliger und unverletzlicher Personen erhoben. Die saracenischen Hoftänzerinnen und dergleichen hat der Verfasser der Geschichte der Hohenstaufen in einer etwas zu weit getriebenen Apologie an Züchtigkeit beynahe den Vestalinnen gleich gestellt. Der französische Verfasser macht sich kein Hehl, welcher Art dieselben waren und giebt, gestützt auf Johann den Moren einige Details, wodurch wir eine nicht unbedeutende Kenntniß von dem Hareme Friedrichs II. erhalten. Mußte man bisher immer Sorge tragen, der Verläumdung bezüchtigt zu werden, wenn hievon die Rede war, so ist es von doppeltem Interesse, daß die Angaben hierüber aus einer Verordnung Friedrichs vom Jahre 1239 stammen, also aus einer Zeit, wo er die deßhalb von P. Gregor IX. erhobenen Anklagen als gänzlich unbegründet, falsch und ehrenrührig darzustellen suchte. Auch die Geschichte von Simon Rocca, dessen Frau von einem Saracenenhauptmann geschändet worden war, gegen welchen der Kaiser dem aufs Aeußerste beleidigten Gemahl die Gerechtigkeit geradezu verweigerte, und noch Mehreres dieser Art, wie es der Zeitgenosse Matteo von Giovennazzo erzählt, hat der unerbittliche Verfasser in den Text aufgenommen; freylich nicht zum Ergötzen derjenigen, welche nun einmal aller Geschichte zum Trotze in Friedrich das Ideal eines gerechten und trefflichen Fürsten erblicken wollen. Selbst die Einwendung, er habe sich über die Vorurtheile seiner Zeit erhoben, wird als ungültig erwiesen, da der Kaiser sich wohl der Anhänglichkeit an den christlichen Glauben — und das verstehen ja doch die Meisten unter jenen Vorurtheilen — entschlug, jedoch nur, um der Astrologie in solchem Maaße zu huldigen, daß nie sein Heer auszog, ohne daß ein Sterndeuter die günstige Stunde bezeichnet hätte.

Unter den Burgen des Kaisers darf weder

Castel Fiorentino vergessen werden, wo er starb, noch Castel del Monte, hinter dessen hohen Mauern Isabella von England, seine dritte Gemahlin, von Eunuchen bewacht, ihre Tage in der Art zubrachte, daß die Sage gieng, die Kaiserin sey in den Kerker geworfen worden. Mag dieses sich als unbegründet ergeben, so ist der Hungertod angesehener sicilianischer Frauen, die wegen wahrer oder falscher Verbrechen ihrer Männer in dem Kerker umkamen, in Palermo zum Sprüchworte geworden und noch im Jahre 1514 fand man in den Gefängnissen daselbst 2 weibliche Leichen, wohlerhalten, die zu jenen Frauen gerechnet wurden, che malamente vennero a Palermo. Wirklich, nur durch eine fast beyspiellose Selbsttäuschung, indem man alles für unwahr hielt, was die Chroniken von der oft teuflischen Grausamkeit Friedrichs berichten, konnte es dahin kommen, in ihm den Beförderer der Freyheit und Gesetzlichkeit zu erblicken. Während die Gräber gegen ihn zeugen, Italien den Stab über ihn bricht und der französische Geschichtschreiber, wenn auch manchmal in seltsamer Logik befangen, die Gräuel enthüllt, die er verübt, fahren die Deutschen fort, ihn zu vergöttern, den größten seines Geschlechts in ihm zu erblicken. H. Huillard-Brecholles nimmt jedoch keinen Anstand, der Erzählung Nicolaus de Curbio zu folgen, und weit entfernt, die Zerknirschung Friedrichs auf dem Todbette zu erzählen, berichtet er, was selbst einen höheren Grad von Wahrscheinlichkeit haben mag, der Tyrann habe mit Zähneknirschen, schäumend und an sich selbst Hand anlegend, geendet (frendens dentibus, spumans ac se discerpens).

Mit Recht sagt der Verfasser, der Charakter Friedrichs liege in seinen Handlungen. Wer diese gehörig zeichnet, kann sich des mühevollen und gefährlichen Geschäftes, mittels Anekdoten von zweyfelhafter Wahrheit die Seele zu belauschen und ihr sogenannte Charakterzüge abzugewinnen leicht entheben. Wenn aber der Geschmack an Dichtkunst und Wissenschaft an ihm besonders hervorgehoben wird, so mag mancher Schriftsteller, doch nicht der Leser vergessen, daß dieß eine Eigenschaft guter und schlechter Fürsten seyn kann und durch das, was Sueton

uns von den Cäsaren erzählt, die alle Literaten waren, eine gewaltige Einschränkung findet. Nur ganz rohe Gemüther werden geradezu den Corporalstock und die Grenadiermütze für das Heil der Staaten erklären; der wirkliche Aufschwung der Wissenschaft ist aber unabhängig von den Liebhabereyen dilettirender Fürsten und Karl der Große, der kein geschriebenes Werk der Nachwelt hinterließ, hat in barbarischer Zeit tausendmal mehr für die Wissenschaft gethan, als in einer so ungemein empfänglichen und aufgeregten Epoche der kaiserliche Verfasser des Werkes über die Vogeljagd, von dessen physikalischen Experimenten Salimbene so mancherley zu erzählen weiß.

Die Geschichte der Bauten Friedrichs leitet der Verfasser mit den Worten ein: die normännische Periode war reich an kirchlichen Monumenten; Friedrich und seine Söhne zerstörten jedoch mehr Kirchen als sie bauten. Diejenigen, von welchen der Verf. erzählt, Friedrich habe sie für den deutschen Herrenorden erbaut, scheinen schon früher vorhanden gewesen und meist den Templer abgenommen, den deutschen Rittern zugewiesen worden zu seyn. Ob es mit der Begründung des Hospitals Tripergola bey Puzzuoli nicht eine ähnliche Bewandtniß habe, wird nicht weiter ausgeführt. Dankbar aber muß die Beschreibung des Castel del Monte angenommen werden, das auf den Hügeln bey Ruvo, Murgie genannt, liegend die Ebene beherrscht, die von Barletta bis Andria sich hinzieht, und in den Chroniken als Castrum Naetii, Castrummons, Altus Mons, Ausus vorkommt. Dieses feste Schloß mit 8 Thürmen an eben so vielen Ecken, geziert mit einer einzigen aber höchst geschmackvollen Pforte, selbst auf einem Felsen gelegen, sollte als Lustschloß gelten, diente aber später, so war es eingerichtet, einem von Friedrichs Enkeln zum Gefängniß. Die dicken und gewaltigen Mauern haben trotz der inwendig herrschenden Eleganz der Bauart früh schon unter dem Volke die Ansicht hervorgebracht, selbst die ursprüngliche Bestimmung sey mehr Zwingburg, als Lustschloß gewesen. Die Abbildungen geben Ansicht und Grundriß, Durchschnitt und einzelne Ornamente, der Text eine weitläufige Beschreibung des Innern. Im Hofe befindet sich die einzige Inschrift, die daselbst noch vorhanden ist und deren Entzifferung wir dem Scharfsinn unsrer Leser nicht entziehen wollen:

D^a. J. D. C^a. D. B^lo. C. L. P. HA.

Noch beschäftigt sich der Text mit der Geschichte der Nachkommen Friedrichs. Der Verf. weist die Legitimität der Geburt Manfreds nach, allein er vermag es nur, indem er Friedrich in Bigamie lebend oder die Heirath mit Isabellen als kirchlich null darstellt. Gerade durch die Schrankenlosigkeit des Privatlebens des Kaisers war bey seinem Tode der Anfang zu den ärgsten Zerwürfnissen unter den Gliedern der kaiserlichen Familie gegeben. K. Conrad stürzte das Testament seines Vaters um, als er von Manfred Herausgabe der ihm vermachten Ländereyen erzwang. Nicht genug. Conrad verfolgte die Oheime des jungen Fürsten und gönnte ihnen nicht einmal ein Asyl in Sclavonien, wohin sie sich geflüchtet hatten. Der Lieblingssohn Friedrich's II. zeigte, daß er seinem Vater in nichts nachstehe, was Härte und Grausamkeit betraf. Friedrich, Sohn des unglücklichen Heinrichs, des ältern Sohnes K. Friedrich's II. und der Sohn des Marchese von Este starben jetzt ganz plötzlich: der letztere in dem Gefängnisse, das ihm Friedrich II. bereitet, beyde nicht ohne großen Verdacht auf Befehl Conrads ihr Leben verloren zu haben. Bey der Einnahme von Neapel ward Conrad nur durch die Lombarden verhindert, den waffenfähigen Theil der Bevölkerung niederhauen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Januar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze, oder statistisch-topographische Darstellung der Paschaliks Skutari, Priserend, Ipek, Toli-Monastir, Jakova, Tirana, Kavaja, Elbassan und Ohrida, so wie des Gränzdistricts von Budua in Oesterreichisch-Albanien, nach eigenen Beobachtungen von Dr. Joseph Müller, k. k. Kreisphysikus ꝛc. ꝛc. Mit einer Vorrede von Dr. Schafarik nebst einer Karte von Albanien. XII, 103 S. Prag 1844.

In den Werken über den byzantinischen Orient, scheint es, ist endlich die über kurz oder lange erwartete Krisis wirklich eingetreten; man ist der ewigen Reiseberichte, Donaufahrten, Landschaftseindrücke, vuës et paysages, Erlebnisse, Skizzen und Marktscenen, die in einem gewissen Grade alle einander gleichen, sogar im langmüthigen Deutschland endlich überdrüssig. Die Leute merken, daß man die öffentliche Neugierde seit länger als 20 Jahren mit Romanen füttere — freylich weniger unterhaltend aber auch nicht auf festerem Grunde ruhend als Dumas' frivole, aus Dichtung und Wahrheit flüchtig zusammengewürfelten Plaudereyen. Allenthalben Ueberdruß und laute Klagen: das sind ja eitel schwangere Visionen, leere Reden, Bilder ohne Hand und Fuß, Gebäude ohne Boden,

. . . Oberleder bringen sie,
Aber kein Sohlen.

In Frankreich, wo sie alles, ausgenommen die Langeweile, nachsichtsvollst verzeihen, trat der Wendepunkt schon früher ein und können nach Lamartine's unbegreiflich leerem Angebinde selbst die kernreicheren Arbeiten eines Cyprian Robert und Amy Boué kaum noch Leser finden. Bey den Deutschen gieng es länger und ward der Gräfin Ida Hahn-Hahn der Ruhm vorbehalten, durch die sandig-magern Berlinereyen ihrer Byzantiner-Odyssee selbst deutsche Geduld erschöpft zu haben. Die Herrschaft hellenischer Reise-Poesie ist unwiderbringlich dahin und überall hat kühler Sinn, Frost, Besonnenheit mit Calcül und Ueberlegung die über byzantinische Dinge mehr als früher besorgten Gemüther eingenommen. Das Verlangen, ja das Bedürfniß, die Natur des byzantinischen Bodens, gleichsam seine Pfade und Felsenpässe, seine Gebirgszüge und Flüsse, die Lage und Entfernung seiner Ortschaften, das Maaß der Thaleinschnitte; den Sinn, die Industrie, die Nationalität und die öffentlichen Zustände der Bewohner nüchtern und gründlich zu erkennen, ist mit bisher unbekannter Heftigkeit erwacht. Der Empfindungen à la Ida Hahn-Hahn ist es genug, man möchte jetzt auch einmal eine genaue, wo möglich auf trigonometrische Messungen gestützte topographische Karte, ein treues Bild der geheimnißvollen Landschaften Illyrikums sehen, über die man in Europa so schöne Phrasen schreibt. Wahrhaft den fernen Chimboraço, den Himalaya und den Popocatepetl sammt Rocky-Mountains und Oregon kennen wir weit vollständiger als den Schar-Dagh, den Nidgé, den Ljubatrin und die Kobelitza mit ihrer Eichenregion und ihrem von Dr. Grisebach zuerst

begrüßten Alpenflor in unserer Nachbarschaft. Daß aber hier die Schuld nicht am Mangel europäischer Wißbegier, sondern an türkischer Barbarey und Unduldsamkeit liege, weiß man heute eben so gut, als man fühlt, daß dieses Uebel nur durch ein Mittel — durch lateinische Siegerwaffen zu curiren sey. Was die Russen nach hundertjähriger Bekanntschaft mit den dacischen Provinzen nur erst mangelhaft und unzureichend zu leisten vermochten, hat fränkischer Genius in kurzer Frist und beynahe nur im Vorübergehen für das junge Griechenland mit hoher Vollendung zu Stande gebracht. Die große triangulirte Karte von Morea und Rum-Ili ist die herrlichste Frucht des Tages von Navarin. Für die größere, breit auseinander gehende Nordhälfte des illyrischen Dreyecks ermangelt die Geschichte, des nicht unbedeutenden durch die zerstreuten Bemühungen Einzelner in neuester Zeit zusammengebrachten Materials ungeachtet noch aller wahren, topographisch-sichern Unterlage. Bey weitem das Meiste und Wesentlichste hätte Amy-Boué geleistet, wenn es einem Franzosen nur auch möglich wäre, mit Weglassung breiter philosophischer Staatsverhandlungen und endlosen politischen Salon-Geredes bloß das auf verschlungenen Kreuz- und Querzügen über gänzlich unbekannte Striche von ihm selbst Gesehene in mathematisch geordnetem Bilde darzustellen. Wenn der Mann auch nicht, wie der vorredende Schafarik etwas enthusiastisch sagt, eine neue Welt aus dem Chaos hervorgezogen, hat er doch über die Landschaften im und um den kolossalen Gebirgsknoten Alt-Dardaniens so viel Neues an's Licht gebracht, daß gewissermassen alle frühern Notizen und Vorstellungen über benannten Himmelsstrich unbrauchbar und überflüssig sind. Allein der treffliche Amy-Boué hat den Fehler sehr vieler anderer Gelehrten, er will in seiner Materie Alles wissen, Alles erschöpfen und ergründen, über Gesehenes wie über Ungesehenes mit gleicher Zuversicht entscheiden, überall Maaß und Norm geben und der Zukunft nichts mehr übrig lassen. Warmes Blut, Enthusiasmus, leere Reden und Conjectur sind da freylich nothwendige Hülfs- und Ergänzungsmittel. Just das Gegentheil von alle dem ist Dr. Müller, Kreisphysikus von Prag und weiland Sanitätscommissär in Albanien und Rum-Ili. Sein Büchlein, kaum 100 Seiten stark, berichtet nicht mehr, als was der Verfasser selbst gesehen, gefühlt und gleichsam mit der Hand betastet hat, und zwar berichtet es in ganz schmuckloser, ungesuchter, ja gewissermassen frostiger und trocken-demonstrativer Redeform ohne alle Wärme und Erhebung, die man etwa Arithmetiker- oder Tabellenschreiberstyl nennen könnte. Von Rhetorik, Sophistik und buhlerischer Schreibekunst, gegen die der alte Donnergott in Heidelberg wiederholt und in regelmäßigen Pausen seine grimmigsten Blitze schleudert, ist hier auch nicht die geringste Spur. Hr. Müller will Niemand unterhalten, er will nur belehren und gleichsam ein statistisch-topographisches Porträt von einem bestimmten District der europäischen Türkey — vom „Eyalet des Rumili Walessi“ für den deutschen Leser entwerfen. Freylich konnte Hr. Müller statt der stark nach Türkisch riechenden Titel-Phrase eben so gut „Verwaltungsdistrict des Generalstatthalters von Rumelien“ schreiben; Hr. M. zweifelt aber nicht im mindesten, daß jeder deutsche Leser vorweg auch wisse, was „Eyalet“ und was „Rumili-Walessi“ zu bedeuten habe. Hr. M. redet slavisch, türkisch und albanisch, ist Arzt und hatte als Quarantänmeister auch noch eine amtliche Stellung in dem Lande, über welches er uns belehren will. Hr. M. konnte sich mit den Leuten ohne Mittelsperson verständlich machen, hatte als amtliche Person das Recht überall hinzugehen, Alles zu sehen und vorzugsweise mit den Notabilitäten der einzelnen Districte Verbindungen anzuknüpfen. Das sind Vorzüge, die an einem Berichtgeber über türkische Provinzen allerdings von Bedeutung sind. Auch ist der Bericht in materieller Beziehung so vollständig, so erschöpfend und gewissenhaft, und durch die Zugabe einer durchgehends auf Selbstbeobachtung gestützten Karte so schön versinnlicht, daß mit diesem Vademecum in der Hand nicht bloß friedliche Wanderer ihr Reiseziel, sondern eben so gut kriegerische Haufen ihre Bewegungen durch dieses weiland unvollständig gekannte Labyrinth ordnen und verfolgen könnten.

Im Allgemeinen wissen die Leser aus öftern Erinnerungen, daß die Türken bey ihrer Eroberung des östlichen Kaiserthums in der Hauptsache die politische Einrichtung der byzantinischen Staatsverwal-

tung bestehen ließen und, wie ihre christlichen Vorgänger, die Provinzen ost- und westwärts vom ägäischen Meere (Anadol und Rumili) je einem Generalstatthalter (Wali) unterordneten, der für die in Europa liegende Reichshälfte seinen Sitz früher zu Sophia in Bulgarien hatte. Die Losreißung Griechenlands und die wiederholten Aufstände in Albanien, die dem Reich mit Auflösung drohten, nöthigten die Pforte im Jahre 1836, den Sitz der Centralverwaltungsbehörde unmittelbar in die Nähe der unbotmäßigsten Stämme der europäischen Reichshälfte zu verlegen. Man wählte die alte, beyderseits die Pässe nach Albanien und Macedonien beherrschende Slavenstadt Toli-Monastir (Bitolia) auf einer Hochebene am Ost-Abhange des Pindus als „Zwing-Uri" der meuterischen Albanesen und theilte ihr ohne alle Rücksicht auf natürliche Gränzen, auf Sprache, auf Abstammung, Religion, Einrichtung und natürliche Sympathien die eingangs benannten Districte zu. An diesem wunderlichen Gemische theils unterjochter, theils municipalfreyer, häufig wilder und wenig hospitaler Völkerschaften versuchte Hr. M. sein ordnendes, beschreibendes, gleichsam secirendes Talent nicht ohne Glück.

Eine zusammenhängende Analyse duldet schon die Natur eines solchen Werkes nicht. Wie könnte man berichtgebend dem vielkundigen Doctor auf die beschneiten Höhen der „slavisch-hellenischen" Ost-Alpen, in die Hohlschluchten, in den Syenit, Glimmerschiefer und Gneis des laubholzreichen Ruschai-Gebirges folgen? wie das „interessanteste Süßwasserbecken Europa's" den See von Skutari, den allzeit gelben Schlamm der Bojana, die fette Dammerde am Hismo und Skumi, den Mugil-Cephalus des Ohridasee's, und die finstern Mienen der Priserendi Ghegen; wie das Kleid, die Nahrung, die täglichen Gewohnheiten, Industrie, Zahl, Sprüche, Landwirthschaft und Architectur so verschiedener Menschenklassen in ein homogenes Farbenspiel verschmelzen?

(Fortsetzung folgt.)

Recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale etc.

(Schluß.)

Auch der Sohn der englischen Isabella, Heinrich, Conrads Stiefbruder starb auf eine räthselhafte Weise, in seinem sechszehnten Jahre, so daß der Neger Johann, welchen Friedrich II. zum Aufseher der königlichen Gemächer erhoben hatte, mit der Schuld des Mordes behaftet wurde. Endlich starb nach nur 5 tägiger Krankheit auch Conrad am 21. May 1254, 26 Jahre alt. Seine Geburt hatte seiner Mutter das Leben gekostet; er starb ohne den Sohn gesehen zu haben, der seinen Namen trug und in Neapel enden sollte, das sein Vater mit Hinrichtungen in Masse befleckt hatte. Nicht einmal ein Grab war Conrad vergönnt, da eine Feuerbrunst die Kirche und seinen Leichnam verzehrte, den diese bewahrte. Der vorletzte der Hohenstaufen hinterließ das traurige Andenken, „grausam, blutdürstig, ohne große Bravour, aber voll Leidenschaft für das Spiel gewesen zu seyn."

Eine neue Kette von Täuschungen, und falschen Eiden, wie die Geschichte der Hohenstaufen deren so viele sah, beginnt mit Manfreds Unterwerfung unter P. Innocenz IV. Zugleich eine neue furchtbare Verwicklung, als die Söhne der von Friedrich II. Geächteten groß wurden und nun die ihnen entrissenen Güter wieder erlangten oder von dem Kaiserhause begehrten, dessen Stern zu erbleichen begann, als der ihrige zu leuchten anfing. Jetzt erst brach der Parteykampf los zwischen Welfen und Gibellinen, da die ersteren bisher unterdrückt sich Luft zu machen suchten und alle diejenigen, welche Unbilden erlitten, auf Rache sannen. Manfred nahm die Krone, die seinem Neffen gehörte, für sich in Besitz und stützte die unrechtlich errungene Herrschaft auf die Hülfe der Saracenen, deren Vorrechte er zur Qual seiner Unterthanen vermehrte. Es ist leicht, den Päpsten den Vorwurf zu machen, daß sie die Krone Siciliens den

Fürsten Europa's ausboten; warum wird denn aber ganz übersehen, welche Rechte sie daran hatten und wie sehr Manfred diese verletzt hatte; wie er als doppelter Usurpator dastand, und wie dringend nothwendig für die Päpste ein weltlicher Schutz wurde, als in ihrem Rücken sich eine Saracenenherrschaft bildete? Oder hält man etwa den Bund Manfreds mit dem Todfeinde des christlichen Namens, dem Mamelukensultan Bibars als eine gleichgültige, folgenleere That? Von diesem Momente an wagte Manfred auch jede That, bis die Gewalt, die er übte, den Aufruhr seiner Unterthanen zur nächsten Folge hatte, und er weniger durch die kriegerische Gewandtheit seiner Gegner als durch den Abfall der Seinigen zu Grunde ging. Daß aber, was nachher durch Carl von Anjou geschah, am wenigsten in der Absicht desjenigen lag, der ihn auf den Thron Siciliens berief, geht, wenn es es nicht schon bekannt wäre, aus der trefflichen Schilderung Clemens IV. hervor — beyläufig gesagt, des einzigen Papstes, in dessen Schilderung wir übereinzustimmen vermögen und der Verf. sich nicht in Widersprüche verwickelt.

Die Herrschaft Manfreds und der Hohenstaufen überhaupt, hat wie wir bereits an einem andern Orte bemerkten, durch die wilde Fiscalität Karls von Anjou ein unverdientes Lob erlangt. Bey seinen Lebzeiten ward Manfred von seinen Unterthanen einem Wolfe gleich geachtet; erst unter seinem Nachfolger fand man, er sey, im Vergleiche zu diesem, ein Lamm gewesen. Wie aber die sicilianische Vesper wesentlich zum Verluste des hl. Landes beytrug, so hatte der nun folgende Einbruch Conradins — nicht an der Spitze der Guelfen, die ihn zuerst eingeladen, sondern der bereits heimathlosen Gibellinen — zwey große Folgen. Es unterblieb der Kreuzzug, welcher Palästina aus den Händen Bibars retten sollte, und die bereits begonnenen Unterhandlungen Karls zur Erlangung eines Theiles des byzantinischen Reiches blieben vorderhand erfolglos. Wenige Personen haben sich ihr Schicksal selbst mehr verdorben, als Conradin. Nicht der Haß der Päpste richtete ihn zu Grunde, sondern der eigene Haß — patris ex odiis, wie Manfreds Grabschrift richtig von den späteren Hohenstaufen sagt; der ererbte Haß, welcher auch ihn taub machte gegen alle Stimme der Berechnung und Klugheit, trieb ihn zum Kampfe gegen den Schützling der Kirche, die 10 oder 20 Jahre später gerne dem letzten Hohenstaufen Sicilien eingeräumt hätte, um sich und die Sicilianer vor Karls Tyranney zu beschützen. Ich habe den Verdacht nie ganz unterdrücken können, daß Conradins Oheime, die Herzoge Ludwig und Heinrich von Bayern im Ganzen genommen froh waren, als ihr Neffe nach Verschreibung seiner schwäbischen Güter zu ihren Gunsten, den Zug nach Italien antrat. Uebrigens hatte auch Conradin bereits mit Sultan Bibars Unterhandlungen angeknüpft. Wer konnte ihn zurückhalten, der bereits zu solchen Dingen seine Hand geboten hatte?

So oft auch Conradins trauriges Schicksal Gegenstand poetischer Bearbeitung geworden ist, so wagen wir dennoch die Behauptung, es sey dieser Stoff, so tragisch er scheine, im Ganzen genommen doch nichts weniger als wirklich tragisch. Es fehlt ihm hiezu die Besonnenheit, die Ruhe eines Helden; ein unglücklicher Ausgang war von Anfang an abzusehen, und daß er eintrat, macht noch allein keine Tragödie aus. Die Erbärmlichkeit der unter dem Namen Conradin erschienenen Tragödien könnte selbst als Beleg für diese Behauptung dienen.

Wie zur Beleuchtung der Geschichte Conradins der Marktplatz von Neapel, das Kreuz auf demselben, abgebildet wurde, so dienen für die Geschichte Manfreds zwey Abbildungen von Manfredonia, von seinen Siegeln, von dem Palaste am Hospital zu Andria, und der Façade der Kirche der Porta Santa daselbst mit den beyden Köpfen, welche für Porträts Friedrichs II. und Manfreds — ob mit Recht, ist die große Frage, gehalten werden.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Januar.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze ꝛc.

(Fortsetzung.)

Damit der Leser aber doch voraus wisse wie der Verf. seinen Stoff behandle und was er in seinem verständigen Sinn für mittheilungswerth erkenne, ist es hinreichend die Paragraphen-Titel flüchtig durchzusehen. Eben weil Declamation, Ziererey und unnütze Worte an dieser Arbeit gänzlich fehlen, sind die Paragraphen selbst so wie die Einleitung insgesammt von lobenswerther Kürze. Man sieht es dem Verf. an, er will die Leute nicht ermüden und bespricht sein Eyalet in folgender Ordnung: Staatsumfang (Politische Gränzen), Gebirgssysteme, Gewässer, Klimatische Verhältnisse, Bodenart, Natürlicher Produktenreichthum, Bevölkerung, Volksverschiedenheit (Osmanli, Schkyptlaren, Slawen, Wlachen, Hellenen, Juden), Körperbeschaffenheit der Einwohner, Nationalcharakter, Art der Nahrung und Bekleidung, Physische Kultur des Bodens, Thierzucht, Gewerbliche Industrie. Handel, Kirchliche Verfassung, Staatsrechtliche Stellung der christlichen Glaubensgenossen, Grundgesetze (Constitution), Politische Verwaltung, Militärverfassung, Medicinalwesen, Topographie der einzelnen Bezirke.

Besonders wichtig, neu und lehrreich ist der Abschnitt über „Bevölkerung“ und ihre auf Religion, Blut und Gemüthsart bezüglichen Unterschiede, was der Verf. mit größerer Sorgfalt und merklich critischerem Sinne auseinandersetzt als der aus Büchern compilirende, nicht aus unmittelbarer Anschauung schöpfende in Europa vielfach gepriesene Balbi, der, um nur ein Exempel zu nennen, die Mirditti und freyen Dibra-Stämme in Nordalbanien auf 250,000 Seelen schätzt, während sie bey Hrn. M. nach genauester Localforschung auf etwa 70,000 zusammenschmelzen.

Mit Inbegriff von 10,000 Zigeunern, 1400 Juden und etwas über 4000 Mann Osmanli-Garnisonen berechnet Hr. M. die Gesammtbevölkerung des Eyalets auf 642,000 Individuen, von welchen mehr als die Hälfte Christen sind. Doch besteht die mohammedanische Hälfte nicht etwa, nach der gewöhnlichen Vorstellung, aus eigentlichen Türken tatarischen Ursprungs, sondern aus Eingebornen Albaniern und Slawen, die sich erst im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts dem Islam zugewandt und von ihren christlich gebliebenen Brüdern und Landsleuten irdischen Gewinnes wegen in Feindschaft geschieden haben. Das Zahlverhältniß beyder ist im Werke mit der größten Sorgfalt sogar Districtweise ausgeschieden und, wo nur möglich, auch bey jedem beträchtlichem Orte aus den besten und einzigen Erkenntnißquellen des Landes selbst nachgewiesen.

Die Summe der eigentlichen Türken (Osmanli) belief sich zur benannten Zeit mit Inbegriff aller Besatzungen, ansäßigen Lehenträger, Professionisten und Regierungsbeamten im ganzen Eyalet auf nicht mehr als 10,762 Individuen männlichen Geschlechts. Ueber die weibliche Bevölkerung der osmanischen

Raçe fehlen natürlich auch hier alle Details, weil das Weib für nichts gerechnet wird.

Noch weniger als die Osmanli kommen die Wlachen und Hellenen (Römer, Urum, Griechen,) in Rechnung, da erstere kaum $\frac{1}{120}$ des Ganzen, letztere aber, in noch beschränkterer Zahl, als Aerzte, Wechsler, Agenten, und kirchliche Würdenträger, nirgends als landsässige Bevölkerung sich eingesiedelt haben. Die große Masse der Eingebornen besteht demnach aus Schkypetaren (Albaniern) und Slaven, und zwar so daß die erstgenannten beyläufig auf 384,000, letzere aber auf 124,000 (worunter nur 15,000 Mohammedaner) zu berechnen wären.

Was Hr. M. über Character und Gemüthsart jedes der benannten Volksstämme sagt, ist durchaus wahr, sinnvoll und verständig, weil es sich überall auf Selbstbeobachtung und eigene Erfahrung durch Umgang stützt. Mode und Fortschritt, die in Europa alles verwischen und umgestalten, haben seit dem 15. Jahrhundert besonders in diesem Theile des byzantinischen Reichs weder in Sprache, noch in Kleidung, noch im Ideen-Capital irgend das geringste verändert und verwandelt. Darum ist hier die Controle besonders leicht und wenn uns der Verf. die albanesischen Ghegen, gleichviel ob Christ oder Mohammedaner, als grausame, hinterlistige, hartnäckige, jeder Neuerung abholde, gegen Jeden, der ihre Sprache nicht kennt, feindselige, vom tiefsten Hasse gegen ihre Slavischen Nachbarn erfüllte und selbst den stamm und sprachverwandten Süd-Albanesen aus Religionsrücksichten abgeneigte, von Aberglauben und blinder Wuth erfüllte Gesellen schildert, so ist es eben so wohl und wahr geredet als wenn er ihre Nüchternheit und Genügsamkeit, ihr hohes Selbstgefühl und den noch heute ungeschwächten Nationalstolz auf ihren Helden Georg Castriota (Skander-Beg) anzupreisen nicht vergißt. Ebenso richtig gezeichnet ist das Bild der eigentlichen Osmanli, wenn unbeugsamer Stolz, wenn Trägheit und fanatischer Christenhaß als hervorstechendste Charakterzüge der niedern Classen dieses Volkes; Prachtliebe aber, Abstumpfung durch ununterbrochene Sinnenreizung, Verachtung aller andern Nationen, düsterer Ernst und finsteres, Unmuth verbergendes Schweigen dem Christen gegenüber, dagegen Rechtlichkeit im Geschäftsverkehr, häufig sogar Edelmuth und Hochherzigkeit gegenüber dem Unterdrückten als Eigenthümlichkeiten der höhern Türkenclassen mit besonderem Nachdruck hervorgehoben sind. Auch ist Hrn. M. die allen türkischen Rangclassen gemeinsame Sitte, Stundenlang mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen und Tabak zu rauchen ohne das Auge zu bewegen, ohne ein Wort zu reden, ja ohne das Geringste zu denken, keineswegs entgangen. Dieses dumpfe Hinbrüten mit völligem Gedankenstillstand wird — wie man weiß — mit dem eigenthümlichen, im Orient von jedermann gekannten Ausdruck kéif bezeichnet und als beneidenswerthes Glück, ja als Vorgeschmack des Paradieses gepriesen und angerühmt. Hr. M. — das sieht man überall, — hat nicht anderer Leute Bücher, sondern die Natur copirt und es ist deßwegen auch sein wenn auch kleines Buch doch kein unbedeutender Zuwachs für Erweiterung unserer Kenntniß des illyrischen Land-Triangels.

Am besten und treuesten aber, meint Hr. M., spiegle sich der Charakter eines Volks in seinen landsüblichen Sprüchwörtern und er fügt deßwegen vierundsechzig meistens sehr kurze, aber jedermann im Byzantinischen gleichmäßig geläufige Türkensprüche als „besonders bezeichnend“ dem Contrefei der Osmanli an. Um die Sache recht anschaulich, eindringlich und kräftig zu machen, gibt sich Hr. M. sogar die löbliche Mühe, besagte Charaktersprüche zwar mit lateinischen Buchstaben, aber im türkischen Text nebst deutscher Uebersetzung hinzustellen.

In der Türkey — diesem classischen Lande des Stillstandes, wo besonders das „Feld der politischen Discussionen schon lange geschlossen ist,“ — circuliren verhältnißmäßig nur wenige Ideen, die aber jedermann mit der gleichen Correktheit und Fertigkeit auszudrücken versteht. Auch bilden des Hrn. Doctors vierundsechzig Sprüche gar kein unbedeutendes Redecapital, im Falle sie sprachrichtig und in einem auch türkischen Ohren verständlichen Klang gegeben sind. Der geehrte Verf. wird es gewiß nicht übel nehmen wenn wir hie und da Einiges zu verbessern und auszustellen finden. Es geschieht mit Höflichkeit und in der besten Absicht seine an sich sehr nützliche und verdienstliche Schrift auch von

kleinen Unvollkommenheiten und Mängeln zu reinigen und dadurch ihre Brauchbarkeit zu vermehren und ihre Anwendung sicher zu stellen.

Wir wollen über die einzelnen Sprüchwörter in derselben Ordnung wie sie der Verf. gibt, gleichsam Heerschau halten und bey jedem derselben, nach bester Einsicht, eine billigende oder verbessernde Bemerkung hinzufügen. Denn wozu wären Critik und critische Institute, wenn man nur loben oder sich mit bloßer Angabe des Inhalts einer Schrift begnügen, und nirgend das Fehlerhafte verbessern soll?

1) Tiesmedijin eli öp, küsse die Hand, die du nicht abhauen kannst.

Das erste Wort dieses ersten Spruchs verräth schon das Geheimniß, daß der Verf. nur mit dem Ohr und nicht zugleich mit dem Auge türkisch gelernt hat. Ein europäischer Giaur, wenn er das Türkische nicht schreiben kann, wird immer meinen, er höre Tiaf statt Giaf oder Kiaf, wenn ein Morgenländer das 22. Alphabetzeichen ausspricht. Abhauen, abschneiden heißt im Türkischen Kesmek, nicht Tiesmek, *) und das erste Textwort wäre demnach Kesmedijin zu schreiben und mit „die du nicht abgehauen hast“ zu übersetzen. Sollte zugleich der Begriff der Möglichkeit ausgedrückt werden, so mußte es Kesemedijin lauten. Die Stärke und die Hauptschwierigkeit, aber auch die größte Eleganz der türkischen Construction liegt im Particip, wie der geduldige Leser aus der grammaticalischen Analyse des benannten Verbums ersehen mag: Kesmek abhauen, Kesdik (particip. perfect. activ.) wer was abgehauen hat, Kesmedik wer was nicht abgehauen hat, Kesemedik wer was nicht hat abhauen können, Kesemedijin die du nicht hast abhauen können. In dieser Weise drückt der Türke das ermüdende Geschleppe sechs deutscher Wörter durch ein einziges Particip von sechs Buchstaben aus!

2) Odschize boinus ve kuśa (kuscha kanat) juk deildir, dem Ochsen fallen die Hörner, dem Vogel die Flügel nicht zur Last.

Ochse heißt im Türkischen Oeküs, nicht Odschis, auch wäre dejildir für deildir zu schreiben.

3) Serceden korkan dari ekimezin, wer sich vor Spatzen(?) fürchtet, säe keine Hirse aus.

Dieser Spruch ist beynahe fehlerfrey gegeben, nur lautet Sperling auf Türkisch Sertsche, und „er soll nicht säen“ wäre richtiger ekmesin, i nach k dürfte in keinem Fall geschrieben werden.

4) Eski supurje dama atarlar, abgenützte Besen werfe man weg.

Wörtlich: den alten Besen wirft man auf das Dach.

5) Ćok (tschok) arpa ati ćatladir (tschatladir), zu viel Hafer richtet die Pferde zu Grunde.

Wörtlich: Viel Gerste macht das Pferd platzen.

6) Sakal baśa (bascha) kurban olsun, opfere den Bart um den Kopf zu retten.

Aussprache sammt Uebersetzung in der Hauptsache richtig, doch wörtlich hieße es: „Bart soll dem Kopfe Opfer seyn.“

7) dogru söilejeni śehirden (schehirden) kovarlar, den freymüthigen vertreibt man aus der Stadt.

So zu sagen ganz richtig. Dogru söilejen, „der gerade redende.“

8) it ururr, kieravan dèćer (detscher), die Hunde bellen, allein die Caravane geht doch durch.

Wörtlich: „der Hund bellt, die Caravane geht vorüber.“ Nur ist „vorübergehen“ im Türkischen getschmek, nicht „d'etschmek,“ und folglich getscher, nicht d'etscher zu schreiben.

9) beni sajanin kuluum, sajmajanin sultaniim, sey Slave dessen der dich schätzt, und Gebieter desjenigen der dich verachtet.

Sinn und Aussprache ganz richtig. Wörtlich: „des mich schätzenden ich der Sklave bin, des mich für nichts achtenden ich Sultan bin.“

10) dilini zapt eden baśini (baschini) kurtarir, wer die Zunge bewahrt, schützt seinen Kopf.

Gleichsam ganz richtig; nur wird, wenn wir nicht irren, das Verbum kurtarmak retten, im

*) Das i wird flüchtig gesprochen, aber nicht geschrieben.

praesens, 3 person, kurtarar, nicht kurtarir ge=ſprochen.

11) kizim (kiſim) sana derim, d'elinim iśitsin, man muß zur Tochter ſprechen, damit ſich die Schwiegermutter darnach richte.

Hier ſcheinen Orthographie (Ausſprache) und Ueberſetzung nicht ganz correkt zu ſeyn. Erſtens ſchreibt und ſpricht man nicht d'elinim, ſondern g e-l i n i m, und dann bedeutet g e l i n i m nicht „Schwie=germutter“ ſondern „Schwiegertochter.“ Wörtlich: „Mein Jungferchen (Töchterchen) ich zu dir ſage, meine Schwiegertochter es hören ſoll.“ — Schwie=germutter iſt im Türkiſchen O e j e a n a.

12) insanin eti ve derisi hié (hitſch) bir Śeje (ſcheje) jaramaz Fleiſch und Haut des Men=ſchen ſind werthlos.

Ganz untadelhaft. Wörtlich: des Menſchen Fleiſch und Haut zu keinem Dinge taugt.

13) kargaji bilbül jerine satma istarsin, man verkauft Krähen für Nachtigallen.

Im Weſentlichen ebenfalls richtig, nur wäre ſtatt i s t a r s i n „istersin“ zu leſen und wörtlich „Krähe als Nachtigall du verkaufen möchteſt“ zu überſetzen.

14) jemiś (jemiſch) olmajan agadźla (agadſchla), raś (raſch) atmazlar, auf unfruchtbare Bäume wirft man keine Steine.

Hier iſt weder Text noch Ueberſetzung ganz von Ungenauigkeiten frey. Man leſe: J e m i s c h o l m a j a n a g a d s c h l a r á t a s c h a t m a s l a r, „und überſetze:“ Auf Bäume an denen keine Früchte ſind, wirft man keinen Stein.

15) Sana vur dedilirse, öldi dediler, befahl man dir: haue ihn, ſo bleibe dir geſagt: ſchlage ihn todt.

O e l d i heißt, „er iſt geſtorben“; ſchlage todt wäre im Türkiſchen ö l d ü r und der Spruch wört=lich, aber genau, wie folgt zu überſetzen:

„Sagt man dir: ſchlage, ſo ſagt man: tödte.“

16) hak sez ad' olur, die Wahrheit macht dich verhaßt.

In dieſer Geſtalt würde in der Türkey den Sinnſpruch niemand verſtehen.

Lies hak sös adavet olur, „wahres Wort (Wahrheit) Feindſchaft wird.“

17) Dostulan je, ié (itſch), aliś veriś etme, mit Freunden darf man eſſen und trinken, doch nie Geſchäfte pflegen.

Lies Dostilen je itsch alisch verisch etme, wörtlich: „Mit dem Freunde iß, trink, Geſchäfte keine mache.“

18) rahat iśtejen adam sagir, ćor, dilsiz oladźak, wer Frieden liebt, ſey taub, blind und ſtumm.

Sowohl Text als Ueberſetzung laſſen wenig zu wünſchen übrig, jedoch heißt „blind“ auf Türkiſch nicht ćor (tſchor) ſondern k ĭ ō r كور, und „taub“ eigentlich auch nicht sagir ſondern eher sager, Mit=tellaut zwiſchen i und e, was nur durch Umgang zu erlernen iſt.

Wörtlich: „Ein Ruhe wollender Menſch muß taub, blind und ſtumm ſeyn.“

19) tatli sozu, jüreinde öd, ſüße Lippen künden Galle im Herzen.

Text richtig. Wörtlich „Sein Wort ſüß, in ſeinem Herzen Galle.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Januar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze ꝛc.

(Schluß.)

20) tutundan kurtulmak için, ateś içinie dušme, man flieht vor dem Rauch und stürzt in die Flamme.

Text ganz richtig, nur vergesse man nicht, daß in der Orthographie des Verfs. ć wie tsch, und ś wie sch lautet; auch ist der Stammvocal im letzten Wort nicht u, sondern ü, „düschme," nicht duschme.

Wörtlich „Um aus dem Rauch zu entrinnen, falle nicht in das Feuer."

21) içi karpuz bir koltuga sigmaz, zwei Kürbisse kann man unter Einem Arme nicht halten.

Im Text ist nur das erste Wort zu verbessern und statt itschi iki (zwey) zu lesen. Wörtlich: Zwey Kürbisse gehen nicht unter Eine Achselhöhle.

22) bir išin zarari faida sindan daha ćok isa, fere at eile, unternimm nichts, wo die Kosten den Lohn der Unternehmung aufwiegen.

Text und Uebersetzung dieses Sinnspruches verrathen am deutlichsten, wie es eigentlich um das Türkischwissen des Herrn Doctors steht. faida sindan ist Ein Wort und zwar der Ablativ mit dem Pronomen der dritten Person, faida der Vortheil, faidasi sein Vortheil, faidasindan von seinem Vortheil. Eben so ist fere at auch nur Ein Wort und lautet feryad, das Geschrey, die Klage. feryad ejlemek heißt „bejammern, beklagen," und der Sinnspruch wäre demnach folgender Weise ins Deutsche zu übertragen:

„Ein Geschäft, wenn sein Schaden mehr als sein Nutzen ist, bedaure."

23) bašini evde tutan adem kalabalita kalpaknini ghaib eder, wer den Kopf zu Hause läßt, verliert im Gewimmel seine Mütze.

Lies: kalabalykda kalpaghini „im Gedränge seine Mütze." Das Uebrige ist correct.

24) arabailan tanšan tutulmaz, Hasen fängt man nicht mit Karren.

Hier ist tanschan offenbar nur Druckfehler statt tauschan der Hase.

25) sirini dostuna aćma, vertraue Freunden nie deine Gedanken.

Lies: serrini statt sirini, und übersetze: „dein Geheimniß deinem Freunde nicht öffne."

26) bu iš ćok mumdan kokar, selbst Commerzgeschäfte erfordern Ernst.

Text richtig, Uebersetzung unklar.

Wörtlich: „Dieses Werk (Geschäft, Arbeit) riecht viel nach Kerzenlicht."

27) duña tükenir, dušman tukenmez, die Welt kann untergehen, der Haß stirbt nie aus.

Wörtlich: „die Welt endet, der Feind endet nicht."

28) avrat iraditini hić bir kimse edemez, Weiber sind unersättlich in den Leidenschaften.

Wörtlich: „Weibes Verlangen niemand zu thun vermag."

Correct türkisch spricht man aber avrat iradetini hić bir kimse edémes.

29) deli paśasi bilmez, der Narr nimmt vom Pascha keine Notiz.

Die Leseart „paśasi“ ist, wie ich glaube, in keinem Falle richtig und muß entweder paśasini oder paśai geschrieben werden. Im ersten Falle wäre dann wörtlich zu übersetzen: „Narr kennt seinen Pascha nicht,“ im zweyten aber: „Narr nicht Pascha kennt.“

30) Araba kirilinga, ej jolu d'ester en ćoktur, ist der Wagen gebrochen, dann zeigt Jeder den guten Weg.

Ich zweifle, ob ein Türke dieses sehr häufig gebrauchte Dictum in der Aussprache des Verfs. verstünde.

Sprich: Araba kirilindscha, eji jolu gösteren ćoktur (tschoktur). Die Uebersetzung ist nicht zu tadeln.

31) fil pireden korkmaz, Elephanten zittern nicht vor Flöhen. — Text ganz richtig.

Wörtlich: „Elephant den Floh nicht fürchtet.“

32) kendine kendine zarar eden, kendisini aglasin, bey selbstverschuldetem Unglücke weine man nur über sich.

Statt kendine kendine lies kendi kendine, und übersetze wörtlich: „der sich selbst beschädigende beweine sich selbst.“

33) hismetini asil, richte dich nach den Umständen. — Der Satz in vorstehender Form scheint fehlerhaft zu seyn.

Lies kismetini, dein Loos; Asil in der vom Verf. eingehaltenen Orthographie läßt sich ohne Zwang auch nicht wohl erklären; asil fest, standhaft ist freylich ein bey cultivirten Osmanli verständliches Wort, aber als Passivum von asmak (an etwas fest gebunden, hingehängt werden) ist es kaum zu ertragen. Der vorausgehende Accusativ verlangt ein transitives Verbum.

34) senin parmaghinilen senin ölće, man muß stets die eigene Kraft messen.

Wörtlich: „Mit deinem Finger dein Maaß.“

35) hepsini hizdileimez bilmemeliz, Andere messe man nicht mit der eigenen Elle. —

Die wörtliche Uebersetzung dieses Sinnspruchs ist nicht zu errathen, das zweyte Wort ist wenigstens für uns bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit entstellt. Hepsini für sich allein heißt „Alle,“ bilmemeliiz dagegen bedeutet „wir müssen nicht wissen, oder können;“ was aber hizdileimez heißen soll, vermag man auch nicht einmal durch Annäherung zu errathen. Jedenfalls aber scheint das Substant. dil, Zunge, Sprache verborgen zu seyn, und vielleicht ist auch statt hiz richtiger bir (bir dile Eine Sprache) zu lesen?

36). iśtemediji peśkeś (Peschkesch) kabul olmaz, man nimmt als Geschenk Sachen ohne Werth nicht an.

Lies istemediji statt iśtemediji, und übersetze wörtlich: „Ein Geschenk, das man nicht will, ist nicht willkommen.“

37) kurtu kulaghindan tutmapek d'uśtur, schwer ist es, den Wolf bey den Ohren zu faffen.

Lies richtiger: kurdu kurlaghindan tutma pek güsch dür, „den Wolf beym Ohr zu fassen ist sehr schwer.

38) turće bilmez allahtan korkmaz, wer die türkische Sprache nicht spricht, hat keine Scheu vor Gott.

Außer der fehlerhaften Leseart turće statt türkće (türktsche) ist weder am Text noch an der Uebersetzung dieses Gemeinspruches der Osmanli etwas zu verbessern.

Wörtlich: „Türkisch nicht weiß er, Gott nicht fürchtet er.“

39) aziz (ăsis) ilim jimišak deśekje jatmaz, Weisheit ruht nicht auf weichen Betten.

Text und Uebersetzung beynahe richtig, nur soll man „yumschak“ oder „yumuschak“ (weich), nicht „jimischak“ schreiben; auch pflegen sie in der Türkey „ilm“ nicht „ilim“ zu sprechen.

Wörtlich: „Erhabenes Wissen auf weichem Bette nicht liegt.“

40) dil hilićdan daha ćok öldüirur, die Zunge mordet mehr als das Schwert.

Text und Ueberſetzung fehlerfrey. Nur hat der Verf. die richtige Ausſprache des Kehllauts ڭ nicht erfaßt und ſchreibt immer h ſtatt k, hilićdan ſtatt kylićdan.

41) eji śarab ićenin baśi fena olur, guter Wein macht ſchlechte Köpfe.

Wörtlich: „der Kopf des guten Wein Trinkenden wird ſchlecht.“

42) bir eji śarab ve bir dilben avret ići tatli zehirdir, Wein und Weiber ſind ſüſſe Gifte.

Statt dilben lies dilber, ſtatt ići lies iki und überſetze wörtlich: „Ein guter Wein und ein ſchönes Weib zwey ſüſſe Gifte ſind.“

43) sana iśtedigini kairilara ejle, sana iśtemedigini hairilara etme, den Andern thue was dir lieb iſt, nie was dir ſelbſt mißfällt.

Statt kairilara und hairilara ſchreibe beydesmal „ghayrilara“ (Anderen).

44) azi bilmejin ćiogu hić bilmez, wer bey Kleinigkeiten nicht ſpart, wird nie reich.

Lies richtiger „bilmejen ćogu“ und überſetze wörtlich: „das Wenige nicht kennend, das Viele er niemals kennt.“

45) muft sirke baldan tatlidir, geſchenkter Eſſig ſchmeckt ſüſſer als Honig.

Text und Ueberſetzung fehlerfrey.

46) jaśan jilani basma, trete (sic) nie die ſchlummernde Schlange.

Ebenfalls richtig.

47) senden kuvetliilen tiitiiśma, laß dich mit Mächtigern nie in einen Kampf ein.

An Text und Ueberſetzung nichts zu verbeſſern.

48) ići reïz bir d'emiji batirirlar, zwey Schiffscapitäne machen das Schiff verſinken.

Lies iki reïs bir gemiji battirirlar, „zwey Capitäne ein Schiff ſinken machen.“

49) bakśiz ja verišic śarabile, ići kere śarkos olur, wer geſchenkten oder geborgten Wein trinkt, betrinkt ſich doppelt.

Lies richtiger: bachschisch ja veresiye scharab ile iki kerre serchosch olur.

Wörtlich: „Mit geſchenktem oder geborgtem Wein er zwey Mal trunken wird.“

50) denizin suju tükiene bilir, velakin benim sozum tuklemmez, wenn es ſelbſt dem Meere an Waſſer gebrechen ſollte, bleibt das Wort eines Mannes doch heilig.

Lies tukienmez ſtatt tüklenmez, und überſetze einfacher und richtiger: „das Meerwaſſer kann fehlen, aber mein Wort fehlt nicht.“

51) akili duśman akilsiz dušan ejidir, ein unbeſonnener Freund ſchadet mehr als ein verſtändiger Feind.

Hier iſt der Text ſchlechter als die Ueberſetzung. Lies akillü düśman akilsis dostdan ejidir, „ein verſtändiger Feind beſſer iſt als ein unverſtändiger Freund.“

52) śehiri d'erene hulaguz ne einer e, wenn man die Stadt ſucht, ſucht man nicht Wegweiſer.

Lies śehiri görene kulaguz ne . . . . — Was „einer e“ bedeute, oder wie dieſer Terminus türkiſch zu ſchreiben wäre, mag ein Klügerer errathen. Liest man neje jarär, ſo hängt es mit dem vorangehenden Satztheil grammatiſch zuſammen und giebt auch einen guten Sinn. Wörtlich: „Wenn man die Stadt ſieht, zu was nützt der Wegweiſer?“

53) ćućuk taś baśi jerar, auch ein kleiner Stein zerſchmettert den Kopf.

Man leſe ćoćuk und jarar.

54) zan etmedijin jerden tilki ćikar, der Fuchs kommt zum Vorſchein, wo er nicht vermuthet wird.

Fehlerfrey in Text und Ueberſetzung.

55) bir jaliniz taśtan duar (lies duvar) olmaz, mit Einem Stein baut man keine Mauer.

Ebenfalls fehlerfrey.

56) tez d'iden, tez jornlur, wer raſch vorſchreitet, wird bald müde.

Statt d'iden lies giden, der Gehende.

57) avretin öjiti avrede d'ecer, Weiberrath paßt nur für Weiber.

Statt d'ecer lies düscher (er paßt).

58) jaramaz adam pazar bozar, eji adam pazar japar, nur ein Elender bricht, ein Ehrenmann hält ſein Wort.

pazar (Baſar) bedeutet hier den „abgeſchloſſenen Handel."

59) hayvan ölür, semeri kalir, insan ölur, adi balir (lies kalir), das Pferd geht zu Grunde, ſein Sattel bleibt; der Menſch ſtirbt, ſein Andenken bleibt.

60) dendź beje chizmet etmek, vekir ata timar etmek nekadar dźućdur, einem jungen Fürſten zu dienen und ein wildes Roß zu ſtriegeln iſt gleich ſchwer.

Lies: gendsch beye chysmet etmek ve cheraka timar etmek nekadar gütsch dür.

„cherak" heißt ein junges Pferd, ein Füllen.

61) dieden d'elen elden d'else, her fukara paśa olurler, wenn alle Prahlereyen ernſthaft gemeint wären, ſo wären alle Bettler Paſcha's.

Die erſte Hälfte des Sinnſpruches iſt nicht ohne Mängel der entſtellendſten und ſinnſtörendſten Art.

Lies: deheneden gelen elden ġelse etc. . . . und überſetze wörtlich: „Wenn das vom Munde Kommende auch von der Hand käme (d. i. wenn die Worte Thaten wären), ſo wären a. B. P.

62) tikil aldadilmaz, alte Füchſe gehen nicht in die Falle.

Lies: Eski tilki aldanmaz (aldatilmaz wäre wider die Regeln türkiſcher Grammatik) d. i. „Ein alter Fuchs läßt ſich nicht betrügen."

63) dil admi bejar eder, die Zunge verräth den Menſchen.

Lies: dil adami beyam eder.

64) sirke fućindan bal damlaśilan daha ćok sinek tutulur, eher fängt man Fliegen mit einem Tropfen Honig als mit einem Faß Eſſig.

Lies: damlasi ilan ſtatt damlaśilan.

Von dieſen vier und ſechzig mit Mühe und Fleiß geſammelten Türkenſprüchen des Verfaſſers haben wir ein und ſechzig, wie wir glauben, grammatikaliſch gründlich geſichtet und feſtgeſtellt. Von den übrigen dreyen war je Ein Wort nicht vollſtändig zu entziffern; jedoch hat es, bis uns vielleicht Zufall und Leſung türkiſch geſchriebener Bücher das Verſtändniß bringt, wenigſtens an Conjecturen nicht gefehlt.

Die häufigen, wenn auch oft kleinlich ſcheinenden Verbeſſerungen des Textes ſowohl als der Ueberſetzung ſollen dem Hrn. Kreisphyſikus Dr. Müller nichts anderes als die Größe der Sorgfalt beweiſen, mit der wir die Frucht ſeiner mühevollen Wanderſchaft in Albanien geprüft und dem Publikum gleichſam empfohlen haben.

Türkiſches nach bloßem Gehör mit lateiniſchem Alphabet wiederzugeben, iſt anerkannte Schwierigkeit; aber noch weit gefahrvoller ſcheint uns die Arbeit, das wahre Türkiſch im Gewande des abendländiſchen Giaurthums zu erkennen und nachzuzeichnen.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Januar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Traditiones et antiquitates Fuldenses. Herausgegeben von Ernst Friedr. Johann Dronke. Fulda 1844. Seiten XVI und 244. 4.

Der erste Herausgeber der Fuldaischen Traditionen, Johann Pistorius, benützte hiezu nur eine Handschrift, die er durch Zufall in der Bibliothek des Grafen Johann Georg von Hohenzollern fand, wohin sie aus der vielfach geplünderten Bibliothek Fulda's gekommen war.

Pistorius erkannte das Werthvolle des unerwarteten Fundes, und drückte seine Anerkennung in der Zueignung an den Fürstabt Johann Friedrich von Fulda mit den Worten aus: accessit tripartitus liber, in quo provincia tua, reverendissime et illustrissime princeps, tam exacte dimensa descriptaque tenetur, ut nullam Germaniae ditionem vel Strabo vel Ptolemaeus, vel istorum hominum aliquis, majori accuratione atque diligentia sub notitiam nostram subjecerit; eine Beschreibung der von ihm benützten Handschrift aber vermissen wir in seiner Vorrede [1])

Ein reicherer Apparat stand dem zweyten Herausgeber, Johann Friedrich Schannat, zu Gebote, er benützte Alles, was im Archive Fulda's noch von Pergament- und Papierhandschriften, Originalurkunden und Verzeichnissen vorhanden war und brachte die Traditionen in chronologische Reihenfolge, überdieß gebrauchte er auch noch die Arbeit eines Fuldaischen Mönches Eberhard, welcher in der Mitte des zwölften Jahrhundertes von allen Besitzungen des Klosters neue Dienst- und Zinsregister angelegt, und die Originalurkunden theils ganz copirt, theils nur summarisch verzeichnet hatte [2]).

Als Eberhard unter der Regierung des Abtes Marcward (1150 — 68) diese Arbeit unternahm, um das Kloster vor ferneren Verlusten seiner Besitzungen zu schützen, von denen ihm bereits viele entfremdet worden waren, konnte er noch aus den vollständigen Quellen schöpfen, die er bey einer der ältesten Schenkungen mit den Worten anführt: quae omnia descripta sunt in octo codicellis et reposita in librario sanctae Fuldensis ecclesiae. Von diesen acht Handschriften hat Schannat noch eine dem neunten Jahrhundert angehörige benützt [3]), wahrscheinlich dieselbe, welche, nach des Herausgebers Mittheilung, sich noch jetzt im Archive der kurfürstlichen Regierung befindet, und Traditionen, welche in die Zeit der fünf ersten Aebte Sturm, Baugolf, Ratgar, Eigil und Hraban gehören, enthält.

Zwey andre, deren Inhalt Pistorius im ersten und zweyten Buche des von ihm besorgten Textes

1) Rerum germanicarum veteres jam primum publicati scriptores VI. In quibus praeter reliquos Wippo de Conradi Salici imperatoris vita: et tres antiquitatum Fuldensium diu desiderati libri inveniuntur. Francofurti 1607. fol.

2) Schannat Vindemiae literariae. Fuldae et Lipsiae 1723. fol. praef.

3) Corpus traditionum Fuldensium Lipsiae 1724. fol. praef.

gegeben hat, liegen, wie Herr Dronke glaubt, wahrscheinlich in einem Archive Süddeutschlands aufbewahrt; von den fünf übrigen ist es ihm nicht gelungen, irgend eine Kunde zu erhalten, worin auch früher andere Gelehrte nicht glücklicher waren, als Herr Dronke, denn Burkard Gotthelf Struve richtete sich bey seiner neuen Ausgabe des Pistorius, wenn er von diesem abwich, nur nach dem Schannatischen Texte, und Schöttgen und Kreyssig, welche Nachträge hiezu lieferten, hatten nur eine einer weit späteren Zeit angehörige und wenig verläßige vor sich [4]).

In der noch im Archive der kurfürstlichen Regierung befindlichen Handschrift sind die Traditionen, welche in die Zeit der fünf ersten Aebte gehören, von einer und derselben Hand mit angelsächsischen Zügen geschrieben, andere Schreiber, deren Züge aber die gewöhnlichen lateinischen sind, haben den vom ersten Schreiber gelassenen leeren Raum benützt, und mit Urkunden ausgefüllt, welche theils in die Zeit Hraban's, theils in spätere Zeit fallen, mit Hadamar dem dreyzehnten Abte (927 — 56) aber fast gänzlich aufhören.

„Schon aus dieser Verschiedenheit der Schreiber, sagt Herr Dronke S. IV, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit auf die Zeit schließen, wann die Chartularien angelegt wurden. Ich glaube nämlich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es Hraban war, welcher diese so wichtigen Sammlungen veranstaltete."

Referent kann diese Meinung nicht theilen, sondern hält dafür, daß die Anlegung der Chartularien sowohl im Allgemeinen, als auch insbesondere im Kloster Fulda schon einer früheren Zeit angehöre, denn die Anlegung der Chartularien war die nothwendige Folge des Capitulare Carls des Großen vom Jahre 805, in welchem er allen Klöstern und Bisthümern befahl, ihre eignen Notare zu halten; mit der Errichtung und dem Wirkungskreise des Notariates war aber auch die Anlegung eines Chartular's bedingt. Kloster Fulda insbesondere hatte schon, ehe Karl der Große diesen Befehl erließ, seine Notarien, die mit dem Titel cancellarii versehen handelnd auftraten (man vgl. Schannat hist. Fuld. pag. 79), und dieser Umstand, so wie das hohe Alter seiner Traditionen sprechen dafür, daß es auch in älterer Zeit schon Chartularien gehabt habe, während die angeführte Beschaffenheit der vom Herausgeber beschriebenen Handschrift nur den Schluß ziehen läßt, daß sie unter Hraban geschrieben sey, für die Zeit der Anlegung der Chartularien in Fulda aber keinen Aufschluß gewährt.

Eberhard's Werk, das Schannat zu wenig benützte, befindet sich gleichfalls noch im kurfürstlichen Regierungsarchive; es besteht aus 2 Bänden in Folio. Eberhard hat die Urkunden in gewisse Abtheilungen gebracht, und diesen, wie auch dem ganzen Werke kürzere oder längere Prologe vorausgeschickt, in welchen er sich über seine Arbeit, wie über den Inhalt der einzelnen Abschnitte u. s. f. ausspricht. Aus dieser Handschrift hat der Herausgeber vorläufig einige Abschnitte wichtigen Inhaltes abdrucken lassen, die die erste Abtheilung des vorliegenden Werkes bilden; er hat jedoch zugleich eine neue kritische Ausgabe der Fuldaer Traditionen, welcher die noch vorhandenen Original-Handschriften und Urkunden zu Grunde gelegt werden sollen, in Aussicht gestellt, ein Unternehmen, von dem er mit vollem Rechte erwartet, daß es nicht unwillkommen seyn dürfte.

Eine Uebersicht über die ganze Eintheilung, welche Eberhard befolgte, gewähren gleich die ersten Worte der Vorrede: In nomine patris et filii et spiritus sancti incipit liber descriptus in honore sancti martyris Bonifacii patroni nostri continens privilegia apostolicorum, praecepta regum et imperatorum, oblationes fidelium, concambia quoque quorundam prediorum, nec non etiam traditiones familiarum hujus monasterii Fuldensis, so daß das Ganze eigentlich in fünf Hauptabschnitte zerfällt, von denen einige wieder in Nebenabschnitte eingetheilt sind.

Die päpstlichen Bullen, welche die Rechte und Besitzungen des Klosters bestätigen, sind 59 an der Zahl; von ihnen hat der Herausgeber nichts mitgetheilt, von den auf sie folgenden Immunitätsbriefen

4) Struve script. rer. Germ. Ratisbonae 1726. fol. Schöttgen et Kreyssig diplomataria et scriptores hist. germ. medii aevi. Altenburgi 1753. fol.

und Urkunden der Könige und Kaiser aber hat er S. 2 — 4 zwey Documente abdrucken lassen.

An die Urkunden und Immunitätsbriefe der Kaiser und Könige reihen sich die oblationes fidelium an, die Eberhard in mehrere Abschnitte getheilt hat. Mit ihnen beginnen die Traditionen; die erste Abtheilung derselben ist nach der geographischen Lage der Besitzungen zusammengestellt und enthält nur Summarien, deren Verhältniß zu den Urkunden der Herausgeber bündig mit den Worten darstellt: die Summarien sind Auszüge aus den Urkunden, welche die mehr erwähnten acht codicelli enthielten, ihren Verfasser gegen neuere Angriffe vertheidigt, und sie mit einigen andern Documenten in der Reihe, wie sie in der Handschrift folgen, von S. 4 — 63 wiedergiebt. Ihrem vollen Inhalte nach folgen nun die Traditionen von Königen, Kaisern und andren ausgezeichneten Personen, von denen der Herausgeber einige von S. 64 — 69 abdrucken ließ, worauf wieder Summarien von Schenkungsurkunden nach der geographischen Lage der Schenkungen folgen, welche, wie sie in der Handschrift stehen, von 69 — 115 wiedergegeben sind.

Eberhard selbst hat den Grund, warum er die Schenkungen hochgestellter Personen nicht auch, wie die übrigen, summarisch verzeichnete, so angegeben: quia minus impugnantur minora quae per nos possumus defendere, quam majora quae regum et principum indigent defensione, sufficiet minoribus quos etiam in libro vitae novimus esse descriptos, ut summatim ac nominatim eos cum bonis ac donis suis quae obtulerunt ex ordine describamus.

Bey dem vierten Hauptabschnitte hat der Herausgeber die eigentlichen Tauschverträge übergangen, dagegen das an dieselben angehängte Dienst- und Zinsregister, welches letztere von Schannat häufig unter dem Namen vetus polyptychon angeführt ist, nebst andren Notizen von S. 115 — 142 abdrucken lassen; vom letzten Hauptabschnitte, den Schenkungen der Mönche und Klosterangehörigen, sind gleichfalls S. 142 — 153 einzelne Stücke gegeben, auf welche die Autobiographie des Abtes Marcward S. 153 — 157 nebst einigen Notizen über verschiedene Reichungen an die Mönche an verschiedenen Festtagen des Jahres folgt, womit die erste Abtheilung des Buches schließt.

Wie nothwendig die Arbeit Eberhard's war, zeigt sich aus der Autobiographie Abt Marcward's. Zwar waren die Gaben zum Grabe des heiligen Bonifaz aus allen Theilen Deutschlands reichlich geflossen, aber viele Einkünfte hatten in der Folge der Zeit aufgehört, Rechte und Güter wurden dem Kloster entfremdet, das nicht im Stande war, sich gewaltsam im Besitze zu erhalten.

Aus Verehrung gegen den heiligen Bonifaz hatten die von ihm geweihten Bischöfe Johannes von Salzburg, Gaibald von Regensburg, Erembrecht von Freising und der von ihm bestätigte Vivilo von Passau dem Kloster Fulda Güter und jährliche Reichungen bewilligt. Johannes hatte ein Haus zu Hall und eine Sazquelle mit Zugehör und Einrichtung gegeben, deren Ertrag sich jährlich auf 12 Talente belief, Gaibald Güter geschenkt, und sich zu einer jährlichen Reichung von Baumöl, so viel zwey Pferde in Flaschen tragen könnten, und von großen Fischen, Hausen (hüsen) genannt, verpflichtet, Vivilo dieselbe Reichung von Oel und Fischen genehmigt, Erembrecht aber aus den Besitzungen der Kirche Freising im Gebirge eine jährliche Lieferung von Alpenkäse, in der Sprache jener Zeit Bergkäse genannt, angeboten [5]).

Von der Reichung des Bisthumes Passau bemerkt Eberhard, sie habe nach Vivilo's Tode allmählig aufgehört.

Schon die ersten Aebte sahen sich genöthigt, gegen unrechtmäßige Eingriffe in ihr Eigenthum des Königes Schutz zu suchen, mit dem Erzbisthume Mainz bestand schon unter Hraban ein Streit wegen des Zehentrechtes, unter Abt Sigehard hatte sich der Erzbischof Liuperd von Mainz einen großen Theil der Zehenterträgnisse widerrechtlich zugeeignet, aber König Ludwig II. entschied zu Ingelheim

5) Frisingensis vero ecclesia cui preerat Erembertus episcopus que juxta alpes et montana Italie sita est singulis annis caseos grandes, berckese vocatos, fuldensibus fratribus in oblationem transmittebat.

(874) für das Kloster, und Fulda erhielt sein Zehentrecht wieder, besonders die äußeren und weit entlegenen Besitzungen waren den Angriffen am Meisten preisgegeben, deßhalb bereiste Abt Hadamar (927—56) alle Besitzungen des Klosters bis nach Friesland, ließ über die dort gelegnen Güter eine Untersuchung anstellen, und brachte viele durch fremde Habgier entrissene Rechte und Güter wieder in Fulda's Besitz zurück.

Am Traurigsten stellt sich die Lage des Klosters unter Abt Marcward dar,

Ex quo primum intravi, sagt Marcward in der Autobiographie, cepi quomodo deo adjuvante jam desolatam hanc et pene ad nichilum redactam ecclesiam ab invasione et direptione quorundam possem liberare. Erat enim vere videre miseria, quod tam nobilis locus et omnibus fidelibus adamatus atque exoptatus ad tantam negligentiam devenerat, ut non esset in omni apoteca fratrum vel abbatis unde possent fratres tam venerande congregationis per diem sustentari. Nec mirum. Nam laici habebant inter se omnes hujus monasterii villicationes, et quod volebant dabant, quod volebant retentabant. Hac inquam occasione maxima distractio primum facta est huic ecclesiae. — Erat e regione altera et multo intolerabilior miseria. Principes diversarum regionum sumebant sibi de adjacentibus sibi ecclesie bonis quantum sibi bonum videbatur et habebant sibi quasi pro beneficio, nullo eis prohibente vel contradicente.

Qui autem pauperiores erant faciebant sibi novalia et villas in nemoribus et forestibus sci Bonifacii. Quid dicam de familia ecclesie que ubivis terrarum in direptionem exposita est omni rapienti et dicenti: meus es tu, meus es tu, ego te in beneficium acquisivi. Hec et his similia et multo majora ac graviora mala urgebant predecessores nostros vendere et dilapidare vasa et utensilia domus dei et dilacerare ac discerpere ornamenta ecclesie, quando cogebat eos necessitas servire regie atque romane curie, quia abbatie totius utilitas in manu laicorum posita fuit.

Et si aliquis eis contradicere vellet abbatum, ac judiciali lege placitum faciens justiciam ab eis exquirere cepisset, ingeniosa et callida argumentatione juris sui quod lehenrecht nominant, anguis more de manibus elapsi per amfractus sermonum sine suo discrimine diffugiunt.

Für die zweyte Abtheilung, deren bedeutendsten Theil der Necrolog von Fulda bildet, hat der Herausgeber eine Handschrift der Fuldaischen Landesbibliothek benützt, sie besteht aus 32 Pergamentblättern in Quart, und ist in ihrer jetzigen Gestalt offenbar aus einzelnen Lagen und Blättern mehrerer Handschriften zusammengesetzt, welche von acht verschiedenen Händen im 9. und 10. Jahrhunderte geschrieben sind.

Dem Necrologe voran geht eine Urkunde über einen am 31. März 863 unter Abt Thioto geschlossenen Seelenbund, der sich auf Lebende und Verstorbne erstreckte ob er nur mit einzelnen Personen, die nicht zum Kloster Fulda gehörten, oder mit ganzen Corporationen, Klöstern, Bisthümern u. s. w. geschlossen war, läßt sich nicht bestimmen, da die Unterschriften fehlen.

In die Gemeinschaft des Gebetes (societas) liessen sich schon gleich bey dem Beginne des Benediktinerordens einzelne Personen, Wohlthäter beyderley Geschlechtes und Andere aufnehmen, Mabillon führt in seinen Annalen des Ordens [6]) Beyspiele aus dem sechsten Jahrhunderte an, daß einzelne Personen aus dem Stande der Laien oder Weltgeistlichen auf diese Art gewissermassen in die Brüderschaft eines Klosters aufgenommen, und für sie bey Lebzeiten, wie nach ihrem Tode von den Mönchen gebetet wurde.

(Schluß folgt.)

6) Lib. XXXIV. Nr. LII. Tom. II pag. 76.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Januar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Traditiones et antiquitates Fuldenses etc.

(Schluß.)

Nach der Art der alten Diptychen hatten die Mönche Nekrologe angelegt, in denen die Namen der Brüder, der Wohlthäter uud derjenigen, die die Aufnahme nachgesucht hatten, verzeichnet waren, am Sterbetage wurden ihre Namen jedesmal bey der Prim nach der Lection aus der Regel und dem Martyrologium erwähnt, und für sie die gewöhnlichen Gebete verrichtet, sie waren in derselben Handschrift, in welcher die Regel und das Martyrologium standen, verzeichnet, und man nannte sie deßhalb conscripti in regula, in martyrologio, oder in libro vitae.

Zu den ältesten Beyspielen dieser Art im südlichen Deutschland dürfte die Aufnahme der Bischöfe Emmeram und Corbinian in die Brüderschaft des Klosters St. Peter zu Salzburg gehören. [7])

In den Urkunden, die Neugart in seiner diplomatischen Sammlung über Alemannien giebt, werden Beyspiele von Bischöfen von Trier, Augsburg und Brixen erwähnt, die in die Brüderschaft des Klosters St. Gallen anfgenommen wurden, in Reichenau fand der päpstliche Legat Otto von Ostia, später Papst Urban II. genannt, am Ende des eilften Jahrhundertes dieselbe Aufnahme, in Fulda bestand diese Sitte noch ganz so zur Zeit Eberhard's, denn er sagt von den Wohlthätern aus niederem Stande und ihren Traditionen; sufficiat minoribus quos etiam in libro vitae novimus esse descriptos, ut summatim ac nominatim eos cum bonis ac donis suis quae obtulerunt ex ordine describamus.

Bündnisse, die von Klöstern mit andren Klöstern oder Bisthümern geschlossen wurden (societates monasteriorum, fraternitates), werden zuerst in einem Briefe des heiligen Bonifaz an den Abt Aldherius erwähnt, Dodo Abt von Hornbach hatte eine solche Verbrüderung mit dem Erzbisthume Mainz geschlossen, wie aus seinem Briefe an den Erzbischof Lullus hervorgeht, auf der Synode zu Dingolfing im Jahre 772 schlossen die Bischöfe und Aebte Bayern's eine solche Verbrüderung, bey welcher zum erstenmale die Zahl der Gebete und der Meßopfer, welche verrichtet werden sollen, angegeben wird, auch für eine bestimmte Kirchenprovinz und die Bischöfe der benachbarten finden sich solche Beyspiele auf den Synoden zu Dingolfing vom Jahre 932 und der 944 zu Regensburg gehaltnen.

Kloster St. Gallen hatte im Jahre 800 mit Reichenau eine solche, später erneuerte Verbrüderung geschlossen, in der Folge dehnte sich diese auf viele

7) Meichelbeck historia Frisingensis. Tom. I. P. I. p. 72.

Klöster und Bisthümer aus, nach dem Verzeichnisse, welches uns Goldast gegeben hat, war es mit acht Bisthümern, neunzehn Mannsklöstern und zwölf Nonnenklöstern verbrüdert. Bey dem Tode eines Einzelnen wurde, wenn es die Entfernung erlaubte, allen verbrüderten Klöstern und Stiftern Nachricht durch eine eigne Urkunde (rotulus, breve) gegeben, darauf weist die von Goldast mitgetheilte Formel hin: fratribus in Christo dilectis nos fratres de monasteris St. Galli salutem. Intimamus caritati vestrae obitum fratris nostri defuncti, pro cujus anima solitas preces agere dignamini. [8])

Als sich diese Verbrüderungen zu sehr erweiterten wurden allgemeine Verzeichnisse (rotuli generales) angelegt, die nur jährlich mitgetheilt wurden, doch wurden bey ausgezeichneten Personen, so wie da, wo es die Entfernung erlaubte, diese Roteln gleich nach dem Todesfalle abgesendet, was in unsrer bayerischen Benediktiner Congregation bis zur Aufhebung derselben Statt gefunden hat.

Mit welchen Klöstern Fulda in solcher Verbrüderung gestanden habe, läßt sich, da Schannat hierüber Nichts mitgetheilt hat, nicht vollständig angeben, in der erwähnten Urkunde vom 31. März 863 fehlen leider die hier entscheidenden Unterschriften, eigenthümlich sind die in ihr enthaltnen Worte: singulisque annis generaliter omnium memoriam defunctorum in VII feria quae constat ante palmas habeant, doch ist hier nicht an die allgemeine Gedächtnißfeyer für alle Verstorbnen, wie sie am zweyten November stattfindet, zu denken, denn diese wurde erst 998 durch Abt Odilo von Clugny in allen Klöstern seiner Congregation eingeführt, sondern nur an eine Gedächtnißfeyer für die verstorbnen Mönche, wie sie schon Isidor's Regel nach Pfingsten vorschreibt so wie für die Seelen der Wohlthäter und andrer verbrüderter Glieder, wie sie schon die Fraternität zwischen St. Gallen und Reichenau mit den Worten bezeichnet: semel in anno commemorationem praescribunt omnium defunctorum pro annuali singulorum et quidem XVIII. Kalendas Decembris.

Eine Verbrüderung Fulda's mit Kloster Reichenau zeigt das unter Abt Erlebald von Reichenau (822—838) verfaßte Verzeichniß derjenigen Klöster, mit welchen Reichenau in Verbrüderung stand, eine fernere, wahrscheinlich erst später angeknüpfte weist die Reihenfolge mehrerer Aebte von Fulda im Todtenbuche des Bisthumes Hildesheim nach. [9])

Leicht hätte Schannat aus den Roteln, deren Einsicht ihm, wie er selbst sagt, noch zu Gebote stand, ein Verzeichniß der Fraternitäten, welche Fulda mit andren Klöstern und Stiftern geschlossen hatte, geben können, er würde dadurch den Schlüssel zum Verständniß des Necrologes von Fulda geliefert und eine Bearbeitung desselben, wie sie Mooyer bey den Todtenbüchern von Tegernsee und Hildesheim mit großem Fleiße geleistet hat, vielfach erleichtert haben.

---

8) Scriptor. rerum Alamannic. T. II. P. II. p. 140. ed. Francofurti 1661. fol.

9) Nomina monasteriorum cum quibus societatem habuit saeculo IX. Augiense im Auszuge mitgetheilt von Mabillon veterum analectorum T. IV. pag. 642 ed. Luteciae Parisiorum 1685 8, vollständig von Gerbert iter alemannicum typis San-Blasianis 1773 pag. 277—83.

Auszüge aus dem Todtenbuche des hildesheimischen Hochstifts nach Leibnitz script. rer. Brunsvic T. I. p, 763 erläutert von Mooyer im vaterländischem Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen Jahrgang 1840 Heft. I. S. 49 und folgd.

Der Codex, welchen der Herausgeber für die zweyte Abtheilung benützte, ist von einer Hand des 12. oder 13. Jahrhundertes überschrieben: liber mortuorum fratrum monasteriorum. Herr Dronke glaubt, es erstrecke sich das Wort monasteriorum nur auf die kleineren S. 182 und folgd. genannten Klöster, die größtentheils von den Aebten Fulda's gestiftet, unter ihrem unmittelbaren Schutze standen, allein die Reihe der Namen von Aebten und Bischöfen, die im Necrologe selbst vorkommen, zeigt, daß er auch auf Bisthümer und Klöster, deren Verbrüderung mit Fulda wir annehmen dürfen, Bezug habe. Die von Schannat benützte Handschrift hat der Herausgeber nicht mehr auffinden können, eine dritte Handschrift des Necrologes befindet sich in der Vaticana, deren Mittheilung wir von Pertz erwarten dürfen.

Wie schon bemerkt wurde, ist die Handschrift von verschiedenen Händen geschrieben, der Necrolog beginnt mit dem Jahre 780, und endigt mit dem Jahre 997; die Lücke von 920 bis 946 ist wahrscheinlich durch die jetzige Beschaffenheit der Handschrift entstanden. Schannat hat einen Necrolog gegeben, der ohne Lücke vom Jahre 979 bis zum Jahre 1065 fortgeht, jedoch ist der von Herrn Dronke veröffentlichte an Namen weit reichhaltiger; auf Vollständigkeit aber können beyde keinen Anspruch machen, denn, obgleich sich darin die Namen der Aebte des Nachbarsklosters Hersfeld und andrer Klöster finden, so vermißt man doch in beyden die der Aebte von Reichenau, von denen es bewiesen ist, daß sie mit Fulda in einer gegenseitigen Verbrüderung standen. Auch in der Fortsetzung, die Schannat giebt, vermißt man Namen, wie z. B. den der Gräfin Alberat, der ersten Stifterin von Banz, deren Tradtionsbrief ausdrücklich besagt, sie habe die dort angeführten Schenkungen gemacht, ut sui semper in sacris orationibus memores essent. Alberat starb im Jahre 1058 [10]), aber der Schannatische Necrolog erwähnt ihrer nicht.

Obgleich Referent die Mühe, welche der Herausgeber auf die zweyte Abtheilung verwendet hat, keineswegs verkennt, so hätte er doch gewünscht, es möchte ihm gefallen haben, dieselbe einstweilen zu unterlassen, bis aus der in die Vaticana gekommenen Handschrift, oder vielleicht aus einer wieder aufgefundenen in Fulda bey dem Chorgesange gebrauchten Klosterregel, ein vollständiger Text des Necrologs hätte hergestellt werden können, dafür aber den ganzen Inhalt der Arbeit Eberhards uns in ähnlicher Weise zu geben, wie Guérard die Chartularien französischer Klöster bearbeitet hat.

Im hiesigen Reichsarchive findet sich kein Codex Fuldaischer Traditionen; auf der königlichen Hof- und Staatsbibliothek dagegen eine aus der gefürsteten Abtey St. Emmeram dahin gekommene Handschrift, die, wie die Marginalnote vom Comes Hardrad, der am Grabe des heiligen Bonifaz Schutz suchte und durch Baugolf's Fürbitte sein Leben rettete, beweist, in Fulda geschrieben wurde. Die Handschrift enthält zuerst einen Brief des hl. Hieronymus und einige Gregor's des Großen, auf sie folgt ein Epitaphium Carl's des Großen [11]), sodann ein metrische Einleitung zu Epakten, die vom Jahre 532 bis zum Jahre 1063 reichen [12]).

---

10) Placidus Sprenger diplomatische Geschichte von Banz. S. 74.

11) Sub hoc conditorio situm est corpus Karoli Magni et orthodoxi imperatoris qui regnum Francorum nobiliter amplicavit et per annos XLVI feliciter rexit decessit septuagenarius V Kl. feb.

12) Sie lautet:

Sex gradibus hominum tota distinguitur aetas
Mores atque actus habitus vultusque notando.

Nach den Epakten kommt der Brief des Plinius an Tacitus ridebis et licet rideas und eine Erklärung des hebräischen Alphabetes bis zum Buchstaben y. Bis hieher ist der Codex mit angelsächsischen Schriftzügen von einer Hand des neunten

---

Primus namque gradus ille est quem infantia claudit
Septenis annis de parvo famine dicta,
Dehinc alius constat pueritia quem tenet annis
Similiter septem, de puris vultibus acta.
Tertius ergo gradus bis septem continet annos
Gignere quem posse jam adulescens indicat aetas,
Ordine post sequitur aetas et quarta juventus
Quod quae juvare satis possit hoc nomine signet,
Quinquies haec denos ab origine terminat annos.
Quinta aetas senioris erit quae vergit ad ima
Quod minus atque sciat hoc nomine personat ipso,
Ultima nam restat quae finit cuncta senectus
Haec et decrepita resolutis viribus exstat.
En tibi bis octo descripsi versibus ista
Aetatisque gradus grammate vix tetigi,
Christe dignare habitacula nostra tueri
Hostibus explosis ut te laudare queam
Cum superis jugiter virtutibus aeternis alti.
Ingrediens domini nomen benedicito magnum
Egrediens dominum supplex venerare tonantem,
Ingrediens nomen domini laudato tonantis
Egrediens nostrae et signum venerare salutis.

Jahrhundertes geschrieben; von späterer Hand folgen zum Schlusse die 3 Bücher des heil. Ambrosius de officiis.

Die Epakten sind mit Marginalnoten versehen welche bis zum Jahre 788 von derselben Hand, die den ersten Theil der Handschrift geschrieben hat, hinzugefügt, bey den späteren Jahren durch eine kleinere gleichfalls angelsächsische Schrift vervollständigt sind und größtentheils das Kloster Fulda betreffen; leider ist die Handschrift später beschnitten worden und hat dadurch sehr gelitten. Referent will es hier versuchen, die verstümmmelten Worte bey den auf Fulda bezüglichen Stellen zu ergänzen:

744. Initium monasterii Fuldensis.
754. Bonifacii martyrium.
773. Conversio saxonum.
779. Sturmi abbas et presbyter obiit.
782. Lul obiit, auxilium quaesivit hic hartrat.
791. Initium ecclesiae Fuldensis.
802. Ratger electus abbas.
815. Eigil.
816. Dedicatio basilicae sancti Michaelis.
821. Dedicatio (?).
822. Eigil obiit, Hrabanus.
832. Hludovicus advenit ad Fuldam.

Herr Dronke hat in dem vorliegenden Werke Fleiß und Beruf für die von ihm angekündigte Ausgabe der Fuldaischen Traditionen gezeigt, deßhalb kann Referent am Schlusse dieser Anzeige nur den Wunsch aussprechen, er möge uns bald mit derselben erfreuen.

Friedrich Kunstmann.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Januar.
Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der am 7. December 1844 gehaltenen Sitzung der philosophisch-philologischen Classe.

ꝛc. ꝛc.

§ 7. Der funktionirende Sekretär hält Vortrag über die Bildwerke des mit bronzenen Platten überzogenen sogenannten Verduner-Altars in der Kirche zu Klosterneuburg bey Wien, welchen Hr. v. Camesina herausgegeben und der Hr. Director des Münz- und Antiken-Kabinetes Arneth zu Wien durch eine Beschreibung erläutert hat.

Es wurden 24 Tafeln jener Ausgabe vorgelegt und der Erläuterung eine Stelle aus einem Schreiben beygefügt, mit welcher der Baron Hr. Eduard v. Sacken, ein talentvoller und sehr wohl unterrichteter junger Archäolog in Wien, jene Tafeln an den functionirenden Sekretär übersendet hat und welche also lautet:

„Dieser Altar wurde, laut einer Inschrift auf demselben, unter dem Abte Wernherus im Jahre 1181 von einem Meister Nikolaus aus Verdun verfertigt. Anno millens. centeno. septuageno. nec. non. undeno. Wernherus. corde. sereno. tibi. Virgo. Maria. hoc Nicolai. opus. Virdunensis. oblavit.“

Damals diente er jedoch zu einer Altarverkleidung. Die ziemlich ärmlichen Verhältnisse, in welchen sich das Kloster gerade zu dieser Zeit befand, machen die Annahme nicht unwahrscheinlich, daß dieser Nikolaus ein Klosterbruder gewesen sey, indem die Anschaffung eines so großen Werkes auf jeden Fall sehr kostspielig gewesen wäre. —

Im J. 1320 ließ der kunstsinnige und thätige Abt Stephanus de Seyerndorf einen Flügelaltar daraus machen; damit dieser aber geschlossen werden könnte, mußten 6 neue Tafeln dazu gemacht werden. Die Inschrift: Anno. milles. tricenteno. virgeno. renovatum et completum. per Stephanum de Seyerndorf. qui. et sex tabulas. adjunxit., verbürgt uns diese Ursache.

Der Zeitpunkt, in welchen die Anfertigung dieses Werkes fällt, ist nach meiner Meinung, sowohl in Bezug auf den geschichtlichen als ästhetischen Theil der Kunst, sehr wichtig. Es ist die Periode, wo das christliche Princip, dem noch fort sich erhaltenden heidnischen gegenüber, nicht allein in Kirche und Glauben, sondern auch in allen übrigen Lebensverhältnissen durchzudringen anfängt. Die Kunst erhält dadurch natürlich einen viel weiteren Spielraum; denn indem sie sich früher des schroffen Gegensatzes der Religion und der Wirklichkeit oder der religiösen und wirklichen Welt wegen ganz in den Dienst der Kirche zurückziehen mußte, war sie unvermögend, ihre idealen Gestalten mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen, d. h. die Formen dafür der Wirklichkeit zu entnehmen. Als aber eine innigere Durchdringung des religiösen Lebens mit dem wirklichen hergestellt war, konnte auch die künstlerische Einigung der Idee und der Natur sich geltend machen. Ge-

rade diesen Uebergang bezeichnet der Verduner-Altar sehr bestimmt. —

Es ist interessant, wie der Künstler, dem die überlieferten typischen Formen nicht mehr genügten, nach eigenthümlichem und selbstständigem Ausdrucke rang, die antiken Elemente aber, die in der Kunst aufgenommen waren, nicht ganz verläugnen konnte. Es zeigt sich in den oft sehr naturgemäßen und lebendigen Bewegungen und Gebärden ein sehr bedeutendes Studium des Lebens und eben dadurch wird der Schritt, den dieser Meister gethan, so wichtig, weil er auf diejenige Bahn hinweist, auf der die Kunst erst ihre Vollendung zu erreichen im Stande ist und die Richtung begründet, von deren ununterbrochener Einhaltung die Erreichung des Höchsten für die Folge bedingt war. Es liegt ohne Zweifel etwas Großartiges in dem Werke. Man sieht, wie überall mit Macht und Energie, in ganz ursprünglicher Kraft und Begeisterung auf das Wesenhafte, dauerhaft zu Grunde liegende, losgegangen wird. Daß gerade dieses Streben nach einer selbstständigen, der Idee adäquaten Ausdrucksweise eine gewisse Schroffheit der Form hervorbringen mußte, erklärt sich ganz natürlich, wie auch das Vorwalten einer männlichen Phantasie, die den Charakter hervorzuheben strebt, selbst auf Kosten der strengen Naturgemäßheit. Uebrigens bot auch die Technik so manche Schwierigkeiten dar. Die Zeichnung ist nämlich in vergoldete Bronzeplatten ziemlich tief eingeschnitten und mit blauer, hie und da auch rother Schmelzmasse ausgefüllt (nach Art der Niellos). Der Abdruck mit Gold und Blau, den ich Ihnen hiemit überschicke, kann Ihnen einen vollständigen Begriff von dem Aussehen des Originals geben; das Gold stellt die Bronzeplatte, das Blau die eingeschnittene und mit Email ausgefüllte Zeichnung vor.

Die 51 Tafeln (worunter 6 aus dem 14. Jahrhundert) sind nach jener ältern dogmatischen Weise, nämlich die Beziehungen des alten und neuen Testamentes und der Propheten hervorhebnd, aufgestellt.

Es ist übrigens auffallend, wie weit die spätern Tafeln den früheren an Großartigkeit und ursprünglicher Kraft nachstehen, sie sind ohne jenen bestimmten,

aus der eigenthümlichen Lebensanschauung entsprungenen Charakter, tragen nicht das Gepräge eines von Ideen erfüllten, eine Ausdrucksweise sich selbst schöpfenden und schaffenden Meisters, sondern sind, besonders da noch das Streben, es besser zu machen, sich hervordrängt, bloß matte Nachahmungen und Aufnahmen von alten, der vorgerückten Zeit und Weltanschauung nicht mehr angemessenen Typen, ohne Ursprünglichkeit und innere Belebung.

Die beyden Seitenflügel des Altars sind auf der Rückseite in der Zeit, als Stephanus de Seyerndorf das Werk ändern ließ, bemalt. Diese Bilder ähneln ziemlich den altniederrheinischen und wie diese den italienischen Gemälden aus der Zeit des Giotto, nur sind die Proportionen auffallend lang. Auf dem einen Bilde ist Christus am Kreuze mit Engeln, die das Blut in silbernen Kelchen auffangen, unten Maria, Johannes und der Hauptmann, der eben spricht, was durch seine erhobene Rechte und einen beschriebenen Streifen, der von seinem Munde ausgeht, angedeutet ist. Auf dem andern Bilde sieht man die Frauen am Grabe Christi. Diese Gemälde gehören ohne Zweifel zu den ältesten deutschen in solcher Dimension (die Figuren sind ungefähr 18 Zoll), und deutich sind sie, was sich in der eigenthümlichen Gesichtsbildung, Wahl der Motive und dem nur durch Studium der Natur erreichbaren Verständnisse des Nackten zeigt. Die Aehnlichkeit mit den Italienern dieser Zeit dürfte vielleicht der in den Anfängen, bey noch unausgebildeten nationalen Elementen in der Kunst, übereinstimmenden Auffassungsweise zugeschrieben werden können. Zeichnungen nach diesen Bildern sowohl, als nach höchst interessanten Glasgemälden aus derselben Zeit, wird Hr. v. Camesina in einem besondern Werke liefern. Diese Glasgemälde enthalten unter andern auch Reminiscenzen des Verduner-Altars, den der Zeichner etwas stark studirt haben muß, jedoch in freyer, einer vorgeschrittenen Kenntniß des Lebens und weiterer nationalen Ausbildung durchaus gemäßer Weise und dem Stoffe ganz angemessen. Auch kommen hier Porträte von Aebten vor, wo die Aehnlichkeit freylich nicht groß gewesen seyn mag, aber es zeigt sich doch wenigstens ein Streben nach Individualisirung.

Mit dieser Vorlage wird eine andere verbunden, Abbildungen der Bildsäulen im Naumburger Dom und zwar aus der Graf-Kapelle, welche dem Hauptgebäude im 14. Jahrhundert beygefügt wurde.

Die Naumburger Sculpturen, besonders die weiblichen Gestalten, zeichnen sich durch Richtigkeit der Verhältnisse, durch idealen Ausdruck und durch eine fast hellenische Schönheit der Drapperien ganz besonders aus, und obwohl gleichzeitig mit den Werken des Abt Stephan zu Syrndorf zu Kloster Neuburg stehen sie an Kunstwerth doch so hoch über ihm, daß man glauben sollte, Jahrhunderte lägen zwischen beyden, die Neuburger seyen am Anfange, die Naumburger am Ende einer Entwicklungsperiode der christlichen Skulptur entstanden.

Schon auf dem Gebiete der altklassischen Kunstgeschichte stellt sich die Annahme einer Gleichmäßigkeit der Kunstentwicklung in den verschiedenen Schulen als unstatthaft dar. Selbst an dem Parthenon zeigen die Metopen Reliefgruppen, zum Theil harter und steifer Arbeit besonders in den Centauern, und Werke vollendeter Schönheit in dem Reliefe der Cella und in den Giebelfiguren.

Noch größer sind diese Unterschiede in der Entwicklung der christlichen Skulptur und Malerey in den verschiedenen Zeiten und Ländern. Es zeigen sich an vielen Orten Rückschritte späterer Zeit gegen die früheren oder ein Zurückbleiben, während andere vorwärts giengen, und wenn die gleichzeitigen Werke zwey von einander entlegener Orte verglichen werden, kommen die grellsten Unterschiede der Auffassung und Behandlung zum Vorschein, welche die gegenwärtigen Vorlagen deutlich machen.

Es ist darum nöthig bey Feststellung der Kunstgeschichte der mittlern Jahrhunderte noch mehr, als es schon geschehen ist, was an einzelnen Orten durch einzelne bestimmte Meister geleistet worden ist, sorgfältig von den Leistungen anderer zu trennen und nirgends so sehr auf einen Zusammenhang des Verschiedenen, als vielmehr auf Unterscheidung des der Zeit nach Zusammengehörigen zu sehen.

§. 8. Derselbe hält Vortrag über die Entdeckung assyrischer Alterthümer zu Chorsabad auf dem Grund des alten Ninive, welche die Archäologie dem französischen Consul Hrn. v. Botta verdankt. Zu Grunde werden die Briefe gelegt, welche derselbe an Hrn. Mohl in Paris geschrieben hat und die in dem Journale asiatique der J. 1843, 1844 abgedruckt sind. Ebenso werden Nachträge über die neuesten Nachgrabungen in öffentlichen Blättern benützt und der Vortrag durch die Abbildungen erläutert, welche das Journal asiatique liefert.

Nach diesen stellt sich das Gebäude, über dessen Natur und Bestimmung Hr. Botta noch nicht im Klaren zu seyn scheint, nicht als ein Pallast, sondern als ein unterirdisches, als ein Grabmahl dar, sey es, daß dasselbe in das Innere des Hügels, der es verbirgt, hineingearbeitet wurde, oder daß man das Erdreich später über den Bau zusammen häufte.

Außer der unterirdischen Lage deutet auf die Bestimmung auch der Umstand, daß in einem der innern Säle unter den irdenen Platten, mit denen er bedeckt war, Aschenkrüge gefunden worden sind. Ob über diesem Unterbau sich ursprünglich noch ein anderer zu Tage liegender erhoben habe, ist aus den Nachrichten noch nicht ersichtlich.

Der Eingang in denselben bildete vier einander entgegen stehende Pforten, jede an beyden Seiten mit kolossalen Fabelthieren geschmückt, die Wände, d. h. die innern Seiten des Hügels sind mit Platten von Alabaster belegt und diese mit assyrischer Keilschrift und mit eingegrabenen und bemalten Skulpturen geschmückt. Merkwürdig ist, daß ein Theil der Platten auch auf der Rückseite Keilschrift hat und zwar aus dem babylonischen System dieser Schriftart.

Die Darstellungen selbst beziehen sich auf das häusliche Leben, auf Schmaüse, andere Zusammenkünfte, auf Jagd und auf Kriege. Eroberungen von Städten, Herbeyführung der Gefangenen in Fesseln, Hinrichtungen der Besiegten sind in sehr bedeutsamer Weise ausgedrückt.

Hier ist alles neu und überraschend. Das assyrische Alterthum tritt zum erstenmale in Bildern uns entgegen; belehrend auch ist das mit persischen, babylonischen und ägyptischen Bildwerken, wenn auch nicht ganz, Uebereinstimmende.

Was die Zeit der Erbauung dieses Denkmals anbelangt, so scheint darauf die Belagerung einer Seestadt hinzudeuten; diese ist auf einer Insel gelegen und werden von den Schiffen Balken und andere Geräthe herbeygeführt. Es wird ein Damm gebaut, um das Festland mit der Insel zu verbinden.

Hier ist kaum an eine andere Stadt als an das auf einer Insel gelegene Tyrus zu denken, welches durch Nebukadnezar erobert wurde. Zwar war dieser Eroberer König von Babylon und es ist in seiner ganz lückenhaften Geschichte nicht ausdrücklich gesagt, daß damals Tyrus zum babylonischen Reiche gehört hatte.

Indeß waren zur Zeit der späteren babylonischen Macht auch unter Sanherib beyde Städte mit einander vereinigt und von dieser Seite stände demnach nichts der Annahme entgegen, daß sich in jenem Grabdenkmal ein Monument aus der Zeit des Nebukadnezar erhalten habe, welches ihm oder einem seiner Angehörigen oder Feldherrn gewidmet war.

Auch die ägyptischen Königsgräber pflegten mit Darstellungen aus dem Leben und der Geschichte der Monarchen geschmückt zu werden, denen sie gewidmet waren.

Verzeichniß

der in den Monaten Juni, Juli, August 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Vom Hrn. v. Hagen, Bürgermeister in Bayreuth:

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. II. Bd. III. Heft. Bayreuth 1844. 8.

Vom Hrn. Kuhn, Professor der Mathematik in Augsburg:

Descriptive Geometrie mit Einschluß der Principien der isometrischen Projections-Lehre. I. und II. Buch. Augsburg. 4.

Vom Hrn. Lamont, Conservator der Sternwarte in München:

Observationes astronomicae in specula regia monachiensi institutae. Vol. XII. XIII. Monachii 1844. 4.

Vom Hrn. Dr. v. Raiser, k. b. Regierungsdirector in Augsburg:

Fundgeschichte einer uralten Grabstätte bey Nordendorf. Augsburg 1844. 4.

II.

Vom Auslande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Von der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes in Altenburg:

Statuten; Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder der pomologischen Gesellschaft; Büchersammlung.

Erster bis dritter Bericht über das Wirken und Bestehen der Gesellschaft v. J. 1838 — 1842. Vorgetragen vom Sekretär der Gesellschaft K. Pack. Altenburg 1838 — 1842. 8.

Bericht über die von der pomologischen Gesellschaft zu Altenburg veranstaltete zweyte Georginenausstellung vom 12 — 15. October 1842. 8.

Protokoll über das Stiftungsfest des Kunst- und Handwerksvereins. Altenburg 1843. 8.

Blätter zur Erinnerung an den 30. Junius 1831, den für die Residenzstadt Altenburg festlichen Tag der Einführung der neuen Stadtordnung und der Einweisung sämmtl. neuen städtischen Behörden. Altenburg 1831. 8.

Beschreibung der Residenzstadt Altenburg und ihrer Umgebung. Altenburg 1841. 12.

Die Handelsbücher und Archive der teutschen insbesondere der sächsischen Notarien von Karl Back. Eisenberg 1830. 8.

Hertas und Idunas Weihe, eine poetische Epistel von Dr. K. Back. Eisenberg 1830. 8.

Einige Worte über die Nothwendigkeit allgemeiner Gesetzkenntniß im Volke von Dr. K. Back. Eisenberg 1830. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitznng der mathematisch-physikalischen Classe, vom 14. December 1844.

1) Der Herr Classensecretär verliest einen Brief des Hrn. Prof. Johannes Müller, d. d. Berlin 10. November, worin derselbe für die Aufnahme zum ordentlichen Mitgliede dankt und einige Mittheilungen über Eigenthümlichkeiten in dem Baue des Herzens gewisser Fische macht, welche hier folgen.

Für dießmal erlaube ich mir der Akademie eine Beobachtung mitzutheilen, welche die systematische Stellung der fossilen und lebenden Ganoiden als Ordnung im natürlichen System der Fische betrifft, und für die Begränzung dieser Ordnung gegen fremde Einmischungen von Wichtigkeit zu seyn scheint. Es ist Ihnen bekannt, daß alle bis jetzt untersuchten Knochenfische am Ursprung des Arterienstiels aus dem Herzen oder richtiger zwischen der Herzkammer und dem musculösen bulbus arteriosus zwey Klappen oder Taschenventile besitzen, und daß sie hierin wesentlich von den Knorpelfischen, den Stören, Haifischen und Rochen abweichen, welche an dieser Stelle gar keine Klappen, innerhalb des musculösen Arterienstiels selbst aber drey Längsreihen von Klappen besitzen, so daß auf jede der drey Reihen zwey bis fünf Klappen, je nach den Gattungen, kommen. Bey den lebenden Ganoiden Lepisosteus und Polypterus finde ich nun, daß sie sich in dieser Hinsicht von allen Knochenfischen entfernen und sich vielmehr den Knorpelfischen anschließen. Aber die Zahl der Klappen ist noch viel größer. Bey den Knorpelfischen ist das Maximum 15, bey den genannten Ganoiden dagegen 30—40; sie stehen in 5—6 Reihen. Wendet man diesen Charakter von den sichern Ganoiden auf die Prüfung derjenigen Familien an, welche von Hrn. Agassiz, dem Gründer der Ganoiden, sonst noch zu den Ganoiden gezogen worden, der Sclerodermen, Gymnodonten, Lophobranchien, Loricarinen und Siluroiden, so zeigt sich, daß diese sämmtlich nicht dahin gehören, sondern sich als einfache Grätenfische verhalten; sie haben die gewöhnlichen zwey Klappen am Ursprung des Arterienstiels aus der Herzkammer, weiter aber nichts. Ich habe zwar ohnehin nicht einsehen können, warum diese Fische Ganoiden seyn sollen; denn die Knochenschilder wechseln bey den Grätenfischen ohne alle Bedeutung mit einfachen Schuppen ab. So lange man aber keine anatomischen Kennzeichen für die Ganoiden hatte, mußte man darüber im Dunkeln bleiben, was denn eigentlich ein Ganoid sey. Sobald die fossilen Fische in ihren Schuppen sich wie Lepisosteus und Polypterus verhielten, war man berechtigt sie damit zu vereinigen; sobald die Schuppen aber ihre rhomboidale, articulirte Beschaffenheit verlieren, beginnt die Verwirrung.

Die wahren Ganoiden sind Fische mit freyen Kiemen und Kiemendeckeln (gleich den Knochenfischen) und Aortenklappen in mehrfachen Reihen (gleich den Knorpelfischen), mit emaillirten rhomboidalen Kno-

chenschuppen. Ich bin damit beschäftigt, die Anatomie der Ganoiden weiter zu erläutern, dieser Gegenstand ist mir auch schon mehrseitig ergiebig gewesen. Ich führe für jetzt nur an, daß die Ordnung der Ganoiden in allen Beziehungen zwischen denen der Knochenfische und der Knorpelfische (insbesondere Haifische, Rochen, Chimären) steht (die Störe sind kaum von den Ganoiden zu trennen, worin sich Hrn. Agassiz's Ansicht von der Stellung der Störe bestätigt), und daß die Ordnung der Ganoiden Charaktere aus den Knochenfischen und Knorpelfischen combinirt, ohne in eine derselben überzugehen. Die Unterscheidung von Cycloiden und Ctenoiden ist unhaltbar, da in einer und derselben Gattung von Knochenfischen Arten mit dem einen oder andern Schuppenrand vorkommen. Daß eine schärfere Fassung dieser Gegenstände für die Sicherheit geologischer Schlüsse von Wichtigkeit seyn müsse und ohne dieselbe der zoologische Charakter der geognostischen Formationen sich nicht sicher beurtheilen lasse, ist einleuchtend.

---

2) Aus einem Briefe Sr. Excellenz des Hrn. v. Dusch, großh. badischen Ministers, an den Classensecretär d. d. 4. December 1844, wird bekannt gegeben, daß die Mittheilung einer geognostischen Karte von Baden, so wie Eintausch der großh. badischen Karten demnächst in Aussicht stehe.

3) Die Preisprogramme der Société Royale des Sciences, de l'Agriculture et des Arts de Lille, und des Institut Royal des Sciences, Belles-Lettres et Beaux-Arts des Pays-bas werden vorgelegt.

4) Hr. Akademiker Steinheil berichtet über den hydraulischen Schwimmer des Hrn. Marquis de Caligny, nach dem Gutachten der HH. Cordier, Poncelet und Lamé. Es ist eine sinnreiche Erfindung. Der Apparat giebt einen Nutzeffect von 55 Procent.

5) Derselbe Hr. Akademiker berichtet über vorläufige Ergebnisse von Helligkeits-Messungen am Sternenhimmel, von dem Hrn. Stud. Seidel mit dem Steinheil'schen Photometer angestellt. Durch diese Arbeit ist das Helligkeitsverhältniß von Capella und Vega, letztere als Einheit angenommen, vorläufig auf = 0,86 festgestellt worden; Alpha polaris ist als variabler Stern von circa dreytägiger Periode erkannt und eine genauere Bestimmung der Bouguer'schen Constante (nach Laplace's zehntem Buch der Mécanique céleste) erlangt worden. Hr. Seidel wird die weitern Ergebnisse später der Classe vorzulegen die Ehre haben.

6) Hr. Akademiker Steinheil zeigt der Classe ein von ihm erfundenes kleines Instrument vor, Passagen-Prisma genannt, welches auf Reisen zu Orts- und Zeitbestimmungen, so wie zur Regulirung des Ganges der Uhren mit Vortheil benützt werden kann. Es ist dieses Instrument nur 2 Loth schwer und 1 Cubikzoll groß. Einfachheit in der Construction und Transportabilität, so wie bedeutende Sicherheit und Präcision der damit anzustellenden Beobachtungen empfehlen es der Aufmerksamkeit der Classe.

6) Der Classensecretär berichtet über die Verhandlungen mit Hrn. Henry Torrens, Vice-Präsident und Secretär der Asiatic Society of Bengal zu Calcutta, in deren Folge die Classe nicht bloß den Austausch akademischer Schriften, sondern auch den von geognostischen Suiten mit dem Technic Geological Institute, einem Attribut jener Gesellschaft unter Leitung des Hrn. Pickington, beschließt.

7) Hr. Akademiker Prof. Siber legt der Classe die gedruckte Notiz des Optikers und Mechanikers zu Turin E. F. Jest, Genni sulla

nuova machina idro-elettrica d'Armstrong e sulla nuova pila di Bunsen vor.

8) Der Versuch einer geognostischen Generalkarte von Bayern von Hrn. Gümbel, des Bergbaues Beflissenen, wird zur Vorlage gebracht.

9) Der anwesende Secretär der ersten Classe, Hr. Hofrath Thiersch, berichtet, daß aus den neuerlich bey Nordendorf eröffneten Gräbern auch 9 Menschenschädel in den Besitz der Akademie gekommen seyen, von welchen dem Befehle Sr. Majestät des Königs gemäß 3 Exemplare an die Blumenbach'sche Schädelsammlung nach Göttingen abgesendet werden sollten. Hr. Akademiker Andr. Wagner, zur Prüfung dieser Schädel eingeladen, erklärt, daß sie offenbar der kaukasischen Race angehören und sich vermöge der eigenthümlichen Zusammendrückung von beyden Seiten des Mittelhauptes als dem Typus des keltischen Stammes entsprechend darstellen.

---

10) Hr. Prof. Erdl liest

„Ueber die Capacitäts-Verschiedenheit der Herzkammer und über die Bedeutung der Blutkörperchen."

Die offen liegende Thatsache, daß der rechte Herzventrikel bedeutend geräumiger ist, als der linke, führte bald Messungsversuche über das in jedem Ventrikel vorhandene Quantum Blutes herbey. Aus den Resultaten dieser nimmt man an, daß die rechte Herzkammer zwey, die linke nur anderthalb Unzen (beyläufig) fasse, daß mithin in ersterem um eine halbe Unze Blutes mehr vorhanden sey.

Diese halbe Unze, glaubte man, dürfe nicht aus dem rechten Herzen hinauskommen, weil sonst wegen der geringeren Capazität des linken Herzens Kreislaufsstörungen entstehen müßten. Um aber diese überflüssige halbe Unze doch zweckmäßig unterzubringen, sah man sich veranlaßt, zur Regurgitationslehre seine Zuflucht zu nehmen und zwar in folgender Weise. Wenn durch die allseitige Contraction der Wandungen des rechten Ventrikels das in ihm enthaltene Blut (2 ℥) aus seiner Höhle nach aufwärts zu entweichen gezwungen wird, gehe der größte Theil ($1\frac{1}{2}$ ℥) durch die arteria pulmonalis zu den Lungen, ein anderer Theil aber ($\frac{1}{2}$ ℥) ströme durch die nicht vollkommen schließenden valvulae tricuspidales zurück in die rechte Herzvorkammer. In dem nämlichen Momente fließe aber in dasselbe Atrium auch aus den beyden Hohlvenen und aus den Kranzvenen Blut ein, die Ströme begegnen sich und mischen sich daher innig. Dadurch soll die aus den verschiedenen Körperregionen und Organen zusammenkommende Blutflüssigkeit mehr geeint, qualitativ ausgeglichen und homogener gemacht werden, um nachher desto leichter in den Lungen die gleichmäßige Veränderung erleiden zu können.

Durch ein gar einfaches Experiment aber kann man sich überzeugen, daß die den Tricuspidalklappen vorgeworfene Beschuldigung „sie schließen nicht vollständig," gänzlich ungegründet sey. Flüssigkeit, die man selbst mit bedeutender Kraft in einem ausgeschnittenen Herzen von der Höhle des rechten Ventrikels aus gegen sie emportreibt, bringt ihre völlige Schließung hervor, und nicht ein Tropfen regurgitirt in das Atrium. Bedenkt man hiebey, daß bey selbstständiger Kontraction des rechten Ventrikels während des Lebens sich auch noch die venöse Oeffnung überhaupt etwas verkleinere und die Klappenränder einander näher kommen, so begreift man daraus nur noch leichter ihre vollkommene Schließung. Daß sie schwächer sind als die venösen Klappen im linken Herzen, hat hieher keine Beziehung: sie sind schwächer, weil sie dem durch minder kräftige Kontractionen des rechten Ventrikels weiter getriebenen Blute auch geringeren Widerstand zu leisten brauchen als dieß in dem muskulöseren rechten Herzen der Fall ist.

Valentin hat zuerst nachgewiesen, daß die valvulae tricuspidales gänzlich schließen und keine Regurgitation erlauben: er ist auch der Ueberzeugung, daß selbst von dem rechten Atrium aus in die Hohlvenen keine Regurgitation statt finde. Nun aber

setzt ihn die Capacitätsverschiedenheit der beyden Herzkammern in Verlegenheit und er weiß nicht wohin mit der überflüssigen ½ Unze des rechten Herzens. Um sich zu helfen, gebraucht er die originelle Ausflucht: die Räumlichkeitsverhältniße der Ventrikel seyen im Leben wahrscheinlich andere, als nach dem Tode; der linke Ventrikel kontrahire sich mehr während der rechte, vermöge seiner geringeren Muskelmaße mehr erweitert bliebe. Im Leben aber könnten beyde Ventrikel gleich groß seyn.

Dieser Ansicht kann Ref. nicht beystimmen. Da unter allen Verhältnissen die Größendifferenzen beyder Höhlen ziemlich dieselben bleiben, da sonst an keinem Muskel ein so hartnäckiges Verharren in seiner Contraction nach der Todesstarre bemerkbar wird, selbst an dem rechten Herzen keine Spur derselben wahrzunehmen ist, da ferners bey allen Thieren mit doppeltem Herzen ähnliche Differenzen auftreten, dürfte obige Annahme schwerlich zu rechtfertigen seyn, zumal eine andere Erklärung die Größenverschiedenheit der Höhlen nicht nur erklärt, sondern auch sogar als nothwendig darstellt.

Wir sehen im Herzen nur wieder dasselbe Verhalten der rechten zur linken Hälfte auftreten, welche uns auch sonst im Leibe zwischen Venen und Arterien begegnet. Die Venen zusammen sind bedeutend voluminöser als die Arterien, deßwegen ist auch das Venenherz größer, als das arterielle. Die Ursache dieser Größenverschiedenheit aber hat seine einzige Ursache in der Verschiedenheit der beyden Blutsorten. Das Venenblut nämlich ist bedeutend voluminöser als das Arterienblut. Nach den meisten Beobachtungen sind die Blutkörner im Venenblute voluminöser als in Arterienblute. Ist der Größenunterschied auch nur sehr klein, so wird er bey einer ganzen Blutwelle, in welcher eine wahrhaft ungeheuer große Anzahl von Blutzellen vorhanden ist, immerhin schon bedeutend bemerkbar werden müssen. Die Blutkörner im Arterienblute sind compacter und etwas kleiner, daher eine gewisse Anzahl derselben ein geringeres Volumen einnehmen muß, als dieselbe Anzahl von venösen Blutkörnern. Die Veränderung der Blutkörner aus dem venösen Zustande in den arteriellen geht aber in den Lungen vor sich. Bey dem Respirationsprozesse dürfte aber auch noch

der Wasser- und Kohlensäure-Gehalt der exspirirten Luft in Betracht kommen: beyde müssen aus dem Venenblute ausgeschieden werden und durch ihr Entweichen das Volumen desselben bedeutend vermindern *). Demnach aber muß eine Blutwelle, welche aus dem rechten Ventrikel in die Lungen geht, voluminöser seyn, als wenn sie aus den Lungen wieder zurück zum linken Herzen strömt und bedarf daher auch im rechten Herzen mehr Raum als im linken. —

Ueber die Bedeutung der Blutkörner sind bisher die mannigfaltigsten und oft abentheuerlichsten Ansichten geäußert worden. Döllinger hielt sie für die Elementartheile der Gewebe, welche aus ihnen wie ein Haus aus Bausteinen zusammengesetzt würden. Seiner Meinung folgte anfänglich auch Schulze, später aber hielt dieser fleißige Forscher die Blutzellen für mit Luft gefüllte Bläschen, welche dem Blute als Respirationsorgane dienen. J. Müller sieht in ihnen zur Erregung der Nerventhätigkeit nothwendige Organe; Dutrochet hält sie für galvanische Plattenpaare; Reichert stellt sie als Träger des Nahrungsstoffes dar, Henle als schwimmende Drüsenkörner, Mayer hält sie für Thiere. Carus nennt sie die stetige, eigenthümliche innere Organisation des Blutes. Die übrigen Ansichten der Naturphilosophen übergehe ich, da sie uns nur einen hochtrabenden, gehaltlosen Wortschwall geben, ohne mit dem Gegenstande, über welchen sie sprechen, überhaupt näher bekannt zu seyn.

---

*) Liebig hat durch den Luftgehalt, der im Venenblut noch einmal so groß als im arteriellen seyn soll, der Räumlichkeitsverschiedenheit der Ventrikel zu erklären gesucht. Die Widersprüche dagegen sind aber sehr erheblich — S. R. Wagners Handwörterbuch Art. Blut und Valentins Physiol. Bd. 1.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Februar.
Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, vom 14. December 1844.

10) Hr. Prof. Erdl liest

„Ueber die Capacitäts-Verschiedenheit der Herzkammern und über die Bedeutung der Blutkörperchen."

(Schluß.)

Um über die Bedeutung der Blutzellen Aufschluß zu erhalten, muß man meiner Meinung nach, erst ihre auffallendsten Lebenserscheinungen gehörig ins Auge faßen. Als dünnhäutige Gebilde sehen wir an ihnen zunächst die Erscheinungen der Endosmose und Exosmose außerordentlich deutlich hervortreten. Allbekannt ist es, daß Blutzellen plötzlich aufquellen, wenn Wasser mit ihnen in Berührung kömmt und daß sie verschrumpfen und eckig werden, wenn die sie berührende Flüssigkeit dichter ist, und mehr feste Theile aufgelöst enthält, als die Flüssigkeit im Inneren der Blutzellen. Mit Blitzesschnelle geschieht ein Austausch der Wassermenge und, wie es scheint, auch der darin aufgelösten Bestandtheile zwischen der Flüssigkeit innerhalb und außerhalb der Blutzelle. So stellt sich ein Gleichgewicht beyder Flüssigkeiten her durch Vermittlung der äußeren Haut (Schale) der Blutzellen.

Diese Thätigkeit scheinen sie während des Lebens auch in ihrem Organismus zu üben und dadurch viel Antheil an der Erhaltung der normalen Blutmischung zu nehmen.

Die Chemie hat bereits klar genug nachgewiesen, daß zwar bey aller Verwandtschaft der einzelnen Organe in Beziehung auf ihre chemischen Elementartheile, dennoch viele und erhebliche qualitative Differenzen unter ihnen obwalten; jedenfalls aber sind die quantitativen Mischungsverhältniße oft außerordentlich verschieden. Ich erinnere nur an den Kalkerdegehalt verschiedner Organe. Ferners wissen wir, daß durch das Leben selbst jedes Organ sich abnützt, gleichsam verzehrt um für die weitere Lebensfähigkeit reproduzirt zu werden. Das Unbrauchbar gewordene aber verflüßiget sich und wird zum Theil von den lymphatischen, zum Theil von den venösen Gefäßen aufgesogen und in den Kreislauf zurückgeführt. Nehmen wir als Beyspiel irgend eine Knochenvene: diese wird aus Knochensubstanz, aus Periost und benachbarten Muskeln das unbrauchbar gewordene zurückführen. Da aber die Beschaffenheit der angeführten Theile differirt, wird auch die in die Gefäße aufgenommene Flüssigkeit von jedem Theile anders beschaffen seyn und in einer zurückführenden Vene würden dann nebst dem vom Reproductionsprozeße übrig gebliebenen Blute noch drey verschiedene Ströme von Flüssigkeit existiren. Diese würden sich aber entweder gar nicht, oder nur sehr unvollkommen mit einander mischen, weil wegen des gleichmäßigen, kontinuirlichen, raschen Weiterströmens der sehr dicklichen Flüssigkeit nach einer Richtung hin es zu ihrer Vermengung theils an Ruhe, theils an Kraft fehlt. Dadurch würde aber bald eine gewaltige Disharmonie im

Blute entstehen und ihre Homogeneität gienge verloren, verhinderten dieses nicht die Blutkörner. Vermöge ihrer ausgezeichneten endosmotischen und exosmotischen Eigenschaften wird die eben in ein venöses Gefäßchen eingesogene Flüssigkeit sich sogleich in Raport mit der in den Blutzellen vorhandenen setzen, sie tauschen gegenseitig ihre Dichtigkeit und ihre Bestandtheile aus und die Gleichförmigkeit der Blutflüssigkeit ist dadurch gesichert.

Daß die Blutzellen dieses Geschäft leicht vollbringen können ist ganz klar, da die Flüssigkeit in den Blutzellen ziemlich dieselbe ist wie die des Blutplasma's, da ferners vorzugsweise die Capillargefäße die verbrauchten Stoffe aus den Organen aufnehmen.

In den Capillaren liegen die Blutzellen nur in einer Reihe hinter einander und füllen den größten Theil des Gefäßlumens aus; deßwegen aber muß auch jedes Minimum von Plasma, das noch mit ihnen im Gefäße kreiset, mit ihnen in Berührung kommen und die oben angegebene Veränderung erleiden können. Auch in den größeren Venen ist die Masse der Blutkörner noch mit jedem Minimum des Plasma's in Berührung und kann dieselbe Wirkung äußern.

Es dürfte sich wohl von selber verstehen, daß auch in den Arterien den Blutzellen dieselbe Bedeutung zukomme. Da in den arteriellen Capillaren Behufs der Ernährung der Organe immer Stoffe aus den Gefäßen austreten müssen und zwar nach den verschiedenen Geweben auch verschieden beschaffene — müßte ohne Vermittlung der Blutzellen, die immer wieder eintretende Ausgleichung in dem noch im Lumen der Gefäße vorhandenen Plasma, schon in den arteriellen Capillaren Entmischung desselben veranlassen. Durch diese Vermittler aber bleibt die Blutmasse immer dieselbe für alle Theile, zu welchen überhaupt Blut strömt.

---

11) Hr. Akademiker A. Buchner berichtet über die folgende, von Hrn. Dr. L. A. Buchner jun. im pharmazeutisch-chemischen Laboratorium der königl. Universität vorgenommene Untersuchung:

„Ueber die Natur einiger Pflanzenstoffe.“

Es ist eine des Nachdenkens nicht unwürdige Frage, auf welche Art gewisse Stoffe, welche die Chemie aus den Pflanzen darzustellen gelehrt hat, in diesen enthalten sind, ob sie im unveränderten Zustande, so wie sie in den Vegetabilien gebildet worden, mit Hülfe chemischer Agentien daraus genommen werden können, oder ob sich dabey ihre Natur, ihre Mischung und Eigenschaften theilweise oder ganz verändert, d. h. ob sie bey der Ausziehung aus den Pflanzen in andere Produkte umgewandelt werden? Diese Frage ist mit jener über die Bildung der unmittelbaren Pflanzenstoffe in den Organen innig verknüpft, und die Beantwortung der ersteren muß der der zweyten nothwendig vorausgehen.

Wenn wir in wässerigen Pflanzenauszügen Stoffe von basischer Natur finden, welche im isolirten Zustande in Wasser unauflöslich sind, hingegen sich mit Säuren zu in Wasser löslichen Salzen verbinden können, so schließen wir aus diesen Eigenschaften wohl mit Recht, daß derartige Stoffe, wie z. B. das Chinin, Strychnin, ꝛc. in den Pflanzen selbst nicht im freyen Zustande vorhanden, sondern mit Säuren zu solchen in Wasser löslichen Salzen verbunden seyen.

Ebenso sind wir durch gewisse Erscheinungen zu dem Schlusse berechtiget, daß die vegetabilischen Säuren in den Pflanzen nicht im freyen Zustande, sondern theilweise oder ganz an Salzbasen gebunden vorkommen; wir nehmen an, daß die kohlensauren Salze, welche nach dem Verbrennen der Pflanzen in der Asche gefunden werden, in den Vegetabilien selbst Salze mit organischen Säuren gewesen seyen.

Ausser den Pflanzenbasen und vegetabilischen Säuren giebt es aber eine Menge von Stoffen, deren chemischer Charakter nicht so deutlich ausge-

drückt ist und uns über die Art ihres Vorhandenseyns in den Pflanzen in einigem Zweifel läßt. So sind aus mehreren, durch große medicinische Wirksamkeit ausgezeichneten Pflanzen Stoffe dargestellt worden, welche man für die wirksamen Bestandtheile dieser Vegetabilien hielt und deren Eigenschaften uns vermuthen lassen, daß sie nicht in derselben Form in den Pflanzen selbst vorkommen können, in welcher man sie daraus bekommt, denn solche Stoffe, wie z. B. das von Pagenstecher aus Linum catharticum dargestellte Linin, das Digitalin aus Digitalis purpurea, ꝛc. sind oft harzartige, in Wasser schwer- oder unlösliche Körper, während alle Erscheinungen dafür sprechen, daß sie als in Wasser lösliche Verbindungen in den Pflanzen sich befinden. Der aus diesen gepreßte wässerige Saft zeichnet sich durch eine außerordentliche Bitterkeit und Wirksamkeit aus, auch ist es leicht, den getrockneten Pflanzen alle ihre wirksamen Bestandtheile durch kaltes Wasser zu entziehen. Sind aber das Linin und Digitalin einmal von ihren natürlichen Verbindungen getrennt, so stellen sie, wie schon erwähnt, harzähnliche Körper dar, die sich in Wasser nicht mehr auflösen wollen und auch, wie es scheint, nicht mehr jenen starken bitteren Geschmak und jene ausgezeichnete Wirkung auf den thierischen Organismus besitzen, wodurch sie sich in ihren natürlichen Verbindungen ausgezeichnet haben.

Diese und andere Thatsachen beweisen also, daß die Pflanzenstoffe von den Chemikern nicht immer so erhalten werden, wie sie in den Vegetabilien vorhanden sind, und daß es weiterer Versuche bedarf, um zu entscheiden, welches die Stoffe seyen, durch deren Vermittlung solche an und für sich in Wasser unauflösliche Körper in den Pflanzensäften in Auflösung gehalten werden.

Einige Untersuchungen, welche in dieser Beziehung im pharmaceutisch-chemischen Laboratorium angefangen worden und gegenwärtig fortgesetzt werden, scheinen darzuthun, daß mehrere solche wirksame Pflanzenstoffe von mehr indifferenter chemischer Natur auf ähnliche Weise wie die stärkeren Pflanzensäuren mit Alkalien und alkalischen Erden zu in Wasser löslichen Verbindungen in den Pflanzen sich vereiniget finden, daß ihr Vorkommen von jenem der mineralischen Alkalien abhängig sey und daß sie sehr leicht aus diesen Verbindungen abgeschieden werden können, wenn ein wässriger oder alkoholisch wässeriger Pflanzenauszug mit einer Mineralsäure vermischt wird. In der That ist mir auf diesem Wege die Darstellung des Linins und Digitalins auf eine sehr befriedigende Weise gelungen; vermischt man nämlich die wässerigen, durch Aufkochen zuvor vom Albumin befreiten Auszüge von Linum catharticum und Digitalis purpurea mit einer hinreichenden Menge von Salzsäure oder Schwefelsäure, so entstehen Niederschläge, welche größtentheils aus den wirksamen Bestandtheilen bestehen, und woraus diese durch ein weiteres Verfahren im reinen Zustande dargestellt werden können.

Das Linin stellt einen amorphen, weissen, im Wasser kaum löslichen Körper dar, der sich in Aether, Alkohol und alkalischen Flüssigkeiten auflöst und aus diesen alkalischen Lösungen durch die meisten Säuren wieder ausgeschieden wird. In Essigsäure aber ist das Linin ebenfalls auflöslich. Das Linin besitzt an und für sich keinen starken bitteren Geschmak, allein seine Auflösungen schmecken sehr intensiv bitter.

Ueber die chemischen Eigenschaften des Digitalins herrschen sehr verschiedene, sich einander oft widersprechende Angaben. Das von mir auf die oben angegebene Weise dargestellte Digitalin ist eine harzartige Säure, welche einen höchst intensiven, widerlich bitteren Geschmack besitzt, in Wasser kaum löslich, aber löslich in Alkohol, Essigsäure und alkalischen Flüssigkeiten ist, und aus letzteren durch Mineralsäuren wieder präcipitirt wird.

Auch aus der Senegawurzel läßt sich auf solche Weise der darin enthaltene wirksame, kratzendschmeckende Stoff, die von Guevenne sogenannte Polygalasäure darstellen, da aber diese in reinem Wasser selbst auflöslich ist, so kann sie durch Säuren nur aus einem concentrirten wässerigen Auszuge präcipitirt werden; auch darf der erhaltene Niederschlag nicht zu lange mit Wasser ausgewaschen werden. —

Es ist bekannt, daß wenn ein concentriter wässriger Süßholzauszug mit einer Säure, z. B. mit Schwefelsäure oder Salzsäure vermischt wird, darin

ein Niederschlag entsteht. Man hat denselben bisher für eine Verbindung des Glycirrhizins mit der angewandten Säure gehalten und denselben zum Ausgangspunkt bey der Bereitung des reinen Glycirrhizins gewählt. Ich habe mich aber durch Versuche überzeugt, daß, wenn ein solcher Niederschlag mit Wasser gehörig ausgewaschen wird, wobey sich immer ein Theil des Glycirrhizins mit auflöst, der zurückbleibende Theil keine Spur von der hinzugesetzten Säure mehr enthält, ebenso wie die durch Säuren in Albumin- und Caseinlösungen entstehenden Niederschläge, welche man auch für Verbindungen mit Säuren angesehen, nichts als reines, durch die Säuren blos unauflöslich gewordenes Albumin oder Casein sind. Es gelingt sehr leicht, aus diesem Glycyrrhizin-Niederschlag das reine Glycirrhizin als eine eygelbe, amorphe Masse darzustellen, wenn man denselben nach den Trocknen in Alkohol auflöst, diese Auflösung mit Knochenkohle schüttelt und nach dem Filtriren zur Trockne verdampfen läßt.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Monaten Juni, Juli, August 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Das alte Eisenberg. Beyträge zur Zeit-, Orts- und Sittengeschichte der Stadt Eisenberg von K. Back. Eisenberg 1839. 8.

Codex juris saxonici privati oder Handbuch der gesammten, im Königreich Sachsen praktisch giltigen privatrechtlichen sächsischen Gesetze von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Jahres 1840 von Dr. Schaffrath. Altenburg 1840. 8.

Reisefrüchte gesammelt auf der Wanderung in einer Jacototschule von L. Lützelberger. Altenburg 1837. 8.

Chronik der herzogl. Residenzstadt Altenburg vom Jahre 1801 bis zum Jahre 1825 von A. F. K. Wagner. Altenburg 1827. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen, April, Mai, Juni 1844. Berlin 1844. 8.

Von der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammmten Naturwissenschaften in Bern:

Verhandlungen 1843. Mittheilungen Nro. 7 — 33. Lausanne, Bern 1843. 8.

Von der k. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen:

Naturvidenskabelige og Mathematiske Afhandlinger. Tiende Deel. Kjöbenhavn 1843. 4.

Oversigt det Forhandlinger i Aaret 1843. Kjöbnhavn 1844. 8.

Von der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen:

Jahresversammlung 1843. Kopenhagen 1843. 8.

Mémoires 1840 — 1843. Kopenh. 1843. 8.

Mémoire sur la découverte de l'Amerique au dixième siècle. Par Charles Chrétien Rafn. Kopenh. 1843. 8.

Von der Royal Society of London:

Proceedings. No. 57. 58. 1843. London 1843. 8.

Philosophical Transactions. Part I und II for the year 1843. London 1843. 44. 4.

Fellows of the Society. London 1843. 4.

Von der Société royale d'agriculture etc. de Lyon:

Annales des sciences physiques et naturelles d'agriculture et d'industrie. Tom. VI. Année 1843. Lyon, Paris. 8.

Vom Vereine für Naturkunde in Mannheim:

Zehnter Jahresbericht. Mannheim 1844. 8.

Von der Accademia di scienze, lettere et arti in Padova:

Relazioni delle memorie lette nell' J. R. Accademia di scienze etc. negli anni 1840 — 1841. Padova 1842. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 7.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Februar.
Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, vom 14. December 1844.

11) Hr. Akademiker A. Buchner berichtet über die folgende, von Hrn. Dr. L. A. Buchner jun. im pharmazeutisch-chemischen Laboratorium der k. Universität vorgenommene Untersuchung:

„Ueber die Natur einiger Pflanzenstoffe."

(Schluß.)

Bey meinen Versuchen über den wirksamen Stoff der Glycyrrhiza bin ich ferner zu der Erfahrung gelangt, daß das Glycyrrhizin, wenn es einmal isolirt ist, ebenso wie die vorhin angeführten Pflanzenstoffe, zum Theil mit veränderten Eigenschaften auftritt und daß namentlich sein Verhalten zum Alkohol, zur Essigsäure und selbst zum Wasser ein andres wird. Das isolirte Glycyrrhizin löst sich ungemein leicht, so zu sagen in jedem Verhältnisse in Alkohol auf; behandelt man aber mit dieser Flüssigkeit die getrocknete Süßholzwurzel oder ein mit Wasser dargestelltes Extract derselben, so gelingt es nur einen sehr geringen Theil Glycyrrhizins auszuziehen; der größte Theil desselben bleibt zurück und kann erst durch Wasser aufgelöst werden. Aus einem wässerigen, nicht zu verdünnten Süßholzauszuge kann das Glycyrrhizin durch Essigsäure präcipitirt werden, während diese Säure in einer wässerigen Auflösung des Glycyrrhizins, und wenn diese auch noch so concentrirt ist, durchaus keine Veränderung hervorbringt, und das durch andere Säuren ausgefällte Glycyrrhizin sogar wieder auflöst oder seine Präcipitation durch andere Säuren verhindert. Während endlich durch Wasser eine große Menge Glycyrrhizins in Vereinigung mit anderen Bestandtheilen aus der Wurzel ausgezogen wird, ist das reine Glycyrrhizin bey weitem nicht mehr so leicht in dieser Flüssigkeit und auf keinen Fall mehr in jener Wassermenge auflöslich, in der es zuvor im Süßholzauszuge aufgelöst war.

Wie sehr aber manche wirksame Pflanzenstoffe ihre Natur verändern, wenn sie von ihren natürlichen Verbindungen in den Pflanzen oder in den Auszügen derselben losgerissen werden, beweisen die Versuche, die von mir und Andern über den wirksamen Bestandtheil der Sennesblätter angestellt worden sind. So hat jüngst Karl Heerlein bewiesen, daß das aus diesen Blättern von Lassaigne und Feneulle dargestellte sogenannte Cathartin durchaus keine abführenden Eigenschaften besitzt. Ich habe das wirksame Princip der Sennesblätter auf ähnliche Weise darzustellen versucht wie das des Linum catharticum und der Digitalis purpurea, allein ich habe mich ebenfalls überzeugt, daß durch ein solches Verfahren die Verbindung, welcher die Blätter oder ein damit gemachter Aufguß die purgirende Eigenschaft verdanken, zerstört wird. Man erhält zwar auf Zusatz von verdünnter Schwefel-

säure oder Salzsäure zu einem wässerigen Senna-Auszug einen Niederschlag, welcher aus einem oder mehreren weiter zu studirenden harzartigen Körpern besteht, sich auch durch einen unangenehmen, kratzenden, den Sennesblättern eigenthümlichen Geschmack auszeichnet, der aber, selbst in größerer Dosis, keine bemerkbare Wirkung auf den menschlichen Organismus ausübt.

Ich habe gesagt, daß ich durch die Versuche, welche über die besprochenen Gegenstände theils von mir selbst, theils unter meinen Augen von den Herren Leuch aus Bern und Sandrock aus Berlin unternommen worden sind, zur Vermuthung geführt worden bin, daß einige wirksame Pflanzenstoffe, welche sich im freyen Zustande wie harzige, im Wasser unlösliche Körper verhalten, und aus den wässerigen Pflanzensubstanzen durch einige Säuren präcipitirt werden, durch Vermittlung von Alkalien, also als salzige Verbindungen in den Pflanzensäften aufgelöst seyn könnten. Diese Pflanzensäfte haben aber die Eigenschaft, das Lackmus zu röthen, weil sich darin auch eine vegetabilische Säure mit einer Basis zu einem sauren Salze verbunden befindet, welcher Umstand meiner Vermuthung entgegen zu seyn scheint. Indessen habe ich mich durch eigene Versuche überzeugt, daß die alkalischen Auflösungen dieser harzigen Stoffe mit mehreren vegetabilischen Säuren und ihren sauren Salzen vermischt werden können, ohne daß dadurch die aufgelösten Stoffe ausgeschieden werden, ja daß, wie bereits erwähnt, das Linin und Digitalin schon an und für sich in Essigsäure auflöslich sind. Wir haben übrigens mehrere Beyspiele, daß Salze mit sehr schwachen Säuren neben sauren Salzen mit viel stärkeren Säuren ohne Veränderung bestehen können. So sind im Harne die harnsauren Salze immer neben sauren phosphorsauren Salzen aufgelöst; bey einigen Krankheiten, bey Fiebern z. B., kann man die Ausscheidung einer großen Menge harnsauren Ammoniaks als kritisches Sediment aus einem sehr sauer reagirenden Harn beym Erkalten desselben beobachten. Wie dem auch seyn möge, so viel ist gewiß, daß die Auszüge, worin einige der vorhin erwähnten Stoffe enthalten sind, beym Verbrennen eine sehr alkalireiche Asche zurücklassen und daß die Anwendung

der Mineralsäuren zur Isolirung gewisser Pflanzenbestandtheile ein bequemes Mittel an die Hand giebt. Endlich darf aus den bereits angestellten Untersuchungen der Schluß gezogen werden, daß mehrere Pflanzenstoffe, wenn man sie zu isoliren versucht, ihre chemische Natur und damit auch ihre arzneyliche Wirksamkeit verändern.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, am 11. Jan. 1845.

1) Die von der American Academy of Arts and Sciences in Boston eingesendete Reihe ihrer Transactions (Vol. 1 — 6) wurde, unter Bezugnahme auf die letzten Briefe des Secretärs jener Akademie, Prof. Asa Gray, zur Vorlage gebracht.

2) Eine briefliche Mittheilung des Hrn. Grafen Jacq. Gråberg de Hemsö in Florenz, welcher der Akademie sein Tableau géographique et statistique du Maroc und seine Ultimi progressi della Geografia eingeschickt hat, so wie eine andere vom Directorio des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preuß. Staaten, welches das 35. Heft der jenseitigen Schriften einschickt — und ein Schreiben des D. Chassinat zu S. Germain en Laye bey Paris, welches dessen Schrift: Etudes sur la mortalité dans les bagnes et dans les maisons centrales de force et de correction de France de 1822 à 1837 begleitet, wurden verlesen.

3) Ebenso ein Brief des Hrn. Felippe Carresi, Secr. der physik. Classe der J. R. Accademia dei Fisiocritici zu Siena, welcher unter Anderm bemerkt, daß der zehnte Band der jenseitigen Schriften eine neue Reihe

beginnt, indem die früheren nicht mehr zu haben seyen.

4) Die Classe vernahm hierauf mehrere Berichte über eingesendete Schriften und wissenschaftliche Gutachten.

5) Dr. v. Martius legte die Liste von Beobachtungen über den Gang der Vegetation, welche während des abgewichenen Jahres in dem k. botanischen Garten waren angestellt worden, vor. Sie wird dem Hrn. Quetelet zu Brüssel zur weiteren Benützung in den von der dortigen Akademie herauszugebenden Observations sur les Phénomenes périodiques mitgetheilt werden.

---

6) Sofort trug Hr. Akademiker Dr. v. Martius folgenden Aufsatz über den Wachsthumsproceß der Palmen, besonders über den Faserverlauf im Palmenstamme vor, indem er ihn durch Vorzeigung von Palmenhölzern erläuterte.

Die mathematisch-physikalische Classe hat im Jahre 1843 eine schriftliche Mittheilung des auswärtigen Mitgliedes unserer Akademie, Hrn. Brisseau de Mirbel, entgegengenommen, worin er die allgemeinsten Resultate seiner Untersuchungen über die Entstehung und den Verlauf der Gefäßbündel im Palmenstamme niedergelegt hatte *). Bald darauf trug Hr. Mirbel seine Resultate auch der k. Akademie d. W. in Paris, (Comptes rendus 1843, p. 1214. Annales des Scienc. nat. Ser. 2. Vol. XX p. 5.) vor, wo sie Veranlassung zu lebhaften Reclamationen von Seiten des Hrn. Gaudichaud, (Comptes rend. a. a. O. S. 1379. Annal. des Scienc. nat. l. c. p. 32. p. 199. vergl. Link Jahrsbericht über physiol. Bot. 1842 u. 1843 S. 1.) gegeben haben, welcher in den von Hr. v. Mirbel entwickelten Ansichten einen directen Angriff auf sein System vom Wachsthume der Pflanzen gesehen hat.

*) Gelehrte Anzeigen 1843. Nr. 108. S. 865 flg.

Der seitdem mit Lebhaftigkeit fortgeführte wissenschaftliche Streit berührt die wichtigsten Kapitel der Pflanzen-Anatomie und Physiologie, und ist demnach wohl geeignet, die Aufmerksamkeit der Classe auf sich zu lenken. Ich beehre mich daher, der verehrlichen Classe eine Darstellung vom Wachsthum des Palmenstammes, wie sie aus meinen seit längerer Zeit fortgesetzten Arbeiten über dessen Organisation hervorgehen konnte, vorzulegen.

Ich habe bey dieser Darstellung zunächst die Arbeiten Mohls und Mirbels benützt; ausserdem aber standen mir auch mehrfältige phytotomische Untersuchungen, namentlich von dem unterirdischen, mit Scheidenblättern versehenen Trieb der Chamaedorea elatior, zur Seite, welche ganz vorzüglich dazu beygetragen haben, mich über die verwickelten Verhältnisse in der Entstehung und den Verlauf der Gefäßbündel aufzuklären.

Ich glaube mir sagen zu dürfen, daß die scheinbar so complicirten Acte dieses Wachsthums befriedigend aufgelöst und erklärt werden können, daß sich die diametral entgegenstehenden Ansichten von Mirbel und Gaudichaud, bis auf einen gewissen Grad beschränkt, mit einander in Harmonie setzen lassen, — und daß die Wahrheit zwischen diesen beyden Systemen in der Mitte liegt.

Von diesem Gesichtspunkte aus hoffe ich die Theilnahme der hochverehrlichen Classe für einen Gegenstand von so allgemeiner Wichtigkeit nicht ohne Erfolg in Anspruch zu nehmen.

Allgemeine Ansicht von dem Entwickelungsgange des aus dem Keime entwickelten, jugendlichen Palmenstammes.

Wenn der Keim einer Palme seine Entwicklung nach Oben beginnt, so steigt das junge Axengebilde cylindrisch oder in der Form eines umgekehrten Kegels in die Höhe, indem es die jungen Scheidenblätter der Plumula mit sich in die Höhe hebt, welche kegelförmig auf seinem Scheitel sitzen, und die darunter liegenden Anlagen künftiger Stengelglieder und künftiger Blätter beschützen. So ist denn die Entwickelung der Axe schon in ihrer ersten Periode im organischen, solidarischen Zusammenhange

mit der Entwickelung der Blätter. Die eine Entwickelung kann nicht ohne die andere gedacht werden, und es ist nothwendig, vorzugsweise diejenigen Veränderungen ins Auge zu fassen, welche im Scheitel des Aufwuchses, als am Heerde der Blattbildung vor sich gehen. Mirbel hat diesen Ort, welcher von deutschen Botanikern Knospenkern genannt wird, mit dem Namen Phyllophorum bezeichnet.

Die junge Pflanze nimmt in diesem ersten Stadium ihrer Entwickelung diejenige Dicke an, zu welcher sie prädisponirt ist: durch die ursprüngliche Größe des Keims, durch die Masse des vorhandenen bildungsfähigen (der Vergrößerung und Vermehrung fähigen) Parenchyms und durch die Zahl und Größe der in ihm ursprünglich erzeugten Gefäßbündel.

Da diese Gefäßbündel gleich denen aller Monocotyledonen nach Außen, d. h. gegen die Peripherie hin, abgeschlossen, daselbst des Zuwuchses unfähig sind, so kann die weitere Vergrößerung der jungen Pflanze nicht durch ein Ansetzen neuer Bildungen an der Peripherie jener Gefäßbündel vermittelt werden. Das Wachsthum erfolgt also durch Vergrößerung der bereits gebildeten Zellen und Gefäße und durch Erzeugung neuer Zellen und neuer Gefäßbündel zwischen den bereits vorhandenen.

Eine gewisse Zahl von neuen Gefäßbündeln ist bestimmt, in die nächst oberen (zuerst zu bildenden Blätter) überzugehen, eine andere Zahl ist für spätere, noch weiter oben an der Axe erscheinende Blätter bestimmt.

Der Entstehung dieser Gefäßbündel geht aber stets die von neuem Zellgewebe voraus, welches den Heerd für die Gefäßbildung darstellt, und zwar ist dieses Gewebe stets aus sehr feinen, langen, bündelförmig vereinigten Zellen zusammengesetzt. *)

*) Hugo Mohl hat (Struct. Palmar.) §§. 133. 134 auf das evidenteste nachgewiesen, daß sich schon in dem Embryo, bevor er gekeimt hat, zwischen der noch unentwickelten Knospe und dem Schnäbelchen ein Netz von Bündeln solcher zarten und langgestreckten Zellen bildet, und daß sich solches von hier aus auch weiter gegen den rückwärtsliegenden (posteriorem), d. h. gegen das Centrum des Samens hingerichteten Theil des Embryos erstrecken (S. Tab. morphol. O. fig. 1. h, fig. 13. i. fig. 8. c, fig. 9 b. fig. 10. b, fig. 12. b).

Er hat ferner nachgewiesen, daß in diesen Bündeln langgestreckter Zellen es ist, wo sich die ersten Gefäße (§. 136. Tab. P. fig. 4. g. g.) erzeugen. Dieses Netz also von Bündeln langgestreckter, nach und nach mit Gefässen zu versehender Zellen müssen wir als den wahren Heerd der Gefäßbündel-Erzeugung oder des ersten Holzwuchses an der Palme betrachten. Derselbe liegt nahe an der Peripherie innerhalb des Embryos herum, und seine Lage zu den übrigen Theilen verhält sich eben so wie die des unmittelbar unter der Rinde liegenden Strati fibrosi, in dem wir die untern Enden der Gefäßbündel des Stammes finden.

Die Erzeugung der Neubildungen von Zellen und Gefäßen ist immer am lebhaftesten gerade unter den Orten, wo neue Blätter entstehen sollen, in einer Schicht, welche einen stumpfen Kegel auf dem, ebenfalls stumpfkegelförmigen Scheitel des Stammes ausmacht oder (bey Phoenix dactylifera, nach Mirbel, und vielleicht auch bey vielen andern Palmen mit dichten Blattstellungen) sich leicht convex erhebt und im Scheitel selbst eingedrückt ist.

Auf der Spitze des Kegels, also im Centrum des ganzen Aufwuchses, ist der plastische Proceß stets am jüngsten, weiter auswärts ist er zu derselben Zeit schon mehr vorangeschritten, und gegen die äußerste Peripherie hin ist er, nachdem er sein organisches Product hergestellt hat, wieder im Verlöschen.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.
Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, am 11. Januar 1845.

Hr. Akademiker Dr. v. Martius trug folgenden Aufsatz über den Wachsthumsproceß der Palmen, besonders über den Faserverlauf im Palmenstamme vor, indem er ihn durch Vorzeigung von Palmenhölzern erläuterte.

(Fortsetzung.)

Die jüngsten Elementar-Organe, mehr von gelatinöser Beschaffenheit und getränkt von der größten Menge des bildungsfähigen Saftes, findet man also im Centro. Weiter nach Außen hin hat das Zellgewebe, wenn gleich sehr zart, doch schon zu bestimmten Formen ausgeprägt, in sich und seinen Intercellulargängen noch viel Saft. Gegen die Peripherie hin ist das Zellgewebe größer, derber, mehr verhärtet und saftloser. Je jünger das Gewebe, desto weniger deutlich ist in ihm die Anordnung, desto eher wird die relative Lage der einzelnen Bildungen noch verändert, desto leichter verschieben sich die Elementarorgane.

Die Gefäßbündel, welche in diesem jungen Gebilde entstehen, haben vom Anfange an eine Bestimmung zu gewissen Blättern, in deren Parenchym sie hineinwachsen sollen.

Da nun die junge Pflanze bereits in ihrer ersten Periode nach dem Keimen mit tutenförmigen, an der Peripherie der Axe hervorkommenden Scheidenblättern versehen ist und auch diese, wie alle spätern Blätter, ihre Gefäße von der Axe erhalten, so muß die erste, früheste Entwickelung von Gefäßen eine peripherische seyn; und diese Succession wird beybehalten, so lange überhaupt Blätter gebildet werden.

Wenn daher Moldenhawer und nach ihm v. Mohl gegen Desfontaines, Daubenton und De Candolle, ausgesprochen haben, daß die Gefäßbündel in der Peripherie der Axe anheben, daß also die Neubildung der Gefäße mehr oder weniger peripherisch, nicht central ist, so ist dieß ganz richtig.

Uebrigens befinden sich auf dem kegelförmigen Scheitel einer so jungen, nur mit einigen wenigen Tutenblättern versehenen Palme bereits die Anlagen zu neuen Gefäßbündeln, welche bestimmt sind, in die sofort (später) zu bildenden Blätter überzutreten. Sie sind zahlreich genug, um eine gewisse Anzahl von Blättern zu versorgen, aber nicht zahlreich genug, um allen Blättern zu genügen, die jemals an der Palme erscheinen werden.

Es ist daher nothwendig, daß nach einer gewissen Zeit Neubildungen eintreten, und diese kommen denn auch wirklich mit fortschreitendem Wachsthum fortwährend wieder hinzu.

Diese jungen Gefäßbündel erscheinen um so feiner und unentwickelter, je weiter sie nach Oben und Innen hin liegen, um so stärker, entwickelter, undurchsichtiger, je weiter sie nach Abwärts und Auswärts liegen.

Man findet diese ganz jungen Gefäßbündel durch den Scheitel des Aufwuchses in sehr verschiedenen Richtungen streichend; doch anfänglich immer so, daß sie mit ihrem obern Ende mehr oder minder convergiren, mit ihrem untern Ende der Peripherie näher liegen.

Die junge, eben aus dem Samen hervorgegangene Palme hat anfänglich noch kein deutlich in die Länge ausgebildetes Arenorgan. Mit Vermehrung des Zellgewebes und Verlängerung der Gefäßbündel tritt eine Dehnung und Verdickung der Axe ein, und im Gefolge derselben werden auch die auf ihrem Scheitel gebildeten Blätter in die Höhe und nach Außen getragen.

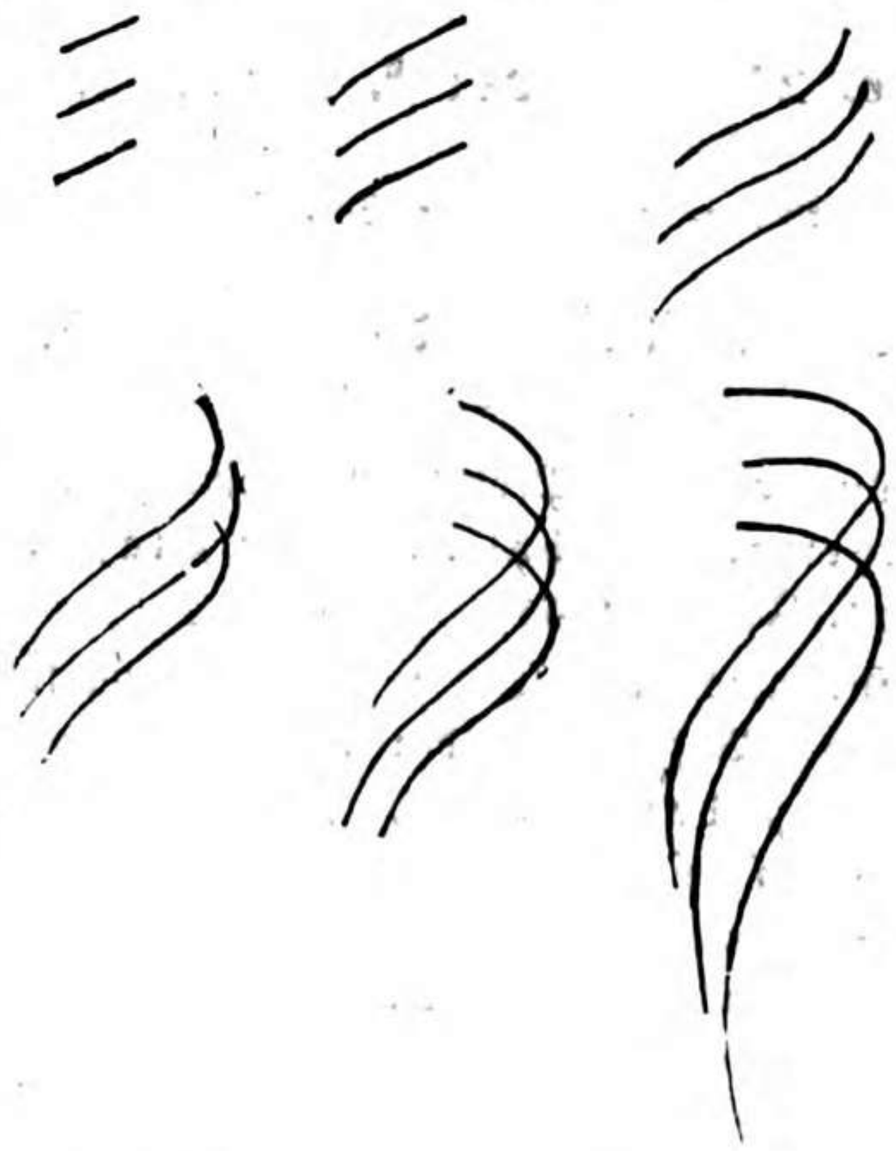
Die Gefäßbündel aber erhalten eine gedoppelte Bestimmung: ihr oberes Ende nämlich soll in die Blätter treten, ihr unteres Ende ist an die unter der Rinde liegende, der Gefäßbündelbildung vorausgehende Zone von zartem, langgestrecktem Zellgewebe gebunden, in welche jenes untere Ende gleichsam hineinwurzeln soll.

Da aber das Blatt, welches bey seiner Entstehung mitten im Centro der Knospe liegen mußte, von da allmählig noch Auswärts und Aufwärts geschoben wird, und da gleichzeitig der Stamm immer dicker und länger wird, so folgt, daß die beyden organischen Endpunkte des Gefäßbündels immer weiter von einander getragen werden, — daß sich also der Bündel in jeder Richtung ausdehnen muß. Es kann daher nicht von einem einseitigem Wachsthume nach Oben oder nach Unten die Rede seyn; vielmehr wächst jeder Gefäßbündel ebenso gut nach Unten als nach Oben.

Aus dieser Betrachtung von den Veränderungen, welche sich nach und nach mit den Neubildungen zutragen, läßt sich nun ferner ableiten, daß die ursprünglich einfache (wie erwähnt schräg von Außen nach Innen gehende) Richtung des Gefäßbündels nicht beybehalten werden kann.

Es muß vielmehr sein oberer Theil, welcher an das Blatt tritt, in demselben Verhältnisse als dieses sich weiter von dem Orte seiner Entstehung entfernt, in einen Bogen auswachsen, dessen Convexität nach Oben liegt; und das untere Ende des Gefäßbündels muß sich von demjenigen Punkte aus, wo er sich bogenförmig nach Außen und Oben wendet, immer weiter nach Außen und Unten entfernen, je dicker und länger der Stamm wird.

Angenommen daß drey Gefäßbündel, welche über einander liegen, sich in dieser Art entwickeln, so werden sie nach und nach etwa die hier bildlich angedeuteten Veränderungen erleiden.



Aus diesen Veränderungen im Entwicklungsgange geht nun ferner hervor, daß Gefäßbündel, deren erste Anlage in einer frühern Periode ganz nahe am Centro des Phyllophors lag, bey fortschreitendem Wachsthum eine ihrer ursprünglichen relativen Stelle entsprechende Lage beybehalten und einen gewissen Ort der verlängerten und verdickten Axe einnehmen, — insbesondere aber, daß sie außerhalb der später zu bildenden zu liegen kommen müssen. So erklärt sich denn die fortwährende Anlagerung der neugebildeten Bündel in einer peripherischen, unter der Rinde liegenden Zone des sich mehr und mehr verdickenden und verlängernden Stammes.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß ein solcher Gang der Entwickelung mit einer fortwährenden Ortsveränderung der jugendlichen Elementar-

Organe verbunden seyn muß. Mirbel vergleicht diese Bewegung einem Wirbel, der die Neubildungen ohne Unterlaß von dem Centrum nach der Peripherie hintreibt.

Es wird diese Bewegung von dem, jedem lebenden Gewächse innewohnenden Bildungstriebe (nisus formativus) nach einer vorhinein bestimmten Gesetzmäßigkeit begonnen und durchgeführt, und sie ist sicherlich so mannigfaltig, so complicirt in ihrer Richtung von den verschiedensten nach den verschiedensten Punkten, daß, könnten wir sie in ihrer Totalität auf einmal sinnlich wahrnehmen, wir keinen Anstand nehmen würden zu erklären, daß hier die kunstreichste aller Maschinen arbeitet.

Wir wollen nun die ursprüngliche Richtung eines gegebenen im Knospenkern neu gebildeten Gefäßbündels für sich allein ins Auge fassen. Alle liegen, wie öfters erwähnt, hier schräg im Zellgewebe eingebettet; jeder aber hat eine andere Bestimmung zu diesem oder jenem Blatte. Wir müssen annehmen, daß irgend einer aus der Gesammtzahl für ein gegebenes Blatt der erste, früheste seyn müsse. Mirbel hat ihn mit dem Namen des Vorläufers (fibre précurseur) bezeichnet. Wenn wir irgend einen Längendurchschnitt einer Palmenknospe betrachten, so zeigt sich eine Menge junger Gefäßbündel in verschiedenen Richtungen; derjenige unter ihnen nun, welcher zu dem relativ jüngsten Blatte, und zwar der erste von allen treten soll, wäre der vorlaufende Gefäßbündel dieses gegebenen Blattes. Wie ein solcher Bündel im concreten Falle von andern, an Größe gleichen, an Richtung ähnlichen zu unterscheiden wäre, wenn wir nicht wirklich seinen Eintritt in das, bisher gefäßlose Blatt wahrnehmen können: dieß bleibt freylich schwer zu sagen. Allerdings aber können wir uns in abstracto denken, daß jedes Blatt einen Hauptgefäßbündel zuerst, vor allen andern empfangen müsse; und es liegt nahe anzunehmen, daß dieser Gefäßbündel derjenige sey, welcher in den Blattstiel treten und das Hauptgerüste desselben herstellen soll.

Eine solche Vorstellung von einem ersten und hauptsächlichsten Gefäßbündel müssen wir insbesondere festhalten, wenn wir uns ein deutliches Bild von dem ganzen, stets mehr oder minder complexen

Hergange des Wachsthums entwerfen wollen. Es versteht sich aber wohl von selbst, daß auch die übrigen Gefäßbündel, welche rechts und links von dem Blattstiele in die Scheide des Blattes treten, in ihrer Entstehung und in ihrem Verlaufe mit dem Hauptgefäßbündel, der in die Blattmediane gehend gedacht wird, mehr oder weniger zusammentreffen müssen, daß sie also rücksichtlich der Zeit und des Ortes eine gewisse organische Abhängigkeit und Beziehung zu dem Blatte beybehalten, organisch an dasselbe gebunden sind.

Sehen wir nun ab von der ursprünglichen Bestimmung, wohin irgend ein gegebener Gefäßbündel gehen soll, und vergleichen wir die anatomische Zusammensetzung von verschiedenen Bündeln ungleichen Alters, so werden wir auf einem andern Wege zu demselben, schon oben gewonnenen Resultate kommen, daß der Gefäßbündel an jedem Ende wachse. Wir finden nämlich, daß die jungen Bündel lediglich aus langen, dünnwandigen Zellen und einfachen Spiralgefässen bestehen, daß aber dagegen alte, ausgewachsene Bündel in ihrem Gesammtverlaufe nicht eine und dieselbe Zusammensetzung haben. Ihr unterster, äußerst dünn fadenförmiger Theil besteht lediglich aus Prosenchymzellen. Weiter von da nach Oben und Innen im Stamme besteht der Bündel aus einer größeren Menge Prosenchymzellen auf seiner äußeren (der Peripherie zugekehrten) Seite, und innerhalb dieser Prosenchym-Schichte oder von ihr aus dem Centro näher liegen die durch ihren Gehalt eines körnerführenden Saftes ausgezeichneten Vasa propria, zwischen ihnen aber und noch weiter gegen das Centrum hin findet sich der Holzkörper des Bündels, welcher aus porösen, nicht aber aus einfachen Spiral-Gefässen, besteht. Noch weiter innerhalb des Stammes, in dem weichen, markreichen Centro desselben, findet man den Antheil an Prosenchymzellen ab-, dagegen jenen an porösen Gefässen zunehmend, und überdieß Spiral- und Ringgefässe beygesellt. Da aber, wo der Gefäßbündel sich dem Blatte nähert, um in dasselbe einzutreten, theilt er sich in mehrere kleine Bündel.

Aus dieser, den Worten Mohl's (p. XLVI) entnommenen Darstellung ergiebt sich, daß der Gefäßbündel während seines Wachsthums an jedem Orte aus seiner ursprünglichen anatomischen Zusam-

mensetzung in eine andere übergeht, daß er also überall wächst, sich demnach innerhalb seines Gesammtverlaufs nicht einseitig verlängert, sondern mit dem nach Oben gerichteten Ende aufwärts, mit dem nach Unten gerichteten abwärts. So erklärt sich denn auch die große Länge der Gefäßbündel (sie messen oft mehrere Fuß), weil jeder von ihnen sich zwischen zwey Punkten ausspannen muß, die organisch immer weiter aus einander getragen werden: die Basis des Blattes und die Zone von Zellen unter der Rinde, worin sich sein unteres Ende verliert.

Werfen wir nun einen Blick auf die Zahl der Gefäßbündel.

Bey der Beobachtung des Durchschnitts einer jungen Pflanze, welche nur wenige Blätter entfaltet hat, kommt es uns vor, als sey ein Uebergewicht von Gefäßbündeln vorhanden, welche nicht in die Blätter zu gehen, sondern lediglich und unmittelbar den Stamm zu vergrößern bestimmt seyen. Der Stamm zeigt hier ein größeres Volumen, als er haben könnte, besäße er lediglich jene Anzahl von Gefäßbündeln, welche zu den bereits vorhandenen Blättern gehen.

Jene Fasern also, welche hier dem Stamm seine Dicke verleihen, sind als Vorbereitungsorgane für künftig zu entwickelnde Blätter zu betrachten. Denn daß es auch eine successive Vergrößerung der Masse des Axengebildes gäbe ohne Beziehung auf die appendiculären Organe, daß es im Stamme Faserbündeln gäbe, welche ausschließlich zur Vermehrung seiner Dicke und Länge dienen sollen, ohne jemals zu den Blättern beyzutragen, ist schwerlich anders als mit sehr großen Einschränkungen (nach Mohl's Meinung gar nicht) anzunehmen.

Mirbel hat durch ein einfaches Multiplicationsexempel nachgewiesen, daß der Stamm der Dattelpalme, welcher bekanntlich cylindrisch ist, diese Form nicht haben könnte, daß er vielmehr nach Unten eine enorme kegelförmige Verdickung annehmen müßte, wenn die Fasern, welche aus dem Stamme in die Blätter übergehen, in dem Gesammtverlaufe des Stammes von allen Blättern kämen. Ich glaube, daß selbst bey der Annahme, daß die Fasern sich nach Unten bis auf ein Minimum des Durchmessers zusammenzögen, das Hauptresultat dieser Rechnung dennoch richtig bleiben wird. Und so wie bey der Dattelpalme, welche eine sehr dichtgedrängte Blattstellung hat und also eine große Zahl von Blättern (Mirbel rechnet bey einer Länge von 18,60 Meter 6268 Blätter) entfaltet, wird es bey allen jenen Palmen der Fall seyn, welche in ähnlicher Weise dichtgedrängte Blätter tragen.

Wo aber die Zahl der Blätter verhältnißmäßig geringe ist, da sind auch die Internodien länger, und indem die Fasern einen ununterbrochenen Verlauf durch mehrere Internodien hindurch machen, verleihen sie dem Stamm diejenige Stärke, welche er sonst vermöge der geringern Zahl von Blättern nicht erreichen könnte. Meine Beobachtungen haben mich aber belehrt, daß in dem letzteren Falle die Fasern nicht bloß alle Internodien derjenigen Blätter, welche zu einer und derselben Blattperiode (Strophe) gehören, durchlaufen, sondern mehrere. Und ich möchte im Allgemeinen annehmen, daß je dichter und vielgliedriger die Blattstellung, um desto kürzer, je lockerer und weniggliedrig sie ist, desto länger sind im Verhältniß die Internodien, und bey gleicher Dicke des Stammes die Fasern.

Aus dieser Erörterung glaube ich den Satz definitiv ableiten zu müssen, welcher von Wichtigkeit für die ganze Lehre von der Entwicklung des Palmenstammes ist: daß es in demselben nicht mehr Gefäßbündel giebt, als wirklich bereits effective in Blätter getreten sind, oder doch die Bestimmung haben, künftig noch in sie zu treten.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.
Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, am 11. Januar 1845.

Hr. Akademiker Dr. v. Martius trug folgenden Aufsatz über den Wachsthumsproceß der Palmen, besonders über den Faserverlauf im Palmenstamme vor, indem er ihn durch Vorzeigung von Palmenhölzern erläuterte.

(Fortsetzung.)

Weil aber, wie wir bereits gesehen, die jüngsten Blattanlagen im Centrum des Stammes liegen, — weil die Gefäßbündel, welche mit ihrem oberen, weicheren Ende in die Blätter treten sollen, schräg von der Peripherie nach dem Mittelpunkte hin gerichtet sind, die unteren, härteren Enden der Gefäßbündel aber, vermöge der stetig und ohne Unterlaß eintretenden Verdickung und Verlängerung, innerhalb der Peripherie, ober- und außerhalb der bereits gebildeten zu liegen kommen — so ist es nothwendig, daß der Stamm bey stets zunehmendem Druck und Gegendruck dieser unteren, peripherischen Antheile der Fasern in seinem Umkreise immer härter werde. Dieses mechanische Moment des Druckes ist übrigens ohne Zweifel nicht die einzige Ursache der festeren Beschaffenheit der einzelnen Gefäßbündel an ihrem unteren Ende. Es scheinen vielmehr zumal die geringere Größe der Zellen und Gefässe, die dickere Beschaffenheit ihrer Wandungen und die relativ geringere Quantität von Parenchym zwischen den Fasern Ursache der größeren Festigkeit zu seyn. So hat denn auch sogar ein ganz junger Palmenstamm, bevor er noch eine beträchtliche Menge Blätter gebildet, eine ziemlich harte und holzige Peripherie gewonnen.

Diese erhärtete Peripherie giebt denn nach und nach, sobald sie die specifische Größe erreicht hat, auch die Gränze ab, innerhalb oder respective oberhalb welcher noch Neubildungen in der bereits angegebenen Weise entstehen. So vermehrt sich denn der Palmenstamm durch Erzeugung neuer Zellen und Gefäßbündel im Innern wie am Umfange und durch Verhärtung der ältern an dem Umkreise.

Fortwährend bleibt die Masse des neugebildeten Zellgewebes und die Zahl der neu gebildeten Gefäßbündel in geradem Verhältnisse zur Ausbildung der schon vorhandenen und zur Erzeugung neuer Blätter.

Die Erzeugung von Gefäßbündeln ist demnach eben so lange im Zunehmen, als es die Blattbildung selbst ist. Es beginnt aber diese bekanntlich an der ganz jungen Palme mit einigen wenigen Scheidenblättern, geht dann zu einer gewissen Zahl vollkommen ausgebildeter Blätter fort, und bey Abnahme der Lebensthätigkeit des Baumes auf geringere Zahlen zurück.

Somit ist also die materielle Vergrößerung der perennirenden Are fortwährend und ohne Absatz in genetischer Beziehung zu der Erzeugung jener appendicularen Organe, welche der Pflanze nur transitorisch angehören, und nach einer gewissen Periode von ihr wieder abgeworfen werden.

Die gesammte äußere Gestalt der Palme ist

das gemeinsame äußere Product der Vermehrung des Axengebildes, wie der an diesem erscheinenden Blätter, welche als Vermittler des Athmungs- und des davon abhängigen Ernährungsprocesses solidarisch in das Axenleben verschlungen sind. Diese große Gegenseitigkeit wird namentlich daran erkannt, daß der Palmenstamm, welchem man seine Krone genommen hat, fast in allen Fällen alsbald abstirbt.

Von diesem Standpunkte kann es denn auch nicht zweifelhaft seyn, daß die Gefäßbündel, welche aus dem Stamm in die Blätter übergehen, von der größten Bedeutung für das plastische Leben der Palme sind, und daß man allerdings sagen kann: sie bauen das Grundgerüste der Palme auf.

Genauere Betrachtung des Verlaufs der Gefäßbündel.

Es kommt nun zunächst darauf an,

1) wie die Gefäßbündel geordnet sind;
2) welchen Weg sie in ihrem ganzen Verlaufe einhalten.

Aus diesen beyden Verhältnissen geht die ganze Architektonik des Gefäßbündel-Skelets einer jeden Palme hervor.

Ad 1. Diejenigen Gefäßbündel, welche in ein und dasselbe Blatt treten, entstehen nicht gleichzeitig, ein Verhältniß, das seinen Grund in der Art der Erzeugung der Blätter hat. Es entstehen aber die Blätter auf der zarten, fast durchsichtigen und feuchten Zellschicht der Axe, indem sich an einem gewissen Punkte eine aus ähnlichen Zellen bestehende Falte erhebt. Diese Falte zieht sich nach Unten, da wo sich später der Blattstiel bildet, zusammen, nach Oben aber breitet sie sich mehr und mehr aus und nimmt die Form einer Kapuze oder eines Löffels an, dessen Concavität nach dem Centro der Axe hingerichtet ist. Dieß ist die Anlage der Lamina, welche erst in einem spätern Stadio durch Quertheilung in die Fibern übergeht. Die Scheide ist in dieser Periode noch nicht vorhanden. Sie wächst erst später als ein zelliger, ringförmiger Wulst von Unten herauf, um sich mit dem Blattstiele zu verschmelzen *).

*) Mirbel schildert die Entstehung etwas verschieden. Nach ihm hebt sich das junge Blatt als eine kegelförmige, bloß aus Zellgewebe bestehende Blase aus dem bildungsfähigen Gewebe hervor. Bald trennt sich dieser zellige Kegel in dem größten Theile seiner Basis von der Axe ab, und bleibt nur an einer Seite, da wo sich später der Blattstiel entwickelt, mit ihr in Verbindung. Das junge Blatt gestaltet sich nun kapuzen- oder löffelförmig u. s. w. Die Scheide läßt Hr. Mirbel aus der Narbe, welche durch die Losreißung der blasenförmigen Erhebung über das Phyllophor gebildet worden ist, hervorwachsen. So viel scheint mir gewiß, daß sie sich erst später mit dem jungen Blattstiel verschmilzt, und daß sie nicht gleichzeitig und gleichmäßig auf beyden Seiten desselben, sondern auf der einen Seite früher und schneller heranwächst, als auf der andern.

Aus dieser Geschichte der Blattentwicklug müssen wir folgern, daß die Gefäßbündel, welche in das Blatt bey dessen fortschreitender Entfaltung einzutreten bestimmt sind, wenn auch nicht in regelmäßigen Perioden, so doch wenigstens relativ auf einander zu verschiedener Zeit hineinwachsen: am frühesten jene, welche in den Blattstiel gehen sollen, — darauf jene, welche in die stärkere (ältere), und endlich die, welche in die schwächere (jüngere) Seite der Scheide zu gelangen haben *).

*) Mohl äußert sich hierüber brieflich folgendermassen: „Die Gefäßbündel eines Blattes entstehen gewiß nach einander; ich zweifle aber, ob in gewissen Perioden. Diejenigen Gefäßbündel, welche entstehen, so lange das Blatt noch im Centro der Knospe steht, haben später ihren Umbiegungspunkt (den Punkt, von wo aus ihr oberer Theil ablenkt, um nach Außen in das Blatt zu treten) im Centro des Stammes; die, welche später entstehen, haben ihn an der Stelle, an welcher sich das Blatt auf seinem Wege von Innen nach Außen befand, als sie sich bildeten; die zuletzt entstehenden Gefäßbündel (hier sind wohl diejenigen gemeint, von welchen Mohl in § 59. seiner Anatomie handelt), endlich verlaufen gerade unter der Rinde. Ob nun bey den Palmen eine bestimmte Regel darin statt findet, daß die Gefäßbündel des Blattstieles am weitesten in den Stamm eintreten, somit die ältesten sind, weiß ich nicht, glaube aber kaum, daß wenn es auch die Regel ist, es durchaus stattfindet, wenigstens bemerkt man schon bey sehr jungen Blättchen in der Vagina Andeutungen von Gefäßbündeln.“ — Zu dieser ebenso scharfsinnigen als vorsichtigen Bemerkung füge ich nur hinzu, daß

Die für den Blattstiel bestimmten mögen wir füglich nicht bloß als die ältesten, sondern auch, so fern sie die meisten Hülfsfasern auf ihrem Wege nach dem Blatt an sich nehmen, als die stärksten betrachten. Der Unterschied zwischen den in der Mediane des Blattes liegenden und den seitlichen Faserbündeln tritt vorzüglich deutlich da hervor, wo das Blatt einen dünnen, flachen Scheidentheil besitzt, wie z. B. bey Chamaedorea, Desmoncus; dagegen sind sich die Gefäßbündel in den verschiedenen Theilen einer Scheide an Dicke und Perennität fast gleich, wenn die Scheide nicht bloß in ihrer Mediane, sondern im größern Theile ihres Umkreises dick und holzig wird, wie z. B. bey Elaeis und Attalea.

Die Totalität aller in ein Blatt tretenden Gefäßbündel stellt gewissermassen einen nach Oben offenen Trichter dar. Wir können aber für unsere Betrachtung von diesen zahlreichen Bündeln Umgang nehmen, und für jedes einzelne Blatt denjenigen, welcher in dessen Mitte tritt, als den wesentlichsten, sonach die Gesammtheit aller dieser, in die Mediane der Blätter streichenden Gefäßbündel als die Cardinalpunkte in dem gesammten architektonischen Gebäude eines Palmenstammes ansehen. Offenbar ist es nun, daß so wie diese Gefäßbündel der Medianen eine regelmäßige geometrische Beziehung zu dem Stamme haben, auch die Orte im Knospenkerne, wo sie sich bilden, zu der Stellung der Blätter in bestimmter Beziehung stehen müssen. Die Punkte, wo diese Gefäßbündel entstehen, sind die verborgenen, gleichsam in das junge Zellgewebe des Knospenkernes eingegrabenen Heerde, aus welchen die Holzkörper der Blätter hervorbrechen müssen. Man kann daher sagen, daß der Scheitel der Palme den ganzen Entwurf ihrer künftigen Blattstellungen, daß er die Gesetze ihrer ganzen Architektonik verkörpert in sich trage. Keineswegs aber darf man sich diese Entwürfe als in dem bildungsfähigen Scheitel des Stammes eingezeichnete Grundrisse von derjenigen Blattstellung denken, welche die Palme befolgt. Man müßte sie sich vielmehr unter dem Bilde successive entstehender, von Innen nach Außen bewegter, und deßhalb verschobener Diagramme vorstellen. Wie wir nämlich bereits gesehen haben, empfängt ein und dasselbe Blatt seine Gefässe nicht zu derselben Zeit; und da es in einer beständigen Wanderung vom Centro nach der Peripherie hin begriffen ist, so empfängt es sie auch nicht in einer und derselben Lage, oder an einem und demselben Orte. Die Heerde, wo die Gefässe für jedes einzelne Blatt gebildet werden, liegen demnach auch nicht gleichweit vom Centro entfernt; vielmehr müssen jene, welche als die ersten in ein Blatt treten, am nächsten, jene welche die letzten eintreten, am weitesten entfernt vom Centro sich bilden.

Uebrigens muß hier, abgesehen von der organischen Fluctuation, worin sich die neugebildeten Entwürfe fortwährend befinden, auch noch erwogen werden, daß innerhalb gewisser Gränzen ohne Zweifel auch noch eine solche Unbestimmtheit der Bewegung waltet, vermöge welcher zwar für jedes Blatt eine beyläufige gewisse Zahl von Gefäßbündeln nothwendig, aber der absolute Ort ihrer Erzeugung, und wo sie in dieses oder jenes Blatt treten, den individuellen Umständen und Verhältnissen überlassen ist. Durch diese Bemerkung möchte ich mich gegen die Deutung meiner Darstellung verwahren, als wenn ich jenes Pythagoräische: Deus geometrizans naturam creavit, auf jeden einzelnen Gefäßbündel ausdehnen wollte.

Endlich muß ich hiebey auch noch daran erinnern, daß ein und dasselbe Individuum nicht immer ein und dasselbe System der Blattstellung beybehält, sondern solches nach Alter, Oertlichkeit und andern Einflüssen verändert. Anfänglich ist das System gemeiniglich ein einfaches, nur aus wenigen Gliedern bestehendes; nach und nach mehrt sich die Zahl der Glieder, und die Blattstellung complicirt sich. Die jüngsten Blätter bey einer Phoenix dac-

---

ich allerdings keine directen Beweise führen kann, die jungen Blätter erhielten ihre Gefäßbündel stets zuerst in dem Blattstiel. Man darf aber nur den Horizontaldurchschnitt der Knospe von Euterpe oleracea (welchen ich an Ort und Stelle gezeichnet habe und dessen Richtigkeit auf einen gewissen Grad ich verbürge) betrachten, Tab. 30, fig. XX, XXI u. XXIV, um sich zu überzeugen, daß das junge, scheidenförmig umfassende Blatt auf der Einen Seite vielmehr dicker, stärker und gefäßreicher ist als auf der andern, und daß gemäß allen Analogien vom Wachsthum dieser dickere Antheil auch am frühesten seine Gefässe empfangen müsse.

tylifera stehen in der $\frac{2}{3}$ Stellung, dann in $\frac{3}{5}$, dann in $\frac{5}{13}$ und noch später in $\frac{8}{21}$. Es werden also gleichsam stets neue Glieder, mit geringeren Divergenzen, zwischen die schon bestehenden eingeschaltet; und es ist natürlich, daß dieser reicheren Complication in den äußeren Organen des Baues auch eine größere Entwicklung in der Zahl und gegenseitigen Verbindung der Elementarorgane zur Seite steht.

Gegenseitiges Ortsverhältniß der Gefäßbündel im wachsenden Stamme.

Die ersten vollständigen, d. h. mit einer Lamina versehenen Blätter entstehen nun nicht eher, als bis der junge Stamm an seinem oberen Ende eine solche Zunahme von organischen Elementen erfahren, daß er hier breiter geworden ist, als die Basis seiner ersten Scheidenblätter war, d. h. nicht eher, als bis sich neue Gefäßbündel außerhalb jener Anlagen der ersten Blätter gebildet haben. Mit dieser Entstehung der ersten Gefäßbündel außerhalb des Kreises der ersten Blätter ist nun, wie bereits erwähnt worden, ein bestimmtes gegenseitiges Ortsverhältniß zwischen allen Gefäßbündeln gegeben, welche überhaupt an dem Axenkörper hinführo entstehen und zwischen denjenigen unter ihnen, welche in die zunächst untersten Blätter einzutreten haben. Die Heerde für die letzteren entspringen stets wieder außerhalb desjenigen Punktes, wo die Gefäßbündel für die bereits gebildeten Blätter liegen, aus dem sich mehr und mehr verdickenden Aufwuchse außerhalb des Mittelpunktes, wo die Blätter selbst entstehen, für welche sie bestimmt sind, und darum steigen sie, um zu diesen zu gelangen, schräg nach Innen auf.

Ad 2. Gesammtverlauf der Gefäßbündel.

Wir müssen nun den Weg, welchen die Fasern auf ihrem Gesammtverlaufe einhalten, genauer ins Auge fassen.

Es ist unmöglich, einen Gefäßbündel in seiner ganzen Entwicklungsperiode zu verfolgen. Wollen wir daher wissen, wie und wo er sich von seinem ersten Entwurfe aus entwickelt, so können wir nichts anderes thun, als den frühesten Zustand eines (jungen) Gefäßbündels, wie er sich im Knospenkerne zeigt, mit dem Zustande eines ganz alten im Stamm zu vergleichen und zu erörtern: wie letzterer zu seiner Lage und Beschaffenheit kommen konnte.

Es sind bey einer solchen Erörterung vorzüglich zwey Punkte ins Auge zu fassen: a) der Ort oder die Lage des Gefäßbündels, seine Erstreckung oder Länge, — und b) seine anatomische Beschaffenheit und Zusammensetzung.

Ad a) Der junge, eben erst erzeugte Gefäßbündel ist ganz kurz, und liegt im obersten, bildungsfähigen, jungen Scheitel des Stammes, anfänglich noch ohne Berührung mit dem Blatt. Er zeigt in diesem Stadio nur Eine, schräg aufwärts durch den Stamm gehende Richtung. Je jünger, desto näher liegt er am Centro. Der ältere Gefäßbündel hat diese, seine ursprünglich einfache Richtung aufgegeben; er hat mit seinem oberen Ende eine bogenförmige Ausbiegung nach Außen vorgenommen, um in das Blatt überzutreten.

Je weiter das Blatt aus dem Centrum in die Peripherie hinausrückt, um so mehr hat sich der Gefäßbündel von seinem Umbiegungsorte aus nach Außen und Oben verlängert, und um so weniger gekrümmt dagegen um so mehr einer Horizontallinie sich nähernd ist der Kreisbogen, den er in dieser obersten Strecke beschreibt. In demselben Verhältnisse aber, als er bis zu der weit entfernten Peripherie hindurchbricht, läßt er sich auch auf seinem Verlaufe nach Unten im Stamme weiter abwärts verfolgen, und so finden wir, daß er bey einer sehr beträchtlichen Länge durch mehrere Internodien, welche sich während seiner Ausbildung dargestellt haben, bis zu der peripherischen Schicht unter der Rinde herabreicht, wo er unter der Form eines ungemein feinen (lediglich aus Prosenchymzellen bestehenden) Fadens endiget.

Betrachten wir nun den Gesammtverlauf eines solchen vollkommen ausgewachsenen Gefäßbündels von seiner Insertion in das Blatt bis zu seinem untern Ende unterhalb der Rinde, so finden wir, daß hier zwey Hauptverschiedenheiten statt finden. Entweder nämlich liegt der Gefäßbündel in seinem ganzen Verlaufe auf derselben Seite des Stammes, auf welcher er auch in das Blatt übertritt; oder sein unteres Ende liegt seinem oberen Austrittsende e diametro schräg entgegen, und er streicht also durch den ganzen Stamm quer hindurch.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 10.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Februar.
Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, am 11. Januar 1844.

Hr. Akademiker Dr. v. Martius trug folgenden Aufsatz über den Wachsthumsproceß der Palmen, besonders über den Faserverlauf im Palmenstamme vor, indem er ihn durch Vorzeigung von Palmenhölzern erläuterte.

(Fortsetzung.)

Mohl hat in seiner vortrefflichen Arbeit nur von der ersteren Art des Faserverlaufes gesprochen, und ihn allein in seiner idealen Figur (Tab. morphol. Q. fig. 5.) dargestellt, ohne einer andern Art des Verlaufes zu erwähnen. Dagegen spricht Mirbel (in seiner oben angeführten Abhandlung *) es geradezu aus, daß er einen diametralen Verlauf annehme, und daß seine Ansicht hierin wesentlich von jener Mohls abweiche; und auch ich habe mich in einigen Fällen, wie namentlich bey Euterpe oleracea, entschieden davon überzeugt, daß gewisse Fasern nicht auf der Seite, wo sie in das Blatt treten, sondern auf der diametral entgegenliegenden ihr unteres Ende haben. Sicherlich sind es aber nicht alle Fasern eines Stammes, welche auf diese Weise den ganzen Stamm durchsetzen, sondern nur ein gewisser, und im Verhältniß zur Gesammtzahl bey manchen Arten vielleicht nicht beträchtlicher Theil derselben. Wäre es bey mehreren der Fall, so müßten wir den Kreuzungen zumal in der Mitte des Stamms öfter begegnen, als dieß wirklich der Fall ist. Inzwischen fehlen uns in Beziehung auf dieses Verhältniß noch zu viele Untersuchungen, als daß man allgemeine Behauptungen darüber aufstellen könnte.

Wenn es aber schon ungemein schwierig ist, den gesammten Verlauf irgend eines Gefäßbündels vom untern Ende bis zum Eintritte in das Blatt durch das Messer oder durch Maceration darzulegen, so ist es noch viel schwieriger, ja vielleicht unmöglich, den ganzen Entwickelungsgang eines solchen Bündels von seinem frühesten Stadio an, im Vergleiche mit einem solchen, welcher auf Ein und Derselben Seite des Stammes bleibt, zu verfolgen. Es bleibt uns zur Aufhellung dieses Verhältnisses nichts übrig, als die ursprüngliche Lage des eben erst im bildungsfähigen Scheitel des Stammes entstandenen Gefäßbündels mit seinem späteren Zustande zu combiniren. Da wir bereits angenommen haben, daß der junge Gefäßbündel sowohl nach Oben als nach

*) J'ai suivi les filets du Dattier pas à pas depuis les feuilles jusqu'au centre; j'ai voulu savoir comment ils se comportent à partir du centre jusqu' à la circonférence, et j'ai acquis la certitude, qu' après avoir parcouru le faisceau central dans une petite portion de sa longueur, ils s'en vont, en suivant une ligne oblique descendante, du côté opposé au point d'attache de la feuille.

Unten wächst, so können hier zwey Möglichkeiten gedacht werden.

Der neue Gefäßbündel bleibt entweder mit seinem oberen Ende auf derjenigen Seite, wo er in das Blatt tritt und verlängert sein unteres Ende quer durch den Stamm bis zu der gegenüberliegenden Peripherie, oder er trifft mit seinem oberen Ende nicht eher in ein Blatt, als bis er die Axe des Stamms durchkreuzt hat, und wird nun mit seinem oberen Ende durch das Blatt, an das er organisch gebunden ist, auf die seiner untern Extremität gegenüber liegende Seite geführt.

Welchen ordnenden und bestimmenden Einfluß die Blattstellung auf den Verlauf dieser, den ganzen Stamm quer durchsetzenden Fasern ausübe, — dieß vermag ich nun in keiner Weise anzugeben. Aber ich bin so innig von der Solidarität aller Entwickelungen im Stamm und in den Blättern überzeugt, daß ich auch an jenem Einfluß keineswegs zweifle. Uebrigens bietet der Anblick eines aufgeschnittenen Palmenstammes ein so verwickeltes Chaos von Fasern dar, daß es wohl schwerlich irgend einem Phytotomen gelingen dürfte, die regelmäßige und constante Beziehung gewisser Fasern zu gewissen Blättern nachzuweisen.

Doch sind uns in jedem Falle, wie bereits oben erwähnt, vermittelst der Blattstellung der Palme gewisse Cardinalpunkte gegeben, von wo aus wir in einer idealen Figur den Faserverlauf versinnbilden können, und zwar sind es drey Verhältnisse, die wir einer solchen Darstellung zu Grunde legen müssen:

1) Die Blattstellung selbst, rücksichtlich der Zahl und Divergenz ihrer Glieder, indem wir annehmen, daß die Heerde für die Hauptfaserbündel eines jeden Blattes in dem bildungsfähigen Zellgewebe auf den Scheitel der Palme versenkt liegen.

2) Die Bestimmung, ob die Gefäßbündel ihrer ganzen Länge nach auf derselben Seite des Stamms verweilen, wo sie erzeugt sind, oder ob sie das Centrum des Stamms durchsetzen und auf der ihrer untern Extremität entgegengesetzten Seite in ihr Blatt treten.

3) Die weitere Bestimmung, wie viele Internodien des Stammes sie auf ihrem Gesammtverlaufe durchsetzen.

Ich habe versucht, die Combination dieser drey Verhältnisse in einer perspectivischen Zeichnung darzustellen, die ich mich beehre der Classe vorzulegen. Es ist hier die $\frac{2}{5}$ Stellung, als eine der einfachsten und auch bey den Palmen häufig vorkommenden zum Grunde gelegt worden.

Wenn man bedenkt, wie viele Complicationen der Blattstellung, der Richtung, Zahl und des Alters der Fasern, der Zahl und Länge der Internodien, selbst bey einer kleinen Palme eintreten können, so wird man sich beym Anblick dieser verhältnißmäßig noch einfachen Figur einen Begriff von der Verwicklung des Faserverlaufes in einem großen Stamme mit vielgliedriger und enger Blattstellung machen können. Zugleich wird man aber auch anerkennen müssen, daß die objective Darstellung dieser Verhältnisse an einem gegebenen Individuo durch das Messer und die Maceration und die Abbildung derselben eine Aufgabe ist, welche auch der größten Geschicklichkeit und Geduld spottet.

Als besonders bedeutungsvoll in dem Faserverlaufe des Palmenstammes erscheint uns jedenfalls die Kreuzung der Fasern. Es mag sich nun mit dieser Decussation entweder so verhalten, daß ein Theil der Fasern schräg durch den ganzen Stamm geht, oder dieselbe mag nur einseitig erfolgen, immer ist sie ein organischer Charakter von der größten Wichtigkeit und so ausschließlich, daß wir ihn mit Recht als das wesentlich unterscheidende anatomische Verhältniß bey den Monocotyledonen betrachten dürfen. Eine Kreuzung der Fasern gleich dieser, sowohl im Centro des Stammes als in der Peripherie, findet sich bey den Dicotyledonen nicht, und wenn schon Schleiden die davon abgeleitete Benennung „Loxines," welche ich vorgeschlagen habe, verwirft, so glaube ich dennoch, daß sie durch die Natur vollkommen gerechtfertigt sey und in vielen Fällen, wo wir den Bau des Samens nicht kennen, mit Sicherheit angewendet werden könne.

Der Wachsthumsproceß in seinem Fortschritt betrachtet, und die Verholzung.

Im gleichen Verhältnisse, als die Complication

der Blattstellung an einem wachsenden Palmenstamme zunimmt, mehrt sich auch die Zahl derjenigen Gefäßbündel, welche außerhalb des Mittelpunktes in der plastischen Kegelfläche erzeugt werden, weil diese sich fortwährend verdicken muß, um eine Basis für die zu den neu gebildeten Blättern tretenden Gefäßbündeln zu schaffen. Diese Verdickung und die Entstehung neuer Gefäßbündel ist nun so lange im Zunehmen, bis die Palme das höchste Maaß der Blattstellung, sowohl rücksichtlich der größten Zahl von Gliedern in einer Blattperiode als rücksichtlich der größtmöglichen Kürze der Internodien erreicht hat, dessen sie fähig ist. Die Verlängerung tritt natürlich fortwährend in Wechselbeziehung zu der Dicke ein. Bis zu jener Epoche, da der Stamm die größte Fülle von Blättern in der Periode zugleich mit der größten Kürze der Internodien erreicht hat, nimmt er an Dicke mehr und mehr zu. Dann bleibt er auf demselben Dickenverhältniß verharrend, oder nimmt auch wieder ab, wenn er mit verringerter Lebenskraft von einem höhergliedrigen Blattstellungssysteme zu einem niedrigeren herabsteigt.

Eine nothwendige Folge der hier geschilderten Form des Wachsthums ist, daß nach einer gewissen Zeit die im Scheitel des Stammes erzeugten Anlagen neuer Bündel erschöpft seyn müssen (da sie nicht für alle Blätter vom Anfang an vorhanden seyn können), — daß sie also zugleich mit dem übrigen ihre Erzeugung bedingenden Zellgewebe nachträglich entstehen müssen, — daß daher die Neubildungen in Einem fortgehen. Auf diese Weise muß nun der Scheitel des Stammes, welcher mit der kegelförmigen bildungsfähigen Schicht bekleidet ist, nach und nach mehr und mehr in die Höhe getragen werden, das heißt der Stamm muß in die Länge wachsen. Die Verholzung schreitet in gleicher Weise von Unten nach Oben fort, als die Knospe erhoben wird. Sie muß in directer Beziehung stehen zu der Quantität und Dicke der Fasern, und zu der Menge und Länge der Internodien, welche sie zu durchlaufen haben, um in die Blätter zu gelangen. Man pflegt gewöhnlich anzunehmen, daß ein Gefäßbündel mit zunehmendem Alter härter werde, und erklärt den Umstand, daß die Peripherie des Palmstammes härter ist als sein Inneres, dadurch, daß seine ältesten Gefäßbündel oder die ältesten Theile derselben in der Peripherie liegen. Unsere bisherige Schilderung beschränkt übrigens diese Annahme und erläutert sie des Weiteren dahin, daß die alten in der Peripherie liegenden Gefäßbündel oder die Theile derselben nicht dort entstanden sind, sondern vielmehr nahe am Centro, daß sie aber bey fortwährendem Wachsthum und continuirlicher Entfaltung der Blätter an die Peripherie herausgeführt worden, und sich gegen sie hin ausgestreckt haben. Wiederholt wollen wir hiebey bemerken, daß die relative Härte dieser Gefäßbündel an und für sich noch kein Beweis eines höhern Alters sey, da sie vorzüglich von der anatomischen Zusammensetzung der Elementar-Organe, von der Kleinheit der Zellen, der Dicke ihrer Wände, von dem größeren Gehalte an Gefäßen u. s. w. abhängt.

Wir finden aber bey dem Querdurchschnitte des Palmenstammes außer der relativen größern Härte im Umkreise noch ein anderes Verhältniß, worauf ich jetzt kommen muß, nämlich die anatomische Verschiedenheit des Strati fibrosi nach Mohl, jener unmittelbar unter der Rinde liegenden prosenchymatosen Zone von dem übrigen Holzkörper. In dieser Zone befindet sich nämlich das untere, äußerst feine, fadenförmige Ende der Gefäßbündel, welches lediglich aus langgestreckten, sehr kleinen Zellen besteht. Dieser Umstand theilt der unmittelbar unter der Rinde liegenden Schichte eine eigenthümliche, gleichartige Structur mit, welche wir bey aller scheinbaren Unregelmäßigkeit in Gesammtdurchschnitte ihres Stammes rücksichtlich der Gefäßbündel hier immer für jede Palmenart auf gleiche, specifike Weise finden. Manchmal ist sie von beträchtlicher Dicke, und von dem tiefer stammeinwärts liegenden Holzkörper sehr deutlich abgegränzt. Vergl. Mart. Palm. t. 51 fig. VII (Diplothemium caudescens), fig. VIII (Copernicia cerifera), t. 101 fig. III (Syagrus botryophora). Man hat sie wohl nicht mit Unrecht dem Baste der Dicotyledonen verglichen (S. Adr. Jussieu, Cours élément. de Botanique p. 84 fig. 115).

So wie aber diese peripherische Schicht dadurch einen eigenthümlichen Charakter erhält, daß sie vorzugsweise aus den untern fadenförmigen Enden der

Gefäßbündel zusammengesetzt ist, wird ihr auch noch ein besonderes Aussehen dadurch verliehen, daß auch die obern Theile der Gefäßbündel, nachdem sie mehr oder weniger lang durch den Stamm aufgestiegen sind, nun wieder in jene Bastschicht der Peripherie kommen, um sie schräg durchbrechend in die Blätter überzugehen. Daher kommt es denn, daß man bey manchen Arten auf dem Querschnitte zwischen jenen feinen Gefäßbündeln auch größere, stärkere bemerkt, welche ein mehr oder minder regelmäßiges Stellungsverhältniß einnehmen. Sie sind natürlich in ihrer gegenseitigen Lage, Stärke und Zahl bedingt durch die Stellung, die Form und die Größe des Blattstiels und durch die Zeitlänge, welche dieser an dem Stamme haften bleibt, so wie endlich durch die Zahl und Länge der Internodien. Da der Blattstiel im Allgemeinen eine dreyseitige Form, mit der Basis des Dreyecks gegen den Stamm hin gerichtet, hat, so ordnen sich die für ihn bestimmten Gefäßbündel gegen ihren Austritt hin in der Art, daß ihr Durchschnitt ein mehr oder weniger verlängertes Dreyeck darstellt. Diese Anordnung tritt zwar nicht bey allen Palmen, die mit einem dicken Blattstiele versehen sind, deutlich hervor, bey manchen aber (z. B. Syagrus botryophora, t. 101 f. III) ist sie sehr augenfällig, und sie hat hier Veranlassung zu der falschen Vorstellung (Hayne in Nov. Act. Acad. Nat. Cur. Vol. XIV p. 507) gegeben, als wenn im Palmenholz Radii medullares vorhanden wären.

Unterschied der von Mohl bezeichneten Arten des Palmenstammes nach diesen Verhältnissen.

Wenn wir die so eben angestellten Betrachtungen auf die verschiedenen Arten des oberirdischen Palmenstamms anwenden, welche Mohl (Palm. struct. p. II) unterschieden hat, nämlich den Caudex arundinaceus, calamosus, cylindricus und cocoides, so kann uns nicht entgehen, daß diese Verschiedenheiten, deren Charaktere theils von dem äußern Ansehen, theils von der Structur abgeleitet sind, auf das Innigste mit der Natur der Blattstellung und des Faserverlaufes zusammenhängen. Da diese Erörterung noch beytragen mag, um die so schwierige Lehre vom Verlaufe der Gefäßbündel in

helleres Licht zu setzen, so will ich mich hierüber noch etwas ausführlicher verbreiten.

a) Caudex arundinaceus Mohl. Dieser erreicht gewöhnlich keine beträchtliche Länge. Er kommt von zwey, drey, bis höchstens 25 Fuß Länge vor. Sein Centrum ist markartig, d. h. es besteht aus verhältnißmäßig viel Zellgewebe, und zwischen diesem nur wenigen Gefäßbündeln. Seine Blätter stehen in wenig complicirten Blattstellungen, selten sehr nahe an einander, meistens in sehr deutlichen Abständen, und ihre Zahl ist nicht beträchtlich. Auf eine Länge von 100 Zoll darf man im Durchschnitt kaum mehr als 50 Blätter rechnen.

Die Scheiden dieser Blätter sind gewöhnlich dünne; selten haben sie, mit Ausnahme der Mediane, mehr als eine bis zwey Linien Durchmesser; auch die Blattstiele sind dünne. Bey einem Stamm von 1 Zoll Durchmesser darf man in vielen Fällen kaum mehr als 100 (größere) Gefäßbündel von beträchtlicher Dicke in einem solchen Scheidentheile annehmen. So zähle ich deren bey Chamaedorea elatior 80 bis 100. Es würde sich also die Zahl der größeren Bündel, welche aus einem Stamm von 100 Zoll Länge in 50 Blätter übergehen sollen, etwa auf 5000 belaufen. Auch sind diese Bündel, ebenso wie nicht besonders dick, auch nicht sehr haltbar, was auf den Umstand zurückwirkt, daß die Blätter nicht sehr lange stehen bleiben, vielmehr leicht abfallen, ohne ihren untersten Theil an dem Stamm haften zu lassen, und daß die Blattnarben, welche sie zurücklassen, jene tiefen Spuren von der Trennung der Gefäßbündel nicht zeigen, die man zumal an den Caudicibus cocoideis wahrnimmt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 11. Februar.
Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, am 11. Januar 1845.

Hr. Akademiker Dr. v. Martius trug folgenden Aufsatz über den Wachsthumsproceß der Palmen, besonders über den Faserverlauf im Palmenstamme vor, indem er ihn durch Vorzeigung von Palmenhölzern erläuterte.

(Schluß.)

b) Caudex calamosus Mohl. Neben dem Glanze und der Dichtigkeit seiner Rinde und der Länge und Elasticität seiner Internodien ist er besonders dadurch charakterisirt worden, daß die Fasern nicht bloß gegen die Peripherie hin, sondern auch im Innern sehr häufig sind: daher der Markantheil in ihm viel geringer erscheint, als bey dem Caudex arundinaceus. Diese größere Quantität von Fasern hängt offenbar mit der Bestimmung des Stammes zusammen, eine beträchtliche Länge zu erreichen, welche bekanntlich bey diesen Palmen oft 100 Fuß übertrifft. Die untern Internodien enthalten ja den Stoff, der sich in den obern mehr und mehr entwickeln soll, und da sie für eine viel größere Länge und Zahl der Internodien zu sorgen haben, als jene des Caud. arundinaceus, so müssen sie auch die Heerde für zahlreichere Entwicklungen, d. h. reicher an Fasern seyn. Die Blätter stehen bey dieser Art des Palmenstammes in den weitesten Entfernungen von einander, da er aber nicht selten sehr lang wird, so steht dennoch eine beträchtliche Succession von Blättern in Aussicht, und somit erklärt sich die Erfüllung der untern Internodien mit Fasern, welche erst nach langem Verlaufe in die Blätter zu treten bestimmt sind. Die Blattstellungen sind, so viel mir bekannt geworden, bey dieser Art des Palmenstammes keineswegs hoch complicirt. Die Form und Größe der Blattscheiden, ihr Gehalt an Gefäßbündeln und ihre Dauer am Stamme kommt mit den gleichnamigen Verhältnissen bey dem rohrartigen Palmenstamm überein.

c) Caudex cylindricus Mohl, der vielleicht bezeichnender Caud. columnaris genannt werden könnte. Er ist ausgezeichnet durch eine bedeutende Länge und Dicke der Internodien, welche durch deutliche, oft ziemlich breite, jedoch nicht knotig hervortretende Ringe markirt sind, und durch eine große Masse Parenchyms im Centro bey verhältnißmäßiger Dicke des harten Holzes in der Peripherie. Im Grunde ist diese Art des Palmenstammes nichts Anderes, als ein vergrößerter Caud. arundinaceus, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Internodien in ihrer Länge weniger wechseln als es bey letzterem der Fall ist. Die Krone trägt zwar nach Maßgabe der Dicke des Stammes einen großen Reichthum von Blättern; diese sind aber meistens in nicht sehr complicirten Blattstellungen geordnet, und es entwickelt sich an ihm auf einmal eine Blattperiode nach der andern, unter merklicher schnell herausschiebender Verlängerung des Stammes. Die runden Blattstiele sind oft von beträchtlichem Volumen, aber die Scheiden selbst sind nicht so sonderlich dick,

wie dieß bey dem Caud. cocoides der Fall zu seyn pflegt. Wegen dieser verhältnißmäßig nicht sehr bedeutenden Dicke der Scheiden werden die Blätter auch leichter abgeworfen, was ohne Zweifel in Beziehung steht zu der schnelleren Erhebung der Knospe. Wenn die Scheiden nicht sehr dick sind, so empfangen sie stets eine überwiegende Zahl von zarten schwachen Fasern, welche unmittelbar unter der Rinde entspringen, und dagegen eine geringere Zahl jener derben und dicken Fasern, welche aus der Tiefe des Stammes zu den Blättern heraustreten und deren Spuren man demgemäß auch minder häufig in der Blattnarbe findet, wo sie sich durch ihre Größe und Figur von den punktförmigen Spuren der oberflächlichen Fasern leicht unterscheiden. Da nun neben allen angegebenen Verhältnissen auch die Zahl der Blätter an einem ausgewachsenen Stamme dieser Art nicht besonders groß ist (oft beträgt sie nur 100—200), so folgt hieraus, daß die Zahl der Gefäßbündel nicht groß genug ist, um das ganze Innre mit beträchtlicher Festigkeit auszufüllen, und darum hat das Innere des Caudex columnaris die größte Aehnlichkeit im Gefüge mit jenem des Caud. arundinaceus.

d) Caudex cocoides Mohl. Die Bäume, welche einen solchen Stamm entwickeln, besitzen immer eine an Blättern reiche Krone, und die Blätter sind gemeiniglich in sehr vielgliedrigen complicirten Blattstellungen geordnet. Dieses Stellungsverhältniß bedingt, daß eine jede Periode sehr viele schräge, enggestellte Zeilen enthalten muß, und daß der Stamm mit sehr kurzen Internodien anwächst. Ausserdem haben die Blätter nicht bloß sehr dicke holzreiche Stiele, sondern auch die Scheiden sind sehr dick und reich an Fasern. Aus allen diesen Verhältnissen geht als nothwendige Folge hervor, daß eine sehr große Menge starker, lang ausdauernder Fasern in die Blätter treten, daß also der Stamm reicher an Fasern seyn muß als irgend ein anderer und daß bey ihm die Kreuzungen besonders häufig eintreten müssen. Ein solcher Stamm liegt den Untersuchungen Mirbel's zu Grunde, was uns veranlassen muß, die von diesem ausgezeichneten Forscher aufgestellten Sätze nicht unbedingt zu allgemeiner Gültigkeit zu erheben.

Ohne Zweifel wird auch die Natur des Knospenkernes durch alle die hier angegebenen Verhältnisse wesentlich verändert; aber zur Zeit fehlen uns noch genaue Untersuchungen dieses Theiles an verschiedenen Stämmen, welche in diese Kategorie gehören. So wie Mirbel den Knospenkern der Dattelpalme schildert, weicht er, wie erwähnt, darin von allen mir bekannten ab, daß er im Scheitel für die große Zahl von Blättern, welche hier gleichzeitig gebildet werden müssen, eingedrückt ist.

Die bisherigen Erörterungen mögen zur Genüge erweisen, daß allerdings so wie das äußere Ansehen, auch die innern Structurverhältnisse des Palmenstammes wesentlich von der Natur der Blätter afficirt werden.

Resultat.

Fassen wir die bisher entwickelten Ansichten von dem Wachsthume des Palmenstammes kurz zusammen, so lassen sie sich auf folgende Hauptpunkte zurückführen:

1) Der Palmenstamm enthält nicht mehr Gefäßbündel, als bestimmt sind, früher oder später aus ihm in die an ihm zu entwickelnden Blätter überzutreten.

2. Diese Gefäßbündel entstehen an dem Scheitel des Aufwuchses, in dem Knospenkern oder Phyllophor nach Mirbel, zwischen dem neuen bildungsfähigen Zellgewebe, welches hier eine eigenthümliche, die darunter liegenden älteren Theile gleichsam mantelförmig überziehende Schichte bildet; und zwar entstehen sie so, daß die neuern stets außerhalb, und mehr oder weniger oberhalb der bereits vorhandenen gebildet werden.

3) Die Orte, wo die Gefäßbündel auf dem Scheitel der Knospe entspringen, sind organisch vorbestimmt. Hier liegen sie mit ihrem obern Ende schräg nach Innen convergirend, und verlängern sich nach beyden Seiten hin, d. i. wachsen nach Unten wie nach Oben.

4) Ihr oberes Ende geht gegen den Grund eines jungen Blattes hin, welches als eine zellige Falte im Centro des Knospenkerns entspringt, und,

sich immer mehr vergrößernd, nach der Peripherie hinaus geführt wird.

5) Ihr unteres Ende verlängert sich schräg abwärts und verliert sich als ein feiner, bloß aus Prosenchym bestehender Faden in einer Schicht, welche dem Baste der Dicotyledonen keineswegs gemäß ihrer Entstehung, sondern höchstens nur gemäß ihres Gehaltes an Prosenchymzellen verglichen werden kann. *)

6) Der Ort, wo das obere Ende des Gefäßbündels zum Blatt tritt, liegt entweder auf derselben Seite des Stammes, auf welcher der Gefäßbündel überhaupt verläuft, oder dem Ursprungspunkte des Gefäßbündels schräg e diametro gegenüber, in welch letzterem Fall also der Gefäßbündel den ganzen Stamm schräg durchsetzt.

7) Jeder Gefäßbündel kreuzt bey zunehmender Länge und Dicke des Scheitels andere Bündel, entweder im Innern des Stammes oder näher an der Peripherie, da wo er steil ansteigend oder plötzlich in horizontaler Richtung nach Aussen biegend, ins Blatt tritt.

8) Die fortdauernde Erhebung der Knospe und die fortdauernde Verlängerung und Verdickung des Stammes finden in organischer Gesetzmäßigkeit und Gegenseitigkeit statt, welche einerseits von den architektonischen Verhältnissen der Blattstellung, anderseits aber von der mit diesen innigst zusammenhängenden Art der Neubildung und der Bewegung der neugebildeten Theile (von der Verschiebung aus dem Centro nach der Peripherie) abhängt.

9) Die Gefäßbündel sind weder an ihrem obersten noch an ihrem untersten Ende am ältesten. Ihre stärkste Entfaltung haben sie im mittleren Theile des Verlaufes; unten sind sie am dünnsten und bestehen bloß aus Prosenchymzellen; oben wo sie in

*) Ich bemerke hier ausdrücklich, daß ein Uebergang dieser untern Enden in die Wurzel, wie schon Mohl Anatomia Palm. §. 50 bewiesen hat, keineswegs stattfindet, und also von einer Vermehrung der Wurzel durch die von Oben herabkommenden Gefäßbündel nur irrthümlich gesprochen werden kann.

die Blätter gehen, werden sie in kleinere Bündel aufgelöst.

10) Der Stamm verholzt durch Zunahme der schräg in ihm aufsteigenden und sich kreuzenden Gefäßbündel und des zwischen ihnen lagernden Zellgewebes, indem beyderley Arten von Elementar-Organen, Gefäße wie Zellen, eine Verdickung und Verhärtung ihrer Wandungen erfahren. Diese Verhärtung steht im Allgemeinen im geraden Verhältniß zu dem Alter, und da die seit länger und gleichzeitig entstandenen Theile im Umkreise einander in größerer Menge genähert liegen, so ist der Stamm in der Peripherie härter als im Innern.

11) Dieser ganze anatomische Bau des Stammes ist nur in der Gegenseitigkeit zwischen ihm selbst und seinen Blättern zu begreifen, und sein Fasergerippe, welches alle Bedingungen der Größe, der Gestalt und des Wachsthums gleichsam verkörpert in sich trägt, hängt in Zahl, Länge, Lage, Richtung und Kreuzung der Fasern mit den Gesetzen der Blattstellung zusammen, welche ihrerseits wiederum an die ursprünglichen Bildungsgesetze in dem Knospenkerne gebunden sind.

12) Die hier gegebene Ansicht kommt also im Wesentlichen mit derjenigen überein, welche Hugo von Mohl, De Structura Palmarum, aus einander gesetzt hat. Sie streitet wider die von Desfontaines, und in größerer Ausdehnung von Daubenton und De Candolle aufgenommene Meinung, nach welcher die neuesten Gefäßbildungen im Centro vor sich gingen, während doch das Wachsthum gerade außerhalb der schon bestehenden Theile vor sich geht. Sie nimmt aber auch noch den von Mirbel aufgestellten Satz an, daß Fasern quer durch den ganzen Stamm auf der ihrem untern Ende e diametro entgegenliegenden Seite verlaufen.

Hierauf verlas Hr. Akademiker Dr. Schafhäutl folgenden Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand des Vesuv und sein Verhältniß zu den phlegräischen Gefilden.

Der Vesuv mit seinem proteusartig sich fort und fort verändernden Aschenhaupte und seinem geheimnißvoll arbeitenden Innern hat neuerdings wieder die Aufmerksamkeit und die Erwartungen vorzüglich der außeritalischen Welt rege gemacht; die Zeitungen sprachen bereits mehrmals von einem bevorstehenden Ausbruche und selbst in Neapel murmelte man vom Sinken des Wasserstandes in den Brunnen, welches einer Eruption des Berges in der Regel vorauszugehen pflegt.

Bey meiner Ankunft jedoch in Neapel gegen Ende Septembers vorigen Jahres und während meines dortigen Aufenthaltes hatte man von irgend einer Verminderung des Wasserstandes nichts bemerkt, weder in den Brunnen von Portici, Resina, Torre del Greco noch in Neapel selbst. Die Auswürfe des Vesuv hatten jedoch beynahe täglich an schneller Aufeinanderfolge und an Intensität zugenommen. Gegen Ende Septembers konnte an den Ufern der St. Lucia nur vermittelst eines Fernrohres bey Nacht eine Erhellung der ununterbrochen aus der Kratermündung aufsteigenden Fumarole bemerkt werden. Nach 14 Tagen jedoch sah ich die feurigen Auswürfe des Nachts schon mit freyem Auge, und das Fernrohr zerlegte die Feuersäule in die sie zusammensetzenden einzelnen glühenden, gleich Schwärmern aus einer Schwärmerbüchse ausgeworfenen Lavatheile. Diese Explosionen erfolgten intermittirend, anfangs in Intervallen von 12, dann zuletzt in solchen von 6 Sekunden. Der Gipfel des Vesuv, den Abich noch im Jahre 1838 mit 3 Hörnern zeichnete, von denen das mittelste eigentlich den Eruptionskegel selbst ausmachte, war jetzt nur mehr, und zwar von der linken Seite aus, mit einem Horne geziert, das ein Ueberbleibsel der Wand jenes gewaltigen über 400 Fuß tiefen Kraters ausmacht, der sich bey dem großen 20 Tage dauernden Ausbruche von 1822 öffnete. Nach 6 Jahren Ruhe gab der Vulkan dann Zeichen erneuerter Thätigkeit. 1827 öffneten sich Spalten im Kratergrund, aus denen sich flüssige Lava hervordrängte, den Kratergrund ausfüllend. In diesem erstarrten Lavagrunde öffneten sich wieder neue Spalten, und vorzüglich eine constante von Nordost nach Südwest, aus der wieder Lava emporstieg, und endlich den Krater so weit ausfüllte, daß sein Plateau nach meinen barometrischen Messungen gegenwärtig nur mehr 246,5 Fuß unter dem höchsten Punkte (Punta del Palo) der Kratermündung liegt. Dieß Plateau ist etwas von Südsüdwest nach Nordnordost fallend aus wellig über einander geflossenen und so erstarrten Lavaschichten zusammengesetzt, von großen Spalten durchzogen, in denen die Hitze noch groß genug war, Eyer weich zu kochen. Das ganze Krater-Plateau hat ein Mittelansehen zwischen einem erstarrten brandenden Meere und einem zerborstenen schollig über einander gethürmten Eisfelde.

In der Mitte dieses Lavaplateaus befindet sich der eigentliche Eruptions-Kegel, aufgethürmt aus jenen fetzigen Lavastücken, die jede Explosion in großen Quantitäten in die Luft schleudert, und die sich, zuerst um die Spalten häufend, einen Kegel bilden, den sie auf eben diese Weise so lange erhöhen, bis ein neuer Lava-Ausbruch aus der Spalte am Fuße des Kegels diesen neuerdings zusammenstürzt. Der Eruptions-Kegel, welcher nach Abichs Zeichnung beynahe gleiche Höhe mit der höchsten Kraterwand hatte, ist gegenwärtig nach meinen barometrischen Messungen (gegen 69 Fuß über das Kraterplateau hervorragend) 177,5 Fuß unter dem höchsten Rande des Kraters.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Februar
Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, am 11. Januar 1845.

Hr. Akademiker Dr. Schafhäutl verlas folgenden Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand des Vesuv und sein Verhältniß zu den phlegräischen Gefilden.

(Fortsetzung.)

Von diesem höchsten Punkte sinkt der Kraterrand allmählig gegen Südwesten zu herab, wo er seinen tiefsten Punkt erreicht, durch den man gewöhnlich von Resina aus in das Kraterplateau 67 Fuß tief hinabsteigt. Der Kraterrand bildet hier an seiner niedersten Stelle eine Ebene über 300 Fuß Breite, und von hier aus haben sich Lavaströme mit Trümmern der ehemaligen Kraterwand ergossen, die den obern Theil des Vesuvs nun leichter ersteiglich machen, als dieß früher der Fall war. Noch vor wenigen Jahren bedeckte nämlich fein zertheilte Lava, Asche genannt, größtentheils auf die Tiefe von ein Paar Fuß den ganzen südwestlichen Theil des obersten Kegels des Vesuvs so, daß das Hinaufklimmen in dieser tiefen beweglichen Aschenschichte äußerst mühsam war.

Gegenwärtig bildet die von dem niedersten westlichen Kraterrand sich weit herab erstreckende Trümmerschichte einen viel bequemern Weg zum Hinaufklettern, während man in der mehr gegen Westen durch eine beynahe gerade Linie von ihr getrennten Aschenschicht äußerst bequem und schnell herabgleitet. Die Höhe dieses obersten Theiles des Berges, den man hier erklettern muß, beträgt gegenwärtig 933 Fuß, und seine Basis befindet sich demnach nach niedren Messungen 2527,7 Fuß über der Meeresfläche. Hier am Fuße des Aschenkegels erwarten Pferde gewöhnlich die Zurückkehrenden. Man reitet nun noch 728,7 Fuß hinab über die südwestlichen Lavaströme, bis man das neue Vesuvische Observatorium und dann die Eremitage erreicht, die 1799 Fuß über der Meeresfläche liegt. Von hier aus geht es dem großen Lavastrome, der Torre del Greco verwüstete, zur Linken über schollige Lavaströme herab dem bebauten Gürtel des Berges zu.

Die Wände des Kraters sind sämmtlich uneben, steil abfallend, aus größtentheils blasiger, dunkler Augitlava bestehend, und von mannigfaltigen Spalten und Zersplitterungen zerrissen, aus denen ununterbrochen Fumarolen emporsteigen. Diese Fumarolen bestehen gegenwärtig sämmtlich aus Wassergas mit gasförmiger Chlorwasserstoffsäure gemengt. Wo sie den Ritzen entsteigen, lösen sie das Eisen und die Thonerde der Lava auf, und überziehen diese Stellen mit einem feurigen Gelb und Roth aus Eisenchlorid und Aluminchlorid (oft in verschiedenen Zuständen der Wässerung) bestehend, das von Reisenden gewöhnlich für Schwefelanflug gehalten, begierig gesucht wird, an der Luft zerfließend jedoch in der Regel Wäsche und Kleider verdirbt, die mit der vermeintlichen Schwefelmasse im Reisekoffer in Berührung kommen.

Die Fumarole des Eruptionskegels besteht gleichfalls aus Wassergas mit gasförmiger Chlorwasserstoffsäure gemengt; von schweflichtsaurem Gase findet sich gegenwärtig auf dem Vesuv keine Spur *), so wenig als von krystallinischem Eisenoxyd. Dagegen finden sich Salmiak, Kochsalz ꝛc.

Die Fumarole steigt ununterbrochen aus dem Eruptionskegel hervor, bald pinienförmig gerade, bald, nach dem Winde oder der Witterung, den ganzen obern Theil des Vulkans umhüllend. Als ich in dem Krater anwesend war, erfolgten die eigentlichen Eruptionen regelmäßig in Intervallen von 8 Sekunden und zwar jedesmal mit einer Explosion, die jedoch nicht dem scharfen Knalle eines Geschützes, sondern mehr dem dumpfen einer plötzlich entweichenden Gasart glich, da, wo sie wenig Widerstand findet — ich möchte sie wieder mit der Explosion eines Schwärmerfasses vergleichen. Dieser Schall löst sich hierauf jedesmal in ein beynahe gurgelndes Geräusch auf, das demjenigen ähnlich ist, welches eine fallende Flüssigkeit in einer weiten Brunnenröhre veranlaßt am täuschendsten aber durch das Getöse nachgeahmt wird, welches eine Niederdruck-Dampfmaschine von etwa 60 Pferdekräften hören läßt, wenn sie eben in Bewegung gesetzt wird. Der Ingenieur öffnet nämlich zu diesem Zwecke alle Klappen, und läßt zuerst den Dampf durch alle Theile des Cylinders und des Condensators streichen, um die atmosphärische Luft daraus zu vertreiben. Hierauf schließt er einen Theil des Klappensystemes, erregt durch Injection von kaltem Wasser im Condensator ein Vacuum, wodurch sich gewöhnlich schon die Maschine langsam zu bewegen anfängt, und die Luftpumpe das Wasser aus dem Condensator schöpft und ausgießt. Das Geräusch des Dampfes durch den Cylinder und das Rauschen des ausfließenden Condensationswassers ahmen das Geräusch des vulkanischen Kraters so genau nach, daß es kaum davon unterschieden werden könnte. Und in der That sind die erregenden Ursachen hier, wie in dem Cylinder der Dampfmaschine, dieselben: Wasserdampf nämlich, der in cylindrischen unterirdischen Höhlungen ein Fluidum in Bewegung setzt, sich mit ihm vermengend und es gleichsam in mehrere Theile zerreißend. Die Explosion des Eruptionskraters rührt ganz gewiß vom Wasser her, das mit der flüssigen Lava in Berührung kommend plötzlich in Gas verwandelt einen Theil der über ihr liegenden flüssigen Lava, die nicht Zeit hat, dem bewegten Gase auszuweichen, mit in die Luft schleudernd. Das nachfolgende rollend gurgelnde Geräusch wird von der wieder zurückfallenden flüssigen Lavasäule verursacht, von der ununterbrochen aufsteigenden Fumarole in kleinere Theile zerrissen, die in verschiedenen Momenten an die Wände des Kraters anschlagen.

Die Frage ist nun: wie tief liegt wohl die Stelle, an welcher ein gewisses Wasserquantum mit der flüssigen Lava in Berührung kommt und die Explosionen des Eruptionskegels verursacht.

Wir werden sogleich sehen, daß dieß kaum 300 Fuß unter dem gegenwärtigen Kraterplateau statt finden müsse, also nur wenig tiefer, als der frühere Kratergrund von 1822.

Nehmen wir nämlich die Zeit des Zurücksinkens der Lava selbst auf 4 Sekunden, dem Schalle nach zu urtheilen, so kann die Lava in dieser Zeit höchstens durch einen Raum von 240 Fuß gefallen seyn. Die obere Kuppe des Berges dient hiezu als ein mächtiger Condensator des in der Luft enthaltenen Wassergases; auch im Krater der Solfatara befand sich eine Quelle 32 Fuß tief unter dem Kraterplateau.

Explosionen unterirdisch oder untermeerisch ge-

---

*) Unter den Bestandtheilen der Fumarolen des Vesuvs ist Wassergas der beständige.

Die übrigen Bestandtheile wechseln. 1805 fand Gay Lussac schweflichtsaures Gas weit über das chlorwasserstoffsaure Gas hervorragen. Acht Jahre darauf fand Monticelli so viel chlorwasserstoffsaures Gas in der Fumarole, daß es ihm nicht möglich war, in der Nähe derselben zu beobachten. Nach anderthalb Jahren hatte die Chlorwasserstoffsäure schwefelichsaurem und dann Schwefelwasserstoff-Gase Platz gemacht.

Schon Abbe Breislack giebt jedoch die charakteristischen Bestandtheile der Fumarolen des Vesuv als Salzsäure-Gas an, im Gegensatz zum Schwefelwasserstoffgase der Solfatara.

langen, da feste und flüssige Körper viel bessere Schallleiter sind, als die Luft, außerordentlich schnell zu unserm Ohre. Dagegen wirkliche Ortsveränderungen der Lava, z. B. durch die Explosion erzeugt, gar viel langsamer fortschreiten, als Wellenbewegungen überhaupt! Ein Beyspiel haben wir davon bey der Sprengung des vor vielen Jahren versunkenen englischen Schiffes, genannt der Royal George, erlebt. Es waren bekanntlich Pulvercylinder durch Taucher an der Seite des Schiffs auf dem Meeresgrunde befestigt, die durch eine galvanische Batterie losgefeuert wurden. Man vernahm die Explosion in demselben Augenblicke, als die galvanische Kette geschlossen wurde; später jedoch erhob sich erst die Wassermasse und die Gase entwichen zur selben Zeit.

Wäre die Explosion, welche jedesmal die Lava in die Höhe schleudert, unter der Basis des Berges, so würde man die Explosion ganz gewiß viel früher hören, als man die Dampfsäule entweichen sähe. Allein Explosion und das Erscheinen der Eruption sind um keine Tertie von einander in Zeit unterschieden. Man könnte einwenden: die Gase stiegen in einzelnen, in einem Intervalle von 8 Sekunden aufeinader folgenden gewaltigen Blasen durch die Lavasäule des Kraters in die Höhe, und die erste austretende veranlasse erst die hörbare Explosion; allein eine Gasblase, die durch einen Kanal von 18 Meilen Tiefe nach hydrostatischem Gesetze aufsteigt, wird in ihrer Bewegung nach eben diesem Gesetze immer mehr und mehr verlangsamt, je mehr die Höhe der Flüssigkeitssäule abnimmt; denn ihre Expansivkraft nimmt zugleich in eben dem Verhältnisse ab, in dem die Lavasäule an ihrem von der Quelle um 18 geogr. Meilen entfernten obern Ende immer kälter wird. Eine solche Wassergasblase könnte also durch ihr Hervortreten aus der flüssigen Lava keine Explosion dieser Art bewirken. In jedem Falle aber würde man ihr Eintreten unten im Heerde früher hören, als man ihre Erscheinung auf der Oberfläche bemerkte, wie man dieses bey jeder Gasentwicklung im pneumatischen Apparate hören und sehen kann. Jede Gasblase nämlich veranlaßt, so wie sie unter der Flüssigkeit der Wanne das Gasrohr verläßt, einen sehr vernehmlich hör- und fühlbaren stossenden Schall und steigt dann gegen die Oberfläche, dort ruhig zerplatzend.

Dagegen zeigen sich wirklich Explosionen im Grunde des Vulkanes selbst auf die eben bemerkte sehr deutliche Weise. Jeder Eintritt einer Wassermasse in die flüssige Lava des Heerdes giebt sich kund durch einen unterirdischen Donnerschlag, der die Erde weit umher erzittern macht, und gewöhnlich den von erstarrter Lava verschlossenen oder verschütteten Krater selbst wieder aufreißt.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der mathem. phys. Classe im December 1844 und Januar 1845 vorgelegten Druckschriften.

Eingesendet:

Durch Hrn. v. Reiffenberg in Brüssel:

Chemin de fer de Tournay a Jarbise. Bruxelles 1844. fol.

Chemin de fer de l'Entre Sambre et Meuse. ibid. 1844. fol.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. IX. Heft V.

Von der Zoological Society of London:

Proceedings. January — December 1843. London 1843. 8.

Transactions. Vol. III. Part. 2. 3. London 1843. 1844. 4.

Von der Academie des Sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XIX. No. 16 — 20. Octbr. — Novbr. 1844. Paris 1844. 4.

Von der Société impériale de naturalistes de Moscau:

Bulletin. Année 1843. No. IV. 1844. No. I. II. Moscau 1843. 44. 8.

Vom Hrn. Dr. Ambrosio Fusinieri in Vicenza:

Memorie sperimentali di mecanica molecolare e di una forza repulsiva novamente scoperta nella materia attenuata. Padova 1844. 4.

Von der Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg:

Mémoires. VIme Série. Sciences mathematiques, phys. et naturelles. Tom. troisième. Seconde partie: sciences naturelles. Tom. prem. 4 livrais. 1835.

— — Tom. cinquième. Premiere partie: sciences math. et phys. Tom. troisième. 4. 5. 6. livr. 1844.

— — Tom. sixiéme. Premiere partie: scienc. math. et phys. Tom. quatrième. 1 livr. 1844. St. Pétersbourg. 4.

Vom Hrn. Dr. Franz Zantedeschi in Venedig:

Le leggi del magnetismo nel filo congiuntivo percorso dalla corrente voltiana. Venezia 1843. 8.

Trattato del magnetismo e della elettricità. Part. I. Venezia 1844. 8.

Lettera di bonajuto del vecchio. Venezia 1842. 8.

Del trasporto della materia pesante nelle due opposte correnti delle apparato voltiano della loro natura e del moto vorticoso. Vicenza 1844. 4.

Von der Royal Irisch Academie in Dublin:

Proceedings for the year 1842 — 43. Part. VII. Dublin 1844. 8.

Vom Hrn. Professor Dr. Wilhelm Matzka in Wien:

W. Matzka, Die Chronologie in ihrem ganzen Umfange mit vorzüglicher Rücksicht auf ihre Anwendung in der Astronomie, Weltgeschichte und Urkundenlehre, nebst einem Vorschlag zu einer streng wissenschaftlich geregelten Zeitrechnung durch höhere Arithmetik. Wien 1844. 8.

Vom Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preußischen Staaten in Berlin:

Verhandlungen. 35. Lieferung. XVII. Bandes II. Heft. Berlin 1842. 4.

Vom Hrn. E. Plantamour, Prof. d'Astronomie à l'académie de Genève:

Resultats des observations magnetiques faites a Genève dans les années 1842 et 1843. Genève 1844. fol.

Observations astronomiques faites à l'observatoire de Genève dans l'année 1843. Troisième Série. Genève 1844. 4.

Vom Hrn. Bar. Paul de Bourgoing, Pair de France etc. à Paris:

Tableau de l'état actuel et des progrès probables des chemins de fer de l'Allemagne et du continent Européen. Paris 1842. 8.

Vom landwirthschaftlichen Verein in Bayern in München:

Centralblatt, Monat November und December 1844. München 1844. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen in den Monaten September und October 1844. Berlin 1844. 8.

Vom Hrn. Filippo Parlatore, Directeur du Jardin botanique à Florence:

Giornale botanico italiano. Anno I. Tomo I. Fascicoli 5. et 6. Florence 1844. 8.

Von der Académie Royale de Bruxelles:

Bulletin. Tom. IX. No. 9 et 10. Bruxelles 1844. 8.

Vom Hrn. v. Littrow, Director der kais. Sternwarte in Wien:

Verzeichniß geographischer Ortsbestimmungen nach den neuesten Quellen und mit Angabe derselben. Leipzig 1844. 8.

Von der American Academy of Arts and Sciences in Boston:

Memoires: Vol. I. Boston 1785. Vol. II. Part. I. Bost. 1793. Vol. III. Part I. Cambridge 1809. Vol. III. Part II. Cambridge 1815. Vol. IV. Part. I. Cambridge 1818. Vol. I. New. Series. Cambridge 1833. 4.

Vom Hrn. Manuel J. Johnson, M. A. Radcliffe observ. in Oxford:

Astronomical observations made at the Radcliffe Observatory, Oxford in the year 1842. Vol. III. Oxford 1844. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 13.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.
Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, am 11. Januar 1845.

Hr. Akademiker Dr. Schafhäutl verlas folgenden Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand des Vesuv und sein Verhältniß zu den phlegräischen Gefilden.

(Fortsetzung.)

Ich habe in meiner englischen Abhandlung über die Ursache der Dampfkessel-Explosionen (im Auszuge übersetzt von Dingler, polytechnisches Journal 1842) ein Experiment angeführt, das uns alle Explosionen, die im vulkanischen Herde statt finden, ohne Schwierigkeit erklären läßt. In dem Herde eines sogenannten Koch-Frisch-Puddlingsofens findet sich nach Beendigung des Puddlingsprozesses immer wasserflüssige Schlacke; ein Eisensilikat, ähnlich der vulkanischen Schlacke. Gießt man nun vorsichtig auf dieses eisenflüssige Silikat selbst einen Kübel Wasser, so entwickelt sich eine Dampfschicht zwischen der Schlackenoberfläche und der des Wassers. Das Wasser rollt deßhalb auf der Schlackenoberfläche, von der Dampfschichte getragen, schwebend umher und verdampft, die Schlacke abkühlend, ganz ruhig und langsam. Anders verhält sich jedoch die Sache, wenn ein solcher auf der Oberfläche der Schlacke rollender, ob auch kleiner, Wassertropfen entweder durch die Kraft der Schwere oder durch irgend eine andere Kraft, so rasch an die wasserflüssig glühende Schlacke oder so rasch in die Schlacke gedrückt wird, daß der Wärmestoff Zeit hat, die ganze Wassermasse des Tropfens im Augenblicke zu durchdringen. Da wird das Wasser in eben dem Augenblicke in Dampf verwandelt; es entsteht eine Explosion, die Schlacke in einem Augenblicke ihren ganzen Antheil Wärmestoff an das Wasser abgebend, wird starr und in Pulver verwandelt, durch das Wassergas umher geworfen. So ist ein einziger Wassertropfen im Stande, einen Puddlingsofen in die Luft zu sprengen. Bey fließendem Kupfer, einem viel besseren Wärmeleiter als die Schlacke, ist die Explosion noch viel gewaltiger, und manches Gießhaus ist schon durch irgend einen in der Form zurückgebliebenen Wassertropfen in die Luft geflogen. Das ganze Gesetz, einen Wassertropfen explodirend in Gas zu verwandeln, beruht darauf, die Bildung einer Wassergasatmosphäre um ihn herum zu verhindern, und dieß geschieht durch einen Druck, der größer ist, als die Tension der ersten überaus dünnen Schicht des Wassergases, die sich um den Tropfen bilden würde *).

*) Folgender Fall, den ich vor einigen Jahren in den Tividale Eisenwerken in der Nähe von Dudley beobachtete, möchte sehr dazu beytragen, das Gesagte noch mehr zu erläutern. Nach Beendigung des Puddlingsprozesses im Kochfrischofen wird die feuerflüssige Schlacke manchmal abgestochen und in kubischen mit Rädern versehenen Gefässen aufgefangen, worin sie fortgeführt wird und dann stehen bleibt, bis sie erkaltet. Ein solches mit noch

Daraus läßt sich also auch die sonst so räthselhafte Bildung der vulkanischen Asche gar wohl erklären. Eine Wassermasse auf die Lavafläche mit einer großen Kraft gedrückt entzieht in einem Augenblicke einem Theil der Lavamasse ihren Wärmestoff, sie durch seine augenblickliche Expansion in gröberes oder feineres Pulver verwandelnd*), und jeder vulkanischen Ausbrüchen immer vorhergehende unterirdische Donnerschlag verkündet die Bildung einer neuen Quantität Asche aus der erstarrenden Lava.

In der Entfernung einer deutschen Meile vom Vesuv von Ostsüd nach Nordwest beginnen die phlegräischen Gefilde. Sie bestehen aus einer Sammlung von etwa 12 vulkanischen Kratern, von denen alle bis auf einen erloschen sind. Auch dieser eine, die Solfatara von Puzzuoli, deren letzte Eruption bekanntlich im Jahre 1198 statt fand, verräth nur noch schwache Spuren ihrer ehemaligen Thätigkeit.

Das Kraterplateau der Solfatara liegt nach meinen Messungen 318,391 par. Fuß über der Meeresfläche. Nach Nivellirungen vom Capitain Securo im vorigen Jahrhunderte vorgenommen, 291 Fuß. Der Krater hat nach der Südseite zu einen Ausschnitt wie die meisten Krater der phlegräischen Gefilde, und der tiefste Punkt, von dem man hier, von Neapel kommend, in den Krater steigt, liegt 538,81 über dem Meere. Der höchste Punkt der Solfatara ist 622,358 par. Fuß. Der elliptische Krater hat in seiner längsten Axe 2237, in seiner kürzesten 1800 par. Fuß; der obere Umfang des Kraters mißt gegen 6850 Fuß.

Abbe Breislack schreibt über den Krater der Solfatara: „Ich kann es mir nicht versagen, anzumerken, daß ich nie ein schöneres Schauspiel sah, als jenes ist, das die Solfatara darstellt, wenn man in einer ruhigen und heitern Nacht in ihrem Krater umhergeht. Die Einsamkeit des Ortes, die weiße Farbe der zersetzten Laven, die jeden auch noch so geringen Lichtschein zurückwerfen, die Höhe und Unregelmäßigkeit des Rückens des Berges, der in Gestalt eines Amphitheaters gekrümmt diese geräumige Ebene einschließt, das leise Zischen der sich entwickelnden Dämpfe, das allein die tiefe Stille der Nacht unterbricht, die Dampfwolken, die sich an verschiedenen Stellen des Berges wogenartig erheben, die Mischung von Licht und Schatten, und überhaupt das außerordentliche Ganze dieses in seiner Art einzigen Ortes machen den lebhaftesten Eindruck.“

Von allen diesen verschiedenen und früher ungeheuern Dampfsäulen ist jetzt kaum viel mehr als eine einzige freye geblieben in der Nähe des südlichen Randes des Kraters neben Trümmern ehemaliger Schwefel- und Alaun-Röstöfen. Nur in ihrer Nähe ist ein schwacher Geruch nach Schwefelwasserstoffgas fühlbar; im Dampfstrome selbst bemerkt man höchstens den eigenthümlichen schwachen Geruch des erwärmten gediegenen Schwefels.

---

wasserflüssiger Schlacke gefülltes Gefäß kam gerade mit einem Theile seiner Oberfläche unter das Dach der Walzhütte zu stehen, während Regen zu fallen begann. Die feinen Regentropfen berührten die Oberfläche und verdampften hier zischend. Im nächsten Augenblicke jedoch fiel ein großer Tropfen vom Dache der Frischhütte auf die Oberfläche der Schlacke, durch seine Fallgeschwindigkeit sich in die Schlackenoberfläche eindrückend, und in selbem Augenblicke flog der ganze Inhalt des Gefässes mit lautem Knall in die Luft.

*) Man ahmt diese Erscheinung im Kleinen sehr leicht nach, wenn man eine flache Eisenstange in einer Schmiedeesse bis zum Weißglühen bringt, einen Tropfen Wasser auf den Ambos setzt, die weißglühende Stange auf den Tropfen legt, und mit einem Hammer einen raschen Schlag auf die erstere giebt. Es entsteht in demselben Augenblicke ein Knall gleich einem schwachen Pistolenschusse, und hat man den Ambos mit einer Einfassung umgeben, die nur einen Ausschnitt wegen Einbringung der Stange hat, so findet man die Schlacke, welche die Eisenstange überzog, in Pulver verwandelt, gleich vulkanischer Asche, an den Rändern umher gestreut. Das Experiment gelingt nur, wenn die Eisenstange von einer flüssigen Schlackenhaut überzogen, also in Schweißhitze gebracht worden ist. Die feuerflüssige Schlackenhaut repräsentirt hier die Lava im vulkanischen Heerde. Es ist ferner die Gewalt eines Hammerschlages erforderlich, um die Schlacke mit dem Wassertropfen unmittelbar so in Berührung zu bringen, daß der ganze Tropfen auf einmal in Dampf verwandelt wird.

Der Volks- und Gelehrten-Glaube ließ den Herd der Solfatara mit dem des Vesuv zusammenhängen und selbst dann noch, als sich unsere neuern Geologen gezwungen sahen, die Herde der Vulkane 18 geographische Meilen tief unter die Erdoberfläche zu verlegen, um die ausgeworfene Lava von dem feuerflüssigen Erdkerne herzuleiten.

Allein man vergleiche den Vesuv und seine Umgebung mit den phlegräischen Gefilden. Schon der lange Hügel, in dem sich die Grotte Posilippo befindet, ist aus einem Tuffe zusammengesetzt, der mit dem vesuvischen keine Aehnlichkeit mehr hat. Bimsstein-Asche und Bimsstein-Conglomerate machen die Erhabenheiten der ganzen Gegend aus; die bekannte Hundegrotte z. B. befindet sich in einem solchen Tuffhügel, und wenn man von ihr am Avignano-See vorüber geht, erscheint die Solfatara kreidenweiß von ihrem verflächten Fuße an bis zum Gipfel. Die Substanz dieser Solfatara ist eine feldspathartige Masse, die Hauy zuerst Trachyt genannt hat. An Farbe schon sich durchaus von den Auswürfen des Vesuv unterscheidend, ist sie auch in ihrer chemischen Zusammensetzung eine ganz andere Substanz. Sie enthält gegen 11 Procente Kali und gegen 4 Proc. Eisen, während die Lava des Vesuv, als augitisch charakterisirt, höchstens 3 Proc. Kali, dagegen 16 Proc. Eisenoxyd enthält. Die Fumarolen sind gleichfalls von denen des Vesuv wesentlich verschieden. Sie bestehen nämlich aus Wassergas mit schwefelichter Säure, Schwefelwasserstoffgas gemengt, während jene bloß Salzsäure enthalten. Der Name Solfatara bezeichnet schon den Charakter dieses vulkanischen Berges.

Seit undenklichen Zeiten ist die Solfatara eine Quelle der Schwefelerzeugung gewesen, während der Vesuv im Gegensatze ganze Blöcke von Kochsalz auswarf.

Ist es wohl, wenn wir auch nur diesen Umstand betrachten, vernunftgemäß anzunehmen, daß Vulkane aus dem feuerflüssigen Erdkerne herrührend, in einer im Verhältniß zur ganzen Erdoberfläche so überaus kleinen Entfernung von einander liegend, so wesentlich verschiedene Producte auswerfen können?

Um sich einen richtigen Begriff von der Nähe dieser zwey in ihren Elementen so verschiedenen Vulkane zu machen, in Bezug auf den 18 Meilen unter der Erde gedachten hypothetisch feuerflüssigen Erdkern, so denken wir uns eine Kugel von nahe 3 Fuß oder 35,09 paris. Zoll Durchmesser, die den feuerflüssigen Erdkern repräsentirt. Um auf diese Kugel die Entfernung unserer zwey Vulkane von einander auszudrücken, müßten wir mittelst einer Feder zwey Punkte so nahe an einander setzen, als dieses nur immer thunlich ist, so daß nämlich 16 Punkte eine □ Linie bedecken. Um so viele Punkte, deren jeder eine geographische □ Meile repräsentirt, auf eine □ Linie zu bringen, müßten die Punkte schon sehr klein und mit aller Vorsicht einander so nahe gebracht werden, als thunlich; denn die ganze Oberfläche der feuerflüssigen Kugel, 18 Meilen unter der festen Kruste müßte mit 8875800 solcher Punkte bedeckt werden, die eine ebene Fläche von 5 Fuß 2 Zoll im Quadrat erfordern würden. Dieser feuerflüssige Erdkern hätte deßhalb seine Masse durch zwey einander so nahe liegende Röhrchen, um die Hälfte dünner als das feinste Menschenhaar, nämlich von 0,0109 paris. Linien im Durchmesser heraufzupressen, wenn wir den Diameter des Kraters = 1000 par. Fuß setzen.

Ist es nun überhaupt denkbar, daß jeder Punkt des feuerflüssigen Erdkerns, der schon seiner Feuerflüssigkeit halber homogen seyn müßte, chemisch so ganz anders zusammengesetzt seyn könnte? Nein, der Erdkern, wenn er anders feuerflüssig wäre, würde mit den vulkanischen Eruptionen der Epidermis unseres Erdsphäroides nichts zu schaffen haben.

Der Abbe Breislack schon ist nach jahrelangen Beobachtungen zu dem Resultate gekommen, daß die Solfatara durchaus in keiner Verbindung mit dem Vesuv stehen könne, und daß beyde ihre so verschiedenen Operationen ganz unabhängig von einander verfolgen. Auch der Glaube an ihren Zusammenhang mit dem Meere ist gleichfalls durch gar keinen Grund unterstützt. Eher noch konnte man sich einen Zusammenhang mit dem Lago Avignano denken, einem ehemaligen Krater, dessen Oberfläche ich bey niederem Wasserstande dennoch 22,6 paris. Fuß über der Oberfläche des Meeres fand.

Noch interessantere Resultate ergeben sich, wenn wir die Produkte der Solfatara mikroskopisch und chemisch analysiren.

Die Tuffe des Posilippo und des ganzen Distriktes der phlegräischen Gefilde, so wie überhaupt die meisten sogenannten trachytartigen Auswürfe der Vulkane erscheinen zusammengesetzt aus gesinterten Ueberresten von Infusorien und zwar von kieselschaligen Polygastricis und kieselerdigen Phytolitharien, von denen Ehrenberg 180 Species in Bimsstein-Conglomeraten und vulkanischen Tuffen beschrieben hat, worunter nur 5 neue sich vorfinden *).

Bey Besteigung der Solfatara im October vergangenen Jahres fand ich kreideweiße Ablagerungen eines pulverförmigen rauh auzufühlenden Stoffes unter der Dammerde, den ich schon dem Gefühle nach als Kieselerde erkannte, was das Löthrohr auch sogleich bestätigte. Die Wirkung des Pulvers auf das Gefühl veranlaßte mich zu untersuchen, ob nicht gleich dem Polirschiefer diese Masse ebenfalls aus Infusorien-Ueberresten zusammengesetzt sey. Das Mikroskop zerlegte die Masse sehr bald in durchscheinende, quarzige, keilförmige Fragmente, und kieselschalige Polygastrien, die den größten Theil der Masse auszumachen pflegten. Doch giebt es auch Lager, die bloß aus jenen keilförmigen Kieselerde-Fragmenten zusammengesetzt scheinen, deren Beziehung jedoch zu den übrigen vulkanischen Producten wir an einem andern Orte ausführlicher beleuchten werden. Wahrscheinlich war es dieses oder ein ähnliches weißes Infusorienlager, das die alten Römer unter den Cäsaren zur Bereitung ihrer Alica benützten. Die weiße Erde, die von Plinius bald als Kreide, bald als Erde, bald sogar als Metall angegeben wird, konnte durch keine andere als die von den leucogäischen Bergen zwischen Neapel und Puzzuolo ersetzt werden. Der Spelt oder Dinkel wurde in einem hölzernen Mörser gestossen und dann mit dem weißen Pulver gemengt, das ihm Farbe und Geschmack gab. Der Geschmack läßt auch wohl dieß Infusorienlager von dem gleichfalls dort häufig vorkommenden Gypsmehle unterscheiden, womit, wie uns schon Plinius berichtet, die Alica manchmal verfälscht zu werden pflegte. Somit hätten wir also auch eine eßbare Erde schon bey den Römern, wie sie noch gegenwärtig von den Kamtschadalen und Tungusen ꝛc. benützt wird.

Wie steht es hier mit dem feuerflüssigen Erdkerne, der in einer Tiefe von 18 geographischen Meilen nicht Hitze genug zu enthalten scheint, die Ueberreste organischen Lebens so zu verändern, daß nicht ihre Form noch durch das Mikroskop deutlich zu erkennen wäre?

Was ist zu thun mit den Vulkanen ausgebrannt und noch zum Theil in Thätigkeit, wie z. B. mit den ungeheuren südamerikanischen, den Vulkanen im südlichen Frankreich, denen der phlegräischen Gefilde, der Inseln Isle de France, Isle de Bourbon, Ischia, Lipari, den Ponza Inseln, dem Aetna, die alle größtentheils oder wohl auch ganz Laven ausgeworfen haben, aus Ueberresten organischen Lebens bestehend. Stehen nicht alle diese unermeßlichen organischen Ueberreste in nächster Beziehung zu unserer Erdoberfläche, bedingt durch die Einflüsse von Licht und Luft, oder sollen wir sie salamanderartig in dem innersten jener Heerde erzeugt und lebend annehmen, wo selbst das Eisen gasförmig zu werden anfängt? Verräth nicht der mit dem Bimsstein so nahe verwandte Obsidian, Perlstein, Pechstein, daß er aus einem mit weißglühend flüssiger Masse erfüllten Heerde nicht gekommen seyn kann, er, der schon dem Weißglühen nahe aufschäumt, Gase entwickelt organischen Verbindungen entsprechend, die ihn schwarz färben, und die in solch einer Hitze nicht mehr bestehen können, nicht einmal zu gedenken des Umstandes, daß nach von Humboldts Untersuchungen die Schlammausbrüche der Moya in Quito sogar noch mit nur halbverkohlten Pflanzenüberresten angefüllt sind.

(Schluß folgt.)

*) Ehrenberg über einen deutlichen Einfluß des unsichtbar kleinen organischen Lebens als vulkanisch gefrittete Kieselmasse auf die Massenbildung von Bimsstein, Tuff, Traß, vulkanische Conglomerate ꝛc., gelesen am 24. October 1844 (im Bericht über die Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin).

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 14.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.
Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, am 11. Januar 1845.

Hr. Akademiker Dr. Schafhäutl verlas folgenden Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand des Vesuv und sein Verhältniß zu den phlegräischen Gefilden.

(Schluß.)

Es hat schon Fuchs gelehrt, daß es zweyerley Arten von Bimssteinen gebe: der eine faserige im Wasser aufweichbare oder mürbe werdende, der andere eine gefrittete glasartige Natur verrathend, auf den das Wasser keinen Einfluß ausübt. Derselbe Chemiker hat gleichfalls gezeigt, daß durch rasch verdampfendes und erstarrendes Wasserglas eine blasige Masse erhalten werden könne, die den Bimsstein sowohl in seinem Ansehen als in seinem Entstehen sehr gut repräsentiren könnte. Diese bimssteinartige Masse auf nassem Wege entstanden, die wasserhaltigen Obsidiane, Pech- und Perlsteine von organischen Materien gefärbt, welche sogar den Stickstoff unter ihre Bestandtheile zählen, und sich schon in verhältnißmäßig geringer Hitze in eine Schaummasse verwandeln, beweisen, daß die ersten trachytischen Lavaströme der Vorwelt gallertartige wäßrige Ströme gewesen seyn mußten, die dem Innern der Vulkane entstiegen und die in den Schlammströmen unserer gegenwärtig thätigen Vulkane ein Analogon finden, nur daß dort der Chemismus, hier mehr mechanische Anschwemmung das bedingende Princip gewesen seyn muß.

Selbst von den als ausschließend vulkanische Produkte betrachteten Thonsteinen, die in ihrer Zusammensetzung mit dem Weißsteine übereinkommen, habe ich in meinem Vortrage in der mathematisch-physikalischen Classe der k. Akademie vom 9. März 1844 (gelehrte Anzeigen No. 102 p. 821) gezeigt, daß er aus Infusorien-Ueberresten zusammengesetzt sey, und Ehrenberg hat dieß nun auch (Sitzung vom 24. October 1844) von einer Gattung des Phonoliths vom Hochsimmer nachgewiesen.

Der Herd der vulkanischen Thätigkeit liegt ganz gewiß nicht tief unter einer freylich jetzt von einer andern Schöpfung verhüllten und überbauten Fläche, die einst der große Schauplatz organisch vegetabilischer und animalischer Lebensthätigkeit gewesen, vielleicht ihrem Entstehen nach verwandt mit Steinkohlen-, Polirschiefer-, Thonstein- und Klingstein-Bildungen, viel älter als sie angenommen werden muß, die und noch jetzt mit Wasser und wohl auch mit Luft communicirend nach erloschener Lebensthätigkeit endlich dem Chemismus anheim gefallen ist, der unter Licht- und Feuererscheinung sie den Formen seines Reiches assimilirt. Daß in dieser gewaltigen unterirdischen Werkstätte des Chemismus gewaltige Lösungen und Absorptionen, Zersetzungen vielleicht auch vegetabilischer Gebilde *) eine bedeutende Er-

*) Nach Breislack befindet sich eine Bergölquelle am

höhung der Temperatur veranlassen mußten, versteht sich wohl von selbst.

Wir können aber auch die neuen vulkanischen Erscheinungen und die Bildung augitischer Laven eben so gut und vielleicht gleichzeitig mit dem Wirken der ersten Kraft erklären durch Oxydationsphänomene von Nestern unverbrannter, durch eine Oxydhaut vor der weitern Verbrennung geschützter Metalloide, aus deren Oxyden die Erdkruste selbst besteht, nämlich aus Silicium, Aluminium, Eisen, Kalium, Natrium u. dgl. Ein Riß in dieser Oxydkruste durch Zusammenschrumpfung und Verschiebung oder Senkung der diese Nester unterstützenden Massen veranlaßt, verstattet dem Wasser Zutritt zu den Metalloiden und die unterirdische Verbrennung beginnt unter Wasserstoffgasentwicklung, Wassergasbildung aufs Neue. Tritt Meerwasser zum Herde, so wird ein Theil des Chlornatriums, dann Chlormagnesium, auch schwefelsaure Salze zersetzt, und die Fumarolen müssen nothwendig immer aus Wassergas gemengt mit Wasserstoff-, Chlorwasserstoffsäure-Gas und dergleichen bestehen, wie man dieß z. B. mit brennendem Phosphor und noch besser mit einer wirklichen Mengung jener oben genannten Metalloide im Kleinen sehr gut erläutern kann.

Historische Classe.

In der Sitzung am 18. Januar las Hr. Prof. Höfler folgende Abhandlung über die Annales Romani vor.

Der erst kürzlich erschienene VII. Band der Monumenta Germaniae historica veröffentlicht zum ersten Male durch die Sorgfalt ihres verdienstvollen Herausgebers römische Annalen vom Jahre 1044 — 1187. Niemand, der die Sparsamkeit von

---

Fuße des Vesuv, so wie die Kalksteine zu Stabiä von Bergöl durchdrungen sind. v. Buch und andere wollten auch in den Fumarolen des Vesuv starken bituminösen Geruch bemerkt haben.

Quellen für die römische Geschichte kennt, wird den Werth dieser aus einer vaticanischen Handschrift geflossenen Gabe in Zweifel ziehen. Kritischen Geschichtschreibern wird der Umstand nicht entgehen, daß wenigstens der frühere Theil derselben der Ausdruck einer den großen Reformatoren des eilften Jahrhunderts feindlichen Parthey ist *), und deßhalb ihre Berichte nur mit Vorsicht und in wie ferne sie dem durch andere Quellen bewährten Charakter jener großen Päpste beystimmen, zu gebrauchen sind. Eine kurze Uebersicht des Einzelnen wird auch angeben können, ob die Annalen wirklich bisher unbekannt waren oder nicht.

Der Herausgeber hat selbst durch Querstriche die Abschnitte bezeichnet, in die die Annalen zerfallen; sie werden uns als Anhaltspunkte unserer kurzen Betrachtungen dienen.

S. 468 I Anno ab — S. 469 principibus regnum. Dieser Abschnitt von den Unruhen in Rom unter P. Benedict IX. bis zum Tode Damasus II. ist bereits bekannt geworden, zwar nicht durch den Card. Baronius, aber doch durch einen pugnatorem ecclesiae, den Cardinal Mai, welcher offenbar, wie der deutsche Herausgeber, solam veritatem secutus, durch seine Bekanntmachung jeden späteren der Mühe enthob, der Nichtherausgabe dieser und anderer Lebensbeschreibungen von Päpsten, welche schon der Präfect der Vaticana Lorenzo Za-

---

*) Der Herausgeber spricht sich hierüber in der kleinen Vorrede folgendermassen aus: Auctores Romani, rerum quas narraverant testes oculati, in rebus partium studio obnoxiis et quas nonnisi Gregorii VII. et partis ejus asseclae tractaverunt, magnae auctoritatis, plurima huiusque obscuritatis velo obvoluta retegunt et in imperatorem minus iniqui imperatore tamen papaque magis potentem pecuniam plurimum apud concives suos valuisse confitentur. Qua de re nec Baronium nec alios ecclesiae pugnatores qui codicem autographum bene noverant, ejus edendi officium suscepisse facile credas — ego tamen solam veritatem secutus — eas — inserendas constitui. Fast möchte man glauben, das studium partium habe dießmal auch den sonst so ehrenvollen Herausgeber angesteckt.

cagni für den Druck vorbereitete, willkührliche oder gar unlautere Motive unterzubreiten. Spicileg. Rom. T. VI. Romae 1841. S. 282. 8.

II. S. 470 Leo nonus — mortuus est. Auch dieser, wie der nächstfolgende Abschnitt III. 470 Post mortem — S. 472 omnem Romanum clerum, die Geschichte Leo's IX., Victor's II., Stefan's IX., Nicolaus II. enthaltend, ist von dem Card. Mai, trotz der ungünstigen Schilderung Hildebrands bekannt gemacht worden. Wie bey den früheren Abschnitten finden sich auch in diesen einige Varianten. Es fehlt dem spicileg. bey Absch. I. das propter, ohne welches das nachfolgende comites qui veniebant per Montanam, wie das vorausgehende Romani in fugam conversi sunt, unverständlich bliebe. Hat S. 470 der deutsche Herausgeber exercitum vero Teutonicorum omnes pene ex illa pugna extincti sunt, so giebt der Cardinal: de exercitu Teutonicorum, et etc. Auf derselben Seite fehlt dem letztern das nomine S . . . . . em, welches S. 470 Z. 37 zu lesen ist. Die Monumente haben S. 472 Z. 16 ubi occurrit omnem Romanum clerum, der Cardinal ubi occurrit omnis romanus clerus. Die weitere Vergleichung wie der kleinen Lebensbeschreibung Victor's II. etc. überlasse ich gerne Männern von Fach. Ich bin immer höchst dankbar, wenn das Material zurecht gerichtet wird und erfreue mich gerne der buchstäblichen Vergleichung durch Andere, indem ich hiezu nie ein großes Talent in mir fühlte. Den Inhalt und das Wesen dieser Abschnitte habe ich nach dem spicilegium Romanum schon vor mehr als einem Jahre in den gelehrten Anzeigen erläutert (Bd. XVIII. S. 121).

S. 472 IV. Post mortem — ibique mortuus est. 23 Zeilen. Mitgetheilt im spicileg. Rom. T. VI. p. 292. 293.

S. 472 V. Anno ab. — 476. mera veritate perscripsimus. Dieser für die Geschichte P. Paschalis II. so wichtige Abschnitt ist seinem Wesen nach längst bekannt, neuerdings aber vollständig und correct aus demselben vaticanischen Codex 1984 durch den Herausgeber der monumenta selbst, Wort für Wort in T. II. legum (Mon. IV. p. 66 — 73) mitgetheilt worden.

S. 476 VI. Anno 17 — S. 479 beate Marie. Der erste Theil dieses Abschnittes, die Kämpfe Paschals mit den Römern enthaltend bis S. 477 Z. 21 ist nur ein gedrängter Auszug dessen, was die vita Paschalis von Pandulf von Pisa (Mur. S. R. J. III. S. 358 ꝛc.) weitläufig enthält. Allein interessant bleibt, daß die Römer Heinrich V. zur zweyten Römerfahrt einluden und ihm der größere Theil für Geld huldigte. Von noch größerer Wichtigkeit ist das folgende, über die Gegenpäpste unter Paschal II., Theoderich, Albert und Maginulf, über die Pandulf schnell hinweg geht und deren Namen der Cardinal von Aragonien in Unordnung anführt. Es ist hübsch zu lesen, wie wacker die Römer für Maginulf kämpften, bis pecunia — Maginolfo deficiente tota illa conjuratio eum reliquit. Wer die Annalen liest, sieht, welche Riesenaufgabe es war, Papst zu seyn und in Rom die Simonie auszurotten, wo man sich nur so lange ohne Aufstand erhalten konnte, als man Geld mit vollen Händen spendete. Was der Abschnitt über Gelasius II. enthält, ist als bekannt anzusehen. Auch hievon hat das Spicilegium den ersten Theil von huius temporibus M. G. H. S. 476 Z. 48 — S. 477 sepeliri und setzt hier noch hinzu: Haec ex registro Paschalis papae; so wie den Schluß von S. 478 Z. 25 — 479 Z. 23. Der Abschnitt über die Gegenpäpste fehlt dem Spicilegium.

S. 479. VII Anno dominice — S. 480 senatoribus. Die Annalen springen vom J. 1119 zum Jahre 1186. Dieses Fragment verspricht wichtige historische Aufschlüsse zu geben, bricht aber plötzlich ab und läßt nur errathen, was es ausführlich mittheilen wollte. Dieser Theil, 48 Zeilen stark, ist meines Wissens bisher unbekannt gewesen. In wie fern diese Annales Romani wirklich magnae auctoritatis seyen, mag man daraus entnehmen, daß der Verfasser der ersten Abschnitte, wie der deutsche Herausgeber selbst zu verstehen giebt, Parteymann war, also auch seine Berichte nur partielle Geltung haben können.

Nachträglich wird hier eine in der Sitzung der historischen Classe am 20. Juli v. J. von dem Hrn. Legationsrath Ritter von Koch-Sternfeld verlesene Abhandlung beygefügt.

Noch einige Worte über die Abstammung und Bedeutung von Leuthaus, Leutgeb, — und Leithaus ꝛc.

In der gelehrten Erörterung No. 75 und 76 dieser Blätter (J. 1844) über den Leitkauf wird auch des Leuthauses in Berchtesgaden erwähnt; diese Schreibart sey corrumpirt und dem Sinne nach mißverstanden; denn nicht ein Leuthaus, sondern ein Leithaus sollte dort die Fremden gastlich aufnehmen, und der Münchner Polizeyanzeiger sollte nicht die einzelnen Pfunde Ochsenfleisch verleitgeben lassen ꝛc. Leit, lidu, lith etc. bedeute ein geistiges, vorzugsweise landesübliches Getränk, Wein, Bier ꝛc., daher der Weinkauf u. s. w., daher Leithaus. Als Unterzeichneter in seiner Geschichte des Fürstenthums Berchtesgaden *) auf die dortige schon dem Wortlaute nach merkwürdige Gemeindeverfassung nach Gnotschaften (Genossenschaften) zu sprechen kam, mußte er auch ihres gemeinschaftlichen Sammelplatzes im Marktflecken Berchtesgaden, in der Nähe des Münsters, des dortigen ersten Gasthauses gedenken. Er schrieb, während die Urkunden bald Leut-, bald Leithaus haben, mit Bedacht — Leuthaus.

Schon damals war es dem Ref. nicht unbekannt, was Joh. Georg Scherz in seinem glossario medii aevi, Argentorati 1781 etc. vor mehr als 60 Jahren; in vorliegender Abhandlung, reichhaltig an Literatur, findet sich übrigens dieser Autor nicht citirt, über die Artikel: Leuthaus, Leutgeb etc. geschrieben hat. Leutgeb, sagt Scherz, caupo, Leuthaus, caupona, taberna; rectius, Litgeber et Lithaus — a Lit, potus. Leutkauff ac Weinkauff; rectius Litkauff. Leykauff, arrha, s. Leikauff. Licop, Litkop, potus super emtione pacta — potulentum.

*) München bey Lindauer 1815.

Nach allem dem schrieb Ref., wie bemerkt, Leuthaus, und er glaubt, mit Fug dabey bleiben zu können. Nicht nur die örtlichen Verhältnisse bestimmten ihn dazu, sondern auch andere nahe liegende Analogien. Loitshausen z. B. ist die uralte Taferne am Fuße der Burg Marquartstein; ein ähnliches Loitshausen liegt nicht fern von der Kirche zu Schleching; der Weiler Loitsberg im Burggebiet von Mitterfels; das Dorf Loiting bey Aiding u. s. w.

Das Wort Leut, populus, in Urkunden Liut, Leod, Luit, ist in Bayern und Oesterreich für sich und in der Zusammensetzung mit Oertlichkeiten, Personen und Sachen allzuviel verbreitet und üblich, als daß man es vorkommenden Falls hintansetzen könnte. In manchen Gegenden modulirt sich das Wort in Loit, spöttisch der Loitel; die Loite; hinwieder: ein gutes Leut, d. h. ein guter Mensch, was auch von Weibspersonen gilt. Die dynastischen, in unserer Geschichte viel einheimischen Namen Leutbold, Luitpold, Luitgar ꝛc. mächtig an Leuten, führen insgesammt auf Leute zurück. Luitswinde, die Leutselige! Ebenso gang und gebe ist in unsern Gegenden heute noch der Familienname Leutgeb, nicht Leitgeb; in Unterösterreich heißt ein Dorf und eine Taferne zur Kaltenleutgeb; und die Familie Leuthäuser möchte sich auch in demselben Sinne schreiben. Hingegen liegt im Worte Leitkauf die Bedeutung Lit, Getränk, daher auch Weinkauf unstreitig näher; dagegen ist nichts zu erinnern.

Sollte es sich aber wieder darum fragen, ob, von Polizeywegen, Ochsenfleisch, Bier, Brod u. s. w. um billige Preise verleutgebt oder verleitgebt werden dürften, so würde Ref. unbedenklich dem ersteren den Vorzug geben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Ueber die Erzeugung des Ozon's auf chemischem Wege. Von Christian Friedrich Schönbein, Prof. der Chemie zu Basel. Basel. Schweighauser'sche Buchhandlung. 1844.

Schon mehrmals wurde durch öffentliche Blätter die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Ozon, einen vom Professor Schönbein in Basel in der atmosphärischen Luft entdeckten neuen Körper gelenkt. Diese in Zeitungen gegebenen Andeutungen, entnommen den Verhandlungen der Naturforscher in Mailand, wo Prof. Schönbein seine Arbeit ausführlich mitgetheilt zu haben scheint, konnten indeß wissenschaftlichen Ansprüchen natürlich nicht genügen, um so weniger, da eine vor vier Jahren in den Denkschriften der K. Akademie der Wissenschaften gedruckte Abhandlung *) unter dem Titel: „Beobachtungen über den bey der Electrolyse des Wassers und dem Ausströmen der gewöhnlichen Electricität aus Spitzen sich entwickelnden Geruch“ eigentlich nur die vorbereitenden Versuche enthält, aus welchen durchaus noch nicht auf die Ausdehnung und Wichtigkeit, die dem Gegenstande in der Folge gegeben wurde, im Voraus geschlossen werden konnte. Es ist deßhalb jedenfalls erfreulich, daß der Verf. durch das vorliegende Werk den Sachverständigen Gelegenheit gegeben hat, eine gründliche Einsicht der neuen Entdeckung zu gewinnen. Die Versuche über das Ozon führten den Verf. zu dem allerdings höchst wichtigen Schluß, daß der Stickstoff nicht mehr als Element, sondern als ein zusammengesetzter Körper zu betrachten sey. Da nun die mathematisch-physikalische Klasse der K. Akademie der Wissenschaften vor einer Reihe von Jahren wiederholt die Preisfrage stellte: „Ist der Stickstoff ein einfacher Körper?“, eine Frage, welche bis jetzt noch nicht gelöst worden ist, so schien es hier der Ort zu seyn, in Kurzem über die Schönbein'sche Entdeckung zu berichten.

In der Vorrede zeigt der Verf., daß er die Ergebnisse seiner Untersuchungen allein voltaischen Forschungen und namentlich der Anwendung des Galvanometers verdanke. Deßhalb erwartet er auch von der genaueren Erforschung des Voltaismus größere und durchgreifendere Aufschlüsse für die theoretische Chemie, als wir je von rein chemischen Arbeiten zu erhalten hoffen dürfen. Welche Gründe der Verf. auch für diese Ansicht geben mag, sie können uns doch nicht zu der Ueberzeugung führen, daß voltaische Forschungen mehr als rein chemische die theoretische Chemie fördern. Wir möchten doch fragen, ob voltaische Forschungen einen Ersatz bieten konnten für die quantitativen Untersuchungen, durch welche Berzelius die Basis zur Auffindung einer Gesetzmäßigkeit in den Verbindungen aller Körper gelegt hat? Wir möchten fragen, wie es durch voltaische Forschungen möglich geworden wäre, eine Theorie der organischen Radikale aufzustellen, wenn es nicht den rein chemischen Arbeiten Liebig's gelungen wäre, die Elementaranalyse organischer Körper durch die höchste Vereinfachung des Verfahrens zu einem leicht ausführbaren Versuche zu machen? Durch die Feststellung der Atomgewichte der Körper

*) S. der Denkschriften XVI. Band. S. 255. 1840.

ist eine theoretische Chemie erst begründet worden und die rein chemischen Versuche, welche zur Theorie der organischen Radikale führten, haben unläugbar zu ihrer Förderung unendlich viel beygetragen. Wenn auch voltaische Forschungen die Aufstellung der electrochemischen Theorie, welche die jetzt herrschende in der Wissenschaft ist, möglich gemacht haben, so kann man, wie es uns wenigstens scheint, doch diese Forschungen nicht auf Kosten der rein chemischen Arbeiten anpreisen, da diese letzteren allein doch das Material zu einer Theorie geliefert haben und in alle Zukunft liefern werden. Weit davon entfernt, die Wichtigkeit und den Werth electrochemischer Arbeiten zu verkennen, dürfen wir doch die Aussicht nicht aufgeben, von rein chemischen Arbeiten noch fernerhin durchgreifende Aufschlüsse für die theoretische Chemie zu erwarten.

Der Verf. beginnt mit der Mittheilung seiner schon vor vier Jahren über das Ozon erhaltenen Resultate, welche, wie schon bemerkt, in den Denkschriften der K. Akademie der Wissenschaften zu München niedergelegt sind. Diesen Theil als bekannt voraussetzend wenden wir uns sogleich zu den neuesten Forschungen über diesen Gegenstand.

Ohngeachtet aller Bemühungen des Verf. ist es bisher nicht möglich gewesen, das Ozon in wägbarer Quantität durch Anwendung der Electricität darzustellen, es zu isoliren und dessen chemische Natur näher zu untersuchen.

Als Haupthinderniß werden pecuniäre Verhältnisse angeführt, da ungeachtet der kräftigen Wirkung unserer jetzigen voltaischen Vorrichtungen doch ein nicht geringer Aufwand erfordert würde, um mit einer Säule nur tausend Kubikfuß ozonhaltigen Sauerstoffgases zum Behufe der Abscheidung des riechenden Principes darzustellen. Um eine richtige Kenntniß von der chemischen Natur dieses riechenden Körpers zu gewinnen, mußte es daher die Aufgabe seyn, ihn durch rein chemische Mittel zu erhalten. Die Aehnlichkeit des Geruches, welcher durch die Electricität unserer Maschinen oder durch Blitzschläge entwickelt wird, mit dem, welchen der Phosphor in der Luft zeigt, führten den Verf. ganz natürlich darauf, den Phosphor selbst zum Gegenstande seiner Untersuchungen zu machen und die Atmosphäre, welche sich bildet, wenn Phosphor bey gewöhnlicher Temperatur der Einwirkung der atmosphärischen Luft ausgesetzt wird, hinsichtlich ihres volta'schen Verhaltens näher zu untersuchen.

Bringt man ein Stückchen Phosphor in einen mit atmosphärischer Luft gefüllten Glasballon, so entstehen durch die Einwirkung des Phosphors auf die Luft zwey gas- oder dampfförmige Materien, von denen die eine ein elektropositiver, die andere ein electronegativer Körper ist. Der eine Körper, welchem die über Phosphor gestandene atmosphärische Luft ihr positives Polarisationsvermögen verdankt, ist nach der Angabe des Verf. der Phosphordampf, der andere, welcher die electronegative Polarisation bedingt, ist das Ozon, d. h. diejenige riechende Materie, welche sowohl bey der Electrolyse des Wassers an der positiven Electrode, als auch bey electrischen in der atmosphärischen Luft stattfindenden Entladungen auftritt. — Als Beweise für die Identität des auf volta'schem und auf chemischem Wege dargestellten Ozons führt der Verf. die große Uebereinstimmung des Geruchs an, so daß auch die feinste Nase keinen Unterschied zwischen diesen Gerucharten wahrnehmen kann, ferner die beyden Körpern gemeinschaftliche Eigenschaft, die Luft negativ zu polarisiren.

Die Uebereinstimmung, welche zwischen dem electromotorischen Charakter des auf volta'schem und electrischem Wege erzeugten Ozons besteht, wie auch das Verhalten dieser riechenden Materie zu den leichter oxydirbaren Substanzen gaben dem Verf. zu der Vermuthung Veranlassung, daß das Ozon eine den Salzbildern ähnliche Substanz sey. Mehrere in dieser Beziehung mit Pflanzenfarben angestellte Versuche scheinen diese Erwartung zu bestätigen. Streifen von blauem und geröthetem Lakmuspapier der Einwirkung des Ozon's ausgesetzt, welches in einem Ballon mit Hülfe des Phosphors entstanden war, wurden nach einigen Minuten schon gänzlich gebleicht, in derselben Art, wie dieß vermittelst Chlor und Brom der Fall ist. Die nämliche Wirkung wurde auch mit electrisch erzeugtem Ozon beobachtet. Ganz auf dieselbe Weise wie das Chlor verhält sich das Ozon zu dem Kaliumeisencyanür. Chlor entzieht bekanntlich einer Lösung von Kaliumeisen-

cyanür einen Theil des darin vorhandenen Kaliums und verwandelt die genannte Verbindung in das rothe Cyanid. Setzt man nun einen Tropfen der Cyanürlösung der Einwirkung des electrischen Büschels aus, oder schüttelt man Cyanürlösung mit atmosphärischer Luft, welche über Phosphor gestanden hatte, so färbt sich die Lösung tiefer gelb und liefert mit chemisch reinem schwefelsaurem Eisenoxydul einen merklich blauen Niederschlag. Als das empfindlichste Reagens auf das Ozon giebt der Verf. den Jodkaliumkleister an. Enthält die Luft oder irgend eine andere Gasart so wenig freyen Ozones, daß die Gegenwart desselben weder durch das Galvanometer, noch auch durch den Geruch mehr angezeigt wird, so bläut sich doch noch merklich ein mit diesem Jodkaliumkleister überzogenes Papier, gerade so als wenn es der Einwirkung von Chlorgas ausgesetzt wird.

Durch Schwefelwasserstoffgas, so wie auch durch schweflige Säure verliert ozonhaltige Luft augenblicklich ihren eigenthümlichen Geruch, ihr negatives Polarisationsvermögen und ihre Bleichkraft. Aus diesem Verhalten schließt der Verf. ebenfalls wieder auf die Aehnlichkeit der chemischen Natur des Ozons und des Chlors oder Broms, also auch darauf, daß das Ozon mit dem Wasserstoff des Schwefelwasserstoffes schon bey der gewöhnlichen Temperatur sich verbindet und den Schwefel aus dieser Verbindung abtrennt.

Der Verf. geht hierauf in theoretische Erörterungen über die Entstehung und die Natur des Ozons ein. Das Ozon mag auf electrischem, voltaischem oder chemischem Wege erzeugt werden, immer muß da, wo Ozon zum Vorschein kommen soll, Stickstoff zugegen seyn. Ausgekochtes Wasser, was also seines Stickstoffs beraubt ist, liefert kein Ozon; in reinem Sauerstoff, der bey gewöhnlicher Temperatur mit Phosphor auch noch so lange in Berührung gestanden, tritt kein Ozon auf. Die bis ins Einzelnste hinausgehende Analogie, welche zwischen den Erscheinungen besteht, einerseits stattfindend in einer aus Sauerstoffgas und Chlorwasserstoffgas, andererseits aus Sauerstoffgas und Stickstoffgas zusammengesetzten Atmosphäre, bestimmen den Verf. mit hoher Wahrscheinlichkeit, wenn nicht

mit zweifelloser Gewißheit anzunehmen, daß der Stickstoff aus Ozon und Wasserstoff bestehe. Denkten wir uns die Atmosphäre aus Sauerstoffgas und Chlorwasserstoffgas zusammengesetzt, oder würde dem Wasser eine kleine Quantität der letzteren Verbindung beygefügt, so müßte an dem positiven Pole neben dem Sauerstoff auch etwas Chlor ausgeschieden werden. Bey der Electrolyse des Wassers, welches gewöhnliche atmosphärische Luft enthält, entwickelt sich an dem positiven Pole neben dem Sauerstoff etwas Ozon, ein Körper, der, wie schon früher bemerkt, viele Eigenschaften eines Salzbilders hat.

Auch aus der chemischen Erzeugung des Ozones durch Phosphor zieht der Verf. den Schluß, daß der Stickstoff ein zusammengesetzter Körper sey. Der Phosphor soll nämlich mit Hülfe des Sauerstoffs den Stickstoff zerlegen, so daß das eine Element des Stickstoffs, der Wasserstoff, sich mit dem Oxygen der atmosphärischen Luft zu Wasser vereinigt, während das andere Element, das Ozon aber sich theils mit dem Phosphor zu Ozonphosphor verbindet, theils auch frey wird und sich mit der über dem Phosphor stehenden Luft vermengt. Auch noch auf einem anderen chemischen Wege, als durch Phosphor, gelang es, Spuren von Ozon darzustellen. Erhitzt man nämlich Manganhyperoxyd und wäßrige Schwefelsäure in einem Kolben, so wird durch den sich entwickelnden Dampf ein mit Jodkaliumkleister getränkter Papierstreifen gebläut. Da das Manganhyperoxyd sowohl als die zum Versuche angewandte Schwefelsäure vollkommen chemisch rein, also von Chlor frey waren, so kann diese Wirkung, so wie auch das Bleichen eines über die Oeffnung des Kolbens gehaltenen Lakmuspapieres nur dem Freywerden des Ozons zugeschrieben werden. Der Stickstoff verhält sich demnach hier ganz analog dem Chlorwasserstoff, welcher unter den gegebenen Umständen Spuren von Chlorgas entwickeln würde.

Auf die Eigenschaft des Jodkaliums durch Ozon ebenso leicht wie durch Chlor unter Abscheidung von Jod zersetzt zu werden, gründete der Verf. ein Verfahren, sich Ozonkalium zu verschaffen. In 10 Kolben, jeder ungefähr 30 Liter fassend, wurde durch Phosphor Ozon dargestellt, und das Ozon durch Schütteln mit einer verdünnten Jodkaliumlösung absorbirt.

Nachdem der erste Ballon dadurch von Ozon frey geworden, wurde die Jodkaliumlösung in den zweyten gegossen, hierauf in den nächsten und damit so lange fortgefahren, bis daß die anfangs sich gelb färbende Lösung farblos ist, daher kein Jod mehr enthält. Raucht man nun die Lösung bis zur Trockne ab, so bleibt ein gelblich weißer Körper zurück, der schwach alkalisch reagirt und mit Schwefelsäure benetzt ein Gas entwickelt, welches einen äußerst starken und unangenehmen Geruch besitzt, ähnlich dem Brom und Jod. Eingeathmet bewirkt dieß Gas catarrhalische Affectionen, zerstört Pflanzenfarben, scheidet aus Jodkalium Jod ab, und verwandelt Kaliumeisencyanür in Cyanid. Besteht der Stickstoff wirklich aus Ozon und Wasserstoff und ist diese Verbindung derjenigen des Chlorwasserstoffs analog, so muß nothwendigerweise Stickstoff mit Kali erhitzt Ozonkalium und Wasser bilden. Es ist zu bedauern, daß der Verf. diesen Fundamentalversuch noch nicht angestellt hat. Einige andere Versuche des Verf. scheinen indessen zu beweisen, daß durch Glühen von Kalihydrat an der atmosphärischen Luft sich in der That Spuren von Ozonkalium bilden. Setzt man nämlich zu einer Kalilösung so viel Säure, daß die Lösung schwach sauer schmeckt, d. h. daß Ozon in Freyheit gesetzt wird, so erhält sie dadurch die Eigenschaft, Jodkaliumkleister blau zu färben. Natürlich muß man sich vorher überzeugen, daß die verdünnten Probesäuren den Jodkaliumkleister nicht verändern. Dieselbe Reaction auf den Jodkaliumkleister erhält man auch durch Glühen von reinem Salpeter in einem bedeckten Gefäße.

Der Verf. hält es für sehr wahrscheinlich, daß sich in der Atmosphäre freyes Ozon befinde, vermuthlich entbunden durch die unaufhörlichen Electricitätsentladungen in der Atmosphäre. Zu dieser Ansicht führte die Beobachtung, daß Papier, Leinwand oder Asbestfasern mit Jodkaliumlösung getränkt und der atmosphärischen Luft ausgesetzt nach einiger Zeit freyes Jod enthalten.

Hat der Stickstoff wirklich eine Zusammensetzung ähnlich der des Chlorwasserstoffs und betrachtet man die Analysen der Verbindungen des Stickstoffs mit dem Wasserstoff und mit dem Sauerstoff als genau, so würde nach des Verf. Ansicht die Constitution der beyden Reihen der fraglichen Verbindungen folgende seyn.

Wasserstoffverbindungen.

1	Atom	Ozon	+	1	Atom	Wasserstoff	=	Stickstoff.
1	„	„	+	2	„	„	=	unbekannt.
1	„	„	+	3	„	„	=	Amid.
1	„	„	+	4	„	„	=	Ammoniak.
1	„	„	+	5	„	„	=	Ammonium.

Hydrosauerstoffverbindungen.

1	Atom	Ozon	+	1	Atom	Wasserstoff	+	1	Atom	Sauerstoff	= Stickoxydul.
1	„	„	+	1	„	„	+	2	Atome	Sauerstoff	= Stickoxyd.
1	„	„	+	1	„	„	+	3	„	Sauerstoff	= salpetrichte Säure.
1	„	„	+	1	„	„	+	4	„	Sauerstoff	= Untersalpetersäure.
1	„	„	+	1	„	„	+	5	„	Sauerstoff	= Salpetersäure.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Blicke ins Leben von Karl Friedrich Burdach, zweyter und dritter Band (1844). Leipzig bey Leopold Voß.

Wir gaben über den Inhalt dieses an Thatsachen wie an Gedanken überaus reichen Buches gleich nach dem Erscheinen seines ersten Bandes eine ausführliche Uebersicht (gel. Anz. auf 1842 Nr. 194 u. f.). Die comparative Psychologie, deren Entwicklung die Aufgabe der beyden ersten Bände war, erhebt sich schon am Ende des zweyten, vorzugsweise aber im dritten Bande in das Gebiet der menschlichen Seelenkunde und wir wollen den viel überblickenden, scharfsinnigen Verfasser auf diesem Wege seiner Untersuchungen noch weiter begleiten.

Der expandirenden Richtung der Selbstthätigkeit des Lebens stehet überall in der Natur, im Ganzen wie im Einzelnen, ein beschränkendes Gegengewicht zur Seite, welches in contrahirender Weise dem sonst maaßlos auslaufenden Kreise seine Gränzen setzt. Dieses hemmende Gegengewicht tritt sowohl im Entwicklungsgange des Einzellebens, als inneres Moment, als auch in der Gesammtheit der sichtbaren Welt als äußerliches, auf. Die expandidirende Richtung der Lebensthätigkeit giebt sich vorherrschend im Kreise ihres vegetativen Wirkens als außerordentliche Fruchtbarkeit, üppiges Wachsthum, kräftiges Gedeihen, im Kreise des animalischen Wesens durch ein überströmendes Gefühl von Freudigkeit und Wohlbefinden kund. Jene meist wehrlosen Thiere der verschiedensten Klassen, welche dazu bestimmt sind, andren fleischfressenden Thieren zur Nahrung zu dienen, zeichnen sich nicht nur durch hohes Maaß der Fruchtbarkeit und durch schnelles, kräftiges Wachsthum, sondern zum großen Theil auch durch ihre Munterkeit, ihr fröhliches Bezeigen aus. Wie fröhlich und genußreich ist das Leben des hüpfenden Lammes und der lustigen Ziege im Vergleich mit dem des melancholischen Wolfes; das Leben des Eichhörnchens, des Kaninchens und selbst der Feldmaus, gegen das der nächtlichen Eule oder der herumschleichenden Räuber vom Iltisgeschlecht, welche dem sonst verderblichen, maaßlosen Ueberhandnehmen jener fruchtbaren Thiere eine Gränze setzen. Wenn auch der schnell sich vermehrende Singvogel sein kurzes Leben unter den Klauen seiner Feinde endigen muß, so hat er es doch dafür desto reicher genossen; jeder Ton seines Gesanges sprach das freudige Gefühl aus, das seine Seele erfüllte.

Das äußre, hemmende Gegengewicht, die Richtung der Contraction, wird zunächst durch die Aeußerungen der expandirenden Richtung der Lebensthätigkeit geweckt und verstärkt, sowohl dann, wenn dieselbe in vegetativer als wenn sie in animalischer Form sich äußert. Nicht allein das kräftige, gesunde Wachsthum der üppig vegetirenden und sich vermehrenden Pflanzen- oder Insekten-fressenden Thiere ist es, was ihrem Fleische seinen eigenthümlichen Reiz und Wohlgeschmack für das Raubthier giebt, sondern jener anziehende Reiz liegt auch öfters in dem muntern Bewegen der Beute. Es ist deßhalb ein sichres Vorgefühl des Instinktes, welches vielen von ihren Feinden verfolgten oder schon in der Gewalt derselben stehenden, wehrlosen Thieren es eingiebt, sich ganz regungslos, wie ein

todtes zu verhalten; eine List, welche öfters zu ihrer Rettung dient. Das scheinbar grausame Spiel, welches die Katze mit einer gefangenen Maus und manches andre Raubthier mit seiner Beute treibt, hat keinen andren Zweck als eine höhere Steigerung der Begierde, und hiedurch der Lust, am Genuße des schnell bewegten Thieres zu bewirken; die Expansion zieht überall die Contraction zu und nach sich, so wie umgekehrt diese zu jener führt.

Je mehr sich das Streben der expandirenden Thätigkeit mit höheren Seelenkräften zusammengesellt, in desto größerem Maaße ist es geeignet, in dem lebenden Wesen ein Gefühl der Selbstzufriedenheit, des innren Wohlbehagens zu wecken. Dieses innre, fröhlich machende Selbstgefühl belebt den Hund, wenn ihm ein Kunststück oder das Erhaschen eines Wildpretes gelungen; der Singvogel läßt, während er mit der anhaltenden Arbeit des Nesterbauens beschäftigt ist, seine freudigsten Gesänge vernehmen; ein Elephant, welcher bey einer Expedition in Ostindien eine steile Anhöhe auf stufenweis gelegten Baumstämmen, nach mancher vorsichtigen Prüfung durch Rüssel und Fuß erstiegen, und zugleich einem kleinen Elephanten heraufgeholfen hatte, zeigte sich über das Gelingen seiner Anstrengung so hoch erfreut, daß er seinen Führer liebkoste und mit dem Rüssel Erde in die Höhe warf; das edle Roß wetteifert freudig, aus eigenem Antrieb, im Lauf mit andern Pferden. Darum sucht das Thier mit der Selbstthätigkeit zugleich sein Vergnügen; das Wagenpferd, wenn es einige Tage im Stalle gewesen, stellt sich von selbst zur Deichsel, der Stier scharrt und brüllt, wenn es Zeit ist ihn anzuspannen; das Dromedar beladet sich selber, indem es mit dem Kopfe unter den Tragsattel kriecht.

Wenn die expandirende Richtung der Lebensthätigkeit von einem feststehenden Punkte (der Contraction) ausgieng, dann beschreibt sie insgemein ihren engeren oder weiteren Kreis so, daß sein Ende wieder von selber zu jenem Ausgangspunkte zurückkehrt. Die Fische suchen beym Laichen die Stelle wieder auf, da sie selber aus dem Ey gekommen; hat man in einen Fluß, in welchem bisher noch keine Lachse zu finden waren, befruchtete Eyer ihrer Art gesetzt, dann sieht man in den folgenden Jahren die seitdem paarungsfähig gewordene Brut, die aus den Eyern entsprungen war, von ihrem Winteraufenthalt im Meere heraufkommen in den Fluß, um an ihrem eigenen Geburtsort zu gebären, und der Fluß kann, wenn sein Wasser der Entwicklung der Jungen günstig ist, bald mit Lachsen sich bevölkern. Der Zugvogel sucht im Frühling die Gegend des älterlichen Nestes auf, in welchem er aus dem Knospenzustand des Eyes herorgegangen war und legt in der Nähe desselben das Nest für seine eigne Brut an, ja selbst die Schafe jener Hochgebirge, welche immer im Freyen bleiben, eilen, wenn sie das Gebären ankommt, nach der oft weit abgelegenen Höhle oder Felsenkluft, in der ihre eigne Mutter sie gebar. Der Zug nach der Heimath und Geburtsstätte ist selbst bey den Amphibien so mächtig, daß man eine Schildkröte, die man bey der Insel Ascension gefangen, am Bauchschild mit eingebrannten Buchstaben und Ziffern bezeichnet, in der Nähe der englischen Küste aber, weil sie dem Tode nahe schien, ins Meer geworfen hatte, zwey Jahre nachher bey der Insel Ascension wieder fieng. Der Zug nach der Heimath schien der Kranken Gesundheit und Kraft zurückgegeben zu haben.

Wie das hemmende, contrahirende Gegengewicht, z. B. als verzehrendes Raubthier, der Ueberfülle der zeugenden Naturkräfte, welche über ihre Schranken herausbricht, entgegentritt, so auch namentlich jenen Verirrungen, bey welchen der Bildungstrieb die Gränzen überspringt, welche der Form der einzelnen Gattungen und Arten vorgezeichnet sind. Katzen, so wie andre vom Fleische lebende Thiere fressen ihre Mißgeburten auf; Bastarde, welche ein Schwanenweibchen mit einem Gänserich, ein Zebra mit einem Esel erzeugt hatte, wurden von ihren Müttern nicht gepflegt, sondern gescheut.

Die expandirende, selbstthätig zeugende und bewegende Richtung pflanzt sich aus dem Kreise des einen Einzellebens in den des andren fort und wirkt, von Einem auf Viele, mit unabweisbar ansteckender Gewalt. Ein Hauptorgan, durch welches jene Richtung weit über den Kreis der eignen Leiblichkeit hinaus sich kund giebt, ist das der Stimme. Durch diese wirkt das eine Einzelwesen mit ganz besondrer Macht auf ein andres ein. Levaillants Affe konnte

es niemals unterlassen, das Geschrey seiner wilden Kameraden, wenn sich dieß aus der Ferne vernehmen ließ, zu beantworten, obgleich er die Gewaltthätigkeiten derselben, die gegen gezähmte Thiere ihrer Art sehr grausam sind, so sehr fürchtete, daß er sich dabey ängstlich verkroch. Thiere von ganz verschiedenen Gattungen ahmen die fremde Stimme, die sie öfter vernehmen, oder die ihnen besonders imponirt, nach und ein Schimpanse machte, wenn man zu ihm sprach, wenigstens mit den Muskeln des Gesichtes und des Mundes die Gebärde des Sprechens nach, indem er dabey freylich nur ein dumpfes Huhu vernehmen ließ. Namentlich liegt in der Menschenstimme und Sprache eine ganz besondere Gewalt über die Thierwelt. Ein gezähmter Wolf, den sein Herr in eine Menagerie abgab, wurde hier aus Sehnsucht nach demselben krank, erkannte ihn aber nach mehrjähriger Trennung an der Stimme wieder, bezeigte eine ausgelassene Freude, sprang an ihm empor und leckte ihm den Mund. Bey dem Abrichten eines Hundes ist es eine Hauptregel, daß man viel zu demselben spricht, um ihn aufzumuntern oder seine Hitze zu mäßigen, ihn zu loben oder zu tadeln, wodurch es gelingt, den Willen des Thieres sich ganz anzueignen und zu unterwerfen. Auch das Geheimniß der Kunstreiter, ein Pferd sich dienstbar zu machen, besteht hauptsächlich darin, daß man sich demselben in einem etwas dunklen Stalle, worin seine Aufmerksamkeit durch nichts zerstreut wird, durch Worte und Gebärden verständlich zu machen sucht, wobey das Thier bald die Bedeutung der hohen oder tiefen, hellen oder dumpfen, sanften und rauhen, raschen und gedehnten Stimme seines Lehrmeisters, je nachdem diese Lob oder Tadel, Anfeurung oder Hemmung kund thun und bewirken will, verstehen und derselben Gehorsam zu leisten lernt, so daß es nachmals mehr durch den bloßen Zuruf als durch den Zügel gelenkt werden kann.

Namentlich bey gesellig lebenden Thieren zeigt sich jene ansteckende Macht der selbstthätigen Bewegung, wodurch das eine Thier viele Andre mit sich fortreißt in eine gleiche Richtung des Bewegens. Die Sprünge, welche der Leithammel macht, werden von der ganzen ihm folgenden Heerde nachgeahmt; läuft ein Schaf ins Feuer des brennenden Stalles oder springt von der Fähre ins Wasser, dann folgen alsbald ihm die andren; wenn im Schwarme der Wandertauben die an der Spitze des Zuges fliegenden eine Schwenkung machen oder vor einem Raubvogel sich zur Erde senken und dann wieder erheben, machen die folgenden Glieder des langen Zuges allesammt diese Bewegung nach, obgleich der Raubvogel seitdem längst mit seiner Beute aus dem Gesichtskreis verschwunden ist.

Auch das Band der gegenseitigen Anhänglichkeit und Sympathien wird vor allem durch die gemeinsame Richtung der Selbstthätigkeit geknüpft. Wagenpferde, welche Arbeit und Ruhe mit einander theilen, zeichnen sich durch ganz besondre Anhänglichkeit an einander aus; getrennt verlieren sie die Freßlust und allen Lebensmuth, beysammen sind sie zur schwersten Arbeit williger. Namentlich befreunden sich Pferde von gleicher Race, gleicher Natur und Farbe am leichtesten und meisten.

Die expandirende Richtung der Seelenthätigkeit ist nicht nur ihrem Wesen nach der Freude, sondern auch der Liebe verwandt. Liebe wirkt wieder Liebe, doch keine andre Liebe der sichtbaren Wesen kommt hierin an Macht der Liebe und dem freundlichen Bezeugen des Menschen gleich. Diese vermag die wundervollsten und festesten Bande der Sympathie zu knüpfen. Als ein junges Reh von der Dame, die seiner gepflegt hatte, getrennt wurde, starb es bald darauf. Eine Maus, welche Baron von Trenk in seinem Kerker an sich gewöhnt hatte, fand, bey der ersten gewaltsamen Trennung, doch wieder den Weg zu ihm, als man sie bey der zweyten in einen Käfig gebracht hatte, verweigerte sie das Futter, und starb den Hungertod. Ein Gefangener in Genf hatte in seinem Kerker eine junge Ratte gezähmt und an sich gewöhnt, als er nach einiger Zeit seine Freyheit wieder erhalten, nahm das Thier keine Nahrung mehr und man fand dasselbe nach etlichen Tagen in einem Tuche, das ihr Freund im Gefängniß zurückgelassen, todt. Eine ähnliche, den Tod des Thieres nach sich ziehende Sympathie mit einem Kinde, das gestorben war, wurde an einer Katze beobachtet. Uebrigens sind es unter den Säugethieren zunächst der Hund, der Elephant und das Pferd, welche sich der

innigsten Anhänglichkeit an den Menschen fähig zeigen. Die oben genannten Thiere, so wie mehrere andre, für die Freundlichkeit und Liebe des Menschen empfängliche Arten sind auch am meisten geeignet, eine Art mit der andren Verhältnisse der innigsten Sympathieen anzuknüpfen und Anhänglichkeiten selbst bey solchen Wesen zu erwecken, deren Natur ihnen am fernsten zu stehen schien. So hat sich öfters ein Hund die Zuneigung des Löwen erworben; zahme Hunde und Elephanten, so wie das Pferd und der Hund eines Fuhrmannes schließen öfters eine solche Freundschaft mit einander, daß die Trennung den Tod des einen oder des andern nach sich ziehen kann.

Das Wesen und Wirken der Menschenseele verhält sich allerdings zu jenem der thierischen nach einem gemeinen Ausdruck wie Tag zu Nacht. Der Tag bringt, in gewisser Hinsicht einer Gegend, über welcher er so eben aufgeht, nichts Neues. Die Berge, die Hügel, die Thäler mit ihren laufenden und stehenden Gewässern, mit ihren Bäumen und andern Kräutern sind nach Sonnenaufgang dieselben geblieben wie sie in der Mitte der Nacht waren. So lassen sich auch die Anlagen und Kräfte der Seele, deren harmonisches Zusammenseyn wir an der Natur des Menschen bewundern, auf ähnliche Weise in den Aeußerungen des thierischen Lebens nachweisen, als am Leibe des Thieres die einzelnen Theile des Menschenleibes. Und dennoch bleibt bey all diesen Aehnlichkeiten der Unterschied „wie Tag und Nacht.“ Denn wie sich für unser Wahrnehmen während des Dunkels der Nacht hier ein einzelner Baum, dort, wenn wir weiter gehen ein Fels, noch weiter vorwärts ein Gemäuer bemerkbar macht, während uns das Licht der aufgehenden Sonne auf einmal all jene vereinzelten Dinge in ihrer Gesammtheit erfaßbar machet, so erhebt der vernünftig erkennende Geist des Menschen diesen zu einem Inhaber und Selbstherrscher all der Strebungen und sinnlichen Anschauungen, die sich vereinzelt an den verschiedenen Naturen des Thierreiches kund gaben. Der Kreis der schöpferischen Selbstthätigkeit des erkennenden Geistes dehnt sich im Menschen nach allen Richtungen so viel weiter als im Thiere aus, daß er nach oben hin die Schranken des natürlichen Seyns durchbricht

und sich zu dem Erkennen eines ewigen, göttlichen Seyns erhebt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Erzeugung des Ozon's auf chemischem Wege.

(Schluß.)

So weit sind bis jetzt die Forschungen des Verf. über das Ozon gediehen. Wenn wir die angestellten Versuche mit den aus ihren Resultaten gezogenen Schlüssen zusammenhalten, so dürfen wir es uns nicht verhehlen, daß gewiß noch viele Arbeiten nothwendig sind, um so bedeutende Folgerungen zu unumstößlichen Wahrheiten zu erheben. Vor Allem ist es von Wichtigkeit, daß die von Prof. Schönbein angegebenen Thatsachen eine vollkommene Bestätigung erhalten, weßhalb eine Wiederholung seiner Versuche von verschiedenen Seiten besonders wünschenswerth ist. Dieß scheint indessen bis jetzt noch nicht der Fall gewesen zu seyn. Dem Berichterstatter ist die Umwandlung des Kaliumeisencyanür in Cyanid durch Ozon vor anderen Versuchen gut gelungen. Schüttelt man nämlich eine Lösung von Kaliumeisencyanür mit einer Luft, worin Phosphor geleuchtet hat, so färbt sich die Lösung unter Abscheidung von etwas Berlinerblau grün und präcipitirt nun die Eisenoxydulsalze sogleich deutlich blau. Da der Verf. seine Arbeiten fortzusetzen verspricht, so hoffen wir demnächst neue Belehrung über diesen interessanten Gegenstand zu erhalten.

Vogel jun.

Druckfehler.

S. 188 (31. Januar) fehlt am Schlusse nach Individualisirung das Zeichen der Anführung (“).

S. 191 Z. 13 v. o. ist Ninus (Ninive) statt Tyrus zu lesen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Februar.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Blicke ins Leben von Karl Friedrich Burdach.

(Fortsetzung.)

Mit diesem Moment der Erweiterung nach oben geht, wie die Flamme die der Blitz am brennbaren Körper entzündet, das Licht eines anbrechenden Tages über den ganzen Kreis des Seelenlebens aus: der Geist der sich nach oben hin der Erkenntniß des Schöpfers genaht, empfängt nach unten hin, in seiner Wirksamkeit auf die Außenwelt, Kräfte des Schöpfers. Wie dieß in vorbildlicher Weise sein aufrechter Gang ausspricht, so ist mit jenem Moment des aufgehenden geistigen Bewußtseyns der Mensch aus dem Schlafe der Thierheit erwacht, von dem Lager derselben aufgestanden und wandelt frey umher. Der Mensch ist ein Ebenbild seines Schöpfers, und nur dadurch befähigt diesen zu erkennen; in der Weise eines schöpferischen Geistes wirkt er auf seine Außenwelt ein. Während das Streben des Thieres dahin geht, das von der Natur ihm Dargebotene zu erlangen und anzunehmen, ist der Mensch mehr darauf bedacht das Erlangte auf eine ihm zusagende Weise umzuwandeln, als dasselbe in seiner ursprünglichen Gestalt zu gebrauchen, mehr das Begehrte durch zweckmäßige Leitung der Naturkräfte selbst hervorzubringen, als sich bloß in den Besitz desselben zu setzen. Wie sich schon bey dem Thier an die ungehemmte Aeußerung der (expansiven) Selbstthätigkeit des Lebens ein Gefühl des Wohlbehagens und der Freudigkeit anschließt, so noch in unvergleichbar viel höherem Maaße bey dem Menschen. Mit der höchsten schöpferisch-selbstthätigen Wirksamkeit zugleich ist seine Natur der höchsten Freuden, der höchsten Lust, daneben aber auch, wo sie in ihren Ausstrahlungen sich gehemmt findet, der tiefsten Schmerzen fähig.

Dem Moment der Expansion steht überall jenes der Concentration oder Contraction zur Seite, und die Kraft des einen wächst mit der des andren. Auch in der Natur des Menschen findet sich im Gegensatz zu der weit über die Schranken der Thierheit hinaus reichenden, expansiven Geistesthätigkeit eine innre Aufnöthigung der Concentration, von dergleichen in der Seele des Thieres kaum etwas Aehnliches gefunden wird; diese Concentration giebt sich uns im Act des Selbstbewußtseyns kund. Bey dem Thier ist der Kreis des Selbstgefühles gegen die Region des Mitgefühles mit den Dingen der Außenwelt nur undeutlich abgegränzt; die Seele des Thieres findet sich selber nur in ihrem Wirken nach außen; sie hat kein eigentliches Ich, sondern nur ein Wir. Dagegen schließt sich in der Seele des Menschen, als Gegengewicht gegen die Strebung nach unmeßbarer Expansion, ein demantfester Kreis der Selbstbegränzung, nicht nur gegen die Außenwelt des Erkennbaren, sondern selbst gegen die Innenwelt des durch die Sinnen aufgefaßten, durch die Erinnerung zum Eigenthum gewordenen Erkenntnißstoffes ab; er gewinnt durch diese Selbstbegränzung den festen Centralpunkt seines Ichs. Wie das Thier von all seinen jährlichen und täglichen Wanderungen und Abschweifungen immer wieder zu der Stätte seiner Geburt, des Entstehens seiner Eigenheit zurückkehrt, so der Geist des Menschen zu dem Concentrationspunkt seines Wesens, zu dem Moment des Selbst-

bewußtseyns und des Erfassens seines Ich, und nur hierdurch erhält er sich und erneuert er sich die Kraft zu dem neuen Auslauf seines Erkennens und Strebens in die Weite.

Das Leben bethätigt sich überall zunächst und vorzugsweise dadurch, daß es in dem Kreise, der es umgiebt, weiter zeugt, seines Gleichen hervorruft. Wie das Denken einer ewigen Weisheit in jedem Punkt ihrer sichtbaren Werke sich kund giebt, so muß auch der schöpferische Geist des Menschen sein Denken, sein Erkennen in dem Kreis seiner Wirksamkeit aussprechen. Dieser geistige Zeugungstrieb ist der gewaltigste, mächtigste seiner Natur, er beherrscht das Wesen des Menschen in der unwiderstehlichsten Weise, und reißt alle Kräfte desselben mit sich fort. Der Mensch muß sprechen weil er denkt; weil der Gedanke, als ein Lebendiges, in der hiezu empfänglichen Basis Seinesgleichen zu erzeugen sich gedrungen fühlt. Wie die Bildung eines Leibes die unmittelbare Folge des Pflanzenlebens, die willkürliche Bewegung eine Aeußerung des Thierlebens ist, so gehet die Bildung einer Gedankensprache als erstes, unfehlbares Lebenszeichen aus der Wirksamkeit des Geistes hervor, durch dessen Innenwohnen der Mensch vom Thiere sich unterscheidet.

Am deutlichsten wird das unabweisbare, mächtige Bedürfniß des Menschen, das innre Leben seines Geistes durch eine Gedankensprache kund zu geben, in den Fällen erkannt, wo dasselbe durch die scheinbar unauflösbarsten Banden sich hindurch reißet und die stärksten Hindernisse siegreich beseitiget. Dieses geschieht namentlich bey solchen Menschen, welche von der Geburt an oder seit den frühesten Lebensjahren des Gebrauches der oberen Sinnen: des Gesichts, des Gehörs, ja selbst des Geruches und Geschmackes beraubt waren. Wir sprechen hier nicht von jenen krankhaft gelähmten Naturen, deren Pflanzenleben von der Geburt an nur ein langsames Hinsterben ist; nicht von den Cretinen und Blödsinnigen des tiefsten Grades, denen mit der Macht der thierischen Bewegung zugleich auch das Vermögen der thierischen Empfindung abgehet; denn jene geistig Gehemmten und Gelähmten können uns eben so wenig lehren was geistige Wirksamkeit, als die leiblich Lahmen, was Bewegung der Glieder sey. Nicht aber bey allen blinden Taubstummen ist der Mangel der höheren Sinnen die Folge eines solchen krankmachenden Einflußes, welcher an die Wurzel des leiblichen wie psychischen Lebens greift, sondern bey Manchen traf derselbe nur örtlich die äußeren Sinnen, nicht in dem Gehirn und Rückmark den Centralpunkt des leiblichgeistigen Gesammtlebens. Und eben diese Fälle sind es, an denen wir den siegreichen Kampf der Menschenseele um ihr unveräußerliches Erbe und wesentlichstes Eigenthum: um die Gedankensprache auf die lehrreichste Weise betrachten können.

Taubstumme, welche zugleich blind waren, sind hin und wieder beobachtet worden, ohne daß man diesen Unglücklichen die ihrem Zustand gebührende Aufmerksamkeit und Theilnahme schenkte. In Dänemark fanden sich, nach Schmalz, unter 630 Taubstummen 3 Blinde; in Ost-Flandern zählte man im Jahre 1840 neun Taubblinde; nach einem Bericht der Taubstummenanstalt in Modena gab es, als derselbe geschrieben ward, sieben Gesicht- und Gehörlose in Italien. Manche Unglückliche dieser Art lebten und starben, der öffentlichen Kunde entzogen, in der älternlichen Hütte und wurden in ihrer Umgebung gleich den Cretinen behandelt und beachtet. So das taubblinde Mädchen in der Gemeinde Stüfa, im Canton Zürich, das sein Verlangen nach Speise oder Trank durch Klagetöne andeutete, durch den Geruchssinn es wahrnahm, wenn der Brodschrank geöffnet wurde, in gerader Richtung auf denselben zugieng und die Hände so lange bewegte, bis man ihr das Begehrte hineinreichte. Diese von Natur wie von der menschlichen Gesellschaft Verkümmerte und Versäumte war zugleich kränklich und überlebte das zwölfte Jahr nicht, und so mögen Manche solcher Unglücklichen dem Mangel an leiblicher wie an geistiger Pflege unbeachtet erlegen seyn. Erst in unsren Tagen hat man, so wie schon seit längerer Zeit den Taubstummen, auch den Taubblinden die Theilnahme und geistige Pflege zugewendet, deren sie vor allen andren leiblich Leidenden am meisten bedürftig sind; man hat die Mittel erfunden, selbst für diese nach außen verschloßne Seelen den Verkehr mit andern Menschenseelen in einer Gedankensprache möglich zu machen und hat auf diesem Wege einen

bis dahin unbekannten Zugang zu den innersten Geheimnißen der Kräfte und Getriebe des menschlichen Seelenlebens aufgefunden.

Der erste von seiner Geburt an Taubblinde, welcher durch die Anlagen und Aeußerungen seiner übrigens ganz gesunden Natur eine allgemeine Theilnahme erregte, war der vielbesprochene James Mitchell. Er selber verständigte sich andern Menschen, von denen er wohl wußte, daß sie einen Sinn hätten, der ihm abgieng, gleich den Taubstummen, in einer freylich unvollkommneren Geberdensprache, ihm selber machte man sich, innerhalb des engen Kreises seinen natürlichen Lebensverhältnisse nur durch eine noch unvollkommenere Sprache des Contactes verständlich. Dennoch entwickelten sich durch diesen mangelhaften Verkehr der andren Menschenseelen mit der seinigen in dem James Mitchell so viele Aeußerungen eines menschlich vernünftigen Erkennens und Strebens, daß die Mittheilungen, welche Wardrop und Gordon über diesen Taubblinden machten, vielfach zu einem Gegenstand wissenschaftlicher Erörterungen wurden. Ein Versuch, den man erst im 19. Jahre mit ihm gemacht hatte, ihm durch die Berührung von Buchstabenmodellen eine Schriftsprache beyzubringen, war mißrathen; desto besser gelang derselbe jedoch den menschenfreundlichen Vorständen der Blindenanstalten zu Boston und zu Brügge, dem Dr. Howe und dem Abbé Carton. Verhältnißmäßig am leichtesten bey weiblichen Taubblinden, unter denen Carton eine zwanzigjährige: die Anna Timmermans und Howe selbst eine dreyßigjährige: die Julia Brace für den Unterricht in der Schriftsprache empfänglich fanden. Am weitesten freylich wurden immer im Verkehr der Menschensprache solche Taubblinde gefördert, denen man schon in ihrer Kindheit die Schriftzeichen, als tastbare, durch Nadelstiche und Erhabenheiten oder auch durch verschiedne Stellungen der Finger gebildete Buchstaben, zusammengefügt zuerst zu einsylbigen, dann selbst zu mehrsylbigen Worten kennen lehrte. Abbé Carton bediente sich öfters nur eines einzelnen, Howe aber aller ein gewißes Wort bildenden Buchstaben zur Bezeichnung des Gegenstandes, den man zu gleicher Zeit den Taubblinden berühren ließ. Zuweilen dauerte es lange Zeit, bis der blinde Taubstumme den Zusammenhang der von ihm als Spielwerk betrachteten Schriftfiguren mit den durch sie benannten Gegenständen begriff; war ihm jedoch nur einmal dieses gelungen, dann erfaßte er in den meisten Fällen das Mittel, welches dem dringendsten Bedürfniß seines denkenden Geistes entsprach, mit solcher Lebendigkeit, daß ihm nun alle Last der Anstrengung zu innigsten Lust wurde. Das vorhin verschloßene Thor der äußerlich verkümmerten Menschennatur war jetzt aufgegangen und dem fremden Forscher war ein Blick in die Welt der von Plato sogenannten angebornen Ideen verstattet.

Unter mehreren Berichten, die wir in neuester Zeit, vornämlich durch Dr. Howe über die geistige Entwicklungsgeschichte der schriftlich sprechenden Taubblinden erhalten haben, ist der über Laura Bridgmann der lehrreichste und interessanteste, wir wollen deshalb vorzugsweise einige Hauptzüge aus diesem Bericht hervorheben.

Laura Bridgmann, die Tochter achtbarer und gebildeter Eltern, war im Jahre 1829 zu Hannover in New-Hampshire geboren. Bald nach ihrer Geburt von schmerzhaften Krämpfen befallen, war sie bis zum 20. Monat äußerst schwächlich gewesen, dann hatte sie sich etwas erholt und gegen Ende des zweyten Jahres einige Worte sprechen gelernt. Da erlag die noch wenig befestigte Gesundheit von neuem einer heftigen Erkrankung des Gehirns, welche ihre Ableitung nach den äußeren Sinnorganen nahm, so daß nach einer starken Entzündung die Augen sammt den inneren Gehörorganen in Eiterung übergingen und zerstört wurden. Mit den beyden höheren Sinnen zugleich, hatten auch der des Geruches und Geschmackes bedeutend gelitten; Laura konnte auch später den Geschmack des Rhabarbers nicht von dem des Thees unterscheiden und von der Fähigkeit zum Riechen war ihr kaum noch eine Spur geblieben. Im Vergleich mit den meisten andren, geistig gesunden Taubblinden war mithin der Zustand dieser Bedauernswürdigen noch ein ungleich ungünstigerer, denn jenen macht der Geruchssinn, durch beständige Uebung geschärft, noch immer eine Wahrnehmung aus gewisser Ferne möglich, während der Kreis des Verkehres mit der Außenwelt bey Laura nur auf den engen, nächsten Bereich des Tastsinnes

beschränkt war. Anfangs hatte das schwer erkrankte Kind noch einige der erlernten Worte gesprochen, dann aber, als es seine eigne Stimme nicht mehr hörte verstummte es ganz, und behielt nur die Fähigkeit zu einzelnen unarticulirten Tönen. Vom vierten Jahre an gelangte Laura zu einer dauerhaften Gesundheit, und mit den leiblichen Kräften erwachten und erstarkten auch zugleich die der Seele: der Trieb zur Selbstthätigkeit. Sie fieng an im Hause herumzugehen und nach Beschäftigung zu suchen, an der sie eine außerordentliche Freude fand. Vor allem folgte sie der Mutter auf jedem ihrer Wege, befühlte, wenn diese beschäftigt war, ihre Arme und Hände und ahmte alsbald die geschäftigen Bewegungen nach; sie lernte etwas nähen und stricken und bezeigte sich immer ganz vorzüglich froh und glücklich, wenn sie etwas Neues gelernt oder die Anwendungsart eines Gegenstandes entdeckt hatte. Dr. Howe hatte von dem merkwürdigen Kinde gehört, er bestimmte die Aeltern, dasselbe seiner Erziehungsanstalt für Blinde anzuvertrauen. Laura war damals (im J. 1837) 8 Jahre alt; ein schönes, lebhaftes Kind, fröhlichen Sinnes und guter Gemüthsart. Ihr Antlitz, sagt Howe in seinem Bericht von 1839, strahlt von Geist; ihre Bewegungen sind anmuthig; sanft wie ein Lamm jauchzt sie vor Freude, wenn sie mit ihren blinden Gefährtinnen spielt.

Als das arme Kind von der Mutter, an welche es so gewöhnt war, hinweg in eine ihr ganz fremde Umgebung kam, schien es anfangs bestürzt; da ihm aber von allen Seiten Liebe und Theilnahme entgegen kamen, befreundete es sich bald mit den neuen Verhältnissen. Nach wenig Tagen fand sich die kleine Taubblinde im ganzen Haus herum; sie lief munter die Treppen auf und ab; bey Tische wie bey andern Gelegenheiten betrug sie sich durchaus anständig, kleidete sich ohne fremde Hülfe aus und an, zeigte hiebey, wie dieß auch ein andrer Beobachter, Dickens, bemerkt, in der Anordnung ihres mit eigner Hand geflochtenen Haares und des ganzen Anzuges eine ganz besondre Sauberkeit und Nettigkeit. Im Stricken, Nähen und Sticken bewies sie eben so viel Fleiß und Geschick als ihre blinden, dabey aber hörenden Mitschülerinnen. Jeden der vierzig Hausgenossen lernte sie in Kurzem durch

Berührung kennen, war freundlich gegen ihre Gefährtinnen, mit deren einigen sie bald eine innige Freundschaft schloß. Ebenso faßte sie auch bald ein kindliches Vertrauen zu den Lehrern.

Zwey Monate nach ihrer Ankunft in der Blindenanstalt konnte man mit Laura den Unterricht in der Wortsprache beginnen. Howe schlug dießmal den Weg ein, daß er Zettel, auf denen einsylbige Worte mit erhabenen Buchstaben stunden, an die Gegenstände befestigte, welche durch jenes Wort bezeichnet waren. Hiezu giebt die englische Sprache bey manchen der alltäglichst gebrauchten Dinge, wie bey Schaale, Schlüssel, Löffel, Gabel u. s. f. durch die kurzen Namen cup, key, spoon, fork u. a. eine günstige Gelegenheit. Die Gegenstände, mit dem zu ihnen gehörigen Namenszettel, wurden der Taubblinden zum Betasten in die Hände gereicht, einige Zeit nachher der Zettel ohne den Gegenstand, oder dieser ohne jenen, und wenn sie dann den einen zu dem andren, ihm angehörigen legte, wurde ihr durch ein leises Klopfen des Fingers auf den Kopf das gewohnte Zeichen des Beyfalls gegeben. Eine Zeit lang schien die Taubblinde gar keine Ahnung von dem Zweck dieser vielfältigen Versuche zu haben, sie machte geduldig und nur um den Beyfall des Lehrers zu verdienen das nach, was man ihr vorgemacht hatte. Da auf einmal gieng ihr ein Licht auf, man sahe es ihr an, daß ihr Verstand dem Geheimniß auf die Spur gekommen sey: daß diese Wortfiguren ihr ein Mittel werden sollten, die Vorstellung von einem Gegenstande in andren Menschen hervorzurufen. Ein Ausdruck des freudigen Staunens ergoß sich über ihr Angesicht; sie nahm den Zettel, worauf das Wort Schlüssel stund und hielt ihn an den niemals beym Versuch gebrauchten Schlüssel der Thüre.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Blicke ins Leben von Karl Friedrich Burdach.

(Fortsetzung.)

Ungleich schwieriger als das Erlernen und Verstehen der Worte, durch welche Gegenstände bezeichnet werden: der Hauptworte, ist das Erlernen der Zeitworte und Eigenschaftsworte für die Taubblinden. Laura, nachdem sie durch Stellung der Finger und durch Nachbilden der Schriftzeichen auf Papier oder durch Zusammenfügung metallener Lettern ganze Worte auszudrücken vermochte, faßte zuerst nur kurze Sätze wie: schließ Thüre, gieb Buch. Bey solchen Sätzen, in denen zwey Hauptworte vorkommen, änderte sie die Stellung derselben zum Zweck der Verdeutlichung nach eigenem Ermessen ab, wie „Laura Brod geben“ und „Wasser trinken Laura.“ Später knüpfte sich dann hieran der Gebrauch der Partikeln, hernach die Kenntniß des Pronomens und des Artikels, die Flexion der Hauptworte und der Zeitworte u. s. w. an. In der That ist bey all diesem Unterricht, das was der Lehrer geben kann, in gar keinen Vergleich zu stellen mit dem, was der einmal wach gewordene denkende Geist des Taubblinden selber findet, und es erscheint als ein wahrhaftes Wunder, daß dieser vernünftige Geist aus dem von außen in so unvollkommenem Maaße empfangenen sinnlichen Stoffe sich die Begriffe des seiner Natur nahe liegenden Uebersinnlichen bildet.

Welche Fertigkeit in der Gedankensprache verrieth Laura schon nach wenig Jahren, als sie in Beziehung auf die bevorstehenden Ferien gegen die Lehrerin sich äußerte: „ich muß nach Hannover gehen, meine Mutter zu sehen; doch nein, ich werde sehr schwach seyn, so weit zu gehen; ich will nach Halifax gehen, wenn ich mit Ihnen gehen kann; wenn der Doctor fort ist, denke ich, will ich mit Jeanette gehen; wenn der Doctor zu Hause ist, kann ich nicht gehen, weil er nicht allein bleiben mag, und wenn Jeanette fort ist, kann er nicht seine Kleider ausbessern und Alles allein besorgen.“ Dieselbe Fertigkeit im Ausdruck ihrer Gefühle verrieth sie auch in ihren Briefen, die sie mit Bleystift ganz geradlinig schrieb, indem sie der Richtung der schreibenden, rechten Hand mit der Linken folgte. Man konnte mit Recht von dieser wahrhaft geistreichen Taubblinden sagen, daß sie im Bewegen der Finger eben so vollkommen denke, wie wir in den Vorstellungen von hörbaren Worten. Sogar im Traume bewegten sich ihre lebhaft sprechenden Finger.

Eines Tages, wie es schien vom Lernen ermüdet, that sie die merkwürdigen Fragen: „warum kann ich nicht aufhören zu denken? Ich muß immer denken. Hören sie auf zu denken? Hört Harrison (sie meinte den Präsidenten, dessen Verunglücken die Kinder der Anstalt mit großer Theilnahme vernommen hatten) auf zu denken, da er todt ist?“ Namentlich mußte hierbey der letzte Theil der Frage auffallen, da Dr. Howe absichtlich der Taubblinden noch nichts über Unsterblichkeit und Lehren der Religion hatte beybringen lassen, um sie erst noch besser auf das Erfassen dieser höchsten Erkenntniße des Menschengeistes vorzubereiten. Bey solcher Gelegenheit bewies auch Laura jene Sicher-

heit des Gemeingefühles, wodurch wir Gesunde die Beziehung unsrer Seelenthätigkeiten zu den Organen des Leibes begreifen. So sagte sie eines Tages zur Lehrerin: „Doctor wird in vierzehn Tagen kommen, denke ich in meinem Kopfe“ und auf die Frage: ob sie denn nicht im Herzen denke, antwortete sie: „nein, ich kann nicht denken im Herzen, ich denke im Kopfe.“ Als man sie weiter fragte, warum sie im Herzen nicht denke? erwiederte sie: „ich kann da nicht wissen, alle kleine Mädchen können im Herzen nicht wissen.“ Dagegen sagte sie ein andres Mal, als sie traurig war: „mein Herz thut weh. Wenn Herz wehe thut, fließt dann Blut?“

Obgleich die Taubblinden, wie die Taubstummen, ehe man diesen in der bekannten, mühsamen Weise einen zweckmäßigen Gebrauch der Sprachorgane angelernt hat, nur übel klingende, formlose Laute ausstossen, leitet sie hiebey doch ein Gefühl für die eigentliche, natürliche Bestimmung des Organs zu dem Ausdruck der innren, psychischen Bewegungen. Ein Taubstummer erzählte von sich, nachdem er die Wort- und Schriftsprache erlernt hatte: im rohen Zustande habe ich zur pantomimischen Bezeichnung besondrer Gegenstände auch eine besondre Stimme beygefügt und jede Person immer mit derselben Stimme gerufen. Auch an Laura wurde etwas Aehnliches bemerkt. Wenn sie in plötzlicher Aufregung, wie etwa in der Freude über die unerwartete Ankunft einer Freundin ein lautes Gekreisch ausstößt, scheint sie sich freylich des Mangels der Herrschaft über ihre Stimmorgane leicht bewußt zu werden, denn als bey einer solchen Gelegenheit der Lehrer ihr die Hand auf den Mund legte, schwieg sie sogleich, lachte und umarmte still die Freundin. Dennoch kann sie das Bedürfniß, sich außer der Fingersprache auch in Tönen ihre Stimme auszusprechen, nicht ganz unterdrücken: kommt sie in eine Wohnstube, in welcher ein Dutzend blinder Mädchen sitzen, dann umarmt sie jedes und giebt dabey einen besondren Laut von sich, den auch die blinden Mädchen genau kennen und wissen, welcher von ihnen er gelte. Auch wenn sie allein ist, giebt sie zuweilen einen Laut von sich, der eine bestimmte Person bezeichnet und wenn man sie fragt, warum sie den Namen Jeanette (einer der Pflegerinnen am Blindeninstitut) nicht durch Fingeralphabet buchstabire, sondern den Laut dafür gebe, antwortet sie: „Ich denke an Jeanettens Laut, wenn ich denke, wie sie mir gute Sachen giebt; ich denke nicht daran, ihren Namen zu buchstabiren.“ Und noch besser beantwortete sie ein andres Mal dieselbe Frage so: „weil ich denke, wie sehr sie mich liebt und wie sehr ich sie liebe.“ Selbst bey den Taubblinden, so sagt Burdach mit Recht, behauptet mithin die Stimme ihre ursprüngliche Bestimmung: ein Ausdruck der Gefühle zu seyn, welche die Brust bewegen.

Solcher Gefühle der kindlichen Liebe, der dankbaren Anhänglichkeit, der Freundschaft zeigte sich überhaupt Laura in der menschlich edelsten Weise fähig und diese Gefühle nahmen eine fester stehende Form an und gewannen an Kraft, als sie des Ausdrucks und des innren Gebrauchs einer Gedankensprache fähig geworden war. Nachdem sie nur erst ein halbes Jahr in der Blindenanstalt gewesen war, erhielt sie einen Besuch von ihrer Mutter. Sie betastete die Hände und den Anzug derselben, ohne sie zu erkennen und wendete sich von ihr, wie von einer Fremden ab, denn das viele Neue, das sie seit sechs Monaten erfahren, erlebt und erlernt hatte, mochte vor der Hand die Eindrücke des früheren, regeren Erkenntnißkreises ganz verdunkelt haben. Sie freute sich über eine Perlenschnur, die sie früher getragen und welche die Mutter ihr mitgebracht hatte, und deutete dem Dr. Howe an, daß dieß ein Geschenk aus ihrer Heimath sey, stieß jedoch die Mutter, welche ihr liebkosen wollte, zurück und gieng zu ihren Gespielinnen. Als sie jetzt auch einen andren Gegenstand aus dem älterlichen Hause von der Mutter bekam, wurde sie lebhaft aufgeregt, berührte die Geberin von neuem, ließ sich auch einige Liebkosungen von ihr gefallen, gieng aber dann wiederum gleichgiltig von ihr hinweg, obgleich sie dabey dem Dr. Howe zu verstehen gab, daß diese Dame gewiß aus Hannover komme. Als jedoch die schmerzlich betroffene Mutter noch einmal sich ihr nahte, schien der kleinen Taubblinden plötzlich der Gedanke zu kommen, daß dieß keine Fremde seyn könne; sie betastete jetzt sehr eifrig ihre Hände,

wurde ganz bleich und wieder feuerroth; Hoffnung und Zweifel kämpften in ihr; die Mutter zog sie an sich und küßte sie; da warf sich die Kleine mit dem Ausdruck des Entzückens an ihren Busen und wich nicht mehr von ihr; für ihre Gespielinnen und Spielsachen hatte sie nun keinen Sinn mehr. Dennoch zeigte sie, das neunjährige Kind, bey der abermaligen Trennung eben so viel Verstand und Entschlossenheit, als tiefes Gefühl: sie begleitete die Mutter bey deren Abreise bis vor das Haus, hielt sie dabey fest umschlungen, tappte aber zugleich mit der Hand rings umher, um zu erfahren, wer in ihrer Nähe sey, und als sie eine sehr geliebte Lehrerin bemerkte, faßte sie diese mit der einen Hand, während sie mit der andern sich krampfhaft an die Mutter klammerte, ließ diese dann los, wandte sich um und hielt sich schluchzend an die Lehrerin. Und bald kehrte ihr in dem neuen, weitern Kreise der geistigen Selbstthätigkeit und innren Entwicklung die Ruhe und natürliche Freudigkeit zurück. Denn wie sich selbst die Sprossen der im dunklen Keller wachsenden Pflanze mit stärkerem Drange nach oben, nach dem Lichte, das durch eine Spalte hineinfällt, und durch diese zum hellen Tage ausstrecken, als hinabwärts nach dem nährenden Boden, so noch vielmehr entreißt sich der Geist des Menschen, wenn es gilt, das seinem Leben nothwendige Element des Erkennens zu erfassen, alle dem, das ihn mit Banden des Fleisches hält.

Später, als Laura das Wort: Mutter, in ihrer Weise verstehen und sprechen gelernt hatte, war, wie wir selbst vorhin an einem Beyspiele sahen, dieser theure Name oft ein Gegenstand ihres Gespräches. Wenn zuweilen die Lehrerinnen irgend einem andren der blinden Mädchen eine besondre Liebkosung erwiesen und sich in der Liebe bedürftigen Seele der armen Laura eine kleine Eifersucht regte, sagte sie, „meine Mutter wird mich lieben.“ Zugleich hatte auch, mit der Fähigkeit den Namen derselben auszusprechen, ihr Gedächtniß für Personen überhaupt an Stärke gewonnen. Als H. Combe seinen Besuch in der Anstalt zum zweyten Mal, ein Jahr nachher wiederholte, schrieb Laura mit Bleystift die Worte: „Laura froh, sehen Combe.“

Gegen alle ihre Mitschülerinnen betrug sich die taubblinde Laura wohlwollend, doch faßte sie bald für einzelne derselben eine besondre Zuneigung, und wenn sie bey der Arbeit oder beym Lernen neben einer dieser näher befreundeten Mitschülerinnen saß, da unterbrach sie öfters ihr Geschäft, um die Nachbarin recht herzlich zu küssen. Auffallend war es übrigens bey diesen Freundschaftsbündnissen der Taubblinden, daß sie immer am meisten jenen Mitschülerinnen sich anschloß, welche am besten mit ihr reden konnten.

Bey all den offnen, unverhaltnen Bezeugungen der kindlichen Zuneigung und Zärtlichkeit, denen die kleine Taubblinde sich ohne Unterlaß hingab, war das instinktmäßige zurückstossende Benehmen und die jungfräuliche Haltung höchst merkwürdig, welche sie gegen Personen vom andren Geschlecht, Kinder wie Erwachsne beobachtete. Gewöhnlich kam außer Herrn Howe kein Mann in ihre Nähe. Vor jedem fremden Manne, der etwa die Anstalt besuchte, zog sie sich schüchtern zurück, während sie gegen Frauenzimmer zutraulich sich bezeugte, die Liebkosungen derselben annahm und erwiederte. Als bey seiner Anwesenheit im Blindenhaus H. Combe seine Hand auf ihren Kopf legte, schob sie dieselbe ängstlich hinweg, ebenso stieß sie Herrn Dickens Hand zurück, hielt aber seine Gattin mit Vergnügen an der Hand, küßte dieselbe und untersuchte ihren Anzug mit mädchenhafter Neugier. Ein neuer Zögling und Schüler, Oliver Caswell sollte in Herrn Howes Unterrichtsanstalt kommen; Laura hatte viel von der nahen Ankunft desselben vernommen, die sie mit reger Theilnahme erwartete. Als er eintrat, küßte sie den Knaben, fuhr aber blitzschnell zurück, als sey sie über das Unschickliche ihrer Handlung erschrocken. In Howes Gegenwart vergißt sie nie die höchste Schicklichkeit zu beobachten, jede Unordnung, die etwa an ihrem Anzug sich finden könnte, sucht sie dann so eifrig und schnell zu verbessern, als nur ein zum strengsten Anstand erzogenes Mädchen dieß könnte. Ja selbst auf ihr lebloses Spielzeug trägt sie ein solches Zartgefühl über, denn da sie eines Tages ihre Puppe ins Bett legen wollte, und durch das Herumtappen bemerkt hatte, daß Howe im Zimmer sey, kehrte sie lachend um und wartete so lange, bis er sich entfernt hatte; dann

erst, als sie sich mit der Lehrerin allein fand, entkleidete sie die Puppe.

In einigem Zusammenhang mit jenem geschlechtlichen Zartgefühl steht bey Laura Bridgman auch der mädchenhafte Trieb sich zu putzen und Andren zu gefallen. Sie ist nicht nur für gewöhnlich gern gut gekleidet, sondern wenn sie ein neues Kleid anhat, macht sie Andre, welche dieß etwa nicht zu bemerken scheinen, darauf aufmerksam und verlangt dann auszugehen, um sich den Leuten zu zeigen. Für ihre Hüte hat sie ein besonderes Behältniß zur Aufbewahrung und ein andres für die übrigen Kleider, alle hält sie in bester Ordnung; sie zeigt Geschmack an besonders schönen Schmucksachen und war deßhalb über die Armbänder und Broschen der Mistriß Combe ganz entzückt.

Außer den erwähnten Fällen zeigte sich auch in andren bey dieser Taubblinden ein menschlich vernünftiges Auffassen der geselligen Verhältnisse. Während manche andre Taubblinde, wie namentlich Julia Brace von der Ansicht ausgiengen, daß nur der leiblich Größere berechtigt sey, dem Kleineren etwas zu befehlen, urtheilte Laura in tiefer eingehender Weise: daß nur dem Klügeren die Herrschaft gebühre; wie Julie den Kleineren befehlen wollte und zuweilen ihre Ueberlegenheit sie fühlen ließ, so that Laura den geistig Schwächeren, die sie mit einer Art von Geringschätzung behandelte und Dienste von ihnen forderte, welche sie von niemand Andrem begehrte. Die leicht irrende Vernunft unterliegt zuweilen bey solcher Gelegenheit der Gefahr, die Begriffe von dumm und schlecht zu verwechslen, denn wenn im Hause irgend ein Schaden war angerichtet worden, von welchem Niemand die Schuld tragen wollte, schrieb sie ihn gewöhnlich auf Rechnung des dummen Mädchens. Es stund dieß in einem auffallenden Contrast mit Lauras sonstigem Benehmen, da sie sich gewöhnlich vertrauensvoll und bemüht zeigte, die Fehler Andrer zu entschuldigen, nur einige Male, aus Mißverständniß, unfreundlich war gegen andre Kinder und nur einmal erzürnt über eine erwachsne Person. Auch war sie immer geneigt, ein begangenes Unrecht gegen Andre willig zu erkennen. So einst bey einer kleinen Neckerey, die sie aus Unverstand zu weit getrieben

hatte. Sie saß nämlich mit zwey andren blinden Mädchen auf einem Schauckelpferd und zwar sie auf der Kruppe. Ihre Mienen verriethen es, daß sie mit dem Gedanken an einen lustigen Streich umgehe und in dem Augenblick, da der Hintertheil des Pferdes am tiefsten stund, ließ sie sich herabgleiten, so daß nun der Vordertheil der Schaukel tief herabsank und die Mädchen herabfielen. Sie war außer sich vor Freude über das Gelingen des Streiches, da sie aber fand, daß das eine Mädchen sich wehe gethan hatte, wurde sie betrübt, liebkoste dasselbe und buchstabirte das Wort: Unrecht. Bey dieser und andrer Gelegenheit hatte der Ausdruck der Reue, der sich in dem wohlgebildeten Angesicht des Kindes kund gab, etwas wahrhaft Rührendes.

Eine solche natürlich sanfte, gutartige Stimmung wird übrigens keineswegs bey allen Taubblinden gefunden; bey Laura schien der Eigenwille durch die Schule der langen, schmerzlichen Krankheiten gebrochen zu seyn, die sie in ihren ersten Lebensjahren erduldet hatte, bey andren, gesünderen taubblinden Kindern mußte er durch Zucht und Strenge der Erzieher gebrochen werden. So widersetzte sich Lucy Rend, welche freylich schon vierzehn Jahre alt war, da sie in einem sehr versäumten Zustand in Howes Anstalt kam, dem Bemühen, sie durch Liebkosungen an die Sitte zu gewöhnen, während des Unterrichts still zu sitzen, und als die Güte nicht half, sie fest an ihren Sitz zu halten, durch wüthendes Kratzen und Beißen und konnte endlich nur durch Anwendung von Riemen, mit denen man sie fest band, zur Nachgiebigkeit bewogen werden, welche bald nachher in völligen Gehorsam und Gelehrigkeit übergieng. Auch der taubblinde Oliver Caswell, ein Kind von kräftiger Natur und guten Anlagen, hatte, als er in seinem eilften Jahre in die Anstalt kam, noch niemals eine vernünftig kräftige Einschreitung gegen die Ausbrüche seines Eigenwillens erfahren.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Blicke ins Leben von Karl Friedrich Burdach.

(Schluß.)

Eines Tages, da ihn die Lehrerin nöthigen wollte, etwas, das er zur Erde geworfen, wieder aufzuheben, saß er finster und stöckisch da. Howe legte begütigend die Hand auf seinen Kopf, der Knabe schlug mit Händen und Füßen um sich, biß und kratzte, doch der verständige, an Geduld gewöhnte Lehrer hielt ihn ruhig am Handgelenke fest und da der Sturm der leidenschaftlichen Aufregung in Abspannung überzugehen anfieng, küßte er den kleinen Wilden und gab ihm, der bey seinem feinen Geruch für solche Eindrücke sehr empfänglich ist, kölnisch Wasser zu riechen. Von nun an wurde an dem Knaben niemals mehr ein solcher heftiger Ausbruch des Eigenwillens bemerkt; er betrug sich fortwährend folgsam und freundlich. Bey Julia Brace hatte das einmalige Einsperren in ein enges Zimmer dieselben bleibend wohlthätigen Folgen.

In allen solchen Fällen mag das Gefühl der großen Abhängigkeit, in welcher die Taubblinden von andern, gesunden Menschen stehen, die Erziehungsfähigkeit verstärken.

Jenes Zartgefühl für schicklich und unschicklich, recht und unrecht, dessen wir vorhin in der Beschreibung von Laura Bridgmans Benehmen erwähnten, begleitete diese merkwürdige Taubblinde in alle Verhältnisse des Lebens. Wenn sie in ihrer Nähe ein Stück Kuchen oder Obst fand, aß sie es nie, bis man ihr zu verstehen gab daß sie dieß dürfe; bey jeder Gelegenheit sprach sich an ihr die Scheu vor Verletzung fremder Rechte aus. Eine gewisse Beachtung der Rechte, welche etwa der höhere Stand giebt, war Laura auch nicht ganz abzusprechen, denn abgesehen von der kindlichen Untergebenheit, die sie gegen die Lehrer an den Tag legte, konnte man auch bemerken, daß sie jenen Besuchenden, welche am besten gekleidet waren, die meiste Aufmerksamkeit bewies. Von Eingriffen in ihre wirklichen, oder vermeintlichen Eigenthums- und anderen Rechte, mochte sie wohl in Howes trefflicher Anstalt niemals eine Erfahrung gemacht haben; dagegen gerieth eine schon ältere Taubblinde, die sich in Cartons Blindeninstitut befand, in heftigen Unwillen, als sie bey einer Krämerin ein Ey kaufen wollte, und diese das Geld behielt ohne ihr den begehrten Gegenstand zu verabreichen.

Vor allen andren Erscheinungen im Gebiet des Seelenlebens der Taubblinden, müssen wir immer wieder auf die eine, bedeutungsvollste von allen zurückkommen, auf die unsrer Natur eigenthümliche, eingeborne, expansive Strebung des Geistes nach einem Erkennen, welches über die Schranken des gewöhnlichen, sinnlichen Wahrnehmens hinausgeht, in die Region der Ideen, so wir auf die jener Richtung polarisch entgegengesetzte Concentration des Geistes zum Selbstbewußtseyn, zum Ich. Die Betrachtung der Taubblinden, am meisten solcher, denen mit den Sinnen des Gesichtes und Gehörs selbst noch die des Geruches und Geschmackes fehlen, lehrt uns in unwidersprechlicher Weise, daß wir jene Vorzüge, die uns zu einem Ebenbild des göttlichen Erkennens und Wollens machen, nicht der Vollkommen-

heit unsrer leiblichen Organisation verdanken, sondern einer innren geistigen Begabung, von welcher jene äußere selber nur eine Folge ist.

Nur das gleichartig Verwandte begehrt und sucht das ihm gleichartig Verwandte; wäre in unsrem Geist nicht ein Etwas, das dem geistigen Urbild alles sichtbaren Wesens: der Welt der Ideen entspräche, dann würde sich niemals in uns der unabweisbare Drang nach dem Erfassen, nach dem Erkennen dieser Welt, wie namentlich in der wißbegierigen Laura regen. Dazu nur etliche Beyspiele.

Sie hatte einige unvollkommne naturgeschichtliche Notizen über die Würmer empfangen. Da fragte sie die Lehrerin: „hält Ihre Mutter auch Würmer?“ (Nein, Würmer leben nicht im Hause.) „Warum?“ (weil sie außer dem Hause zu essen finden). „Und zu spielen? — Sahen Sie Wurm? — hatte er Augen? — hatte er Ohren? — hatte er Gedanken? — „Athmet er?“ — „Ist er stark?“ — „Wenn er müde ist?“ — „Kennt Wurm Sie? — Erschrickt er wenn Henne ihn ißt?“ Ein anders Mal fragte sie: „warum haben Kühe Hörner?“ (um böse Kühe zu stoßen wenn sie von ihnen beunruhigt werden.) „Verstehen böse Kühe weggehen, wenn gute Kuh sie stößt? — „warum haben Kühe zwey Hörner? um zwey Kühe zu stoßen?“ — Begieriger als auf Speise, Trank und kindliche Spiele, zeigte sich Laura auf das Erforschen alles dessen, was ihre Wißbegierde reizte. Eines Tages las sie auf einer Einladungskarte mit erhabenem Drucke die Worte: „Sir! zu einer Zusammenkunft der Curatoren u. s. w. „Hochachtungsvoll Euer“ u. s. w. Die Lehrerin mußte ihr die Worte Sir, Curatoren, Euer erklären, fand es aber zu schwierig ihr einen Begriff von „hochachtungsvoll“ beyzubringen, vertröstete sie deshalb damit daß sie künftig, wenn sie größer sey, es erfahren solle, oder wenn sie wolle möge sie den Doctor darum fragen. Da erwiederte sie mit sehr verdrießlicher Miene: „ich will den Doctor fragen, denn ich muß es wissen.“

Wenn sich bey dieser und mancher andern Gelegenheit in Lauras Wesen das Bedürfniß des Geistes nach dem was des Geistes ist: nach dem Licht eines allumfaßenden Erkennens so dringend aussprach, möchte man es bedauern, daß Hr. Dr. Howe so lange Anstand nahm, ihr das zu enthüllen, was, unverkennbar, eine Ahnung ihres Innersten war: das Naheseyn einer Welt des Göttlichen und Ewigen, inmitten einer Welt des Leiblichen und Vergänglichen.

Das Streben, sich aus den ihr gewordenen Erfahrungen und Mittheilungen über irgend einen Gegenstand oder ein äußres Lebensverhältniß einen bestimmten Begriff zu bilden, äußerte sich freylich oft sehr einseitig, doch blieb dabey der Zweck desselben, sich zu einer Idee hindurch zu ringen, unverkennbar, auch konnte man bemerken wie sehr ihr Denken geschäftig war das zu ergänzen, was der erlangten Erfahrung noch abgieng. Eine Wittwe bezeichnete sie als „Frau, deren Mann todt und kalt,“ und deutete dabey durch Herabsenken der Hände gegen den Boden das Begraben an, von welchem, in diesem Zusammenhange gegen sie niemals die Rede gewesen war. Auf die Frage, was ein Junggeselle sey? gab sie zunächst nur die naive Antwort: „Junggesell nicht haben Weib und rauchen Pfeife.“ Als man sie aber weiter fragte was Tenny, (ein Hagestolz) sey, da er sich kein Weib genommen, antwortete sie nach einigem Besinnen: „Tenny ist unrecht.“

Von einem gewissen Witz, der das Lächerliche in manchen Gewohnheiten und Gebräuchen der ihr sonst so vielfach überlegenen, gesunden Menschennatur erkannte und dasselbe zu einem Gegenstand gutmüthigen Scherzes machte, gab unsre Taubblinde öfters Beweise. Wenn sie als Kind mit ihren Händen jenes Spiel trieb, wobey die Linke eine Lernende, die rechte die Lehrerin vorstellte und wenn sie dann öfters die Lernende Fehler beym Buchstabiren machen ließ, welche die rechte durch Schläge bestrafte, schien sie wohl zuweilen kleine Ausbrüche bald von Ungeduld, bald von Zerstreutheit nachbilden zu wollen, die sie beym Unterricht Andrer bemerkt haben mochte. Sie fand es lächerlich, daß man das Wort Nagel, für ganz verschiedne Dinge gebrauche, und fragte, als man ihr von den Arbeiten des Nagelschmieds erzählte, mit verstellter Unwissenheit, ob er denn auch die Nägel an den Fingern fertige?

Man fand sie oft in Selbstgesprächen vertieft,

wobey sie, wie Menschen, welche laut, in Worten denken, die sprechenden Finger bewegte, freylich so schnell und fein andeutend; daß kein fremdes Auge dem Gange dieser Denkübungen zu folgen vermochte. Mehr jedoch als die Unterhaltung mit sich selber zog sie die mit andern Personen an. Sobald sie bemerkte daß Jemand im Zimmer sey, unterbrach sie ihre Finger-Selbstgespräche und faßte die fremde Hand um das Zweygespräch zu beginnen. Da die meisten Bewohner des Hauses und viele dasselbe besuchende Freunde das Finger-Alphabet erlernt haben, ist ihr ein ziemlich weiter Kreis für diese Unterhaltungen geboten. Namentlich aber wenn sie auf ihren Wanderungen durch das Haus einer ihrer geliebteren Gespielinnen begegnet, dann wird sogleich, nach einer zärtlichen Umarmung, das lebhafteste Gespräch der zarten Finger begonnen und Laura zeigt sich hierbey so redselig und aufgeweckt als ein andres lebensfrohes, geistreiches Kind von gleichem Geschlecht und Alter, das im Gebrauch aller Sinne ist. Wenn man ihr, der Sprache des Fingeralphabets unkundige Fremde vorstellte, war ihre erste Frage an die Lehrer: ob der Fremde blind sey oder sehend? War derselbe nicht blind dann sprach sie zu ihm in einer so ausdrucksvollen Zeichen- und Geberdensprache, daß Jeder den Hauptsinn ihrer stummen Rede verstand; denn auch die Sprache der Geberden war dem lebhaften Kinde, als Natursprache aller Taubstummen, wenn auch nicht in solchem Umfange wie diesen geläufig.

Das Bedürfniß nach Mittheilung, nach einer fruchtbaren Weiterzeugung des innren Lebens der Gedanken, gab sich jedoch, mehr denn in all den erwähnten Fällen, an Laura dann kund, wenn sie mit andren Taubblinden, in denen dieses geistige Leben erst durch Mittheilung der Gedankensprache geweckt werden sollte, in Verkehr trat. Wie eine zärtliche Mutter, die es kaum erwarten kann daß ihr Säugling seine ersten Schritte versuche, und welche diesen durch alle erdenkliche Mittel zum Laufen aufzumuntern sucht, benahm sie sich bey dem ersten Unterricht der Taubblinden im Fingeralphabet, und hat hierbey, so jung sie war, dem Dr. Howe wesentlichere Dienste erwiesen als wohl alle seine andren Mitlehrerinnen. Als Howe den Anfang mit seinem mühseligen Sprachunterricht bey dem 11 jährigen Oliver Caswell machte, saß sie mit erhitztem Gesichte und dem Ausdrucke der ängstlichsten Spannung neben Beyden, hielt ihre Finger auf die Hände derselben, jedoch so leise daß sie die Bewegungen derselben nicht hinderte, und wenn Oliver etwas begriffen hatte, hüpfte sie vor Freude im Zimmer herum. Der kräftige Bube zeigte sich ziemlich empfänglich gegen die Belehrung, er lernte bald die Bewegungen der Finger seines Lehrers, welche Schriftzeichen bedeuteten, mit der linken Hand tasten und mit der rechten nachahmen, und schien über den Beyfall des Hrn. Howe sehr erfreut, ohne jedoch den Zusammenhang seiner Fingergestikulationen mit den Gegenständen zu erfassen, die man, sobald er das Wort für sie nachgebildet hatte, ihm zur Berührung darbot. Als jedoch Laura auf die Schriftzeichen des Wortes Brod, ein Stück Brod brachte und seine Nase dasselbe roch, die Lippen dasselbe berührten, da lächelte auf einmal der Knabe mit einer Miene der selbstgefälligen Klugheit als wollte er sagen: „aha, ich verstehe.“ Ebenso weckte auch Laura in der etwas störrigen und schwer begreifenden Taubblinden Lucy Reed, nachdem die Lehrerin zwey Monate lang vergeblich dieß versucht hatte, auf einmal das erste Verständniß von der Bedeutung der Buchstabensprache dadurch auf, daß sie dieselbe dazu bewegte die Schriftzeichen des Wortes Fig (Feige) nachzubilden und daß sie den Appetit nach der zugleich derselben vorgehaltenen Frucht in der Taubblinden befriedigte. Was weder der Schlüssel, noch Messer, noch Löffel oder Gabel vermocht hatten, das wußte die kleine, kluge Laura durch einen tieferen sinnlichen Eindruck bey ihrer Unglücksgefährtin zu bewirken. Von Oliver Caswell schrieb freylich unsre Taubblinde einige Zeit nachher, in einem Briefe an Mistreß Morton: „Oliver kann schnell sprechen als ich,“ doch war dieses zu viel gesagt. Der zwar talentvolle, dabey aber bequeme Junge gab sich lange Zeit nicht die Mühe ein Wort ganz auszubilden, sondern wenn er zu Frederik geführt seyn wollte, machte er mit den Fingern nur

die Schriftzeichen der ersten Sylbe Fred . . und wenn er den Gesuchten nicht in seinem Zimmer fand, die Zeichen für Fred . . . Smith um anzudeuten, daß wohl Frederik bey Smith seyn werde, wo er ihn dann aufsuchte. Auch später, als er sich zum Bilden ganzer Worte und zur Zusammenfügung der Hauptworte mit dem Infinitiv der Zeitworte entschlossen hatte, nahm er gewöhnlich die ihm geläufigere Geberdensprache zu Hülfe, um seine Gedanken verständlich zu machen. So wie die wißbegierige Laura tiefsinnend über der Bildung und Bedeutung eines ihr vorgelegten neuen Wortes, kaum athmend vor Eifer, bis sie es begriffen hatte, sahe man den derben Oliver sich niemals bey dem neuen Sprachstudium anstrengen; seine leichte Fassungskraft machte ihm dennoch ziemlich gute Fortschritte möglich. Auch kam kaum eines der andern Kinder der Anstalt Lauren im geläufigen Rechnen (der ersten Species) gleich.

Wir haben in all diesen Zügen die geistige Selbstthätigkeit unsrer Taubblinden nach der expansiven Richtung hin sattsam kennen gelernt. Die andere Richtung, der Concentration, im Selbstbewußtseyn, lehrten uns ebenfalls jene vorhin erwähnten Aeußerungen des merkwürdigen Kindes kennen, worin dasselbe von einem Denken in seinem Kopfe, von einem beständigen Drange zum Denken sprach, so wie von dem Selbstgefühl das ihr die traurige Stimmung ihres Gemüthes erregte. Ueberhaupt würde die Weise, in welcher sich das Selbstgefühl der Taubblinden äußert, in so weit es die eigne Leiblichkeit derselben betrifft, ohne die Voraussetzung eines menschlichen Selbstbewußtseyns unerklärlich seyn. Dahin gehört das Verlangen derselben durch schöne Kleider zu gefallen und, wie bey Laura, in Mienen, Haltung und Geberden sich aufs Vortheilhafteste darzustellen. Lucy Reed, wahrscheinlich in der Voraussetzung daß ihr Gesicht durch die Blindheit entstellt sey, war in ihrem 12. Jahr auf den Einfall gekommen, dasselbe beständig mit einem Tuch zu verhüllen, das sie nur, wenn sie es mit einem neugewaschenen wechslen wollte, ablegte; nur durch große Selbstüberwindung konnte sie es dahin bringen das Tuch mit jener grünen Augenbinde zu vertauschen, dergleichen die andern blinden Kinder der Anstalt trugen, und auch dann noch pflegte sie, wenn ein Fremder sich nahte, das sonst wohlgebildete Gesicht mit den Händen oder mit der Schürze zu verhüllen.

Fassen wir alles das zusammen was uns die genauere Beobachtung der Taubblinden und ihrer geistigen Entwicklungsgeschichte gelehrt hat, dann wird uns die thatsächliche Erscheinung selber, ohne weitre Auseinandersetzung es lehren, daß der Mensch seine Vorzüge vor dem Thiere jenem inwohnenden Geiste danke, der ein Ebenbild des Schöpfers ist, 1. weil er diesen zu erkennen vermag; 2. weil er gleich Ihm eine eigne Welt — die Welt der Gedankensprache zu schaffen vermag, endlich 3. weil er, wie sein göttlicher Urheber, zur Freyheit eines Willens befähigt ist, der auf der ewig festen Grundlage einer selbstbewußten Persönlichkeit beruhet.

Dieser Ueberblick über den Hauptinhalt des obengenannten, trefflichen Werkes möge genügen um demselben auch im Leserkreise unsrer Zeitschrift jene Theilnahme zuzuwenden, deren es in so hohem Grade würdig ist.

S.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Februar.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Forschungen auf dem Gebiete der attischen Redner und der Geschichte ihrer Zeit, von Karl Georg Böhnecke. „In der Wahrheitsliebe vollenden sich die Tugenden des Geschichtsschreibers.“ Ersten Bandes erste und zweyte Abtheilung. Berlin, 1843. Druck und Verlag von G. Reimer. XX. 741.

Scholica Hypomnemata. Scripsit Joh. Bakius. *αἰσχρὸν σιωπᾷν* — Vol. III. Lugduni-Batavorum, apud S. et I. Luchtmansios. CIↃIↃCCCXLIV. LVIII. 387.

Der Verfasser von I. beabsichtigt die griechische Geschichte von der Schlacht bey Mantinea, womit Xenophons Hellenica enden, bis auf die Zeit, wo makedonische Herrschaft völlig entschieden ist, mit gewissenhafter, möglichst vollständiger, kritischer Benutzung des aus dem Alterthume Ueberlieferten und in einer Darstellung, die nicht zurückbliebe hinter der Würde des Gegenstandes, auszuarbeiten. Für diesen Zeitraum fehlen uns die bedeutenden Geschichtschreiber des Alterthums, welche sich an Xenophon anreihten und die Fortsetzung geliefert haben, wir sind zumeist auf die attischen Redner gewiesen. Wie H. B. diese in ihrem Wesen kennen gelernt hat, lehrt sein Urtheil:

> Die ergiebigste, für die Geschichte dieser Zeit bey weitem noch nicht erschöpfte Quelle bieten die Attischen Redner, aber gerade sie sind die verdächtigsten Zeugen historischer Wahrheit, stärker als sie haben nicht leicht Schriftsteller gegen diese sich vergangen. Nur vieljährige, unabläßige Studien können dem Urtheile über sie die gehörige Reife und Bildung verleihen und die Weise lehren, wie sie für die Geschichte zu benutzen sind. Mehr als auf irgend einem andern Gebiete ist hier eine besonnene und tief eindringende Kritik unerläßliches Geschäft des Historikers, um die Berichte der Redner von den zahlreichen Uebertreibungen, Verfälschungen, ja Erdichtungen, worin sie die Thatsachen gehüllt haben, zu sichten und das festzustellen, was als wahrhafte Ausbeute historischen Stoffes Glauben und Anerkennung verdient.

Gleich treffend wie die Redner hier im allgemeinen geschildert werden, urtheilt er über einzelne, wie über Aeschines S. 298, worin wir unserer längst in diesen Blättern ausgesprochenen Ueberzeugung begegnen. Die hier in diesem Bande enthaltenen Untersuchungen sind Vorarbeiten für das eigentliche Geschichtwerk und beziehen sich nur auf Demosthenes; nicht neue Fragen sind es, die hier vorgelegt werden, sondern solche, welche man großentheils für erledigt hielt, wie das Geburtsjahr des Demosthenes, die Zeit der ersten Philippischen und der drey Olynthischen Reden, für welche neue Resultate gezogen werden. Mit einer ausgebreiteten Belesenheit — viele auf diesen Zeitraum bezügliche Notizen hat er zuerst theils aufgefunden, theils recht zu würdigen verstanden — verbindet der Verfasser ein vorzügliches Talent für historische Untersuchungen dieser Art, er weiß seinen Gegenstand nach allen Seiten auszuforschen, auch ferne liegendes auf ihn zu beziehen und daraus unerwartete Ergebnisse zu ziehen; von dieser vorzüglichen Combinationsgabe zeugt das ganze Buch in sehr hohem Grade; schien es uns

doch beym Lesen dieser Forschungen über attische Redner oft nicht anders, als hätten wir selbst einen attischen Redner in den Händen, der mit erstaunenswerther Gewandtheit dem Zuhörer seine εἰκότα als τεκμήρια aufzudringen versteht, nur mit dem Unterschiede, daß der Athener die Schwäche seiner Beweise für sich recht gut kennt, und auf den Moment wirken will, unser Verfasser aber von der Unfehlbarkeit seiner Argumente und Resultate innigst überzeugt ist. Hat er den Rath des schlauen Sikulers νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν so gut an seinem Vorgänger auszuführen verstanden, so wird es doppelt nothwendig, diese gute Lehre auch auf ihn anzuwenden, weil sein Talent zu combiniren leicht blenden kann, wo eine sorgfältige Nachrechnung denn doch auf Dinge stößt, die nicht jeder so leichthin annehmen wird. Kann man sich aber auch mit dem Resultate des Verf. nicht befreunden und sollte selbst das Wesentlichste von dem, was er gewonnen zu haben glaubt, aufgegeben werden, dem regen und unermüdeten Forschungsgeiste muß man alle Achtung bezeugen und wünschen, daß er diesem Fache der Litteratur recht viele und gediegene Früchte bringe.

1. Ueber das Geburtsjahr des Demosthenes und das Jahr der Abfassung der Rede gegen Meidias. S. 1 — 94.

Die richtige Bestimmung des Geburtsjahres von Dem. wird dadurch wichtig, weil daraus viele andere Nachrichten ihre sichere Chronologie erlangen; zwey Angaben haben sich aus dem Alterthum erhalten, die eine von Dionysius, wornach er Olym. 99, 4 geboren ist, die zweyte nach Pseudoplut. Ol. 98, 4; letztere hat Böckh begründet und seine Beweisführung fast allgemeinen Eingang gefunden; für Dionysius tritt H. B. auf. Dem. sagt in der Midiana, er sey 32 Jahre alt, aber die Zeitbestimmung der Midiana wird abhängig von dem darin erwähnten Feldzuge der Athener nach Euböa und dem Treffen bey Tamynä, und man muß, da die Geschichte darüber keinen Aufschluß giebt, durch Vergleichung alles darauf Bezüglichen den wahren Zeitpunkt zu gewinnen suchen. Daß wir ungeachtet doch so vieles, was auf Dem. und seine Umgebung Beziehung hat, sich erhalten hat, immer noch schwanken, und je nach der einen oder andern Annahme alle Ereignisse um eine Olympiade auf- oder abrücken, ist ein augenfälliger Beweis, wie gering unsere Kenntniß dieser Seite des Alterthums ist. H. B. hat für seine Ansicht Vieles gesammelt, Bekanntes neu zu benutzen gewußt und geistreich geordnet, um Ol. 99, 4 zu gewinnen, auch ist diese Abhandlung nach des Referenten Urtheil die schönste in dem Buche, und überrascht besonders durch die Gewandtheit, wie der Verf. stets seinen Gegenstand von anderer Seite anzugreifen und neue Argumente aufzufinden versteht. Was in ihr Unhaltbares ist, theils dadurch, daß die Quellen nicht gehörig gesondert sind, und alle gleich wichtig betrachtet werden, theils daß dem so Gewonnenen wieder Anderes im Wege steht, hat der Verfasser von Nro. II. aufgezählt, der zu seinen Bemerkungen über die Midiana auf die dort erwähnten Zeitverhältnisse geführt war, jedoch später erst von diesen Forschungen für attische Redner Kenntniß bekommen hatte und dadurch sich zu einem besondern Nachtrag p. 340 — 385 Quaeritur quo anno Demosthenes natus sit veranlaßt fühlte. Er entscheidet nicht, fordert aber den scharfsinnigen Verf. (praeclaro acumine et omni doctrina praeditus Boehneckius) selbst auf, seine dagegen vorgebrachten Einwürfe zu lösen. Zu wünschen ist, daß der zunächst dabey betheiligte Gelehrte, dessen Beweisführung hier umgestossen wird, über die Hauptmotive dieser Vertheidigung der Dionysischen Rechnung sich äußere.

2. Ueber den chalkidischen Städtebund bis auf seine Vernichtung durch Philippos und die olynthischen Reden des Demosthenes. S. 95 — 221.

Der Verf. giebt eine Zusammenstellung dessen, was sich aus den ältesten mythischen Zeiten bis Philippus über die Ansiedlung der Griechen auf der chalkidischen Halbinsel erhalten hat S. 95 — 143. Da eine solche Sammlung noch nicht vorhanden war, so kann man diesen Excursus nur mit Dank annehmen, wenn auch die frühere Geschichte nichts mit den Zeiten, in welche die olynthischen Reden fallen, um welche es sich hier handelt, zu thun haben.

Olynthos, das Haupt der dortigen Städte in der Zeit des Demosthenes, war mit Philippus verbunden, suchte jedoch des mächtigen Freundes sich zu entledigen und den Athenern, deren große Entfernung weniger befürchten ließ, näher zu treten. Schon die Rede gegen Aristocrates (Olymp. 106, 4 oder 107, 1) sagt p. 656, die Olynthier hätten die Athener zu Freunden, φίλους, gemacht, ja sie wären nahe daran, ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihnen einzugehen, φασὶ δὲ καὶ συμμάχους ποιήσεσθαι. Auf frühere Freundschaft deutet auch p. 30: sie hatten den Krieg, den sie früher geführt, geendet, der Frieden hatte freundschaftliche Verhältnisse näher gebracht, und den Athenern lag alles daran, die Olynthier in ihr Interesse gegen Philippus zu ziehen, sie mit diesen zu verfeinden. Von der chronologischen Bestimmung dieser συμμαχία hängt die sichere Angabe der Zeit ab, in welcher die Olynthischen Reden gehalten worden sind. Ganz neu und von der gewöhnlichen Ansicht abweichend ist das Ergebniß unsers Verf., ihm sind die drey Reden im Anfange des chalkidischen Krieges für die Erhaltung des olynthischen Städtebundes von Demosthenes gesprochen, nicht unmittelbar, wie man allgemein angenommen hat, zum Schutze der Stadt Olynthos, und zwar die erste und zweyte, als Philippus seinen ersten Feldzug im Sommer und Herbst Ol. 107 2/3 gegen die chalk. Städte geführt, die dritte, als Chares mit einem Söldnerheere Ol. 107, 3 gegen Ende Sommers jenen zu Hülfe gezogen und der über den Feldherrn des Philippos errungene Sieg die Athener mit weitaussehenden Hoffnungen erfüllt hatte.

Der Verf. weiß dieser seiner Hypothese eine Menge von Argumenten zu leihen, welche die Gewißheit seines Satzes darthun sollen; doch sind manche Beweise davon so schwach, daß ihnen nur die Kunst des Autors, sie zu verbinden und hervorzuheben, einen Schein verleihen kann, genau geprüft aber sie wenig Beyfall finden werden.

Die Einnahme von Olynthos steht fest, nicht durch Demosthenes, wohl aber durch andere sichere Zeugen, es ist Ol. 108, 1. Können wir gleich sicher den Zeitpunkt jener συμμαχία bestimmen, so wissen wir, in welchen diese Reden fallen; dieser aber ist, wie Dionysios aus Philochoros angiebt, unter dem Archon Callimachus 107, 4, also ein Jahr vorher. Da diese Angabe der Combination des Verf. widerstreitet, so erklärt er dieses als einen Irrthum des Philochoros, der die Zeiten zusammengedrängt und dadurch große Verwirrung hervorgebracht habe S. 152. 211. Es ist klar, nur die sichersten Belege, daß das Bündniß zum Schutze Olynthos gegen Philippos schon früher als 107, 4 bestanden habe, können zu einer solchen Annahme nöthigen. Ich finde solche nicht, wohl aber sehe ich für die Richtigkeit der Angabe des Philochorus einen nicht geringen Beweis in Demosth. selbst p. 426, der sagt, noch ehe ein Jahr des Krieges zwischen Philippos und Olynthos verflossen sey, hätten die Verräther alle Städte im Chalkidike und Olynthos selbst dem Könige in die Hände gespielt. Es ist vergebene Mühe des H. B., durch Interpretation die Glaubwürdigkeit dieses Zeugnisses wegzuräumen S. 204, 209, und zu behaupten, der Redner habe damit nicht den olynthischen, sondern chalkidischen Krieg bezeichnet; der Zusammenhang der ganzen Stelle spricht dagegen.

Widersprüche und abweichende Angaben kann man nicht vermeiden, sie liegen in den Rednern, welche unbekümmert um historische Sicherheit weder untereinander noch mit sich selbst übereinstimmen, gewöhnlich im allgemeinen sprechen und nicht selten absichtlich, wie sie es brauchen, ihrem Zwecke gemäß drehen. Da unsern Zweifeln, welche aus der Vergleichung ihrer Angaben entstehen, nicht die Geschichte zu Hilfe kommt, kein gleichzeitiger oder wenigstens nicht viel späterer Historiker wie Theopompus, kein attischer Annalist wie Philochorus, so kann man den Streit nicht selten für immer führen, je nachdem man der einen oder andern vorhandenen Aussage mehr Glauben schenkt. Wir kennen hiebey nur ein richtiges Verfahren; übereinstimmende Aussagen, die anerkannt richtig sind, als Grundlage zu gebrauchen, bey allen andern aber das mehr oder minder Wahrscheinliche, Gewisse oder Ungewisse zu unterscheiden, nicht jeder unbekannten Notiz großen Werth beyzulegen; das Streben, alle vorhandenen Nachrichten über einen Gegenstand übereinstimmend zu machen, wird, so wünschenswerth es auch ist

und die Probe der richtigen Untersuchung bildet, mißlich, wenn es durch unverlässige Interpretation erkauft werden soll; besser ist offen zu gestehen, daß wir die Widersprüche nicht zu lösen vermögen.

Wir lesen, daß Philippus 32 chalkidische Städte erobert hat, noch Demosthenes sogar völlig zerstört, daß auch keine Spur ihrer ehemaligen Existenz vorhanden war. Es ist ein Verkennen rhetorischer Sprache, wenn der Verf. auf diese Worte hin die Namen dieser aufsucht, und Städte die später noch in dieser Gegend genannt werden, ausschließen will. Dasselbe behaupten zwar auch Appian und Procopius, aber sie haben ihre Angabe nur aus Demosth. geschöpft; muß doch H. B. selbst einige davon ausnehmen; er hätte dem Ausspruche des Redners, der seine Zuhörer durch starke Schilderung der Grausamkeit des Philippus entflammen will, die einfache Angabe des Callisthenes vorziehen sollen τοῖς ἰδίοις σκήπτροις ὑποτάξας. Eben dieses Fragment des Historikers, in welchem erzählt wird, daß Phil. nach Einnahme jener Städte Methone und Olynthos verwüstet und beym Angriffe auf ersteres verwundet das eine Auge verloren habe, gibt dem Verf. Veranlassung die Dauer des chalcid. olynth. Krieges über ein Jahr auszudehnen. Wir sind über diese Verhältnisse viel zu wenig unterrichtet, um auf solche Angaben hin die Zeitbestimmung des Philochorus für irrig auszugeben; am meisten wundere ich mich, wie der Verf. in Plinius Worten S. 212 für Ol. 107, 3, quum rex Philippus Graeciam quateret, eine so sichere Hindeutung auf die Zerstörung der chalkidischen Städte finden kann, daß jeder Zweifel gegen die Richtigkeit seiner Annahme schwinden würde. Selbst vom Falle von Olynthus 108, 1 wäre das zu viel gesagt, geschweige von jenen gewiß unbedeutenden Städten. H. B. mag unsere Critik unwürdig, uns selbst unfähig nennen, seinen Forschungen zu folgen, solchen Gründen als er vorgebracht hat, können wir Philochorus Zeitbestimmung der Symmachie zwischen Athen und Olynth 107, 4 nicht aufopfern. Wir sollen es als Edelmuth der Athener betrachten, daß sie Hilfe gewährt haben, nicht als natürliche Berechnung des eigenen Vortheils, und wie der Redner sagt, als längst gehegten Wunsch die nächsten Grenznachbarn mit Philippus verfeindet zu sehen, damit seine Macht an diesen sich breche und sie selbst nichts zu befürchten haben. Hier wie anderswo finden wir Niebuhrische Worte und Urtheile nicht an geeigneter Stelle vorgetragen.

Den Zusammenhang der drey Reden erklärt H. B. wie wir glauben mit dem unhaltbaren Zeugnisse des Libanius und der Scholien, welche den Namen Ulpianus führen. Diese haben für uns keine Autorität, weil die Verbindung nur aus den Reden herausgenommen, und nach gewöhnlicher Weise willkührlich ergänzt, nicht historisch überliefert scheint. Wir treten hier in vollen Gegensatz mit dem Verf., der nicht überall den nöthigen Scepticismus zeigt, der jedes Scholion, wenn auch noch so klar fingirt, als ein großes Glück betrachtet und darauf seine Schlüsse baut. In der Phil. I p. 51 läßt Dem. Briefe des Philippus an die Euböer vorlesen, wozu der Cod. August. das Scholion gibt: ὁ σκοπὸς τῆς ἐπιστολῆς ἐστιν οὗτος, ὁ Φίλιππος ἐπέστειλεν Εὐβοεῦσι, συμβουλεύων μὴ δεῖν ἐλπίζειν εἰς τὴν Ἀθηναίων συμμαχίαν οἱ οὐδὲ αὐτοὺς δύνανται σώζειν. vergl. B. p. 247. 260. Diese Nachricht des Inhaltes ist mir so verdächtig als irgend eine. Da die Briefe (nicht einer, sondern mehrere waren es nach dem Ausdrucke des Redners zu schließen) nicht beygelegt sind, also auch nie in der Rede enthalten waren, so darf man wohl fragen, woher der Verfasser diese seine Kenntniß genommen, und Einsicht bekommen hat. Es gehört nicht viel Eingebung dazu, aus dem Zusammenhange solches und ähnliches zu schließen, aber es fehlt die historische Treue und darf nicht die Grundlage weiterer Schlüsse bilden. So können wir einem so schlechten Zeugen als Ulpianus ist, nicht glauben, daß die Gesandten der Olynthier sich vorzüglich an Dem. gewandt, um in ihm einen beredten Fürsprecher beym Volke zu haben S. 161.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Februar.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Forschungen auf dem Gebiete der attischen Redner und der Geschichte ihrer Zeit.

Scholica Hypomnemata.

(Fortsetzung.)

Die Sache selbst sprach für sie, und war den Athenern höchst erwünscht, aber Opfer zu bringen, welche den Sieg herbeyführen könnten, dieser Entschluß war nicht so leicht ausgeführt. Auch waren damals bedeutendere und einflußreichere Staatsmänner als Dem. und die Gesandten wären sehr unklug gewesen, wenn sie diese umgangen hätten. Wer sieht dagegen nicht, daß diese Erzählung, wie hundert andere, entstanden, weil uns die Reden des Dem. erhalten sind, und er die Stütze der Olynthier schien. Für ähnliche Fiction gilt nur, wenn Libanius sagt, die zweyte Rede sey gehalten worden, als die Athener zwar Hilfe beschlossen hatten, aber nicht auszuziehen wagten, weil sie den Philippus für δυσπολέμητος hielten, wogegen der Redner aufgetreten sey und bewiesen habe, wie die Macht des Philippos an sich schwach und voll fauler Flecken sey, so daß sie einen kräftigen Stoß von außen nicht auszuhalten vermöge. Alles das ist höchst einfältig und oberflächlich aus der Rede geschlossen, was der Redner nur vermuthungsweise von dem einen oder andern andeutet §. 5. 22, wenn vielleicht einer den Philippus weil er vom Glücke begünstigt ist, für φοβερὸς προσπολεμῆσαι hält, wird hier dem ganzen Volke zugemuthet, und dieses einer unerhörten Feigheit und Zaghaftigkeit angeschuldigt. Wie, die Athener, die Jahre lang den Krieg mit Philippus allein wenn auch lässig und schlecht geführt hatten, sollten jetzt, nachdem ihnen unerwartet mächtige Bundesgenossen erschienen sind und der Krieg in des Königs eigenes Land gespielt werden kann, jetzt wo alle Hoffnung eines glücklichen Erfolgs gegeben ist, nachdem sie die Hilfeleistung beschlossen haben, aus Furcht vor Philippus nicht auszuziehen wagen? Nur der Gedankenlosigkeit eines Rhetors des vierten Jahrhunderts kann man ein solches gänzliches Verkennen des Charakters der Athener verzeihen. Ebenso wenig kann ich glauben, daß die dritte Rede in Folge errungener Vortheile, welche das Volk übermüthig gemacht hatten, gehalten sey; dann hätte Dem. seine Rolle gewechselt, dort den gesunkenen Muth gehoben, hier den gehobenen wieder erniedrigt. Alles das ist nur falscher Schluß aus dem Eingange der Rede und §. 35; wären wirkliche Vortheile gegen Philippus gewonnen worden, die Rede würde sie nicht verschweigen. Diesen Angaben des Libanius und Ulpianus haben wir eine größere Autorität entgegenzusetzen; Dionysius von Halicarnassus hat von all diesen Sachen nichts gehört, er der in ganz anderer Folge die Reden aufzählt. Wie wäre eine solche Verwechslung auch nur denkbar gewesen, wenn ihm die Aufeinanderfolge der Reden durch historische Ereignisse, wie sie diese spätern erzählen, bekannt gewesen wäre?

Wer bürgt für die Richtigkeit der jetzigen Anordnung der Reden? Weil sie in den Handschriften so einander folgen, glaubt man, müssen sie auch der Zeit nach so geschrieben seyn; aber wer hat sie geordnet? etwa Dem. selbst? bekanntlich nicht; die Grammatiker haben die einzeln verbreiteten Reden gesam-

melt; und wie sie glaubten, daß sie folgen, geordnet; daher die Aufnahme mancher nicht demosth. Reden in diese Sammlung, und wie wenig hiebey die Norm gelten kann, daß in der Anordnung die richtige Zeitfolge beobachtet sey, sieht man daraus, daß die Reden, welche den philippischen vorausgehen, nachstehen, und unter diesen ist die Rede für die Megalopoliten früher als die für die Freyheit der Rhodier, gleichwohl geht letztere voraus. Die bestehende Ordnung der olynthischen Reden kann richtig, aber ebenso unrichtig seyn, wir wissen nicht worauf sich Dionysius Kanon gründet; aus den Reden selbst müßte der historische Zusammenhang mit Sicherheit nachgewiesen werden, das ist bis jetzt, so viel auch darüber geschrieben worden, nicht geschehen, wird es vielleicht auch nicht, weil nicht zu erwarten steht, daß von solchen ins einzelne gehenden Volksversammlungen neue Aufschlüsse entdeckt werden. Doch ist die bestehende Ordnung nicht unwahrscheinlich. Die beyden ersten Reden können der Zeit nach nicht weit aus einander liegen. Der Krieg ist bereits von Philippus gegen Olynth erklärt, 1, 21 ἐξήνεγκε τὸν πόλεμον, und er muß auf unerwarteten Widerstand gestossen seyn, sonst wäre sein Wunsch sich zu vergleichen 1, 4. 21. nicht zu erklären; aber Olynth ist nicht belagert und besitzt noch Städte, zu deren Rettung der Redner auffordert 1, 17 τὰς πόλεις τοῖς Ὀλυνθίοις σώζειν. Gleichwohl bezeichnet der Eingang der zweyten Rede die Olynthier noch als πολεμήσοντες, aber für spätere Zeit und gegen Dionysius scheinen mir besonders die Worte §. 26 zu sprechen σχεδὸν ταὐτὰ ἅπερ νυνὶ ποιούντων, welche ihre Bedeutung erst dann haben, wenn das Zögern und Zaudern der Athener auch jetzt nach ihrer Verbindung mit den Olynthiern wieder hervorgetreten ist. Die dritte Rede ist die Ausführung von dem was die erste §. 19 — 20 andeutet und scheint dadurch die spätere Abfassung zu bezeugen; den Gedanken an Philippus Rache zu nehmen hat die Symmachie mit den Olynthiern, wie ganz billig, rege gemacht; ob aber die Worte §. 34 ὅτι οἱ τοῦ δεῖνος νικῶσι ξένοι, ταῦτα πυνθάνεσθαι. ταῦτα γὰρ νυνὶ γίνεται. καὶ οὐχὶ μέμφομαι τὸν ποιοῦντά τι τῶν δεόντων ὑπὲρ ὑμῶν auf bereits den Olynthiern zu Hilfe gesandte Truppen, auf einen durch den atheniſchen Feldherrn Chares errungenen Sieg, wie gewöhnlich dem Ulpianus gemäß angenommen wird, und nicht vielmehr wie Phil. I §. 27 zu deuten sind, ist mir sehr zweifelhaft. Dadurch daß die in dieser Rede enthaltene Zeitangabe seit der Belagerung Heraions Ol. 107, 1 durch Philippus unbestimmt ausgedrückt ist §. 4. τρίτον ἢ τέταρτον ἔτος τουτί, kann H. B. (S. 215) die Rede in 107, 3 setzen; mit demselben Rechte, mit welchem er das Wort τρίτον in Anspruch nimmt, halten wir uns an τέταρτον und bekommen das durch Philochorus bezeugte Jahr 107, 4. Wir haben nach sorgfältiger Prüfung der vom Verfasser vorgebrachten Argumente in diesen keine sichern Beweise gefunden, die uns nöthigten, die Ueberlieferung und allgemeine Annahme über die Zeitverhältnisse der Olynthischen Reden aufzugeben und dagegen den von ihm eingeführten Bestimmungen zu folgen.

3. Ueber des Demosthenes erste philippische Rede und ihre Zeitverhältnisse S. 222—278.

Die vielen Fragen über diese Reden sind durch Dionysius Angaben veranlaßt worden, welcher den ersten Theil als die erste von Demosthenes gegen Philippus 107, 1 gehaltene Rede annimmt. Dagegen sagt unser Verfasser: Die erste Philippika, welche nach der bisherigen Meinung in Ol. 107, 1, als zu Athen Aristodemos Archon war, gesetzt wird, ist nicht in diesem Jahre, sondern der Zeit nach später als die drey Olynthischen Reden (Ol. 107, 3) von Demosthenes gehalten, nämlich im Frühling Ol. 107, 4. Als äußeres Zeugniß hebt H. B. hervor, daß alle Handschriften, Grammatiker, Lexikographen und Rhetoren dieser Rede den Platz hinter den drey Olynthischen anweisen und Dionysius mit seiner Angabe allein stehe. Wir haben schon oben nachgewiesen, daß hierin kein Beweis der Richtigkeit liegt; die Grammatiker folgten der einmal hergebrachten Ordnung, so gut als wir die bestehende Folge beybehalten, ohne damit ihre Wahrheit anzuerkennen; sie erwähnen nur einzelne Worte und Sätze aus diesen, Dionysius dagegen hat die Absicht, die Reden der Zeitfolge nach zu ordnen, und darum muß seine des einzigen Autorität hierin mehr gelten als die von jenen vielen, wenn nicht sonstige Gründe Irrthümer und Fehler in seinen Angaben nachweisen. Weist doch H. B. selbst der Rede περὶ

συντάξεως eine weit frühere Stelle an, als sie in unserer Sammlung einnimmt.

Der Verf. bringt allgemeine und besondere Gründe für seine Hypothese vor, die vielleicht manchen bestechen, in sich aber doch ohne Gehalt sind. Wenn man die erste Philippika den Olynthischen nachstelle, so ergebe sich aus den verschiedenen Aeußerungen über Philippus das natürliche, daß Dem. in der Erkenntniß und Beurtheilung seines Gegners allmählig fortgeschritten(?), während bey der bisherigen Annahme sich überall nicht zu lösende Widersprüche aufdrängen. Dem. nennt den König in der Phil. δυσπολέμητος, weil die Athener damals noch allein standen, nach der Symmachie mit den Olynthiern glaubt er, in Verbindung mit solchen Bundesgenossen könnte man leicht seine Macht brechen. Wichtiger ist, was die Rede für die Freyheit der Rhodier Ol. 107, 2 sagt, daß einige in Athen, τινὰς, den Philippus gering achten, den Perserkönig aber fürchten, aber auch nur die Meinung einiger und darum kein gültiger Beweis. Besondere Gründe um die Posteriorität der Rede zu bezeugen, sind zehn aufgezählt; darunter aber 3. 5. 8 so subjectiv, daß wir sie lieber nicht angeführt wünschten; andern liegt eine unrichtige Interpretation zu Grunde, wie 1, daß nach Phil. I Philippus Potidäa besässe; nun habe er diese Stadt den Olynthiern geschenkt, und die Stadt war noch in ihrem Besitz, als Dem. die zweyte Olynth. Rede hielt p. 20., folglich kann Philippus erst nach der Zeit dieser Rede Potidäa den Olynthiern entrissen haben und die Phil. I erst nach den Olynthischen gehalten seyn. Das wäre allerdings ein triftiges Argument, aber es steht kein Wort davon dort; der Redner sagt, Philippus habe die Freundschaft der Olynthier dadurch erworben, daß er ihnen Potidäa abgetreten habe, keineswegs aber daß sie die Stadt noch inne hatten, und wenn er gleich nachher bemerkt, der König habe alle getäuscht, muß man nicht vielmehr daraus schließen, daß er Potidäa später wieder an sich gezogen habe? Ebenso wenig Glück wird Hrn. B's Erklärung S. 246 von den Worten machen τῶν δ' ὑπὲρ τῶν τῆς πόλεως κτημάτων ἀγωνιζομένων Μενέλαον ἱππαρχεῖν; Charidemus habe dem Menelaos, Philippus Bruder, das Commando über die Reiter anvertraut, welche von Euböa ohne Hipparch nach Olynthus abgegangen waren, Dem. aber sage, Menelaos sey Hipparch bey denen, welche für die Güter der Stadt streiten, weil die Städte jener Gegend früher Besitzungen der Athener gewesen waren und diese den Krieg gegen Philippus begonnen hatten, um ihre dortigen Besitzungen wieder zu gewinnen. Das ist alles ersonnen!

Gegen Dionysius Zeitbestimmung für 107, 1 scheint uns die Erwähnung des Zuges der Athener nach Pylä καὶ τὰ τελευταῖα πρώην εἰς Πύλας, welcher kurz vorher fallen würde, zu sprechen; der Vorwurf der Unthätigkeit der Athener für dieses Jahr ist ungegründet, vergl. B. p. 245. Daher glauben wir, daß sie später, vielleicht im nächsten Jahre oder bald darauf, aber jedenfalls früher als die Olynthischen Reden gehalten sey. Das lehrt die Betrachtung des Ganzen. Die Phil. will ein doppeltes Heer, eines aus Bürgern, das vorläufig in der Stadt aber gerüstet und schlagfertig seyn soll, um gegen einen plötzlichen Angriff, den der König irgendwo machen könnte, sogleich thätig zu seyn, ein zweytes, und dieses ist das bedeutendere, ein Heer aus Söldnern mit Bürgern gemischt, um den König in seinem eigenen Lande anzugreifen. Aber die Rede zeigt nicht die mindeste Ahnung, daß dort Philippus in der Nähe seines Reiches bedeutende Feinde habe, vielmehr läßt sie die Flotte auf den attischen Inseln, Lemnos, Imbros u. s. w. überwintern. Wie wäre aber dieses möglich, wenn die Athener mit den Olynthiern Symmachie geschlossen hätten? und wozu ein Heer daheim, da Philippus Absicht auf Olynthus bekannt ist? Einleuchtend dagegen ist, wie der Plan der Phil. sich nach dem Angriffe auf Olynthus umgestaltet, daß ein Heer diesem zu Hilfe eilen, ein zweytes aber offensiv verfahren soll. Ich halte dieses, daß die Phil. nichts von einem Bündniß mit den Olynthiern weiß, für einen nicht geringen Beweis ihrer Priorität. Was dagegen vorgebracht wird, beruht großentheils auf Mißverständniß, wie z. B. daß in den Olynth. Reden die Unternehmungen des Königs aufgezählt werden und der Kampf um die Inseln gewiß nicht verschwiegen wäre, wenn ein solcher bisher schon

statt gefunden hätte S. 254. In der Olynth. I, p. 13 werden Philipps Eroberungen von Städten aufgezählt, wodurch er groß geworden und sich zum mächtigen Herrn gemacht hat, wie könnten nun dort die in der Phil. erwähnten Streifzüge, die so schnell vergiengen als sie gekommen waren, eine Stelle finden? Die Erwähnung der Krankheit des Königs und die Nachricht von seinem Tode in Athen §. 11 *τέθνηκε Φίλιππος; οὐ μὰ Δί', ἀλλ' ἀσθενεῖ*; ist so augenscheinlich die in Olynth. p. 13. 30 berührte: *ἠγγέλθη Φίλιππος ἀσθενῶν ἢ τεθνεώς, ἦλθε γὰρ ἀμφότερα* Olymp. 107, 1, daß der Verf. vergebens seiner Hypothese zu lieb S. 206. 211. 261 uns eine andere spätere einreden will; aber sie ist eine Bestätigung für Dionysios Angabe.

Nur eine Stelle kann Bedenken erregen, die Rede so frühe anzusetzen; Demosth. sagt p. 44, das eine Heer müsse gegen die plötzlichen Streifzüge von Makedonien gerüstet seyn: *ἐπὶ τὰς ἐξαίφνης ταύτας ἀπὸ τῆς οἰκείας χώρας αὐτοῦ στρατείας εἰς πύλας καὶ χερρόνησον καὶ Ὄλυνθον καὶ ὅποι βούλεται.* Soll damit ein wirklicher Zug gegen Olynthus vor Ol. 107, 1 wie gegen Sylä, und nicht etwa ein möglicher angedeutet seyn, so wissen wir keine Erklärung dieses Factums zu geben. Nach Hrn. B. S. 244 kann dieser Feldzug gegen Olynthus nur in die Zeit nach Ueberwältigung der chalkidischen Städte gehören und dieses werde durch Callisthenes Worte ausser Zweifel gestellt *Ὀλυνθίους λεηλατεῖν ἤρξατο*. Wie dieses mit Demosth. Erklärung p. 113 zu verbinden ist, sehe ich nicht; so kann Dem. nach den olynthischen Reden nicht sprechen, wie auch der Charakter der ganzen ersten Phil. entgegen steht. Die Worte von Olynth. I, §. 13, nach der Krankheit (107, $\frac{1}{2}$) habe Phil. sogleich die Olynthier angegriffen, *εὐθὺς ἐπεχείρησεν*, hieher zu beziehen, wäre übereilt; der Redner versteht den Zeitpunkt, in welchem er spricht und dieser ist, wie wir überzeugt sind, 107, 4. So wenig ich dieses Factum aufzuklären vermag, so kann ich doch deßwegen — denn die andern vorgebrachten Gründe halte ich für nichtig — nicht mit dem Verfasser und Wieniewsky p. 61 die Priorität der olynthischen Reden anerkennen; die Nachweisung der Ursache des Irrthums von Dionysios S. 264—78 halte ich für ein Muster wie man seinen Scharfsinn — mißbrauchen kann.

Die drey kleinern Abhandlungen 4. über die Brandstiftung des Antiphon und die Zeit des Delischen Rechtshandels. 5. Jornandes über Philippus 6. Pythia sub auctumnum mense Attico Metagitnione acta esse contra Böckhium demonstratur, sind vortrefflich mit wahrer historischer Combinationsgabe bearbeitet, und die chronologischen Bestimmungen in 4 und 6, die der Verfasser gewinnt, so wahrscheinlich, daß wir weniges dagegen vorzubringen wissen. Das bedeutendste aber ist die letzte, lateinisch geschriebene Untersuchung über die Pseudeponymi in Demosthenes Rede über die Krone S. 319—667. Was der Verfasser beabsichtigte, wird am besten der Aushängeschild angeben:

7. *Συναγωγὴ ψηφισμάτων* quae aetate Demosthenica inde a pace Philocratea usque ad Alexandri in Asiam expeditionem Ol. 108, 2 — Ol. 112, 2 a senatu populoque Atheniensium lata sunt et in oratoribus Atticis partim integra partim decurtata exstant. Accedunt alia quaedam documenta historiam huius temporis illustrantia. Nunc primum in ordinem digessit, pro archontibus pseudeponymis qui in actis publicis Demostheneae de corona orationi insertis reperiuntur, vere eponymos restituit C. G. B.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Februar.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Forschungen auf dem Gebiete der attischen Redner und der Geschichte ihrer Zeit.

Scholica Hypomnemata.

(Fortsetzung.)

Also eine Zusammenstellung aller Senats- und Volksbeschlüsse, so wie der Briefe des Philippus, welche in den Rednern erwähnt werden, einverleibt in die Geschichte der Ereignisse dieser Zeit. Der Verfasser geht so weit, daß er aus den Angaben der Redner, welche bekanntlich den Hauptinhalt der vorgetragenen Beschlüsse wiedergeben, die Psephismata selbst bildet, ein Verfahren wofür wir ihm wenig Dank wissen. Was hat der Leser anders gewonnen, als daß er überall den allbekannten Formeln des Volkskanzleistils begegnet, und da H. B. willkürlich manches aufgenommen und geordnet, in die Nothwendigkeit versetzt ist, das Original in den betreffenden Stellen nachzuschlagen? Weit besser wäre es gewesen, wenn er diese Stellen der Redner selbst vollständig geliefert, um eine Uebersicht alles Vorhandenen zu haben, und wenn er denn doch auf seine Construction der daraus verfertigten Psephismata Werth legte, diese am Schlusse oder in den Anmerkungen beygegeben hätte.

Seit wir etwas mehr Einsicht in das Innere des attischen Staats gewonnen haben, sind diese officiellen Acte in der Rede über die Krone erst recht wichtig, aber auch ihre Erklärung ein wahres Räthsel geworden. H. B. suchte jedem in den Dekreten ausgesprochenen Factum seine Zeit zu bestimmen, und er ist mit genauer Kenntniß der Redner und sorgfältiger Vergleichung aller directen und indirecten Zeugnisse, wie er glaubt, überall zu einem sichern Resultate gelangt, der Art, daß keiner der pseudeponymen Archonten, von deren richtiger Bestimmung vornehmlich die Chronologie der Philippischen Geschichte abhängt, einem unrichtigen Jahre zugewiesen sey und daß er niemals diese seine Ueberzeugung aufgeben werde.

Hier hängt alles von der Frage ab, ob diese Documente ächt und unächt sind; ist das letztere der Fall, so stürzt das ganze Gebäude, wie es H. B. aufgerichtet hat, von selbst zusammen, und er muß seine Ueberzeugung aufgeben, so schwer er sich auch dazu entschließen mag. Droysens Untersuchung, welche sie als gefälscht nachweist, ist erschienen, als der Verf. sein Werk schon ausgearbeitet hatte, und wird nur im Anhange und der Vorrede berührt. Wir können uns leicht vorstellen, wie unangenehm der Verfasser dadurch berührt worden ist, was er jahrelang mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ausgedacht hatte und nun in aller Vollkommenheit unwiderlegbar vollendet zu haben glaubte, mit einem Schlage von vorne herein vernichtet zu sehen, aber höchst ungerecht ist sein Urtheil gegen Droysen im allgemeinen, daß er von einem Gelehrten nichts erwarten konnte, in dem das Talent für elegante und effectvolle Darstellung überwiegend sey und der erst nachträglich historische Kritik auszuüben angefangen habe, nachdem er erkannt, daß ohne diese ein Geschichtswerk nichts vor einem Romane voraus habe. Es ist wahr, Droysens Abhandlung leidet

an einem ähnlichen Fehler wie B.'s Untersuchungen, sie will alles beweisen, und geräth dadurch in manche Irrthümer, aber dort ist auch vieles von größter Bedeutung niedergelegt, was der Verf. nicht stillschweigend umgehen durfte. Daß er es gethan, zeigt, daß seine historische Kritik noch großer Läuterung bedarf, wie man denn auch sonst unerwarteten Aussprüchen begegnet; so hält er den Epitaphius für eine Rede des Demosthenes und die Themata, welche die Rhetores zur Uebung aufstellen und gewöhnlich zwar an historische Data anknüpfen, sonst aber beliebig fingiren, gelten ihm für bewährte Thatsachen.

Referent, der vor siebenzehn Jahren in Deutschland den Anfang mit diesen Untersuchungen gemacht hat, ist seither diesen mit großer Theilnahme gefolgt; wenn auch Droysens Beweise ihm nicht vollständig die Unächtheit dargethan haben und manche Zweifel und Bedenken übrig ließen, so muß er doch offen gestehen, daß Boemels Vertheidigung ihn noch weit weniger von der Aechtheit überzeugt habe. Auch greift diese Ansicht immer weiter um sich; schon Dobree zu Demosth. p. 282 sagt suspicor haec duo decreta et omnia fere in hac oratione citata spuria esse, eben so Sauppe in seiner epistola critica und in der Vorrede zu Dem. Ausgabe, Ahrens über die Dialecte. Neuerdings hat Westermann gezeigt, daß auch auf die in der Midiana befindlichen Urkunden wenig zu geben sey und sie aus dem Texte des Redners oder sonst beliebig verfertigt sind, nachdem schon Buttmann über einige Aehnliches geahnt hatte. Ja wie wenig man sich durch unsers Verf. Resultate abschrecken läßt, beweist besonders Fr. Franke's de decretis Amphictyonum quae apud Demosthenem reperiuntur commentatio, worin gegen B. die Unächtheit der zwey Urkunden dargethan wird. Zwar ist noch keineswegs die Sache entschieden, aber wenn man auch noch so sehr zu den Vorsichtigen gehört, es wird immer klarer, daß sich hier falsche Dekretalien finden und es vergebene Mühe ist, ihren Inhalt mit der bewährten Geschichte zu construiren. Alles, was Droysen über die Entstehung jener Urkunden bringt, sagt H. B., hat mir auch nicht einen Schatten von Ueberzeugung abzugewinnen gewußt. Auch mir nicht, aber die Frage ist nicht, wie sie entstanden sind, sondern ob sie den Worten des Redners passen oder nicht, ob mit den authentischen Nachrichten zu vereinigen oder nicht. Hrn. B.'s Erklärung, wie diese Psephismata in ihrer jetzigen Gestalt erscheinen, ist um nichts wahrscheinlicher als jene Droysens. Er meint nämlich, der Vir doctus, welcher diese Urkunden in die Rede gelegt, (ein Apollikon S. 653), habe sie nicht, wie Böckh glaubt, aus einer Inschriften-Sammlung von Craterus oder andern genommen, sondern unmittelbar aus dem attischen Archive gezogen. Daselbst waren diese niedergelegt, doch so, daß die Angabe der Zeit, Prytanie und Epistates in einem besonderen Zusatze jedem beygelegt war; auch der Archon sey nicht angegeben gewesen, weil diese officiellen Acten alle nach den Archonten zusammengestellt, folglich nicht nothwendig war, jedem Psephisma denselben Namen beyzuschreiben. Nun habe der, welcher die Urkunden in die Rede einsetzte, geirrt, und den Namen des ἐπιστάτης für den ἄρχων gehalten, die Zeitbezeichnung oben angeschrieben, auch Psephismen selbst verwechselt. Das ist. Hrn. B.'s Erklärung, welche, um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen, rein ersonnen ist. Das wäre kein Vir doctus, wohl aber indoctissimus, der den Zutritt zum Archiv selbst hatte, und was jeder ja gleich sehen mußte, nicht erkannte, der die Zeichen des Archon und Epistates vertauschen, ja, das allerunglaublichste, Psephismen, die drey Olympiaden auseinander lagen, verwechseln konnte; schwerlich hätte es einen einfältigern Menschen gegeben, und es ist unrecht, die Leute dümmer darzustellen, als sie wirklich sind. Aber auch die für H. B. nothwendige Annahme, daß die Zeitbestimmung von dem Psephisma getrennt war, ist durch nichts begründet und nur aus Mißverständniß einiger Stellen entsprungen (S. 356). Der Redner konnte, wenn er auf die Bezeichnung des Datums besonderes Gewicht legte, zuerst den Inhalt der Urkunde vortragen lassen, und dann die chronologische Angabe besonders hervorheben, nicht aber folgt daraus, daß diese nicht im Psephisma selbst obenan bezeichnet war, wie unsere Steine alle bezeugen.

Allen Lösungen dieses Problems, die der Verf.

gefunden zu haben glaubt, nachzugehen und das Unhaltbare darzuthun, dazu würde selbst eine Schrift von nicht geringerm Umfange erfordert, aber an dem einen oder anderen Beyspiele das Ergebniß zu prüfen, das mag die Wichtigkeit des Gegenstandes entschuldigen *).

Das erste Psephisma bey Dem. p. 235 § 29 ist bekanntlich mit den ganz ins Einzelne gehenden Verhandlungen, wie sie in der Rede über die Gesandtschaft und bey Aeschines mitgetheilt sind, nicht zu vereinigen; hätten wir diese nicht, so könnte man nichts dagegen aussetzen und niemanden würde es einfallen, einen Zweifel zu äußern. Da wir aber glücklicher Weise durch jene Reden über diesen Punkt wie über weniges aufgeklärt sind, so ist diese Urkunde entweder auf einen andern Zeitpunkt bezüglich und ein Mißgriff in der Wahl des Psephisma geschehen, oder es ist — unterschoben. Ersteres hat Böckh angenommen, und auf Ol. 109, 2, wo man damit umgieng, den Friedensbeschluß in mancher Beziehung zu ändern, bezogen. Es ist von andern gezeigt worden, wie wenig dieses zulässig ist. Den einzigen richtigen Zeitpunkt aber glaubt B. (S. 351. 604 — 9) gefunden zu haben, er sey Ol. 111, 1, als Philippus Bündnisse mit den Hellenen περὶ εἰρήνης καὶ συμμαχίας geschlossen habe, S. 600. Nach dem Frieden, welchen der König besonders durch Vermittlung des Demades den Athenern gegeben, seyen wieder Streitigkeiten entstanden, die nahezu einen Krieg herbeyzuführen drohten; weil aber Philippus den Zug gegen Persien beginnen wollte, so habe er sich die Ruhe Griechenlands während seiner Abwesenheit sichern wollen und auch die Athener an dem allgemeinen Friedensbunde κοιναὶ συνθῆκαι theilnehmen lassen. Darauf nun beziehe sich unsere Urkunde, und jetzt erst ersehe man daraus — es ist die Gabe des Verf., nichts unbenutzt und isolirt stehen zu lassen, sondern sogleich weitere Beweise eben so gefährdet sind die Briefe, welche den Charakter des Königs gut darstellen; denn schwerlich hat der Falsarius, wenn er die Dekrete selbst gemacht hat, sich auch nur die Mühe genommen, die rung jener Streitigkeiten hinauszuziehen. Fragt man die Geschichte, was sie zu einer solchen Darstellung zu bemerken hat, so weiß sie von dem allen nichts. Doch ja, der Verf. hatte bereits schon sechs Jahre diese seine Entdeckung gemacht, als er im siebenten zu seiner größten Freude in Apsines p. 690 die merkwürdige Bestätigung (notitia aurea) gefunden: Αἰσχίνης ἐπέμφθη πρεσβευτὴς πρὸς τὸν Φίλιππον, καταλαβὼν αὐτὸν τεθνεῶτα συνέδετο πρὸς Ἀλέξανδρον καὶ κρίνεται παραπρεσβείας. Das sey unsere in dem Psephisma angeführte Gesandtschaft, die sonst nirgends erwähnt wird. Das heißt, H. B. hat ein fingirtes rhetorisches Thema, dergleichen bey den Rhetoren überall zu Dutzenden vorkommen, für ein historisches Ereigniß genommen und glaubt jetzt die geschichtliche Bestätigung seiner ersonnenen Gesandtschaft dargethan zu haben. Er möge nur schnell alle aus den Rhetoren angeführten Beweise streichen, und in Zukunft sich wohl in Acht nehmen, bey diesen Leuten aus ihren mannigfaltig gestellten Aufgaben über zweifelhafte historische Data Aufschlüsse zu holen.

Was dieser Hypothese alles entgegensteht, will ich hier nicht aufzählen, nur das hervorheben, daß die angebliche Eile höchst auffallend sey — sehr naiv sagt H. B., weil Philippus seinen Zug beschleunigen wollte — und wie es Demosthenes ist, der diesen Antrag machen sollte. Gerade dieser Name und die Eilfertigkeit weisen deutlich darauf hin, daß wir ein spät fabricirtes Document vor uns haben von einem Manne, der nur das in der Ctesiphontea Gegebene kannte und von allen andern nichts wußte. Dieses Dekret, das schon Contarenus als falsch erklärte, das gar nichts enthält, was für sich einnehmen könnte, gebe ich gerne preis; auch unserm scharfsinnigen Verfasser ist es nicht gelungen, etwas nur von ferne probabiles aufzustellen. Es ist die Consequenz, die abschrecken macht; ist ein Psephisma auf diese Weise geopfert, dann stehen drey andere, welche an Form das Gehalt besser sind, nicht fester; und Folgerungen daran zu knüpfen — warum der

*) Die Red. d. G. A. glaubt bemerken zu sollen, daß die vorstehende Recension vor dem Erscheinen des ersten Heftes der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft (1845) eingelaufen ist.

Proceß gegen Ctesiphon so lange hinausgeschoben worden; die Demosthenische Faction habe eigens die Anhänger der Demosthenischen Parthey (die fünf im Decrete genannten Gesandten) erwählt, um die Füh-Briefe des Königs, falls solche wirklich gesammelt zugänglich waren, zu copiren, vielmehr muß man vermuthen, daß sie aus derselben Quelle stammen. Auch drängt sich der Gedanke der Unächtheit von selbst auf, wenn man die verschiedenen Versuche der Erklärungen betrachtet. Das zweyte Dekret p. 288 § 37 bezeichnet der Redner selbst als einen Antrag des Kallisthenes; als Philippus Ol. 108, 2 die Phokischen Städte vernichtet hatte und die Athener einen Angriff auf Attika befürchteten, ließen sie einen allgemeinen Aufruf ergehen, daß sich alles aus dem Lande in die festen Plätze begeben solle, eine σκευαγωγή. Diese Urkunde ist im ganzen viel besser als die vorhergehende, und man würde wenig an ihr auszusetzen haben, wenn nicht die Zeitbestimmung, die wir aus den andern Reden genau kennen, ausgemacht falsch wäre. Daher hat sich H. B. um einen andern Platz umgesehen und es ist ihm gelungen (S. 352. 616 — 9), wie er glaubt, die rechte Stelle dafür gefunden zu haben, nämlich Ol. 111, 2, als Alexander gegen Theben gezogen und die Athener aus Furcht vor einem Anfalle eine ähnliche σκευαγωγὴ veranstalteten; das lehren Diodor's Worte XVII, 4 τὰ ἀπὸ τῆς χώρας ἐψηφίσαντο κατακομίζειν. Freylich ist damit noch wenig zur Ueberzeugung gewonnen, zur vollen Gewißheit müßte bey Diodorus das Datum angegeben seyn und dieses mit unserer Urkunde übereinstimmen. Aber wem wird der Verf. es glaublich machen, daß der Antragsteller des Psephisma von 111, 2 derselbe Καλλισθένης gewesen, der 108, 2 in der frühern σκευαγωγὴ aufgetreten ist? Schon dieser Name beweist, daß B.'s Hypothese unhaltbar ist; der Falsarius hat auch hier nichts von dem gelesen, was in den Reden περὶ παραπρεσβείας steht, vielmehr seine Zeitrechnung aus den vorliegenden Angaben des Dem. sich selbst gebildet; seine Unwissenheit allein ist es, die uns in unlösliche Schwierigkeiten verwickelt.

Weil die geschichtliche Anordnung der Ereignisse bey unserm Verf. so oft von den in diesen Urkunden ausgesprochenen Angaben abhängig wird, so durfte die Kritik über Aechtheit und Unächtheit nicht umgangen werden, und es ist nicht erlaubt, aus dem selbst noch Bestrittenen weitere Schlüsse zu bilden. Es ist wahrscheinlich, was für die Rede über die Krone unbezweifelt ist, daß die Redner überhaupt nicht die nöthigen Urkunden ihren Reden beygelegt haben; für Cicero bezeugt dieses hinlänglich Plinius' Aussage. Sie hielten dieses, wie es scheint, für kein Object ihrer rhetorischen Kunst, und glaubten durch eine kurze Angabe des Inhaltes nach ihrer Art zu genügen. Eine Untersuchung sollte demnach alle in den Reden erhaltenen Urkunden, von welchen einige wie der Richtereid doch bewährt genug erscheinen, verbinden und die größere oder mindere Glaubwürdigkeit darthun.

So viel Treffliches und Schönes der Verf. durch seine mühevolle Arbeit geleistet hat, und so sehr er auch durch seine ausgebreiteten Kenntnisse auf manches zuerst aufmerksam gemacht hat, die Lösung des Problems können wir nicht für gelungen erklären, aber wir hegen alle Achtung vor den Kenntnissen und dem Talent des Hrn. B. und sehen den fernern Forschungen desselben mit Freude entgegen, ohne jedoch den Wunsch unterdrücken zu können, daß seiner Combinationsgabe sich eine schärfere Kritik gesellen und unhaltbare Interpretation der Autoren zu Gunsten seiner Ergebnisse (wie S. 521) ferne bleiben möge.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Forschungen auf dem Gebiete der attischen Redner und der Geschichte ihrer Zeit.

Scholica Hypomnemata.

(Schluß.)

Der Verf. von Nro. II. hat wie in den zwey frühern Bändchen, so in diesem dritten eine Sammlung philologischer Aufsätze, ausschließlich Cicero und die griechischen Redner betreffend geliefert. Die frühere holländische Schule hatte diese Seite des Alterthums fast ganz vernachlässigt, und außer Ruhnkens Abhandlung über Antiphon und seine historia critica oratorum, dann Sluiters Anmerkungen zu Andokides ist uns nichts bekannt; dagegen haben einige jüngere, wahrscheinlich durch unsern Verfasser aufgemuntert, die Attischen Redner zum Gegenstande ihrer philologischen Studien gemacht, sicher ist H. B. derjenige, welcher in Holland zur Zeit am meisten und besten mit der Rhetorik der Griechen und Römer vertraut ist. Erwägt man, daß das Buch gegen die Resultate der deutschen Philologen auf diesem Gebiete ankämpft, so würde es uns nicht wundern, wenn jemand das auf dem Titel gegebene Motto *αἰσχρὸν σιωπᾶν* — jenen Euripideischen Vers, den schon Aristoteles gegen Isokrates gebraucht haben soll, dahin deutete, daß der Verfasser für seine Person den Ruhm der alten holländischen Schule in Anspruch nehme, und mit jenem Striche im Gedanken gerade die redenden Deutschen dem Bataver gegenübergestellt werden sollen. Auf diesem Felde ist niemand gehindert, das Wort zu nehmen, vielmehr jeder, der Kenntniß hat, von selbst eingeladen, und so kann es auch den deutschen Philologen nur angenehm seyn, wenn die Holländer das Versäumte nachzuholen sich bestreben.

Nach der Epistola an C. F. Hermann über die Erklärung einiger Stellen der Midiana, welcher der rüstige Gelehrte die Antwort nicht schuldig bleiben wird, folgt 1) de Gorgiae Platonici consilio et ingenio. 2) de aemulatione Platonem inter et Isocratem. Ersterer Vortrag steht mit letzterem in so fern in Verbindung, als H. B. in Gorgias Beziehungen gegen Isocrates zu finden glaubt, geht aber dann in eine Lobrede auf v. Heusde über, dessen Liebe und Eifer für platonische Philosophie mit großer Theilnahme geschildert wird. Heusde hatte durch sein Specimen große Hoffnung erregt, aber die Erwartungen nicht befriedigt, und wenn er hier über Heindorf gestellt wird, so sehen wir nichts, wodurch ein solcher Ausspruch auch nur von ferne gerechtfertigt werden könnte. Heindorf ist in der richtigen Beobachtung des attischen Sprachgebrauchs und in dem Maaßhalten seiner Bemerkungen auch jetzt noch unübertroffen, weder Stallbaum noch Ast können ihm gleich gestellt werden; wäre es ihm vergönnt gewesen, den Bekkerschen Apparat benutzen zu können, er hätte sicher mehr als alle seine Nachfolger geleistet. Dagegen hat v. Heusde in seinen Initia platonicae philosophiae in behaglicher Breite und leicht fließendem Latein — ein rühmlicher Vorzug der holländischen Schule — den Inhalt ganzer Dialogen Platons ausgeschüttet, ohne

die schwierigen Fragen zu entscheiden oder auch nur in sie einzugehen, wie ein Schleiermacher, Ast und Socher gethan haben; sein Griechisch aber hatte er dermassen vergessen, daß er z. B. II, 2 p. 60 οὐδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω, ja sogar p. 192 τὰ πρὸ τὰ ῥητορικὰ und anderes der Art schreiben konnte.

Bedeutender ist, was H. B. über die Differenz zwischen Platon und Isocrates vorbringt. So manches in diesen ähnliches liegt, so viel widersprechendes findet sich, das neben einander gestellt das Verhältniß beyder Häupter, des einen als Vertreters der rhetorisch-sophistischen Schule, des andern der rein philosophischen Richtung erläutert. Einiges ist schon früher von andern bemerkt worden, wie daß der im Euthydemus Bezeichnete wohl kein anderer als Isokrates seyn kann; daß aber die Rede über die Antidosis, deren Wichtigkeit noch wenig erkannt ist, voll von solchen Beziehungen ist, die zunächst auf Platon und seine Schule gehen, hat unsers Wissens zuerst Dobree Advers. I, 278, und nach ihm H. B. geäußert; Referent hatte längst dieselben Stellen zum nämlichen Zwecke sich angemerkt. Dieses ist um so mehr zu beachten, als noch immer viele glauben, Isocrates stehe dem Platon nicht so ferne durch seine reine moralische Gesinnung, daß auch er immer von Philosophie rede und allen Werth auf diese lege, ohne zu bedenken, daß es gerade diese isokratische φιλοσοφία ist, welche Platon angreift, da jener nur die Rhetorik darunter versteht und diese ihm das höchste Ideal bildet.

Wenn wir aber solche Nebenbeziehungen in den Schriften beyder nicht verkennen, und kein aufmerksamer Leser des Isokrates kann umhin, der Art Andeutungen auf Jemand andern als Platon zu beziehen, so sind wir doch weit entfernt, mit H. B. anzunehmen p. 46, ganze Dialoge wie der Phädrus und Gorgias seyen in ihrem Wesen gegen Isokrates gerichtet. In der Antidosis heißt es, daß für die ψυχὴ die φιλοσοφία (Rhetorik im Sinne des Isokrates), für das σῶμα aber die γυμναστικὴ erfunden worden, und beyde correspondiren sich, seyen Correlative, ἀντίστροφα. H. B. hält die nähere Ausführung und das Abweichende davon im Platonischen Gorgias als Berichtigung der Ansicht des Redners; weil aber die Antidosis bekanntlich im 82. Jahre des Isokrates, also 354, geschrieben ist und der Gorgias unmöglich so weit herabgesetzt werden kann, so glaubt er, Isokrates habe denselben Gedanken schon früher in seiner Rede gegen die Sophisten, von welcher wir nur noch den Eingang besitzen, ausgesprochen, und Plato gegen diese seinen Dialog gerichtet. Das willkührliche und unwahrscheinliche dieser Hypothese fällt von selbst in die Augen. Ist der Gorgias auf keine Weise in so späte Zeit, als die Antidosis fällt, zu setzen, und in dieser eine Beziehung auf jenen unläugbar (und das scheint der Ausdruck ἀντίστροφος anzuzeigen, welchen auch Aristoteles stillschweigend am Anfange seiner Rhetorik aus dem platonischen Gorgias genommen hat), so folgt vielmehr das Gegentheil, daß Isokrates jenen Gedanken im Gorgias zwar für geeignet hielt, aber nach seiner Weise ihn wenden, und die platonische Ansicht berichtigen zu müssen glaubte, so daß wir darin zugleich des Redners Urtheil und Antwort zu suchen haben. Wie sollte er das in der Rede gegen die Sophisten gesprochene, wenn der Gorgias gegen diese gerichtet war, wiederholen ohne seine Rechtfertigung auszudrücken? Daß unser Redner aus dem Gorgias jenen Gedanken etwas motivirt herübergenommen hatte, ist nicht auffallender, als daß dieselbe Antidosis so viele deutliche Anklänge an die platonische Apologie des Sokrates enthält, und übereinstimmende Gedanken sind es, nicht bloß Worte, wie Socher meinte, so daß Ast in ihr das Vorbild und Original der angeblich später gemachten und dem Platon zugeschriebenen Apologie zu erkennen glaubte. Auf solche Vermuthungen hin aber die Zeit der Abfassung platonischer Dialoge bestimmen zu wollen, kann zu keinem Ziele führen.

Der Aufsatz über Isokrates, Quaestiones Isocrateae p. 48—119, enthält vieles Interessante und der Verf. berichtigt manches von dem was Ref. einst über diesen Gegenstand vorgebracht hat. Er stellt den paradoxen Satz auf, Isokrates habe überhaupt keine Rhetorik, τέχνη, geschrieben, sondern

nur praktische Uebungen μελέται für seinen Unterricht verfaßt und erst seine Schüler hätten eine Theorie zusammengestellt, eine Behauptung, die mit den überlieferten Zeugnissen nicht minder als mit der Natur der Sache in offenem Widerspruche ist. Aristoteles hat in seiner τεχνῶν συναγωγή, einer Schrift, welche sich zu dessen Rhetorik verhielt, wie seine πολιτεῖαι zu den πολιτικά, auch der τέχνη des Isokrates erwähnt. Man sollte denken, diese Aussage wäre hinreichend, sie ist es aber Hrn. B. nicht p. 69 si quidem ex aliis etiam indiciis suspicari possumus Aristotelem invidia ductum nonnulla Isocrati affinxisse aut certe in maius auxisse. Wer erstaunt nicht über solche Aeußerungen? vielmehr sehen wir, daß Arist. sich gerne auf die Autorität des Isokrates beruft und für die Lobrede seine Beyspiele großentheils aus ihm nimmt. Er stimmt nicht immer mit ihm überein und tadelt ihn oft stillschweigend, wie am Schlusse seiner Ethik, aber er hatte am wenigsten Grund auf Isokrates eifersüchtig zu seyn; und wenn er Rhet. III, 16 seine Vorgänger in der Theorie der Narratio, daß sie kurz seyn müsse, tadelt, wird H. B. die Schüler des Isokrates, und nicht diesen selbst darunter verstehen? Die Chronologie widerspricht ihm, so daß wir auch hierin den Beweis finden von dem was H. B. läugnet. Zeugen nicht Ciceros Worte: cuius ipsius quam constat esse artem non invenimus, daß man allgemein dem Redner eine Rhetorik zugeschrieben habe, wenn er sie auch nicht selbst gesehen hatte? Was der Redner selbst sagt, ist gewiß von größter Bedeutung, aber wenn aus den Worten p. 294 φημὶ γὰρ ἐγὼ τῶν μὲν ἰδεῶν ἐξ ὧν τοὺς λόγους ἅπαντας καὶ λέγομεν καὶ συντίθεμεν, λαβεῖν τὴν ἐπιστήμην οὐκ εἶναι τῶν πάνυ χαλεπῶν, ἣν τις αὐτὸν παραδιδῷ μὴ τοῖς ῥᾳδίως ὑπισχνουμένοις, ἀλλὰ τοῖς εἰδόσι τι περὶ αὐτῶν, geschlossen wird, Isokrates habe das gering geachtet: quis autem censeat, quam ita facilem et levem existimaret esse artis compositionem, huic ipsum quoque operam dedisse? so hat H. B. den Gedanken selbst zu leicht genommen; nicht levem nennt der Redner dieses Vermögen, sondern nur nicht τῶν πάνυ χαλεπῶν, und dazu werde ein kundiger Lehrer gefordert, wer ist aber der ausser Isokrates? so daß diese Stelle nicht für, sondern gegen H. B. zeugt. Sind nicht in den Reden des Isokrates selbst so viele Regeln angegeben, daß man sieht, wie gerne er seine Ansichten darüber darlegte? und wollte sich jemand die Mühe nehmen, aus ihnen alle hieher einschlägigen Lehren zu sammeln, und an ihrer Composition die Anwendung der Theorie nachzuweisen, so würde sich zeigen, daß das bedeutendste der alten Rhetorik schon hier angegeben sey und eine eigentliche Theorie dem Isokrates gar nicht abgesprochen werden könne. Wir glauben nicht mit Unrecht die wichtigste Lehre in dem Compendium des Anaximenes auf Isokrates selbst zurückgeführt zu haben, z. B. p. 207. In der Antidosis §. 183 gibt er das Verfahren an, das ein Lehrer der Rhetorik zu beachten habe, und er meint sich selbst, οἱ δὲ περὶ τὴν φιλοσοφίαν ὄντες τὰς ἰδέας ἁπάσας αἷς ὁ λόγος τυγχάνει χρώμενος, διεξέρχονται τοῖς μαθηταῖς. Und was er sein ganzes Leben lang getrieben hat, darüber zu schreiben soll er es für zu unbedeutend gehalten haben? Wir hätten gewünscht, daß der Verfasser mit dem Geiste und Charakter dieses Redners mehr vertraut wäre, er würde dann gewiß nicht gesagt haben, daß die Definition der Rhetorik πειθοῦς δημιουργός ihm fremd sey; als was anders betrachtet er dieß, ist sie ihm nicht die δύναμις ἣν ἡ θεὸς (ἡ πειθὼ) ἔχει Antid. §. 249? vergl. §. 254. 274 seq. ed. Berol. Vollkommen richtig ist der Vorwurf seines Gegners, daß er τοὺς ἥττους λόγους κρείττους machen könne; denn dieses gilt von der Rhetorik überhaupt, und von jedem einzelnen Redner in einem um so höhern Grade, als er seiner Kunst mächtig ist, Isokrates aber ist keiner von den schlechten.

Aristoteles macht die Bemerkung, die berathende und gerichtliche Rede erfordere eine und dieselbe Theorie, erstere sey aber würdiger und vortrefflicher,

doch hätten seine Vorgänger nicht diese, sondern letztere ausgearbeitet. Da nun Isokrates sich so entschieden gegen das δικανικὸν erkläre, so folgert H. B. habe er keine τέχνη geschrieben. Arist. tadelt an seinen Vorgängern, daß sie das Wesen der Beredtsamkeit, der Beweisführung, umgangen und nur den äußeren Glanz τὰ ἔξω τοῦ πράγματος hervorgehoben hätten; dieses gilt allerdings auch von Isokrates. Dadurch daß dieser das συμβουλευτικὸν höher stellt als das δικανικὸν, und gegen die Redner spricht, die auf dieser niedrigen Stufe stehen bleiben und zu jener höhern Sphäre sich nicht erheben können, folgt nicht, daß er für die gerichtliche Rede keinen Unterricht ertheilte, er mußte es, wenn auch nur um die Kunstgriffe dieser nachzuweisen, aber ihm galt die schöne Form der Rede — angewandt auf den politischen Zustand Griechenlands — als das höchste, und seine Reden sind voll davon. Alles ist klar aus der sogenannten Rhetorik an Alexander, welche nicht aristotelische Theorie enthält, sondern diese gar nicht kennt, und an die frühern sich hält; in diesem Geiste war die Lehre des Isokrates, ja wohl sehr vieles darin unmittelbar von ihm selbst. Wenn H. B. wo τέχναι erwähnt werden, nur μελέται, rhetorische Uebungsstücke versteht, so begreife ich weder, wie das Wort dieses bedeutet, noch wie man durch diese allein lehren konnte, ohne Principien zu haben, nach welchen solche einzelne Fälle ausgeführt waren, und welche die eigentliche Theorie der Rhetorik bildeten. Woher haben die Schüler des Isokrates diese Lehre bekommen, wenn er nicht in Stande war eine solche zu geben? Ein sorgfältiges Studium der ältesten rhetorischen Schriften, verglichen mit den Reden, wird die Ueberzeugung liefern, daß diese Beredtsamkeit schon früher methodisch getrieben worden, und daraus sich eine allgemeine Lehre und Theorie gebildet, welche von diesen und jenen vermehrt, geändert, im ganzen doch dieselbe geblieben, und welche selbst Aristoteles in dem, was sie war, auf das Gefühl der Zuhörer zu wirken, anerkennen mußte; daß er sie aber nur als etwas äußerliches betrachtet und ihre Bedeutung auf Erkenntniß der Gefühle selbst, πάθη, zurückgeführt, ferner daß er die Erforschung des Gegenstandes als solchen, und damit die Beweisführung sowohl nach allgemeinen als besondern Gründen als das wesentliche der Rhetorik hervorgehoben und umgearbeitet hat, ist sein Verdienst und zeigt von philosophischem Geiste, welchen die späteren Rhetoren viel zu wenig zu würdigen verstanden haben.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, hier einzeln alles zu prüfen, was H. B. mitgetheilt hat, Verbesserungen zu Isokrates Reden, zu Demosthenes Leptinea und Midiana, zu mehrern Reden des Lysias, endlich zu Cicero's Brutus und der Rede pro Coelio; wir müssen dieses den kritischen Blättern vom Fache überlassen, es genüge die Bemerkung, daß mehre historische Untersuchungen angeknüpft und überall die schwierigen Puncte hervorgehoben werden. Kann man den vorgebrachten Lösungen nicht immer beystimmen, so wird doch auf vieles aufmerksam gemacht, was zur Auffindung des richtigen dienen kann. Auf die Wichtigkeit dieser Scholica Hypomnemata hinzuweisen, forderte schon das Verhältniß, in welchem H. B. zu Böhnecke's Schrift steht, dessen erste Abhandlung über das Geburtsjahr des Demosthenes er einer nähern Prüfung unterworfen hat.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Februar.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Quaestiones Lucretianae. Scripsit Joannes Siebelis Philos. Dr. Gymnasii Hildburghusani Praeceptor Societatis Graecae Sodalis. Lipsiae typis Sturmi et Koppei. MDCCCXLIV.

Der Verfasser dieser Schrift, welche zunächst aus der Pietät desselben gegen Gottfried Hermann hervorgegangen ist, dem er damit zu seinem fünfzigjährigen Lehrerjubiläum als einer seiner viel verpflichteten Schüler Glück wünscht, hat bereits in den observationibus criticis der lateinischen Gesellschaft zu Leipzig vom Jahre 1839 Proben seiner Studien über Lucretius veröffentlicht, und jüngst in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft von Dr. Th. Bergk und Dr. J. Cäsar, 1844. 9. Heft No. 99. 100. 101. Beyträge zur Kritik und Erklärung dieses Dichters geliefert, worin er sich zugleich im allgemeinen über die bisherige Behandlung dieses Lehrgedichts, über den Werth der diplomatischen Hilfsmittel und die Grundsätze ausspricht, welche einen Herausgeber des im Alterthum hochgestellten, jetzt aber fast zurückgesetzten und vernachlässigten Sängers der Natur und ihrer Schöpfungen leiten müßten *). Dieselben wiederholt der Verf. am Anfange seiner quaestiones und vermißt besonders noch eine genauere Bekanntschaft und Berücksichtigung des Lucrezischen Sprachgebrauchs, wodurch dem Dichter in vielen Stellen sein ächtes und ursprüngliches Gewand am leichtesten und sichersten zurückgegeben werden könnte. Hierauf giebt der Verf. in 14 Abschnitten eine Anwendung der von ihm geforderten Kritik, in denen er eine Anzahl Stellen erörtert, welche, wie er glaubt, theils durch Sorglosigkeit der neueren Herausgeber, namentlich Wakefields, erst verunstaltet oder in diesem Zustand gelassen worden sind, theils annoch eine sach- und sprachgemäße Interpretation bedürfen. Andere Corruptelen werden mit Anschließung an die erste oder bessere Classe der Codices (der Verf. folgt in der kritischen Ausscheidung der Manuscripte Madvig's Bestimmungen in der Abhandlung dieses Gelehrten: de aliquot lacunis codicum Lucretii.) durch Conjecturen zu entfernen gesucht; hiebey geht Hr. Dr. Siebelis mit löblicher Vorsicht und genauer Prüfung des jedesmaligen Zusammenhanges zu Werke, wie er überhaupt durch die ganze Untersuchung ein fleißiges Studium des von ihm in Schutz genommenen Dichters und seine Beobachtungsgabe seiner Eigenthümlichkeiten an den Tag legt.

Die erste Stelle ist v. 103 ff. des ersten Buches, wo Lucretius den Memmius indirect warnt, sich von den Erdichtungen und Fabeln nicht irre führen zu lassen, welche nur die Erzeugnisse unvernünftiger Furcht oder abergläubischer Verkehrtheit wären, Schreckbilder, welche der göttliche Geist Epicurs verscheucht und in ihr Nichts zurückgeworfen hätte. Allein die überlieferten Verse würden gerade

---

*) Doch hat ihn ein Neuerer gelobt wie kein Alter. Mackintosh, in seiner Geschichte Englands 1. 313, nennt ihn den größten poetischen Genius vor Dante, den Europa hervorgebracht.
A. d. R.

das Gegentheil aussagen; Lucretius würde seine Lehre für nichts anderes verkaufen, als für die feile Waare falscher Propheten, für die vatum dicta terriloqua, wie er sie nennt. Diesen Widerstreit erkannte Bentley's alles sichtender Blick, welcher deßhalb den V. 105

quippe etenim quam multa tibi iam fingere possum
somnia —

also umänderte:

quippe etenim qui multa tibi confingere possunt
somnia

scil. vates. Den Sinn hat Bentley ohne Zweifel getroffen; nur findet Hr. Dr. S. die Aenderung zu stark und möchte die Verbindung von quippe — qui, die sich nur einmal im Lucretius finde, nicht durch Conjectur in ihn einführen. Da nun der zweyte Leydner Cod. mit einigen andern me statt iam bietet, schlägt er folgende Aenderung vor:

quippe etenim quam multa tibi, nec fingere possum,
somnia —

mit der Erklärung: significabit: quam multa enim tibi somnia sunt, ne effingere quidem possum animo. Ich kann dieser allerdings leichten Correctur deßwegen nicht beystimmen, weil Lucretius damit dem Memmius, den er gerade erst zur Kenntnißnahme seiner Philosophie eingeladen hat, ein eben nicht höfliches Compliment machen würde, wenn er ihm sagte: Du wirst dich immer zum Abfall von mir geneigt fühlen, denn du bist ein Träumer und ein Sclave des Aberglaubens. Denn nicht viel weniger läge doch in diesen Worten. Ich bin der Meinung, man dürfe von Bentley nicht abweichen, welcher diese Fictionen auf die vates bezogen wissen will; dieses erreichen wir aber durch folgende minder starke Umbildung der Worte:

Quippe etenim quam multa tibi non fingere possunt
Somnia —

So wirft der Dichter dem Memmius zwar Unsicherheit und Schwanken in seinen religiösen Ansichten

vor, wälzt aber die Schuld von ihm selbst ab auf die geschäftigen Meister, welche den schwachen Menschen durch Vorspiegelung der Höllenstrafen die Ruhe und das Glück des Lebens rauben. Die aufgestellte Conjectur nec f. p. giebt Hrn. S. Veranlassung, den Gebrauch von nec in der Bedeutung von ne-quidem auch für die bessere Zeit zu vindiciren, was von andern, namentlich von Madvig geläugnet wird, der diese Anwendung nur für die nachaugusteischen Schriftsteller gelten läßt. Jenes kann man in so fern als richtig annehmen, als nequidem nur das am nächsten liegende Glossem zu diesem nec scheint — denn identisch können die beyden Partikeln auf keinen Fall genommen werden und so meint es auch Hr. S., wenn er sagt: illud autem in universum moneo, si omnibus paene locis illud nec interpretatus sum nequidem, hoc non ita factum esse, ut putarem nec plane idem esse ac ne-quidem, quum ad illam notionem prope tantum accedat; propius tamen nostrum auch nicht. Der Hauptunterschied zwischen den beyden Ausdrucksweisen ist offenbar der, daß nec, wo es der Bedeutung von ne-quidem nahe kommt, entweder in wirklicher Verbindung mit einem zweyten Satzglied steht oder in solcher gedacht werden muß, während ne-quidem ganz unabhängig eine verneinende Beschränkung setzt. Man betrachte nur einige der citirten Stellen, z. B. die Verse aus der Ciris 238.

ut scelere infando quod nec sinit Adrastea —

und 269

cui Parcae tribuere nec ullo vulnere laedi —

im ersteren ist die Verbindung: scelere infando et quod ne Adrastea quidem sinit, im zweyten muß man den zunächstvorhergehenden Vers enge anschließen: ille, quem pater ipse deum sceptri donavit honore et cui Parcae tribuere nullo sive ne ullo quidem vulnere laedi; oder die Livianischen Sätze, wie 31, 22: praedonum naves — non modo Sunium superare sed nec extra fretum Euripi committere aperto mari se audebant, was so viel ist als sed etiam extra fretum Euripi non audebant committere se aperto mari. 3, 52: cum praesertim nec nos tempe-

remus imperiis i. e. et ob perceptam iam dulcedinem et praesertim cum etiam nos non temperemus imperiis, was aus dem Zuſammenhang der Stelle hervorgeht. 1, 25: prius itaque quam alter, qui nec procul aberat, consequi posset, et alterum Curiatium conficit, hier iſt nec ganz unſer „auch nicht“ und der Satz ſteht möchte ich ſagen parenthetiſch: prius quam alter — nec ille procul aberat — consequi posset. 40, 20: maxime ab omni mentione et contagione Romanorum abstinet, ut neque scribi sibi vellet i. e. et ita quidem abstinet ut scribi sibi nollet sive et ita abstinet ut ne scribi quidem sibi vellet.

Sehr leicht und gefällig iſt die Behandlung der anmuthigen Verſe aus dem zweyten Buche 20 und ff., wo Hr. S. alſo interpungirt:

Ergo corpoream ad naturam pauca videmus
Esse opus omnino, quae demant cumque dolorem,
Delicias quoque uti multas substernere possint;
Gratius interdum, neque natura ipsa requirit,
Si non aurea sunt juvenum simulacra per aedeis . . .

und bemerkt: gratius interdum est, si non aurea sunt simulacra cet., neque natura ipsa earum rerum desiderium sentit: quom etiamsi splendidus ille apparatus absit, iucunde tamen non magnis opibus corpora curant. Die Verbindung pauca — quae demant cumque dolorem veranlaßt Hrn. S. zu einer genauen Auseinanderſetzung des Gebrauchs von cumque, welche Ref. vollkommen befriedigt. Das Reſultat iſt folgendes: Die Partikel cumque ſteht nie abſolut, ſondern gehört zum Pronomen relativum oder der dieſem entſprechenden Conjunction und erweitert den Umfang der betreffenden Sache oder Perſon zu der relativ größten Ausdehnung. In nur zwey Stellen Horat. Od. 1, 32, 15 und Lucret. 5, 313 findet ſich dieſe Partikel in einem nicht relativen Satze, ſondern nach dem perſönlichen Pronomen; daß auch hier cumque ſeine eigenthümliche Bedeutung bewahre, hat Hr. S. ganz gut nachgewieſen; die Horaziſche Stelle:

mihi cumque salve
rite vocanti —

in der cumque vom Scholiaſten mit quotiescunque, quandocunque te vocavero, von Orelli mit ὁπωσδήποτε, quocumque, quoquo modo erklärt wird, deutet derſelbe ganz paſſend alſo: mihi quicumque sive qualiscumque sum salve: quae modestior locutio pulchre poetam decet, qui lyram modo his nominibus appellavit; O decus Phoebi et dapibus supremi grata testudo Jovis.

Ueber die Bewegung der Atome heißt es Buch 2, V. 82 ff.:

Namque quoniam per inane vagantur, cuncta necesse est
Aut gravitate sua ferri primordia rerum
Aut ictu forte alterius: nam cita saepe
Obvia conflixere, fit ut divorsa repente
Dissiliant; neque enim mirum, durissima quae sint
Ponderibus solidis, neque quidquam a tergibus obstet.

Die Lücke des dritten Verſes ergänzt Hr. S. mit: nam si cita saepe —; die Corruptel des letzten Verſes, welche von den Herausgebern verſchieden zu heilen geſucht worden iſt — am beſten von Isaac Vossius a tergo ibus obstet —, entfernt der Verf. mit folgender Conjectur: neque quidquam aliter quibus obstet, indem ihm bey Vossius theils die Form ibus, theils die Eliſion eines langen Vocals bey folgendem kurzen anſtößig erſcheint. Zugegeben, daß eine ſolche Depravation der vorgeſchlanen Worte möglich war, ſo ſcheint doch die beygefügte Sinneserklärung: nec mirum hoc fieri in iis, quae durissima sint ponderibus solidis nec quibus quidquam alio modo obstet — dem Inhalt der Stelle ſelbſt nicht ganz entſprechend. Denn, wenn ich nicht irre, nimmt Lucretius als Grund der divergirenden unſteten Bewegung der feſten Atome, welche zunächſt vermöge der Schwerkraft eine ſenkrechte wäre, ihre Colliſion im ſchran-

kenlosen Raume an, wodurch ein weites rastloses Auseinander- und Zurückspringen derselben erzeugt wird; einige von diesen bilden sodann in dichterer Vereinigung die festen Körper, andere kreisen in größeren Zwischenräumen um einander und schaffen so die Luft und das Licht, andere endlich schweifen stets unverbunden im unendlichen Raum. Vgl. 94 und die folgenden Verse. Durch die aufgestellte Lesart würde nun dieses Auseinanderspringen der Atome, welches Lucretius wegen ihrer Härte und ihrer Unbeschränktheit nach außen sehr erklärlich findet (V. 86. 87), etwas zu unbestimmt motivirt erscheinen, wenn es nur allgemein hieße: neque quidquam aliter obstet i. e. ex aliis partibus aut alio modo; und genau genommen wäre bloß letztere Deutung die richtige. Man erwartet ohngefähr die nämliche Klarheit der Worte, wie unten V. 155:

At quae sunt solida primordia simplicitate
Quom per inane meant vacuum nec res remoratur
Ulla foreis —

Somit möchte ich diese Stelle zu denen rechnen, von denen Herr S. sagt: satius erit accuratiores collationes expectare. Für den oben verlangten Gedanken würde vielleicht neque quidquam extrinsecus obstet oder neque quisquam terminus obstet passen. Die Schlußfolge wäre dann folgende: primordia, quae per inane vagantur, feruntur aut gravitate aut ictu alterius; ictus si est, dissiliunt in divorsum, nam et durissima sunt et nulla re foris impedita. —

V. 216 ff. wird die bisherige ungereimte Interpunction entfernt, so daß ponderibus propriis zum vorhergehenden Vers genommen, rectum per inane feruntur mit recta via per inane feruntur erklärt, I, 994 aber die Conjectur von Haupt eque infinito cita corpora materiai aufgenommen und mit Beyspielen gestützt wird.

II, 196 f. (nicht 169, wie S. 20 aus Versehen steht) nimmt Herr S. statt der neueren Lesart: non (al. nam) quo magis ursimus altum nach Anleitung des Gottorp. Cod., welcher murgimus bietet, nam quo magi' mergimus auf.

Die Elision des s in magis wird hinlänglich gerechtfertigt, wobey der Vf. eine Uebersicht der Stellen giebt, in denen sich Lucretius überhaupt die Abstoßung dieses s finale erlaubt hat. Die sorgfältige Untersuchung zeigt uns, daß auch Lucretius dieß nur in gewissen Fällen für zulässig hielt. Zu V. 200.

Plus ut parte foras emergant exsiliantque bemerkt Herr S.: Sententia haec esse videtur: ut plus quam quod pars appellari possit emergant, nobis: mehr als zum Theil h. e. paene toto corpore. Jedenfalls ist diese Deutung der allerdings unklaren Redeweise concinner, als die Wakefields: maiore parte quam antea oder Fabers: dimidia parte amplius. Es liegt wohl unser „ein gut Theil" darin.

V. 483 schreibt der Vf.

Namque ut eadem una quoiusvis in brevitate
Corporis —

und tilgt 486 die Interpunction nach prima, so daß tribus noch dem vorhergehenden sich anreiht; beyde Aenderungen erheischt der Zusammenhang.

V. 672 gaben die Neueren also:

Tum porro, quaecumque igni flammata cremantur,
Si nil praeterea, tamen haec in corpore aluntur,
Unde ignem iacere et lumen summittere possint.

aluntur ist Conjectur von Isaac Vossius. Die guten Codd. haben traduntur, trudunt, tradunt. Daraus macht Herr S. produnt, ut sit: tamen haec in corpore esse ostendunt sive palam faciunt. Diese Verbesserung ist insofern annehmbar, als tradunt und produnt häufig als Synonyme in den Manuscripten verwechselt sind; die Einfachheit der Sache aber möchte auch einen einfacheren Ausdruck vermuthen lassen, der sich in jenen Lesarten verborgen hält, wie etwa cludunt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. März.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Polybius ex recognitione Immanuelis Bekkeri. Tomus prior. IV und 602 Seiten. Tomus alter, mit dem Index historicus 604 — 1218 S. Berolini typis et impensis Reimeri A. 1844. gr. 8.

2. Polybiana. Scripsit F. H. Bothe. Lipsiae, sumtibus librariae Hinrichsianae. MDCCCXLIV. Mit der Praefatio und den Errata et Additamenta S. 69. 8.

Nachdem bis zum Ablauf des vorigen Jahrhunderts Polybius noch drey deutsche Kritiker, Ernesti, Reiske und Schweighäuser lebhaft beschäftigt hatte, trat mit dem jetzigen ein längerer Stillstand ein, bis der glückliche Entdecker Angelo Mai im zweyten Bande der Scriptorum vett. nova Collectio Vaticana einen neuen Titel von Polybianischen Excerpten, den de Sententiis, lieferte. Diese Auszüge wurden sogleich von mehreren Philologen, deren Schriften im Verfolg angeführt werden sollen, theils besonders edirt, theils kritisch und exegetisch behandelt, und in die neue Pariser Ausgabe von Didot 1839 aufgenommen. Daneben erhielt das Leben und das Werk des Polybius in den neuern besonders deutschen Schriften über die Geschichte Griechenlands, namentlich Sparta's, des Achäischen und des Aetolischen Bundes, Macedoniens, der Nachfolger Alexanders und der Römer, mannigfaltige Erläuterungen und Berichtigungen, und die zwey letzten Jahre brachten uns endlich über jenen Staatsmann und Geschichtschreiber zwey besondere Monographien [1]).

Jetzt aber liefert uns der berühmte Kritiker

---

1) Polybius. Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie. Von Karl Wilhelm Nitsch. Kiel 1842; — ein geistreiches Buch, das ich im Verfolg noch einigemal anführen werde, hier aber ein für allemal den Lesern zum ernsten Studium empfehlen will. — Sodann: Bemerkungen über das Geschichtswerk des Polybius von F. A. Brandstäter. Danzig 1843; — eine kleine, aber ebenfalls lesenswerthe Schrift, über welche ein Mehreres zu sagen ein kundiger Referent im Leipziger Repertorium von Gersdorf 1843 S. 344 — 346 mich der Mühe überhebt. Nur Folgendes sey im Vorbeygehen bemerkt. Wenn der Verfasser es unstatthaft findet (S. 18), daß Herodots Historiographie von mir als episch bezeichnet ward, so kann ich mich deßhalb getrost auf Vorgänger wie Geinoz und Böttiger, ja auf Longinus selbst (de Sublim. XIII. 3) berufen. Wenn er ferner (S. 20) das Werk desselben Geschichtschreibers mit den Persern des Aeschylus vergleicht, so hat er zu melden vergessen, daß dieß früher schon von mir selbst geschehen war. Dagegen möchte sich Polybius vielleicht gefallen lassen, hinsichtlich des didaktischen Elements mit Euripides zusammengestellt zu werden, wenn er nicht etwa fürchtete, mit dem von ihm selbst so scharf getadelten, weil tragödisirenden, Phylarchus verglichen zu werden (Polyb. II. 56. vergl. XV. 36.). — Von demselben Verfasser ist seitdem erschienen: Die Geschichten des Aetolischen Landes, Volkes und Bundes. Berlin 1844; worin die Nachrichten des Polybius über die Aetolische Geschichte näher betrachtet sind.

Immanuel Bekker eine ganz neu revidirte Ausgabe dieses Historikers in den vorliegenden sehr ökonomisch gedruckten aber schön ausgestatteten zwey Bänden. Ueber die gebrauchten Handschriften giebt die vorangesetzte Tafel nur eben Andeutung, und die nähere Auskunft muß man bey Schweighäuser, A. Mai und beym Pariser Herausgeber suchen; denn auch hier ist Hr. Bekker seiner Weise treu geblieben, und hat nach dem Lobe stiller Verdienste gestrebt; wobey man freylich den Wunsch nicht unterdrücken kann, daß es ihm selbst gefallen haben möge, eine Beschreibung und Würdigung seiner Hilfsmittel vorauszuschicken. Das Viele und Bedeutende, welches der Herausgeber geleistet, will also auch hier aufgesucht seyn; aber die wenigen Proben, worauf. Ref. sich hier beschränken muß, werden es dem Kundigen schon hinlänglich zu verstehen geben. Es sey also hier nur im Allgemeinen vorausbemerkt, daß der Leser auch in dieser Ausgabe in des Editors vereinfachter Interpunction die Wohlthat erleichterter Lesung zu genießen hat, daß er denselben urkundlichen Charakter und dieselbe Treue des kritischen Verfahrens wieder finden, daß er durch manche Sprachverbesserung eben sowohl als durch nicht seltene glückliche Conjecturen erfreut oder überrascht werden wird. Mit Einem Wort, auch durch diese Leistung hat Hr. Bekker seinen vielen Verdiensten ein neues hinzugefügt.

Ueber des Herrn Bothe Polybiana begnügt sich Referent im Allgemeinen zu bemerken, daß auch sie dieselbe feine Sprachkenntniß und denselben Scharfsinn des Verfassers beurkunden, aber auch dieselbe Verbesserungslust. Wenn wir uns also auch hier durch manche Vorschläge unbefriedigt oder getäuscht sehen, so finden wir uns dafür durch ein und andere treffliche Verbesserung desto reichlicher belohnt. Die Arbeit erstreckt sich nur auf die ersten zehn Bücher des Polybius und von der Bekkerschen Ausgabe konnte nur der erste Band in den Berichtigungen und Nachträgen benutzt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Quaestiones Lucretianae. Scripsit Joannes Siebelis.

(Schluß.)

V. 799 wird von Herrn S. so geschrieben:

Lumine quin ipso mutatur —

so daß quin so viel ist als quin etiam, was sich hie und da auch bey Lucretius findet.

Mit vollem Recht ruft der Vf. V. 631 die alte gute Lesart —

inter se forte catervas
Ludunt

zurück; der Ausdruck catervas ludere wird ebenso gelehrt als treffend vertheidigt; ebenso halten wir forte mit demselben für den accus. neutr. Daß V. 633 mit dem vorhergehenden zu verbinden sey, verlangt der Sinn; die larere Zusammenfügung beyder Verse begründet Herr S. zur Genüge; nach der dadurch veranlaßten Digression bespricht er V. 655—659:

Hic si quis mare Neptunum Cereremque vocare
Constituit fruges et Bacchi nomine abuti
Mavolt, quam laticis proprium proferre vocamen,
Concedamus, ut hic terrarum dictitet orbem
Esse deum matrem, dum vera re tamen ipse.

Die letzten Worte, deren Verständniß dunkel ist, gab zu manchen Emendationsversuchen und Erklärungen Anlaß; Herr S. verwirft sie alle und sagt: simplicissima ratio mihi haec videtur: dictitet hic orbem terrarum deorum matrem esse, dum re vera tamen ipse (qui dictitet) deorum mater est. Nam qui omnes illos deos qui proprie non sunt ex ingenio suo progignit, non inepte ipse deorum mater appellatur. Mir scheint dieß weder einfach noch dem Geiste des Dichters entsprechend, der, so viel ich beobachtete, in solchen Stellen eher Mitleid mit der

irrenden Menschheit zeigt, als Sarkasmus. Wakefield bezog ipse auf orbis und wollte wohl damit andeuten, daß der Gedanke folgender ist: dictitet quis terrarum orbem deorum matrem, dum re vera tamen orbis est nihil nisi ipse i. e. manet orbis quacunque conditione aut quocunque nomine.

Im siebenten Abschnitt bespricht Herr S. eine zweifelhafte Stelle des zweyten Buches am Ende; wir begnügen uns hier der Kürze halber jene Verse nach der im Ganzen richtigen Restauration desselben beyzusetzen: V. 1158 ff.

Praeterea nitidas frugeis vinetaque laeta
Sponte sua primum mortalibus ipsa creavit;
Ipsa dedit dulceis fetus et pabula laeta,
Qua nunc vix nostro grandescunt aucta labore;
Conterimusque boves et vireis agricolarum
Conficimus, ferrum vix arvis suppeditat vi:
Usque adeo parcunt fetus augentque laborem.

Ich bemerke nur, daß der Vorschlag von Fay: ferrum vix arvis suppeditarit, welcher Herrn S. selbst ausnehmend gefällt und ihm nur wegen des Tempus unannehmbar erscheint, keine Bedenken erzeugt, sobald man suppeditarit nicht für das Futur. exactum, wie Herr S., sondern für den Conjunctiv Perfecti nimmt, so daß suppeditarit fast gleich suppeditet unser: „kaum möchte das Eisen mehr ausreichen“ ausdrückt. Ferner zweifle ich, ob parcere fetus so viel sey als parce edere fetus; denn die angeführten Stellen zeigen nur das, daß parcere, wie es auch Nonius glossirt, die Bedeutung servare haben könne, wie parcere pecuniam, vitam unser „das Geld, das Leben sparen, zu erhalten suchen;“ wenigstens müßte ein analoges Beyspiel beygebracht werden. Könnte nicht fetus als Subject genommen werden? Fetus parcunt i. e. cessant.

Unter den Stellen, welche Herr S. im achten und neunten Abschnitt richtiger zu deuten bemüht

ist, werden die V. 1024 ff. im dritten Buche so interpungirt:

Cerberus et Furiae jam vero et lucis egestas,
Tartarus, horriferos eructans faucibus aestus,
Qui? neque sunt usquam nec possunt esse profecto —

während früher qui zum folgenden construirt wurde. Ich nehme nicht an der Cäsur nach der ersten Arsis Anstand, als vielmehr an der Stellung des Fragworts, wodurch der Fluß der Verse fast mehr als durch die Cäsur gehindert wird. Freylich ist Wakefields Supplement: Cerberus et Furiae jam nobis advertendae sunt, ich möchte sagen langweiliger Natur, allein sollte nicht iam vero wie das einzelne iam uns hinreichen, die Periode als vollständig und abgeschlossen zu erkennen? liegt nicht in diesen Partikeln oft ein iam quid dicam, unser fragendes: nun? und was hindert also diese Verbindung: Jam vero Cerberus et Furiae et Tartarus? qui etc. — die gewiß der poetischen Schönheit keinen Eintrag thut? —

Da wo Lucretius von den Vorstellungen spricht, welche als Abbilder der gehabten Anschauungen der Seele sich abspiegeln, trägt er die nämliche Thätigkeit auf die Erscheinungen im Traume über; jene Bilder, die wir im Wachen vor uns sehen, reproducirt beym Schlafe des Körpers, der schlaflose Geist und zwar mit solcher Stärke, daß er schon längst Abgeschiedene ins Leben zurückruft, Buch 4. V. 762:

Usque adeo, certe ut videamus cernere eum,
quem
Reddita vita iam mors et terra potita est.

Da die Form redditus ein sogenanntes ἅπαξ λεγόμενον ist und Herr S. mit Struve übereinstimmt, welcher dem Plautinischen Futurum reddibo eine kurze penultima geben will, indem reddibo aus reddabo abgelautet sey, analog den Formen der Composita von facio, cado u. s. w., schlägt er vor redditum a vita zu lesen — nam ut homo dicitur vitam reddere, ita contrarium quoque dicere licebit: vita reddit hominem, homo a vita redditus. Quae sententiae conversio propter oppositum huic loco vel maxime apta est,

quoniam mors et terra potiri dicuntur eo, quem vita, quae antea possedit, reddidit. Hiebey hat Herr S. erſtlich überſehen, daß die Quantität des i die nämliche bleiben muß, wie in der Vulgata, indem ja redditum a einen Amphimacer bilden würde; zweytens kann in ſolcher Zuſammenſtellung und Ausdrucksweiſe von einem reddere nur da die Rede ſeyn, wo die Sache in die Hände deſſen zurückgeht, von dem man ſie erhalten, was hier vom Leben, wo der Tod ſeine Macht ausübt, nicht wohl geſagt werden könnte; drittens, ſcheint es mir, darf reddibo nicht als abgelautete Form betrachtet oder wenigſtens nicht in eine Kategorie mit dem Umlaut der Compoſita im Praesens geſtellt werden. Die Futurform reddibo berechtigt wohl zur Annahme, daß das Verbum reddo in einzelnen Fällen zwiſchen der ſtarken und ſchwachen Conjugation geſchwankt hat; ſomit wird die überlieferte Lesart zu bewahren, oder die Stelle mit einem Obelus zu bezeichnen ſeyn.

Mehrfach verdorben ſind die Verſe 567—574 des fünften Buches:

Nam quibus e spatiis cumque ignes lumina possunt
Allicere et calidum membris afflare vaporem,
Nihil nisi intervallis de corpore librant
Flammarum, nihil ad speciem est contractior ignis.
Proinde calor quoniam solis lumenque profusum
Perveniunt nostros ad sensus et loca fulgent;
Forma quoque hinc solis debet filumque videri,
Nil adeo ut possis plus aut minus addere vere.

Unſtreitig richtig ſchreibt Herr S. Vers 569 libant, wie 3, 1101 delibare; wenn er aber ebendaſelbſt ſtatt des offenbar corrupten nihil nisi: nil nimiis spatiis corrigirt, ſo iſt zwar die beygefügte Erklärung h. e. quibuscumque e spatiis ignes et lumina allicere et membris calorem afflare possunt, intervalla non nimia sunt, ut propterea de corpore flammarum quidquam libent, ſehr künſtlich ausgedacht, widerſtreitet aber zuvörderſt dem früher vom Vf. klar aufgeſtellten Satz: putabat enim (sc. Epicurus) solis eandem rationem esse, atque ignis, cuius corpus, quoad cum luce simul eius calorem percipimus, eo intervallo nihildum sensibus (deutlicher oculis) videtur minutum esse. Ferner kann nil nimiis intervallis libant wohl ſchwerlich, wie Herr S. thut, mit intervalla non nimia sunt, ut — libent aufgelöst werden, noch können auch quaecumque spatia identiſch mit nimiis intervallis gelten; ſie ſind in höchſter Ausdehnung immer in gewiſſem Maße beſchränkt, vel maxima, vel remotissima, die relativ größten Räume für dieß gegebne Verhältniß; ſobald ſie nimia genannt werden, iſt jenes Maß überſchritten, das bedingte Verhältniß aufgehoben. Demgemäß muß die vorgenommene Aenderung als unſtatthaft verworfen werden; am ſcheinbarſten bleibt noch Eichſtädts Emendation: nil missus intervallis, obwohl man eine ganz kunſtloſe Redeweiſe, wie etwa nil istis intervallis erwartet. V. 572 ſchreibt Herr S. nicht unwahrſcheinlich ut loca fulgent.

Die in den drey letzten Abſchnitten beſprochenen Verſe ſind meiſt ſo glücklich und genügend behandelt, daß wir, wenigſtens in der Hauptſache, dem Vf. unſere Stimme nicht verſagen können. Beſonders gefällt uns die V. 736 ff. im 5. Buche getroffene Eintheilung:

It Ver et Venus et Veneris praenuntius ante
Pennatus graditur, Zephyri vestigia propter etc.

ſo daß der praenuntius Veneris, Cupido, als der ſtete Begleiter der anmuthigen Göttin auch hier nicht fehlt.

G. Thomas.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. März.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Polybius ex recognitione Immanuelis Bekkeri.

2. Polybiana. Scripsit F. H. Bothe.

(Fortsetzung.)

Ich werde nun zuvörderst, wie gesagt, vom Bekkerschen Text im Verhältniß zum Schweighäuserschen, mit Berücksichtigung Bothe'scher Bemerkungen, Proben geben, zunächst aus den Proömien zum ersten und zum sechsten und sodann auch aus einzelnen Stellen der folgenden Bücher; sodann Erörterungen der Personalien und der Schriften des Polybius anknüpfen, und damit in aller Kürze zu ergänzen suchen, was ich früher und neuerlich wieder über die Historik und die Historiker der Griechen bis auf die unmittelbaren Vorgänger dieses berühmten Achäers vorgetragen habe.

Lib. I, Prooem. cap. I. p. 1. *Εἰ μὲν τοῖς πρὸ ἡμῶν ἀναγράφουσι — ἴσως ἀναγκαῖον ἦν*, ohne *ἂν* Bekker, wie schon Schweighäuser wollte.

— lin. 16 Bekk. *ταὐτολογεῖν*, wo der cod. Urbinas *παλιλλογεῖν* wollte (s. Schwgh. Tom. V. p. 119.)

Pag. 3. lin. 5 Schwgh. *παραβάλλοιμεν*, Bekk. *παραβάλοιμεν*.

— lin. 4 a fin. *κατεῖχον* Schw., *κατίσχον* Bekk.

Pag. 4. lin. 8. *ἰσχνῶς εἰπεῖν*. Diese Formel erläutert Wyttenbach, Select. Historicorr., wo dieses Proömium aufgenommen ist, p. 418 ed. alter.

— lin. 9. *ἐγίνωσκον* S. *ἐγίγνωσκον* B.

— lin. 11 sqq. hat Bekker die von Schweighäuser aufgenommenen Ausfüllungen der Lücken von Ursinus und Casaubonus nicht aufgenommen, und sich in diesem urkundlichen Verfahren dem Scaliger angeschlossen, der gleich darauf nach *κατανοεῖν* sich begnügt hat beyzuschreiben: „*πόλλα λείπει.*“

Pag. 5. lin. 5. a f. wo Polybius sagt, er schließe sich mit seinem Geschichtswerke den Denkwürdigkeiten des Aratus chronologisch an, *ταῦτα δ' ἐστὶ συνεχῆ τοῖς τελευταίοις τῆς Ἀράτου τοῦ Σικυωνίου συντάξεως* hat auch Bekker diese treffliche Verbesserung Reiske's (vergl. Schwgh. Tom. V. p. 131) aufgenommen, und es ist zu verwundern, daß Wyttenbach l. l. p. 419 die Vulgata *τῆς παρὰ τοῦ Σικυωνίου* noch vorziehen will. — Auch die Ausfüllung der nun zunächst folgenden Lücken hat B. nicht in den Text, wie S., sondern nur in die Noten aufgenommen.

P. 6. l. 7. a f. *ἡνῦσθαι* S. *ἡνύσθαι* B.

— l. 4. a f. *μετὰ δυνάμεων* S. *μ. δυνάμεως* B.

Pag. 8. Schwgh. p. 6. Bekk. cap. 4. init. setze ich die ganze Stelle nach der Bekkerschen Ausgabe her: *τὸ γὰρ τῆς ἡμετέρας πραγματείας ἴδιον καὶ τὸ θαυμάσιον τῶν καθ' ἡμᾶς καιρῶν τοῦτό ἐστιν ὅτι, καθάπερ ἡ τύχη σχεδὸν ἅπαντα τὰ τῆς οἰκουμένης πράγματα πρὸς ἓν ἔκλινε μέρος καὶ πάντα νεύειν ἠνάγκασε πρὸς ἕνα καὶ τὸν αὐτὸν σκοπόν, οὕτω καὶ διὰ τῆς*

ἱστορίας ὑπὸ μίαν σύνοψιν ἀγαγεῖν τὸν χειρισμὸν τῆς τύχης (die Lesart einer Handschrift: τῆς ψυχῆς beruht auf einer häufigen Corruption) ᾧ κέχρηται πρὸς τὴν τῶν ὅλων πραγμάτων συντέλειαν. Wyttenbach hat die Vulgata ἄγειν beybehalten, woraus Reiske ἄγει bilden wollte. Bekker hat diese Lesart ganz unerwähnt gelassen. Schweighäuser behandelt diese so verwickelte Stelle ausführlich und bringt mehrere Belege für die Verbindung des ὅτι mit dem Infinitiv bey. — Hier tritt nun F. H. Bothe ein (p. 6 sq.) und sagt: Intellexerunt Reiskeus et Schweighaeuserus infuscata esse verba οὕτω — τῆς τύχης, in quibus subiectum foret τὴν τύχην, oratione inepta, cum hic Polybius dicat de πραγματείᾳ sive historia sua, quae res Fortunae toto orbe terrarum gestas sub uno conspectu ponat. Igitur manum eius reponere mihi videor sic scribendo: οὕτω καὶ δὴ τὴν ἱστορίαν ὑπό etc., cum nemo nesciat, et δή cum διά praepositione, et ν finale cum ς littera saepenumero confusa esse in manuscriptis.“ — Und in der That, wenn man selbst die etwas gefälligere Uebersetzung dieses Nachsatzes (bey van Goudoever de historicis Polybii laudibus p. 7) vergleicht: „ita et nos haccе scriptione sub unum quasi conspectum lectoribus ponimus, quo tandem modo ad operis huius universi consummationem ipsa se Fortuna gesserit“ — wird man doch, denk' ich, die von Hrn. Bothe dargebotene Hilfe gut heißen.

Pag. 11. S. p. 7. Bekk. cap. 4. fin. μόνος ἂν τις ἐφίκοιτο καὶ δυνηθείη κατοπτεύσας ἅμα καὶ τὸ χρήσιμον καὶ τὸ τερπνὸν ἐκ τῆς ἱστορίας λαβεῖν. Drey Handschriften bey Bekker geben ἅμα λαβεῖν, woraus er ἀναλαβεῖν zu lesen vorschlägt. Bothe, der diesen Vorschlag anführt, möchte p. 7 im nächst Vorhergehenden καὶ δυνηθείη auslöschen, weil es ein Glossem von ἐφίκνοιτο sey, mit Verweisung auf Schweighäuser's Lexicon Polybianum.

P. 12. lin. 4. p. 8. lin. 39. Bekk. κἂν δέῃ τοῖς χρόνοις βραχὺ προσαναδραμόντας κεφαλαιώδη τῶν μεταξὺ πράξεων ποιήσασθαι τὴν ἀνάμνησιν. Bothe: „Nulli rei est πρὸς in verbo προσαναδραμόντας, nec concedendum Schweighaeusero, hoc idem valere atque illud I, 12. ἀναδραμόντες ἔτι τοῖς χρόνοις, sed ponendum τοῖς χρόνοις βραχύ πως ἀναδραμόντας — κ. τ. λ. — Aber Wesseling hat ja ad Diodor. IV. 60 p. 304 dieses doppelt zusammengesetzte Verbum als eine der Imitationen der Polybianischen Sprache nachgewiesen, wie sie bey jenem Historiker nicht selten sind. Ich füge bey: Dionys. Hal. A. R. I. 56 p. 142 Reisk., wo es von dem im Orakel dem Aeneas angedeuteten Opferschwein heißt: λόφον τινὰ προσανατρέχει. — Porphyr. de Abstin. IV. 20. p. 372 Rhoer. καὶ ὁ βαρύτατος ἀνακουφίζεται σίδηρος πνεύματι προσανατρέχων λίθου (des Magnetsteins). — Dieß Verbum wird mit dem Dativ und mit dem Accusativ verbunden, wie προστρέχειν (s. ad Plotin. de pulcrit. I. 6. p. 335 sq. ed. Heidelb.). Cap. 20. p. 25. lin. 6. hat Bekker sich begnügt, die Aenderung Niebuhrs R. G. III. S. 675 τετρήρεις statt τριήρεις anzuführen. — Lib. II. 56. pag. 158 l. 16 Bekk. hatte schon Toup ad Longin. de Subl. XV. 2 ἐκπλήττειν corrigirt. Zu Lib. IV. 60. 2 vergl. IV. 37. 1 gewinnen wir aber unter den eben entdeckten Mythjamben des Babrios unter Nr. 85 eine politische Fabel von den Hunden und Wölfen, wozu unser Spengel (Gel. Anzeigen 1844 S. 1004) beym κύων Ἀχαιός bemerkt: „Besonders beachte man, daß es ein Achäer ist, der zum Anführer erwählt die Kampflustigen zurückhält, und man wird Zeit und Veranlassung des Mythos näher bestimmen können.“ Es ist Aratus der jüngere bezeichnet, der von den Achäern zum Strategen erwählt (Olymp. 140, u. c. 534; ante Chr. 219) sie durch sein Zaudern und Zagen zu dem Entschluß bringt, ihre Bundespflichten hintanzusetzen und zur Selbsthülfe ihre Zuflucht zu nehmen.

Von den übrigen Büchern hebe ich nur noch einige Stellen aus dem fünften und zwar aus dem Einen Capitel 53 aus. — Also: P. 325 S. p. 438. 25 Bekk. hat dieser Letztere die Lesart aller Handschriften Γαλάται Ῥιγόσαγες statt der von Schw. aufgenommenen Τεκτόσαγες des Casaubonus wieder hergestellt, und das Rigo kommt ja in gallischen Ortsnamen, wie Rigodulum, Rigodunum, Rigomagnus, nicht selten vor (s. Cellarii Notit. orb.

antiq. I. p. 324, 331, 430 und Wesseling ad Antonin. itin. p. 340). Gleich zunächst erklärt Bothe p. 36 in den Worten τοὺς ἀπὸ τῆς Ἑλλάδος ξένους καὶ μισθοφόρους das letzte für ein Glossem. Weder Schw. noch Bekker sind angestoßen.

P. 326. 8 Schw. p. 439 Bekker hat letzterer θυρεαφόρους stillschweigend wieder hergestellt, wo Schwg. (man vergl. Adnott. Tom. VI. pag. 219) θυρεοφόρους ändern zu müssen geglaubt hatte. Will man die Gründe wissen, so lese man Lobeck's Parerg. ad Phrynich. p. 657 nach.

P. 327. 11 S. p. 439. 18 Bekk. will Bothe Νεωλάῳ für ungriechisch erklären und mit cod. Bavar. Νεολάῳ geschrieben wissen. Ersteres haben Schwgh. und Bekk. beybehalten.

Ich komme zum sechsten Buch. Da vor der Auffindung des vaticanischen Excerptentitels περὶ γνομῶν die Einleitung zu diesem Buche fehlte, so hatte Schweighäuser zum Ersatz eine Stelle aus Lib. III. cap. 2 hier nochmals vorgesetzt, weil Polybius dorten auf den Inhalt des sechsten Buches anspielt und sich im Voraus über den Zweck dieser Episode über die Römische Republik erklärt hatte (man s. Schwgh. Adnot. Tom. VI. p. 307). Jetzt haben wir wenigstens den Anfang und einen Theil des ursprünglichen Prooemium, und Bekker hat es daher den Fragmenten des sechsten Buches vorausgeschickt.

Pag. 369 ed. Ang. Mai. p. 495 ed Bekk. Οὐκ ἀγνοῶ μὲν οὖν διότι τινὲς διαπορήσουσι διὰ τί προσαφέμενοι τοῦ συνάπτειν κ. τ. λ. So hatte A. Mai geändert. Jac. Geel (Polybii Excerpta Vaticana Lugd. Bat. 1829): — διότι τινὲς διαπορήσουσι πρὸς τί ἀφέμενοι τοῦ συνάπτειν. J. Frid. Lucht (Polybii et Appiani Historiarum Excerpta Vaticana. Altonae 1830): διότι τινὲς ἀπορήσουσι, διὰ τί προαφέμενοι. Jo. Casp. Orelli (Lectiones Polybianae. Turici 1833): — διότι τινὲς ἀπορήσουσι, πῶς ἀφέμενοι, und so Bekker, welcher jedoch διαπορήσουσι beybehalten hat, und mit Recht, denn diese zusammengesetzte Form liebt dieser Geschichtschreiber. S. Schwgh. Lex. Polyb. in διαπορεῖν (p. 145.)

P. 370 A. Mai, p. 495 Bekk. l. 17 sqq. hat nun der verbesserte Text des Letzteren: καθάπερ γὰρ (fehlt bey A. M.) οἱ κατ' ἰδίαν ὑπὲρ τῶν φαύλων ἢ τῶν σπουδαίων ἄνδρων ποιούμενοι τὰς διαλήψεις, ἐπειδὰν ἀληθῶς προθῶνται δοκιμάζειν, οὐκ ἐκ τῆς ἀπεριστάτου ῥαστώνης κατὰ τὸν βίον ποιοῦνται τὰς ἐπισκέψεις ἀλλ' ἐκ τῶν ἐν ταῖς ἀτυχίαις περιπετειῶν καὶ τῶν ἐν ταῖς ἐπιτυχίαις κατορθωμάτων, μόνον νομίζοντες (ὀνομάζοντες A. M.) εἶναι ταύτην ἀνδρὸς τελείου βάσανον, τὸ τὰς ὁλοσχερεῖς μεταβολὰς τῆς τύχης μεγαλοψύχως δύνασθαι καὶ γενναίως ὑποφέρειν, τὸν αὐτὸν τρόπον χρὴ θεωρεῖν τὴν πολιτείαν· διόπερ οὐχ ὁρῶν (ὁρῶ A. M.) ποίαν ἄν τις ὀξυτέραν ἢ μείζονα λάβοι μεταβολὴν τῆς καθ' ἡμᾶς (κατὰ Κάννας Lucht, bloß citirt von Bekker) τοῖς γε Ῥωμαίοις συμβάσης, εἰς τοῦτον ἀπεθέμην τὸν καιρὸν τὸν περὶ τῶν προειρημένων ἀπολογισμόν· γνοίη δ' ἄν τις τὸ μέγεθος τῆς μεταβολῆς ἐκ τούτων — lin. 30 A. M. l. 31 Bekk . . . ὅτι τὸ ψυχαγωγοῦν ἅμα καὶ τὴν ὠφέλειαν ἐπιφέρον τῆς φιλομαθεστάτου ἐστὶν ἡ τῶν αἰτιῶν θεωρία καὶ τοῦ βελτίονος ἐν ἑκάστοις αἵρεσις. Hier scheidet unser gelehrter L. Spengel mit Bekker das von A. M. nach φιλομαθεστάτου eingeschaltete ψυχῆς wieder aus, schreibt aber, wie auch Bekker anführt, τοῖς φιλομαθεστάτοις (s. dessen Emendationes in Polybii Historiarum Exc. Vatt., in den Acta Societatis Graecae Lipsiensis I. 1. p. 22 — 24.) — Der Text fährt fort: μεγίστην δ' αἰτίαν ἡγητέον ἐν παντὶ πράγματι πρὸς ἐπιτυχίαν (Orelli citirt πρ. εὐτυχίαν) καὶ τοὐναντίον τὴν (fügen Geel und Bekker bey) τῆς πολιτείας κατάστασιν· (so Bekk.; ἀνάστασιν A. M. σύστασιν ed. Didot und Orelli) ἐκ γὰρ ταύτης ἥπερ (Geel: ὥσπερ) ἐκ πηγῆς οὐ μόνον ἀναφέρεσθαι συμβαίνει πάσας, τὰς ἐπινοίας καὶ ἐπιβολὰς τῶν ἔργων, ἀλλὰ καὶ συντέλειαν λαμβάνειν. Was nun bey A. M. p. 371 unter Nr. III. folgt, Bekker aber unter VI. 11 p. 506 sq. gesetzt hat: Ὅτι ἀπὸ τῆς Ξέρξου διαβάσεως κ. τ. λ. ist von Herrn Spengel a. a. p. 24 sq. chronologisch und kritisch behandelt worden.

Aus diesem Eingang zum sechsten Buch erfahren

wir auch, warum Polybius die Schilderung der Römischen Verfassung bis auf diesen Punkt verspart hatte; wie er sich denn in diesen vaticanischen Excerpten über die ganze Anordnung seines Werkes erklärt (s. p. 408 und p. 456 ed. A. M.) und auch (p. 378) bemerkt, daß er den fünf ersten Büchern ebenfalls Proömien vorgesetzt habe; ingleichen daß er den einzelnen Olympiaden Inhaltsangaben (προεκθέσεις) vorausgeschickt (vergl. p. 406). Auch entschuldigt er die Wiederholungen, die er sich hie und da erlaubt habe (p. 432); so wie er sich auch darüber erklärt, warum er nicht immer, wohl aber doch oftmals Reden in seine Geschichtserzählungen eingewebt habe (p. 443), wie uns denn diese vaticanischen Fragmente über den Geist und Organismus des Polybianischen Werkes manche neue Aufschlüsse geliefert haben.

Ich berühre nun kürzlich einige Fragmente dieses sechsten Buches über die Römische Geschichte und Verfassung.

Pag. 454. II. Schwgh. p. 496 Bekk. — ὅτι κατὰ τὸ δεύτερον ἔτος τῆς ἑβδόμης ὀλυμπιάδος τὴν Ῥώμην ἐκτίσθαι πείθομαι, οὐδ' ἐπὶ τοῦ παρὰ τοῖς ἀρχιερεῦσι κειμένου πίνακος ἑνὸς καὶ μόνου τὴν πίστιν ἀβασάνιστον καταλιπεῖν. Dionys. Hal. I. 74, wo vorher ἀγχιστεῦσι oder Ἀγχισεῦσι stand. Die von Bekker aufgenommene Lesart ist von Niebuhr Röm. Gesch. I. S. 268 (276 f.). Es folgt weiter ein Fragment aus Syncellus Chronograph. p. 368 ed. Bonn.; — ein drittes wieder aus Dionys. Hal. I. 3; — ein viertes, aus Cic. de Republ. II. 14 über die 39 Regierungsjahre des Königs Numa, wo es heißt: „sequamur enim potissimum Polybium nostrum, quo nemo fuit in exquirendis temporibus diligentior.“ Man vergleiche damit die Stelle des Polybius libr. XXXIX. p. 46 exc. Vaticc. ed. A. Mai, wo Polybius noch einen chronologischen Rückblick auf die ganze Geschichte verspricht. Uebrigens war nicht nur die Zeitbestimmung der Erbauung Roms und der Jahre der Könige, sondern auch die ganze historische Uebersicht, welche Cicero im zweyten Buche des Staats mittheilt, aus dem Polybius entlehnt, wie Niebuhr R. G. I. S. 264 (244) 269 (249) 298 (276) nachweist.

Ich bemerke gleich hierbey, was derselbe in seinen neuerlich erschienenen Vorlesungen über die Römische Geschichte I. S. 204 in dieser Beziehung über unsern Achäer sagt: „Polybius machte von einigen Urkunden Hannibals Gebrauch, welche in Rom im Tempel der Juno Lacinia aufbewahrt wurden (Polyb. III, 34 und 56), und schöpfte alle seine Materialien aus authentischen Quellen. So weit als wir sein Werk besitzen, können wir nichts weiter und nichts Besseres wünschen; sein drittes Buch ist ein Meisterstück, und es giebt nichts darin, was den Geist des Lesers unbefriedigt ließe.“ — Was die Chronologie der Römischen Könige betrifft, so hätten die Herrn Herausgeber dieser Vorlesungen Schmitz und Zeiß die Epikrise der Niebuhrischen Berechnung der Römischen Königsjahre nicht unberücksichtigt lassen sollen, die vor einigen Jahren F. R. C. Krebs in den Lectiones Diodoreae pag. 88 sqq. unternommen hat. — P. 455 Schwgh. p. 497 Bekk. folgt nun ein weiteres Fragment aus diesem sechsten Buch von der Anlegung von Ostia durch Ancus Marcius aus Stephanus Byz. unter Ὦστία (p. 771 Berkel. vergl. Valesius und Tom. VI. p. 310 ed. Schwgh.) — Hieran schließt sich ebendaselbst die Erzählung (aus Suidas v. Λεύκιος ὁ Δημαράτου τοῦ Κορινθίου υἱὸς κτλ) vom Tarquinius dem Alten, woraus wir die Worte ausheben: χρόνου δὲ προϊόντος εἰς τοῦτ' ἦλθε παραδοχῆς ὥστε συνδιοικεῖν (so Bekk. συνοικεῖν, Schwgh.) καὶ συγχειρίζειν τῷ Μαρκίῳ τὰ κατὰ τὴν βασιλείαν. Hier zieht Bothe ebenfalls die Lesart συνδιοικεῖν vor (pag. 41 sq.), hält aber das συγχειρίζειν für ein Glossem. Unrichtig ist aber, wenn er sagt, das letztere Verbum fehle in Schneiders Lexicon.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. März.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

1. Polybius ex recognitione Immanuelis Bekkeri.
2. Polybiana. Scripsit F. H. Bothe.

(Fortsetzung.)

Pag. 457 Schwgh. p. 498 Bekk. im Abschnitt überschrieben: *Περὶ διαφόρων πολιτειῶν* (von den verschiedenen Staatsverfassungen) lin. 11 wollte Schwgh. *ὁλοσχερούς*, Bekker hat *—ρῶς* beybehalten. l. 20 wird *εἰ μέλλει* angeführt, statt *εἰ μέλλοι* — eine unzähligemal vorkommende Variante. p. 499 lin. 4. 5. *ἢ καὶ συμψεύδονται καὶ συγχρῶνται πάντες οἱ μόναρχοι κτλ.* Hier will Bothe pag. 42 das *συγχρῶνται* als eine „frigida interpretatio“ ausgemerzt wissen. Ueber die Sache vergl. Cic. de legg. III. 7 mit der Anmerk. p. 408 ed. Moser. P. 477. p. 506. l. 16 Bekk. in der Stelle von den Lykurgischen Staatsgesetzen hat Bothe dagegen an den Worten: — *οἳ κατ' ἐκλογὴν ἀριστίνδην κεκριμένοι πάντες ἔμελλον ἀεὶ τῷ δικαίῳ προσνέμειν ἑαυτούς* keinen Anstoß genommen; wogegen Toup ad Longin. de Subl. X. 7. p. 298 das *κατ' ἐκλογὴν* als Glossem zu *ἀριστίνδην*, im Texte nicht dulden will. — Vorher kommen nun Einschaltungen aus dem Vaticaner Excerpt p. 506 sq. ed. Bekk. vergl. p. 371 ed. A. Mai mit dessen Amerkk. — P. 560 S. p. 541 Bekk. von den Spartanern *συνεξεποιοῦντο ταῖς ἐκ τῆς Λακωνικῆς αὐτῆς ἐπαρκείαις καὶ χορηγίαις*, wo Bothe nichts bemerkt, vermuthet Lobeck Parerg. ad Phrynich. *συνεξευπορούντο*.

Nun noch wenige Proben aus folgenden Büchern: Lib. IX. p. 152 l. 1 Schwgh. l. 16 schreibt Bekk. mit geändertem Accent *φυγαδοθήρας*, statt *φυγαδοθῆρας* Schwgh. Man s. Lobeck ad Phrynich. p. 628.

Lib. X. 10. p. 207 Schwgh. 652. l. 30 Bekk. *σπιλώδεσι*. Lobeck ad Phrynich. p. 28: „Apud Polybium autem X. 10 pro *σπιλώδης* scribendum est *σπιλαδώδης*.“ Gleich zunächst hat Bekker eine Verbesserung Schweighäusers angenommen, Bothe, der dieß noch nicht wußte, schlägt dagegen p. 62 vor: *αἱ δὲ λοιπαί τινες τῶν ἐλαττόνων βουνῶν ὑπεροχαί*. — Auf Lib. XI. 15. p. 339 Schwgh. p. 706 Bekk. werde ich im Verfolge zurückkommen.

Lib. XII. 17. p. 415 Schwgh. p. 741 l. 24 ed. Bekk. in der Stelle, wo Polybius den Kallisthenes wegen seiner ungeschickten Erzählung kriegerischer Ereignisse tadelt ... *ἵνα δὲ μὴ δόξωμεν τῶν τηλικούτων ἀνδρῶν καταξιοπιστεύεσθαι κτλ.* Dieß übersetzt Lobeck Parerg. ad Phrynich. p. 567: „ne videamur nobis plus quam illis fidei et auctoritatis adsumere“ mit dem Zusatz: „ubi si Schweighaeuserus *καταξιοπιστοῦσθαι* scribendum putat, fallitur,“ und Bekker hat denn auch, wie man erwarten wird, die Vulgata beybehalten. — Ueber des Polybius Ausstellungen in der Geschichte des Kallisthenes habe ich neuerlich zu Alexandri Magni Historiarum Scriptores — ed. Geier lib. VI. p. 191 sqq. ein Mehreres bemerkt. Jetzt muß man darüber noch Geel p. 22 sqq. p. 158 sqq., Lucht p. 19 sq. und Spengel p. 29 sq. vergleichen. — Vorher zu den Lokrischen Begebenheiten XII. 5. p. 392 Schwgh. p. 729 l.

27 Bekk. trage ich nach, daß in den Worten: — *πᾶσιν ἡμᾶς ἠμείψαντο τοὶς τιμίοις καὶ φιλανθρώποις* Boissonade aus Inschriften (Comment. epigraph. p. 456) eine Bundesvertragsformel nachweist. Diese Parthie der Geschichte hat übrigens aus den Vaticaner Excerpten schöne Ergänzungen gewonnen. Man s. p. 384—386 ed. A. Mai. — P. 435 cap. 27 Schwgh. p. 761 l. 8. Bekk. in der Stelle, wo Polybius den Geschichtschreiber Timäus tadelt, daß er die bequemere Manier des geschichtlichen Materialien-Sammelns aus Büchern dem mühsamern aber gründlichern durch Reisen vorgezogen, kommen die Worte vor: *ἀληθινωτέρας δ' οὔσης οὐ μικρῷ τῆς ὁράσεως κατὰ τὸν Ἡράκλειτον* (*ὀφθαλμοὶ γὰρ τῶν ὤτων ἀκριβέστεροι μάρτυρες*) zeigt C. Fr. Hermann ad Lucian. de conscr. histor. p. 183 sq., daß Polybius einen Gedächtnißfehler begangen, und daß *κατὰ τὸν Ἡρόδοτον* zu schreiben sey.

Ich muß hiermit die einzelnen Proben der kritischen Behandlung schließen und, wozu die zunächst vorher angeführten Urtheile des Polybius über Kallisthenes und Timäus schon selbst gehören, zunächst dessen Verhalten gegen seine Vorgänger berühren.

Was zuvörderst den Aratus betrifft, so giebt Polybius ja selbst zu verstehen, daß er gewissermassen dessen Fortsetzer sey. Dieser Stratege des Achäischen Bundes (geboren Olymp. 132, 1; gestorben Ol. 141, 3) hatte nämlich in mehr als dreyßig Büchern eine Geschichte der Achäischen und seiner eignen Begebenheiten geschrieben (Polyb. I. 3. 2. IV. 2. 1). Um die Stellung des Polybius gegen ihn zu beurtheilen, müssen wir zuvor des Phylarchus gedenken. Dieser letztere, den man bald einen Naukratiter, bald einen Athener, bald einen Sicyonier nennt (Suidas p. 38, 59) und der gegen Ol. 14, 3 unter Ptolemäus Evergetes und Philopator als Schriftsteller auftrat (Clinton Fast. Hell. Tom. III. p. 519. Seine Fragmente haben neulich J. Fr. Lucht Lips. 1836 und nach diesem C. und Th. Müller in den Historicorr. grr. fragg. Paris 1841 herausgegeben) hätte an der historischen Wahrheit sich schwer versündigt, und den strengen Tadel des Polybius (II. 55 sq.) verdient, wenn wir Saintecroix (Exam. des histor. d'Alexandr. p. 17 ed. 2.) hören: „Phylarque — s'étendit beaucoup sur Cléomène, dont il fit son héros favori, au point d'oser justifier les perfidies dont ce prince fut l'auteur et la victime. Plein d'exagération il mérita la censure de Polybe.“ — Gerade im Gegentheil: Polybius ist mehrentheils den Achäern und dem Aratus über die Gebühr zugethan; und wenn es auch Fälle giebt, wo er die Achäer seiner Zeit wegen politischer Fehler scharf tadelt (s. z. B. Excerpta Vaticana p. 455 ed. A. Mai), so zeigt er sich doch mehrentheils einseitig als Arkadischen Achäer gegen Kleomenes eingenommen und partheyisch tadelsüchtig gegen Phylarchus, auf dessen Seite doch mehrentheils die Wahrheit ist; und man darf daher kühnlich das Urtheil Niebuhrs dem des Saintecroix entgegen stellen, wenn dieser unter Anderm sagt: „Phylarchus gehört zu den Schriftstellern, die mich eben so sehr dauern, als ich den Verlust ihrer Werke beklage. Das Urtheil, welches Polybius gegen ihn ausspricht, wird nicht ohne Grund gewesen seyn (ist nur mit großen Einschränkungen einzuräumen), ist aber doch das partheyische eines achäischen Arkadiers, so wie er Cleomenes haßt, dessen große Eigenschaften er doch anerkennen muß“ u. s. w. [2])

Wie sehr überhaupt Polybius in dem Tadel der Geschichtschreiber sich gefiel, die dem Bereich seiner eignen Sphäre mehr oder weniger nahe standen, denn die drey Classiker Herodot, Thucydides und Xenophon verschont seine Kritik, bekunden fast alle Bücher seines Werkes, besonders das achte, wo er in Philipps des Amyntiaden Begebenheiten den Theopompus einer ausführlichen Beurtheilung unterwirft; vor allen aber das zwölfte, welches einem großen Theil nach den Kritiken seiner Vorgänger gewidmet ist, wie schon Reiske bemerkte; welches aber jetzt in den Vaticanischen Excerpten sich erst recht auffallend herausstellt, woselbst er dem Tadel des

2) Niebuhrs kl. Schriften S. 269. Vergl. Manso's Sparta III. 2. S. 133 — 140. Lucht ad Phylarch. fragmm. p. 18 sqq. und Achaica ed. C. Fr. Merleker Darmst. 1837. pag. 109. sqq. pag. 474 sqq.

Timäus eine ganze Reihe von Capiteln gewidmet hat [3]). — Schon im ersten Buche findet der ebenfalls getadelte Fortsetzer der Werke des Timäus der Agrigentiner Philinus [4]) seine Stelle. Er hatte die Geschichte des ersten Punischen Krieges geschrieben und da in demselben seine Vaterstadt von den Römern mit äußerster Härte behandelt worden, so darf man sich nicht wundern, wenn er sie in einem gegen dieses Volk feindseligen Geiste schrieb. „Er rächte seine Vaterstadt, sagt Niebuhr von ihm, durch eine den Römern höchst nachtheilige, für Karthago partheyische Geschichte; eine Partheylichkeit, die ihm Polybius nicht übel deutet, aber sehr richtig bemerkt, daß augenscheinliche Verdrehung der Geschichte und Ruhmredigkeit für den Geschlagenen sich selbst strafe, sobald die persönlichen Mitgefühle der Lesenden nach Menschenaltern schweigen. [5]) Dem Fabius Pictor, welcher Griechische Annalen geschrieben und die Punischen Kriege behandelt hatte, widmet Polybius eine ausführliche aber keineswegs ganz unpartheyische Würdigung. Er hat in der neuern Zeit an einem der Herausgeber des Polybius einen gelehrten Vertheidiger gefunden und war ein ausgezeichneter Schriftsteller, der in vielen Fällen der Wahrheit getreuer geblieben als sein Kritiker und von mehreren Griechischen Historikern Diodorus, Appianus und Zonaras benutzt worden ist. [6]) — Aber mit der äußersten Verachtung behandelt Polybius zwey andere Griechische Geschichtschreiber, deren Werke auch die punischen Kriege zum Gegenstand gehabt hatten Chäreas und Sosilus; von denen er sagt, sie hätten nicht Historien, sondern Fabeln für den gemeinsten Pöbel geschrieben [7]).

Diese Beurtheilungen seiner Vorgänger sind ebenso charakteristisch als seine oft wiederholten directen Aeußerungen über seine historiographischen Grundsätze; und hiermit werfen wir nun noch einen Blick auf die Person und auf das Werk des Polybius selbst.

Wenn der Name *Πολύβιος* mit dem *Μακρόβιος*, wie man sagt, synonym ist, so wäre derselbe eine Art von Vorbedeutung seines Lebens, das er auf zweyundachtzig Jahre brachte. [8]) Bemerkenswerther ist, daß der Geschichtschreiber in einer Stelle, wo er von der Art spricht, wie er, um Ueberdruß zu vermeiden, seine eigne Person in seinem Werk anführe, ausdrücklich sagt, seines Wissens habe niemand bis auf ihn diesen Namen geführt. Damit, glaubt A. Mai, sey die Meinung der Ausleger beseitigt, die in dem Polybios der unter Philopömen

3) XII. 1 199. p. 380—404 ed. A. Mai; worüber man jetzt, so wie über Theopompus die Fragmenten-Sammlungen von Wichers, Göller und C. und Th. Müller nachlesen muß; womit man jetzt meine Berichte über diese Sammlungen in den Wiener Jahrb. der Literatur und in Betreff des Timäus die Schrift von Nitsch über Polybius S. 102 verbinden möge.

4) Sein Name ist auch in Philänius verderbt, oder mit ihm ist Silenus verwechselt worden; s. Corn. Nepos in Hannib. cap. 13, wo Silenus hergestellt ist p. 195 ed Bardili, und diesen führt auch Cicero de Divinat. I. 24 p. 123 ed. Moser an, wo ich mehrere Schriftsteller anführe, die ihn nennen. Man füge jetzt hinzu Nieburs Vorlesungen über die Röm. Gesch. I. S. 204. Er hatte Sicilische Geschichten (*Σικελικά*) aber auch im Lager des Hannibal eine Geschichte des Kriegs, dessen Held dieser war, geschrieben, und der Römische Annalist Cölius Antipater hatte ihn benutzt.

5) S. Polyb. I. 14. III. 26 vergl. Schwgh. Tom. V. pag. 182. und Niebuhr, Röm. Gesch. III. S. 672 und 706.

6) Polybius III. 8 sqq. Vossius de historicc. grr. I. 18 mit Westermann p. 163. J. A. Ernesti, pro Fabii fide adversus Polybium (Opuscc. philoll. p. 102—111). Niebuhr Röm. Gesch. II. 9. 14. 297. 367. 6292 ff. und Vorlesungen I. S. 203 f.

7) Der letztere soll wie Silenus in Hannibals Lager geschrieben haben. Die Kritik über sie steht III. 20. vergl. Nepos Hannibal. 13. Voss. de historr. grr. p. 154 und p. 413. Niebuhr, Vorles. I. S. 204 hat sich über jene wegwerfende Beurtheilung dieser Historiker jeder Bemerkung enthalten; eine Zurückhaltung, die man bey dem Abgang jeder Controle nur loben muß.

8) Lucian de Macrobiis cap. 12; wenn man nicht lieber, was ich dahin gestellt seyn lasse, in dem Namen die Bedeutung der Wohlhabenheit suchen will, die manchmal auch in diesem Worte liegt (Valken. ad Adoniaz. p. 216, Bekker Anecdott. grr. I. p. 323).

gegen Machanidas commandirte (XI. 15) unsers Polybius Großvater oder Vatersbruder erkennen wollten. (Schwgh. Adnot. Tom. VII. p. 27 sq.) Dagegen hat Lucht p. 81 sq. zu zeigen gesucht, daß aus chronologischen Gründen bey jenem Unterfeldherrn des Philopömen unmöglich an unsern Polybius gedacht werden könne, und, um jene Aussage desselben zu retten, in der angeführten Stelle statt τῷ Πολυβίῳ zu schreiben vorgeschlagen: τῷ Πολυβώ [9]).

Ich lege nun die Auszüge aus Schweighäusers Untersuchungen zu Grunde, wie sie Harleß zum Fabricius (B. Gr. IV. p. 313—318) gegeben hat, nicht um sie abzuschreiben, sondern um nur hier und da einige Bemerkungen aus den Vaticanischen Excerpten, den Schriften der Neuern und mitunter eigne nachzutragen. Gleich zur Chronologie giebt es Einiges zu bemerken: Eben dort wird das Geburtsjahr Olymp. 144 oder 145. ann. urb. 550 und 556, vor Chr. 204—198 angegeben. Daunou, der in der Biographie universelle Tom. XXXV einen lesenswerthen aber von niemand beachteten Artikel über Polybius geliefert hat, setzt es zwischen 210 und 200 vor Chr.; Schöll (III. p. 226) Olymp. 143, 4, vor Chr. 205; der seinen Tod in Olymp. 162, 2, vor Chr. 123 verlegt. Westermann (ad Voss. de historicc. grr. p. 164) setzt das Geburtsjahr Olymp. 142, 2, nach dem Jahr 211 vor Chr.; endlich C. W. Nitsch (Polybius S. 118 nimmt an, daß er zwischen 213 und 210 geboren worden. — Was nun die Lebensereignisse des Polybius selbst betrifft, so haben wir aus den vaticanischen Excerpten manche Aufklärungen gewonnen; welche jedoch auch zu neueren Controversen Stoff geliefert haben, wie sich aus folgenden Andeutungen, die ich Beyspielsweise kürzlich anfüge, ergeben wird. — Zuvörderst das Verfahren des Polybius und seines Vaters Lykortas im Kriege des Perseus mit den Römern, wo sie anfangs den Achäern Neutralität anrathen (Polyb. XXVIII. 3 sqq.) so wie die Personalität und die Verhältnisse dieses Königs gewinnen aus den Vaticanischen Auszügen neues Licht [10]); ebenso die Streitigkeiten zwischen Lykortas und Kallikrates (XXIX. 9, 10.) und wie in Folge der Partheyungen die Statuen des ersteren weggeschafft, nachher aber im Triumph wieder an ihren Ehrenplätzen aufgerichtet wurden [11]).

(Fortsetzung folgt.)

---

9) Merleker, der jenes Treffen erzählt Achaic. p. 239 sqq, bemerkt nichts darüber, und Bekker, der seiner Gewohnheit nach, nicht leicht Conjecturen in seine Texte aufnimmt, hat sich p. 796 begnügt die Vermuthung Lucht's anzuführen.

10) Excerpt. Vaticc. p. 415, 421, 427, 429, 431 ed. Ang. Mai.

11) Mit eingeschalteten Betrachtungen über Neid, Haß und Geschick, Excerpt. Vaticc. p. 418; womit die Erörterungen Hamaker's in den Noten bey Geel ad Exc. Vaticc. p. 162 sqq. zu verbinden sind. Ueber die Umstände und das Jahr der Wegführung der Achäischen Häupter nach Italien hat Merleker Achaica p. 413 sq. Untersuchungen angestellt. Er nimmt das Jahr Roms 587=167 vor Chr. an.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Polybius ex recognitione Immanuelis Bekkeri.
2. Polybiana. Scripsit F. H. Bothe.

(Fortsetzung.)

Bey dem Stande der Partheyen, dem Mißtrauen der Römer, durch die hohen Eigenschaften mehrer Häuptlinge dieses Bundes noch mehr erregt, erfolgt nun auf die Anklagen des Kallikrates die Verpflanzung von 1000 Achäern nach Italien mit Polybius selbst, welchem jedoch die Begünstigung zu Theil wird in Rom bleiben zu dürfen (XXXII. 9. Pausan. VII. 10.). Wie Polybius hier sein Vertrauen, das ihm die Römischen Großen schenkten, zu Gunsten der Lokrer benutzt, kannten wir zwar schon aus den edirten Büchern (vergl. XII. 5.) aber die Abstammung und Schicksale dieser italischen Lokrer, mit der Kritik der Nachrichten des Aristoteles und Timäus, werden uns hier erst recht ins Klare gesetzt [12]). Es folgt nun durch den Einfluß des Polybius auf den jüngeren Scipio und dessen Fürsprache beym Cato die Erlaubniß für die Achäer zur Rückkehr in's Vaterland; wobey man jetzt die von Beck und andern neuern Geschichtschreibern gehegte Vorstellung, als sey Polybius, nachdem unterdessen sein Vater gestorben, in Rom geblieben, durchaus fallen lassen muß [13]).

Die Verhältniße des Polybius zu verschiedenen Mächtigen Roms stellen sich theils ganz neu heraus, theils werden neue Umstände davon bekannt, wie zum Appius Cento, zum Consul Manilius, der ihn im Anfang des dritten Punischen Kriegs als Rathgeber zu sich beruft, und zum Scipio Aemilianus selbst [14]). — Wenn bey diesen Berufungen und Vertrauensbeweisen Hamaker nun aber den Polybius einer eitlen Selbsttäuschung beschuldigt, indem der Consul Manilius seines Rathes im Kriege gar nicht bedurft, sondern ihn nur aus Griechenland habe entfernen wollen, damit er die Griechen nicht durch seine Maaßregeln zur Eintracht kräftige, ja daß ihn Scipio selbst zwey Jahre später bey seinem Angriff auf Karthago unter dem Schein der alten Freundschaft zu sich berufen habe, nur in der Absicht die Achäer eines klugen und erfahrnen Führers zu berauben [15]), so weiß man nicht was man dazu sagen soll, und der Verfasser muß ganz vergessen haben, wie Scipio dem Polybius als junger Mann seine Freundschaft angetragen (Polyb. XXXII. 9. sqq.), wie er sie in reiferen Jahren getreulich bewährt und durch die größesten Diensterweisungen wiederholt bethätigt habe, wie denn niemand eine solche Falsch-

---

12) Excc. Vatt. XII. 4—6. ed. Ang. Mai mit dessen Noten p. 383.

13) Excc. Vatt. p. 447 ed. A. M. vergl. Hamaker ad Geel p. 164 sq.

14) Polyb. XXVIII. 11. 9. vergl. Excc. Vatt. p. 424 sq. mit Ang. Mai. Polyb. XXXVI. 1 p. 668 sqq. Schwgh. vergl. Excc. Vatt. mit A. M. p. 403 und p. 447.

15) Pag. 105: „Nam Graeculi(?) praeceptis in bello gerendo Consul Romanus facile caruit.“ — „ut P. Scipio Aemilianus — hominem veteris amicitiae specie ad se vocaret etc.“

heit mit dem Charakter dieses Scipio vereinbar finden wird; nicht zu gedenken, daß er ja noch in demselben Jahre, in welchem er Karthago eroberte, den Polybius nach Griechenland entlassen hat. — Und davon ist nun noch aus Anlaß der neugewonnenen Aufklärungen mit Wenigem zu sprechen.

Aus den Excerpten des Diodorus in derselben Handschrift des Vatican erhalten wir nämlich die Bestätigung eines näheren Umstands von der Anwesenheit des Polybius bey der Zerstörung von Karthago und er wird daselbst Führer (ἐπιστάτης) des Scipio genannt; welche Benennung mit der bey Appian, wo er dessen Lehrer (διδάσκαλος) heißt, zusammengestellt, wenigstens so viel beweiset, daß Scipio ihn auch deßwegen berufen hatte, um sich seines Rathes zu bedienen [16]), damit soll aber keinesweges behauptet werden, daß man buchstäblich zu nehmen habe was die auf ihren Landsmann stolzen Megalopoliten erzählten: „Was der Römische Feldherr Scipio folgsam dem Rathe des Polybius unternommen, sey Alles zum Glück ausgeschlagen; worin er aber nicht auf ihn gehört das sey auch mißlungen“ [17]). Man muß sich nämlich vorstellen, daß die Griechen, nämlich die Achäer und besonders die Arkadier auf die in der ganzen Welt berühmt gewordene Verbindung dieser beyden Männer wie auf einen Heroenbund von Theseus und Pirithous, von Achilles und Patroklos hinaufblickten.

Im Herbste desselben Jahres, dessen Frühjahr Karthagos Fall gesehen, kehrte er nach Griechenland zurück, und wenn er den Untergang Korinths nicht mehr verhindern konnte, so that er doch seinen Achäern, wie er schon früher gethan, bey dem Römischen Feldherrn und seinen Legaten die heilsamsten Dienste, und ordnete, allenthalben gegenwärtig, die Einrichtungen und Gesetze des nunmehrigen neuern Römischen Achaia [18]).

Wie Polybius diese seine neue politische Thätigkeit betrachtete, ersehen wir jetzt erst deutlich aus dem Schluße dieser Vaticanischen Excerpte seines Werkes. Er nennt diese nach dem Untergang des Achäischen Bundes erfolgten Einrichtungen geradezu eine Wiederherstellung des Griechischen Staatswesens (ἀποκατάστασις περὶ τοὺς Ἕλληνας). Es ist dieß in der Rechenschaft, die er vor dem Schluße seines Werkes über dasselbe nochmals ablegt; wo er unter Anderm sagt: „Nachdem wir

16) Diodori Excerpt. Vatic. XXX. 8. p. 93 ed. A. M. Appian. Punic. cap. 132, p. 494 ed. Schwgh.

17) Pausan. in der Hauptstelle über Polybius, VIII. 30. 9. wo die letzten Worte wieder an ein Lehr-Verhältniß erinnern: ἃ δὲ οὐκ ἠκροᾶτο διδάσκοντος. Die Lücke in der vorhergehenden Stelle möchte sich meines Bedünkens leicht ausfüllen lassen. Es heißt nämlich dort im neuesten Text von Schubart und Walz (p. 147): καὶ ὡς ὀψὲ οὐκ ἄνευ κινδύνων μεγάλων Ῥωμαῖοι Σκιπίωνι ** ὄντινα Καρχηδονιακὸν ὀνομάζουσι τέλος τε ἐπιθέντα τῷ πολέμῳ καὶ τὴν Καρχηδόνα καταβαλόντα ἐς ἔδαφος, mit den Varianten Σκιπίωνά τινα, Σκιπίονιον τινά, und man hat vermuthet: Σκιπιώνων τινά. Ich dächte es läge nahe genug zu vermuthen: καὶ ὡς ὀψὲ — Ῥωμαῖοι Σκιπίωνι ἐνέτυχον ὃν κ. ὀνομ. — „und daß die Römer erst spät so glücklich waren den Scipio zu finden“ u. s. w.

18) Polyb. XL. 8—10 mit Schwgh. Tom. VIII. p. 180 sqq. Polyb. ap. Strabon. VIII. p. 277 sq. Tzsch. Plutarch. Philopoem. cap. extrem. Ang. Mai ad Vaticc. Excerptt. pag. 403 not. 2 und jetzt Merleker Achaic. pag. 452—470; welcher letztere Korinth's Zerstörung und die Einrichtung der Römischen Provinz Achaia setzt: Olymp. 158⅔, urb. cond. 608, vor Chr. 146 und für die Umreisen und Organisationen des Polybius das nächste Jahr hinzunimmt. In Folge aller dieser Verdienste wurden demselben in mehreren peloponnesischen Städten Ehrenerweisungen und Statuen mit Inschriften zuerkannt (Pausan. VIII. 9. 30. 37. 44. 48). — Ob Polybius, der früher die Länder der Westwelt: Hispanien und Gallien bereiset hatte (Polyb. III. 48—59), seinen Freund Scipio zur Belagerung von Numantia (u. c. 620, 621, ante Chr. 134, 133) begleitet hatte, darüber fehlen uns bestimmte Zeugniße; daß er aber mit ihm in fortdauerndem schriftlichen Verkehr geblieben, beweiset seine Geschichte des Numantinischen Kriegs, die er abgesondert von seinem größeren Werk abgefaßt hatte (Cic. ad Famill. V. 12). In Aegypten hatte er früher (gegen 611 u. c. 143 ante Chr.) unter Ptolemäus Evergetes, Physkon sich aufgehalten.

dieſes vollbracht, ſind wir aus Rom zurückgekehrt, nachdem wir gleichſam die Hauptpuncte unſerer vorherigen Staatshandlungen vollendet haben, eine Frucht, die unſeres Wohlwollens gegen die Römer würdig iſt“ [19]). Darauf bezeichnet er nochmals die Anfangs- und Endpuncte ſeines Geſchichtswerks; wie er den Faden da aufgenommen wo ihn Timäus fallen laſſen, und die Geſchichten der Welt bis auf Karthago's und Korinth's Fall fortgeführt habe. Ohne Zweifel hatte Polybius zu ſeinem Werke lange Vorbereitungen gemacht, verſchiedene Parthien desſelben zu verſchiednen Zeiten abgefaßt, und theilweiſe wohl auch bekannt gemacht; ſo daß man von mehrern Ausgaben desſelben zu reden berechtigt iſt. [20]) — Welche Anerkennung, um zuvörderſt von den Schickſalen des Werks zu ſprechen, fand nun dieſes Werk bey den Römern, denen ſein Verfaſſer ſich dadurch dankbar hatte beweiſen wollen? Niebuhr [21]) bemerkt, es habe eine Zeitlang keine Anerkennung gefunden. Deſto größere beym Scipio, wie wir geſehen haben; worauf Cicero in der Republik ſehr paſſend ſeine Darſtellungen gründet. Aber auch unabhängig von dem, was dort die Charateriſtik im Dialog gebot, nennt er ihn anderwärts einen vorzüglich guten Gewährsmann (de Offic. III. 32. 113). Marcus Brutus hatte aber einen Auszug vom Werke des Polybius gemacht, und war noch am Abend vor der Schlacht bey Pharſalus [22]) in Pompejus Lager damit beſchäftigt. Fortſetzungen des Werks hatten Poſidonius [23]) und Strabo abgefaßt.

Was die Würdigung der Hiſtorik des Poly-

19) Excc. Vatt. lib. XXXIX. 6. 7. p. 460 seq. ed. A. M. p. 119 ed. Geel. p. 94 ed. Lucht; welche Beyde mit Recht das προσπεπολιτευμένων in προπεπολιτευμένων geändert haben. Vergl. mit dieſen Sätzen und den nachfolgenden Polyb. I. 5. II. 69. III. 32. IV. 14. 28. V. 105 und Euseb. Chron. lib. II. p. 353 ed. Mediol.

20) Wie denn Niebuhr Röm. Geſch. S. 49 von einer erſten Ausgabe ſpricht, die um den Anfang des ſiebenten Jahrhunderts von Rom zu ſetzen ſey. Aber ſchon Schweighäuſer hatte über die Zeit der Abfaſſung und der Redactionen dieſes Werks das Nähere auszumitteln geſucht (ad. Polyb. Tom. V. pag. 106 sqq. und p. 433) und hatte angenommen, daß die erſte Hauptarbeit nur bis zum Tode des Perſeus reichte, daß er aber den Plan erweiterte und ihn bis zu Karthagos und Korinths Zerſtörung fortſetzte; wobey denn auch die frühern Bücher neu überarbeitet worden ſeyn mögen; ſo daß man allerdings von mehreren Ausgaben reden kann, ja muß (vergl. jetzt Roſcher in den Götting. gel. Anz. 1844, Nr. 180).

21) In der Würdigung des Livius Röm. Geſch. I. S. 592 (557); wobey er bemerkt, daß der ſo viel beſprochene Ausdruck desſelben (Liv. XXX. 45) über Polybius: „haudquaquam spernendus auctor“ wohl richtiger daraus als aus einer rhetoriſchen Figur zu erklären ſey. Wie ſehr jener dieſen aber von den Puniſchen Kriegen an benutzte iſt allgemein bekannt, obſchon er ihn auch manchmal mißverſtand, ſelbſt mitunter aus Unkunde des Griechiſchen. Man ſehe z. B. Perizonius Animadverss. historicc. p. 401 und p. 17—399 ed. Harles. Den Perizonius nennt aber Niebuhr ſelbſt (R. G. I. VIII und S. 284) den erſten, der unter den Neuern die Forſchungen in der römiſchen Geſchichte begonnen.

22) Nicht aber bey Philippi, wo Brutus in einer ganz andern Geiſtesſtimmung war, wie Schöll H. d. l. Lit. gr. III. p. 232 ſchreibt und wie ihm der Verf. des Newyorker Classical Dictionnary nachſchreibt; was Beyde aus Daunou beſſer hätten wiſſen können, wenn ſie nicht den Plutarch in Bruto cap. 4. p. 355 Reisk. und den Suidas in Βροῦτος nachſehen wollten. Die Arbeit des Brutus war eine ἐπιτομή, keine παρεκβολή, wie dergleichen erſt ſpät Conſtantinus Porphyrogenetus auch von dem Werke des Polybius hatte fertigen laſſen, wovon wir jetzt einzelne Titel beſitzen vergl. Vossius de historicc. grr. I. 19. p. 165 ed. Weſterm.

23) Suidas p. 3030 und p. 3055 Gaisf. bemerkt beym Alexandriner Poſidonius: ἔγραψεν ἱστορίαν τὴν μετὰ Πολύβιον, welches Caſaubon und Bake auf Poſidonius den Olbiopoliten bezogen wiſſen wollen; ſ. Posidonii Reliq. p. 251 ed. Bake. Weſtermann ad Voss. I. 24. p. 200 widerſpricht, und wohl mit guten Gründen. Von Strabo's τὰ μετὰ Πολύβιον ſpricht er ſelbſt XI. 9. p. 502 Tzſch. Gegen Polybius hatte Scylax von Karyanda geſchrieben; Suidas in Σκύλαξ vergl. Schweighäuſer ad Polyb. Tom. V. p. 23, wo Mehreres nachgewieſen iſt.

bius seit der Wiederherstellung der Wissenschaften betrifft, so hätte man denken sollen, sie wäre in der Zuschrift des Casaubon vor seiner Ausgabe an den König Heinrich IV. im Wesentlichen festgestellt worden, zumal, wenn man damit seine einzelnen Aeußerungen in den Casauboniana verband, wo er, wie man von einem so großen Humanisten erwarten konnte, auch dessen Mängel und Schwächen mit kritischer Unpartheylichkeit bis in's Einzelnste herab bemerkbar macht. Schon mehr eingenommen für seinen Autor war der nächste Herausgeber Jacob Gronov; wie besonders eine briefliche Aeußerung desselben bekundet [24]). Die nachfolgenden Schriftsteller verschiedner Nationen haben den Polybius von so entgegengesetzten Seiten betrachtet, daß kaum über einen andern alten Autor so verschiedenartige Urtheile gefällt worden sind. Die Urtheile der Franzosen La Motte-Levayer, Rapin, Vigneul-Marville, Rollin, Fréret und Bougainville kann man bey Daunou lesen, und ich habe bloß das des Sainteroix [25]) beyzufügen. Noch erwähne ich den Abate Bertola, der seine schöne Darstellung der Römischen Verfassung lobt, aber meint, es sey ihm dabey nicht sowohl um die Aufklärung einer so verwickelten Materie als um einen feyerlichen Panegyricus auf die Römische Regierung zu thun gewesen [26]). Der Brite Bolingbroke [27]) meint gar: „Selbst Polybius und Dionysius von Halikarnaß stünden tief unter den großen Römischen Autoren.“ Da aber derselbe diesem Urtheile die allgemeine Bemerkung vorausschickt: „Der Leichtsinn und die Schwatzhaftigkeit habe die Griechen überhaupt unfähig gemacht sich zum wahren Panier der Historie zu erheben“ so kann dieß nur als ein sprechendes Beyspiel dienen, wie selbst berühmten Schriftstellern des 18. Jahrhunderts die Einsicht in das Wesen des Alterthums ausgegangen war. — Nicht aber bey den deutschen Philologen, wovon ich hier nur die zwey Bearbeiter des Polybischen Werkes Ernesti und Reiske nennen will. Einige andere werden noch genannt werden, da ich mir erlaube auch meinerseits noch einige Betrachtungen über Polybius und sein Werk hier anzureihen, von denen ich hoffe, daß sie neben den andern neuesten Erörterungen über ihn und seine Zeit nicht ganz für überflüssig werden gehalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

---

21) In einem Fascikel handschriftlicher Briefe aus dessen Bibliothek, im Besitz des Referenten, wo Nr. II. so anfängt: „Postquam civilibus Romanorum legibus cognoscendis paululum incubuissem, accidit ut ad Polybii curam vocarer; quo incomparabili scriptore quanto plus utebar, eo acriorem quotidie mihi infudit sui amorem, sic ut non destiterim ex illo tempore semper eum habere sub manum, et aliquid observare etc.“ Die Materialien aus Gronovischen Briefen hat Schweighäuser durch Ruhnkenius Mittheilung benutzt s. dessen Praefat. Tom. I p. XIII und XXIII sq.

25) Examen critique des Historiens d'Alexandre le grand p. 17. ed.: Polybius erhebe sich über die Vorurtheile seiner Nation (ziemlich das Gegentheil sagen die Casauboniana pag. 73.); zeichne sich durch tief eindringendes Urtheil aus; habe ausgebreitete Kenntnisse; empfehle sich durch Unpartheylichkeit. (Beyspiele vom Gegentheil sind oben erwähnt worden, und Saintecroix muß selbst p. 854 das Verschweigen einer bösen That seines Vaters Lykortas erwähnen. Auch ist nicht zu leugnen, daß er in seiner zu äußerlichen Auffassung der historischen Erscheinungen auf Raum und Maße oft zu sehr Gewicht legt).

26) Della Filosofia della Storia dell' Abate A. d. G. Bertola. Pavia 1787. p. 96 sq.

27) Lettres on the study and use of History by — Lord Bolingbroke. Basil pag. 101.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

1. Polybius ex recognitione Immanuelis Bekkeri.
2. Polybiana. Scripsit F. H. Bothe.

(Fortsetzung.)

Hier gehen wir zunächst von den eignen Erklärungen des Geschichtschreibers aus. Sein Werk soll eine allgemeine Geschichte [28]) aller Weltbegebenheiten seyn, die sich in den denkwürdigen 53 Jahren, die er oben schon näher bezeichnete, ereignet hatten, wobey man denn freylich nur an die Römerwelt denken muß. Vor ihm waren von Logographen, vom Herodot und besonders vom Ephorus ebenfalls relativ-allgemeine Geschichten versucht worden. Es soll aber auch eine pragmatische Geschichte seyn [29]), d. h. „eine Geschichte der gegenseitigen Staatshändel, in denen der πραγματικὸς sich bildet, der Mann öffentlicher Tüchtigkeit, und welche jetzt, nachdem alle Weltverhältnisse zu Einem Leib, wie Polybius sagt, unter Roms Regiment sich vereinigten, nur in einer wahrhaft pragmatischen

---

28) Ἱστορία καθόλου, ἱστ. καθολική (Schwgh. Tom. V. pag. 105 sqq.) von Olymp. 140½; u. c. 535; ante Chr. 219. bis Olymp. 158; u. c. 608; a. Chr. 146.

29) Ἱστορία πραγματική. Polyb. I. 2 vergl. Excc. Vaticc. XII. 14. p. 390 ed. A. Mai. Wenn schon Casaubon (Casauboniana p. 73) bemerkte, daß hierbey die ἱστορία φυσική miteingeschlossen sey, so wird wohl niemand auf einen Begriff verfallen, in welchem ein Anonymus, den man fälschlich für Julius Pollux hält (s. Hase ad Leonem Diacon. p. 197), seine Chronik so betitelt hat. — Ungemein deutlich erklärt sich in der angeführten Stelle der Vaticanischen Excerpte Polybius selbst über die pragmatische Historie. Er vergleicht dort die Geschichte mit der Heilkunde, und giebt dann die drey Bestandtheile der erstern an, nämlich erstens Forschung, Sammlung und Anordnung der Materialien; zweytens Erd- Natur- und Weltkunde, drittens Studium der Welt- und Staatshändel (περὶ τὰς πολιτικὰς πράξεις); womit man eine zweyte wichtige Stelle dieser Auszüge (XXX. 1. p. 432 sq. ed. A. Mai) verbinde; wo er unter Anderm die bey dem großen Umfang seines Werkes leicht möglichen geographischen Irrthümer entschuldigend, für unwillkührliche Versehen um Nachsicht bittet, dahingegen, wie er schon mehrmals erklärt habe, wegen wissentlicher Entstellungen der Wahrheit, auf jede Entschuldigung Verzicht leistet. — Ueber die sehr verschiedenen Vorstellungen von der pragmatischen Geschichte, wie sie Polybius eingeführt und zum Theil vom Thucydides entlehnt hatte, vergl. man J. A. Ernesti Opuscc. philoll. p. 103, 111; Schwgh. ad Polyb. I. p. 231 sqq. und Tom. V. p. 108 u. 546; Schöll Hist. d. l. Lit. grecq. III p. 225 sq. C. Fr. Hermann ad Lucian. de conscr. histor. p. 256 sq. Preller ad Polemon. Fragg. p. 187 und vorzüglich jetzt K. W. Nitsch Polybius III. 2. p. 88 ff. und S. 133; welcher dabey sehr treffend die Bedeutung der πράγματα als der auswärtigen Verhältniße hervorhebt, und dessen Definition ich mir angeeignet habe; indem ich bey seiner Erörterung nur vermisse, daß er nicht auch den Begriff der apodiktischen Historie in seinen Kreis mit aufgenommen hat.

Geschichte beschrieben werden können, wenn diese möglichst universal angelegt und durchgeführt wird."

Endlich nennt Polybius sein Werk eine apodiktische Historie, d. i. eine Geschichte, worin die Ursachen und die Folgen der Begebenheiten deutlich gewiesen und alle Momente so dargelegt werden, daß im Geiste des Lesers klare Einsicht und Ueberzeugung erwirkt wird [30]). Wenn die ἀπόδειξις bey den Philosophen überhaupt eine Argumentation bezeichnete, welche sichere Wissenschaft erzeugt, so legten besonders die Stoiker auf diesen Begriff Gewicht und machten ihn praktisch geltend [31]). Und Begriff und Namen hat ohne Zweifel unser Geschichtschreiber von der Stoa entlehnt, was eben so wenig als der Einfluß derselben auf seine Hauptidee und auf die Sprache seines Werks meines Wissens gehörig beachtet worden. Ueber den letztern Punct hier vorerst nur dieß: die stoische Sprech- und Schreibart war bekanntlich [32]) schmucklos, mager, trocken, hart und mitunter dunkel, aber auch oft breit und wortreich, und alle diese Mängel trägt der Styl des Polybius an sich. — Ohne von der Bildungsgeschichte desselben genau unterrichtet zu seyn, dürfen wir vermuthen, daß er als Jüngling in Griechenland weniger grammatisch und rhetorisch, als praktisch im Leben und daneben vielleicht philosophisch von einem Stoiker unterrichtet und geübt worden [33]). Mag aber auch das Letzte auf sich beruhen, Philosoph wird er ausdrücklich genannt und neben Eratosthenes und Posidonius angeführt [34]); und wenn man ihn auch unrichtig für einen Schüler des Stoikers Panätius ausgegeben hat, so lebte er in Rom doch im Elemente der stoischen Lehr- und Denkart. Er pflog dort Umgang mit dem alten C. Lälius, der, früher ein Schüler des Babyloniers Diogenes, späterhin mit dessen Schüler Panätius verkehrte, und selbst sich zur stoischen Philosophie bekannte; und Polybius selbst, den der jüngere Scipio, als er sich der Philosophie zuwendete, wie es heißt, zum Lehrer erwählt, lebte später mit dessen zweytem Lehrer Panätius bey diesem selbst eine zeitlang zusammen [35]). Endlich läßt auch der Umstand, daß gerade drey Stoiker: Marcus Brutus, Posidonius und Strabo das Werk des Polybius, der erste auszog, die letztern fortsetzten, vermuthen, daß es bey den Anhängern der Stoa beliebt war, und ihrer Denkart verwandt gehalten wurde.

In der That war des Polybius Weltansicht, aus welcher der Grundgedanke seiner Geschichte entsprang, eine stoische Idee. In diesem System war nämlich das Geschick, Schicksal (τύχη, εἱμαρμένη)

30) Pylyb. II. 37. 3. III. 1. 3. III. 31. 12. vergl. Schwgh. Tom. V. pag. 109. Wyttenb. ad Select. Historicorr. p. 339 C. Fr. Hermann. ad Lucian. de conscr. histor. p. 256 sq, wo die Einwirkung Thucydideischer Theorie nachgewiesen wird.

31) Epictet. Diss. II. 25 p. 341 Schwgh. — Θέλεις ἀποδείξω σοι τοῦτο. — Οὐκοῦν λόγον μ' ἀποδεικτικόν διαλεχθῆναι δεῖ. Eine stoische Definition der ἀπόδειξις steht beym Diogen. Laert. VII. 45. Ein Mehreres darüber ist zum Plotinus VI. 9. 10. pag. 411 ed. Oxon. bemerkt.

32) Cicero Brut. 31; de Orator. III. 18; de Finib. IV. 4. IV. 28.

33) Wyttenbach Praefat. ad Select. Historicc. grr. pag. XVII.

34) Strabo I. p. 2. und pag. 14.

35) Polyb. X. 3. über Lälius Umgang mit Polybius. Suidas p. 3029 Gaisf. Πολύβιος — καθηγησάμενος Σκιπίωνος τοῦ Ἀφρικανοῦ, ὅτε καὶ Παναίτιος, wo Gaisford des van Lynden, de Panaetio pag. 41 Verbesserung nicht angeführt hat, denn dieser schlägt vor: οὗ κ. Παν., weil Panätius erst später beym Scipio eintrat als Polybius, welcher auch beträchtlich älter als Panätius war; wie es dann auch im andern Artikel des Suidas p. 2032 vom Panätius richtiger heißt: καθηγήσατο τοῦ Σκιπίωνος — μετὰ Πολύβιον Μεγαλοπολίτην. — Scipio's Annahme des Polybius zum Lehrer bezeugen auch Diodor's Excerpte p. 585 sq. ed. Wesseling. Des Panätius hat Polybius wahrscheinlich in einem der verlornen Bücher seines Werkes gedacht. — Die Anhänglichkeit der Scipionen an die Stoische Philosophie hieng ganz mit ihrer Politik zusammen, und ihr System suchte Polybius immer und immer in oftmals wiederholten und uns Neuern daher oft lästigen Diatriben den Römern und Griechen einzuprägen.

mit der Vorsehung oder höchsten Vernunft (summa ratio) identisch und nichts anderes als die Fügung der Gottheit [36]). Nun beschäftigte die Zeitgenossen damals, als das Reich der Römer bereits eine gewaltige Weltmacht geworden, die Frage, ob es diese Stellung und Bedeutung durch Vernunft und Verdienst oder durch Glück gewonnen. Für die letztere Ansicht erklärten sich meistentheils die Griechen, und in dem noch übrigen Theil der Plutarchischen Schrift von dem Glücke der Römer ist diese hellenische Vorstellung entwickelt [37]). Polybius vermittelte diesen Zwiespalt in seiner stoischen Auffassung. Dieses so weit gediehene Wachsthum des Römer-Staates war ihm das schönste und ersprießlichste Streben und Vollbringen des Geschicks [38]). Dieses göttliche Geschick betrachtet Polybius im Bunde mit den Römern stehend, deren große Bürger, wie namentlich die Fabier und die Scipionen, durch Geist und Tugend diese Gunst verdient haben. Dieses letztern Hauses Politik bezweckte ein großes freyes Völkersystem [39]). Diesem Rathschluß sollen alle Völker zu ihrem eigenen Heil sich unterwerfen; die sich ihm widersetzen, werden unglücklich durch Verblendung und durch den Zorn der Götter [40]). — In dieser Idee des Geschicks, das alle Völker der Welt unter Roms Hegemonie zu einer großen Einheit gefügt, entwirft der Geschichtschreiber den Plan seines Einen und allgemeinen Werkes, und in der Abfassung desselben betrachtet er sich als einen Diener des göttlichen Geschicks, als Herold des neuen Weltbundes, als Vermittler einer allgemeinen Versöhnung der Völker. — So war die Idee des Polybius religiös und sittlich; und wenn der Erfolg seine so wie seiner Gönner Absichten nicht begünstigte, so benimmt dieß dem Werthe derselben nicht das geringste.

Endlich ist noch von der Darstellung und dem Ausdruck (Styl) des Polybius zu sprechen; ein Punkt, worüber selbst die neuesten Kritiker verschiedener Meinung sind, welche aber überhaupt über die alten Historiker sehr abweichende Urtheile fällen, wozu Polybius selbst durch seine Kritiken über Ephorus, Theopompus, Kallisthenes und andere Vorgänger zum Theil Veranlassnng gegeben hat. Da ich über jene Ansichten mich mehrmals neuerlich zu äußern genöthigt war, so beschränke ich mich hier auf einige Bemerkungen über ihn allein. Schweighäuser hat sich begnügt, eine einzige Stelle des Dionysius anzuführen [41]), worauf wir nachher zurückkommen werden, aber derselbe Kunstrichter [42])

---

36) Wyttenbach ad Platonis Phaedon. p. 227. Baguet de Chrysippo p. 94 sqq. Cic. de N. D. I. 15, 16 mit den Auslegern p. 67 — 70 ed. Cr. et Moser und die Annott. ad Plotin. III. 1. p. 134 sqq. und VI. 8. p. 402.

37) Plutarch. de fortuna Romanorum p. 316 sqq. mit Wyttenb. Animadvv. II. 1. p. 92.

38) *Τὸ κάλλιστον ἅμα καὶ ὠφελιμώτατον ἐπιτήδευμα τῆς Τύχης*, welche Worte das blinde Glück ausschließen und die Tyche im stoischen Sinn als ein mit Vernunft und Absicht handelndes Wesen nehmen. Polyb. I. 4. 5 (wie denn Dionysius Hal. I. 5. p. 15 von den Römern selbst sagt: *καὶ περὶ τῶν ἐπιτηδευμάτων ἐξ ὧν εἰς τοσαύτην ἡγεμονίαν προῆλθον κτλ.*); womit man das ganze Capitel p. 8 sqq. Schwgh. p. 6 sqq. Bekkeri verbinden muß.

39) Vergl. K. W. Nitsch Polybius, besonders S. 85 f. u. S. 106 f.

40) *Δαιμονοβλάβεια καὶ μῆνις ἐκ θεῶν.* Welcher Gegensatz sich jetzt aus einer Stelle in den Vaticanischen Excerpten, XXXVII. 11. p. 449 ed. A. Mai, erst recht herausstellt. Es ist dorten von der Berufung der Menschen auf die *τύχη* und die *εἱμαρμένη* in öffentlichen und Privathandlungen die Rede. Darauf wird das undankbare Betragen der Macedonier gegen die Römer nach dem Kriege mit Perseus der Bethörung und dem Zorne der Götter zugeschrieben.

41) De compos. verbb. 4. f. Schwgh. ad Polyb. Tom. V. p. 20 sq.

42) Dionys. Hal. Antiqq. Romm. I. 6. 7. p. 16 — 20 Reisk. Er sagt dort vom Hieronymus von Kardia, er habe Roms alte Geschichte nur flüchtig berührt (*ἐπιδραμόντος*. Diesen Hieronymus unterscheidet unser ehrwürdiger Hug, in der lesenswerthen Abhandlung über jüdische Historik, im Gutachten über das Leben Jesu S. 49, vom Statthalter gleiches Namens; Westermann zum Vossius, de hist. grr. p. 100, nicht). Darauf

hat an einem andern Orte ein eben so sprechendes Urtheil gefällt, indem er von einigen andern griechischen Geschichtschreibern und von Polybius selbst sagt, sie hätten ihren schriftlichen Bericht nur so hingeschleudert [43]) oder wären nachläßig über die Erzählung hinweggegleitet. Und auf ein solches Urtheil ist zu achten. Es wird von einem Manne ausgesprochen, der ganz in der Tradition der großen Alexandriner und im Element der Classiker seiner Nation lebte, über die wir, wie über Demosthenes, Thucydides und andere Historiker, von ihm die sichersten und feinsten Kunstkritiken besitzen, und welcher durch langen Aufenthalt in Rom wie durch anhaltendes Studium beyder Sprachen mächtig geworden war [44]). Wollte man ihn freylich nach seinem eignen Maaßstabe messen und fragen, wie ihm selbst künstlerisch betrachtet das Geschichtschreiben gelungen, so würde man ihn freylich nicht für höchstberechtigt halten dürfen, über Polybius und seine nächsten Vorgänger solche Urtheile zu fällen. Aber davon handelt es sich hier auch nicht. Dionysius, ganz und gar in Rhetorenschulen gebildet, ganz und gar auf die Form hingewiesen und die alten griechischen Meister der Historie einzig vor Augen habend, mußte zwischen ihnen und ihm, der, wenn auch damals der Kanon nicht längst geschlossen gewesen, doch nimmermehr darin Aufnahme gefunden hätte, den ungeheuren Abstand fühlen, und in solchem rein künstlerischen Gefühl, wobey die Würdigung des praktischen Werths des Kriegers, Staatsmanns und Geschichtschreibers ganz bey Seite gesetzt wurde, — konnte er sich denn wohl einmal erlauben das Aeußerste zu sagen, nämlich „man könne dessen Werk nicht bis zu Ende lesen“ [45]). Darüber haben sich nun noch neuerlich einige Kritiker ereifert [46]).

(Schluß folgt.)

---

kommt Dionysius auf andere Historiker und auf Polybius selbst zu sprechen.

43) ὡς ἐπισεσυρκότων (so muß gelesen werden, nicht ὑποσ. oder ἀποσ.) s. Wolf ad Demosth. Lept. p. 352 und vergl. ad Proclum in Alcib. pr. p. 57 ed. Francf., wo ich ein Mehreres über den Begriff der Schlaffheit, der in diesem Verbum liegt, gesagt habe. — Es ist übrigens dort von der Art die Rede, wie von diesen Historikern die ältere römische Geschichte behandelt worden.

44) Wovon er auch in seiner Geschichte Proben giebt. So sagt er A. R. X. 31. p. 2071 Reisk. von einem Icilius (dessen Namen, gelegentlich bemerkt, aus Anlaß eines Gesprächs über unsern Polybius der große Friedrich dem kriegsgelehrten Guischardt gegeben) δραστήριός τις ἦν ἀνὴρ καὶ ὡς Ῥωμαῖος εἰπεῖν οὐκ ἀδύνατος, wo J. Conr. Orelli ὡς ἀγοραῖος corrigiren wollte; wogegen G. H. Schäfer richtig bemerkt, daß der griechische Rhetor dieß für seine Griechen spreche, welche in der Kunst der Rede sich weit über die Römer setzten (Praefat. ad Aeneam Tacticum p. X ed. J. C. Orelli) und, füge ich bey, man muß dabey an Cic. Cato maior. c. 5 denken, wo es von Q. Fabius Max. heißt: „multae, ut in homine Romano, litterae.“ Und Dionysius mochte in der That den Polybius von dieser Seite nicht viel höher als einen Römer stellen, der in griechischer Sprache Geschichte schrieb; und wenn jener gleich im Verfolg sagt: εἰπεῖν τε, ὡς στρατιώτης, οὐκ ἀδύνατος, so kann man dieß wieder wie einen Ausspruch des Dionysius über Polybius betrachten, denn des letzteren Styl war „oratio castrensis, le style militaire.“

45) Dionys. Hal. de composit. verborum IV. 38. p. 61 ed. Schaefer. Man bemerke wohl, daß dort drey Classen von Schriftstellern unterschieden werden, die alten, die ihnen zunächst nachfolgenden und die noch späteren, wozu Polybius und Vorgänger und Zeitgenossen von ihm gerechnet werden; diese hätten auf die Schönheit des Vortrags gar nicht geachtet. — In unsrer Heidelberger Handschrift, die in Manchem abweicht, wird diese Kritik so eingeleitet: καὶ δὴ καὶ τοῖς ἀρχαίοις πολλὴ πρόνοια τῆς ἰδέας ἦν ταύτης· καὶ οὔτε τὰ ὀνόματα τοῖς ὀνόμασιν, οὔτε τὰ κῶλα τοῖς κώλοις . . . . . εὖ — Δοκεῖ δέ μοι (s. Sect. VI init. pag. 86 Schaef. Die Lücke läßt sich leicht aus andern Stellen des Buches und aus der Schrift über Demosthenes ausfüllen).

46) Namentlich Goudoever p. 116 sq., der diesen Ausspruch eine inepta sententia Dionysii nennt, und Krüger ad Dionysii Hal. Historiographica p. 260, welcher sagt, Dionysius sey nicht würdig, dem Polybius die Schuhriemen zu lösen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Julii Agricolae liber. Ad codices vaticanos et veteres editiones iterum recensuit atque adnotatione illustravit Ernestus Dronke. Fuldae in libraria Car. Müller G. F. Euler MDCCCXLIV. 8. 141 S.

Sollennia anniversaria in Gymnasio regio Ludoviciano rite celebranda indicit D. Franciscus Oelschlaeger, rector et professor. Insunt adnotationes criticae in C. Cornelium Tacitum. Suevofurti MDCCCXLIV. 4. 21 S.

Schon im Jahre 1771 hatte Brotier in der vaticanischen Bibliothek zwey Handschriften des Agricola von Tacitus verglichen und die Abweichungen von der Vulgata mitgetheilt, aber Herr Dronke war der erste, welcher von ihnen schon vor 20 Jahren eigentlichen Gebrauch zur Verbesserung des Textes machte. Er hielt es jedoch für rathsam, zuvor den französischen Collator zu controliren und die Handschriften noch einmal vergleichen zu lassen. Doch gelang es ihm damals nur mit der einen, denn Maggiorani, an den er sich deßhalb gewendet, versicherte ihn, es finde sich nur ein einziger Codex vor, der den Agricola enthalte. So schien also der zweyte noch von Brotier eingesehene Codex eben so verloren zu seyn, wie jener aus dem Puteolanus seine Ausgaben abdrucken ließ, und der die Grundlage unserer Vulgata bildet. Herr Dronke theilte im Jahre 1824 in einer auch sonst verdienstvollen Ausgabe die Varianten der Handschriften nach der Collation von Brotier und von Maggiorani mit.

Neuerlich aber ist es einem jungen Freund des Herrn Dronke, Namens Clemens gelungen, auch den andern Cod. Vat. in Rom wieder zu entdecken. Er hat ihn gleichfalls verglichen und die vorliegende Ausgabe theilt uns auch dessen Lesarten vollständiger und genauer mit als es von Brotier geschehen war. Die Ausbeute ist jedoch nicht bedeutend:

> Utrumque codicem ex eodem archetypo descriptum esse existimo, B vero a scriba satis rudi et imperito,

sagt Hr. Dr. selbst p. VIII, und Ref. findet die Richtigkeit dieses Urtheils durchaus bestätigt. Desto reicher ist der Gewinn, den der Text des Tacitus aus dem besseren Codex ziehen kann, und die Kritik neigt sich gegenwärtig dahin, diesen Codex zur Grundlage des Textes zu machen und die Autorität des Puteolanus ihm unterzuordnen. Aber einen Uebelstand haben wir zu beklagen, den Herr Dronke den Kritikern so leicht hätte ersparen können, während er nun das Signal zu einer babylonischen Sprachverwirrung gegeben hat. Nämlich Brotier hatte die beyden Handschriften nach ihren Bibliotheksnummern genannt: Vat. 3429 und Vat. 4498. Diese unbequeme Benennung behielt Hr. Dr. in der ersten Ausgabe bey. Ulrich Becker in seiner Ausgabe v. J. 1827 fand für gut, den ersteren Vat. I. und den andern Vat. II. zu nennen. In der Ausgabe von Immanuel Bekker ist wie bey Ernesti immer nur von einem V oder Vat. die Rede. Franz Ritter führte für den bessern Codex Vb, für

den schlechteren Va ein. Hr. Dr. kehrt es um und nennt den schlechteren B, den besseren A. Demnach hat fast jeder Editor einen andern Namen für diese Codices: der bessere Codex Nr. 3429 heißt bey U. Becker Vat. I, bey Ritter Vb, bey Dronke A;

der schlechtere Nr. 4498 bey U. Becker Vat. II, bey Ritter Va, bey Dronke B.

Wer wird nun in diesem wichtigen Kampf seiner Benennung den Sieg verschaffen? Ref. kennt keinen Grund, warum Ritter nicht den besseren Codex lieber Va genannt hat, wie U. Becker Vat. I.; aber da es einmal geschehen, so hätte sich der spätere Herausgeber wohl anschließen dürfen!

Gehen wir nun zur Ausgabe selbst über, so ist diese nicht eine Umarbeitung der ersten Ausgabe, sondern eine ganz neue Bearbeitung, so wie auch der Titel sie nicht als editio altera bezeichnet.

Ihr Zweck ist kritisch und exegetisch, und der Exeget scheint in gleichem Grade den kritischen Philologen wie den gebildeten Leser und selbst den Schüler im Auge gehabt zu haben. Natürlich, daß dann jede dieser Leserklassen manche Note als nicht für sie geschrieben betrachten muß. Den zwey letzten Klassen wird es ganz gleichgiltig seyn, ob quoties oder quotiens, petissem oder petiissem geschrieben steht, und der Philolog wird manches zum Theil ausführlich erläutert finden, was für ihn keiner Erläuterung bedurfte; z. B. c. 4 bey Forojuliensium und Massiliam. Diesem Uebelstand wäre durch eine Trennung der Bemerkungen in kritische und exegetische zum Theil abzuhelfen gewesen.

Der Text hat an vielen Stellen entschieden gewonnen, wenn auch nur in Kleinigkeiten und in sprachlicher Correctheit, und die Erklärungen enthalten in löblicher Kürze das Beste aus den bisherigen Commentarien. Ueberraschende Verbesserungen verzweifelter Stellen, deren es so manche in diesem Büchlein giebt, hat Ref. nicht gefunden.

Ref., der bereits 30 Jahre lang diesem Werkchen eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, benützt diese Gelegenheit zu zeigen, wie viel noch für die Reinigung des sehr verderbten Textes und für das Verständniß der Worte zu thun ist und wie viel bisher übersehene Schwierigkeiten zu lösen sind. Er thut dieß um so lieber, als er eine unreife Behandlung dieses Gegenstandes aus dem ersten Stadium seiner literarischen Thätigkeit wieder gut zu machen hat.

Gleich in der ersten Periode bemerkt Hr. Dr. mit Recht, daß in ignorantiam recti et invidiam der Genitiv zu beyden Substantiven gehöre. Hätte er nur auch den Begriff von rectum so erklärt, daß der Gedanke keinen Anstoß gebe. Die gewöhnliche Bedeutung von rectum ist die Tugend, als rechter und gerader Weg gedacht, als Synonymum von honestas und probitas. Diese Tugend kann wohl ein Gegenstand der Nichtbeachtung, ignorantia, seyn; aber auch des Neides? Wir zweifeln. Und man betrachte den Geist der ganzen Periode, in der von den Objecten einer Biographie die Rede ist, so wird man fühlen, daß dieser Begriff zu schwach ist. Alles gewinnt ein anderes Ansehen, wenn man rectum nach Tacitus Weise für erectum faßt und das Hervorragende darunter versteht. In diesem Sinne sagt Tacitus ohne Anfechtung Dial. 7. Quibus recta indoles est et bona spes sui; dagegen ist derselbe Ausdruck ihm Agr. 4 Sublime et rectum ingenium corrigirt worden in erectum. In Cic. Off. l. 30 Quint. X, 3, 25 und XI, 1, 16 schwankt wenigstens die Lesart zwischen rectus und erectus.

Die berühmt dunkle Stelle

> Mihi . . venia opus fuit quam non petissem ni incusaturus tam saeva et infesta virtutibus tempora

hat Hr. Dr. nicht eben kurz behandelt, ist aber doch über die Hauptfrage, was denn für eine venia gemeint sey, etwas leicht hinweggegangen; er sagt: veniam sibi petit inconditae ac rudis vocis quum apud priores celeberrimus quisque ingenio virtutis memoriam proderet. Also bloß für seine unvollkommene Darstellung bittet er um Nachsicht? Unmöglich. Wozu denn dieses pompöse Vorwort? und die Erwähnung des Rusticus und Senecio? Soll das alles nichts als die Einleitung zu einer schriftstellerischen Bescheidenheitsformel seyn? Diese ist durchaus Nebensache und enthält eine tiefere Beziehung, als man ihr gewöhnlich unterlegt. Er

bekennt nicht sowohl sich als Anfänger in der historischen Darstellung (denn er war ja doch kein Jüngling mehr) als er vielmehr der Schreckenszeit einen Vorwurf macht, welche die schriftstellerischen Talente gehindert habe, sich thätig zu entwickeln und auszubilden. Was die venia betrifft, so ist Ref. der Ueberzeugung, daß die Stelle verderbt sey. Man schreibe quam non spectavissem und man hat nicht mehr nöthig, auf 3 bis 4 Seiten plausibel zu machen, was Tacitus in einem nur dem subtilsten Scharfsinn lösbaren Räthsel habe andeuten wollen. Nämlich spectavissem steht, wie man es vor den Zeiten der strengen und willkührlichen Kritik mehrmals auch bey Cicero las, für exspectavissem, und unter venia ist die Preßfreyheit (sit venia verbo!) zu verstehen. Die ganze Vita Agricolae ist, wie Hoffmeister fein bemerkt, an die Stelle einer altrömischen laudatio getreten, und hätte gleich nach Agricolas Tod erscheinen sollen. Dieß war nicht thunlich; Tacitus mußte bessere Zeiten abwarten, wo er seinen Helden ohne Gefahr und Beschränkung, so wie er war, schildern und loben durfte.

Capit. 4 hat Hr. Dr. mit Recht Walchs unbegreifliche Erklärung von haussisse durch hausturum fuisse verworfen. Warum wiederholt er aber zugleich Walchs Versehen, hausurum zu schreiben?

Mit der Bemerkung in Cap. 5 electus quem contubernio aestimaret „aestimare significat magni aestimare sive magni facere," wird sich schwerlich irgend ein Latinist befreunden. Es giebt auch für uns Spätgeborene einen grammatischen Instinct der lateinischen Sprache gegenüber; dieser erklärt einen solchen Gebrauch von aestimare selbst bey dem kühnen Neuerer Tacitus für eine moralische Unmöglichkeit; und hätte Hr. Dr. Parallelstellen angeführt, was er nicht gethan, so würde man sich gedrungen fühlen, auch diese durch Emendation oder Interpretation zu beseitigen. Die Stelle ist allerdings schwierig, und auch von Walch durch einen Machtspruch erklärt. Ref. hält contubernio für den Dativ von einem zu ergänzenden idoneum abhängig, wie Hist. I, 18. IV. 68.

In der viel besprochenen Stelle Cap. 6.

Nisi quod in bona uxore tanto major laus quam in mala plus culpae est

geht Hr. Dr. wie seine Vorgänger mit Ausnahme Freinsheins über einen Punkt ganz leicht hinweg, indem sie die Worte so fassen, als ob es hieße nisi quod bonae uxoris und quam malae. Wir fragen, ob das Lateinisch ist: haec in me laus est für haec mea laus oder mihi laudi est, und erwarten mit Zuversicht wenigstens ein Achselzucken. Hieran scheitert die tiefsinnigste psychologische Entwickelung, so daß sich Ref. aller weiteren Einwendungen enthält. Es ist ein Wort ausgefallen:

nisi quod viri in bona uxore etc.

Beyde, Mann und Frau, verdienen wegen ihrer glücklichen Ehe großes Lob, nur der Mann noch in höherem Grade, weil die wohlgezogene Gattin gewissermassen sein, des Eheherren, Werk und Verdienst ist, so wie umgekehrt bey einer unglücklichen Ehe er die größere Schuld trägt, nämlich die zwiefache, erstens ein schlechter Ehemann und zweytens ein schlechter Eheherr zu seyn. Mit diesem Ausspruch harmonirt nach Geist und zufälligem Ausdruck Ann. III, 33. Nam viri in eo culpam si femina virum excedat.

(Fortsetzung folgt.)

1. Polybius ex recognitione Immanuelis Bekkeri.
2. Polybiana. Scripsit F. H. Bothe.

(Schluß.)

Nicht so Daunou [47]), dessen gerechte Würdigung wohl auch unter den deutschen Gelehrten näher bekannt zu werden verdient, weßwegen ich seine Worte hier beyfügen will: „Son ouvrage n'est pourtant point un modèle de l'art d'écrire; *et le jugement si dur qu' en a porté Denys d'Alicarnasse, n'est*

47) Biographie universelle Tom XXXV. p. 245.

pas aussi injuste qu'on le voudrait. Le style de Polybe est sans couleur, et sa diction sans élégance; il ne sait point exciter l'attention des lecteurs par l'éclat des images, ni par la profondeur ou l'originalité des pensées, ni d'ordinaire par la vivacité des sentiments. Son élocution monotone, peu figurée, peu souple, plus négligée que simple, moins claire que diffuse, n'annonce point un goût délicat ni un talent flexible. Toute fois il a tant de droiture et de franchise, il aime avec une telle constance la liberté, la vérité et la vertu, qu'on s'accoutûme à son language austére et qu'on ne sent plus que l'intérêt moral de ses leçons. Quelque fois, animé par des affections si pures, il prend un ton plus élevé; les mouvements de son ame se communiquent à son style; il devient éloquent à force de patriotisme et de probité" etc. Derſelbe bemerkt vorher auch ſehr richtig das aus ſeinen äſthetiſchen Mängeln ſehr erklärbare Stillſchweigen der nachfolgenden Kunſtrichter über ihn, eines Lucian, Quintilian, Longinus und, ſetze ich hinzu, Hermogenes, welches durch die faden Lobſprüche eines Aelian und Joſephus nicht aufgewogen werde. Und mit Daunou ſtimmen im Weſentlichen unſere neuern deutſchen Philologen überein. Wenn van Goudoever ſich auf ein Urtheil des J. A. Erneſti über den Polybius ſtützen will, ſo ſteht dieß in deſſen Zuſchrift zu den Werken des Cicero, bezieht ſich bloß auf des Polybius einſichtsvolle Darſtellung der römiſchen Staatsverfaſſung und iſt aus dem Jahre 1737. Später trägt derſelbe Kritiker kein Bedenken zu ſagen: „Polybio — qui vel a philosophorum scholis (beſonders füge ich in Bezug auf das Obige hinzu, der ſtoiſchen und der Stylbildung ungünſtigſten) vel a docendae juventutis Romanae consuetudine, vel a senectute vel aliunde aliquid huius vitii trahere potuit praesertim Graecam et scholasticam loquacitatem redolentia, digressiones, philosopho umbratico, quam historico pragmatico digniores" etc. [48]). — Aehnlich ſpricht J. Jac. Reiske in ſeiner derben Sprache von der profeſſoriſchen

48) Opuscull. philoll. et crit. p. 103.

Lehrſucht [49]) des Polybius. In ähnlichem Sinne urtheilen Wyttenbach und Heyne [50]); und Friedr. Aug. Wolf äußert ſich in ſeinen Vorleſungen über ihn: „Er hat keine Aequabilität des Styls; ſeine dictio iſt castrensis."

Ich glaube meine Anzeige nicht beſſer ſchließen zu können, als mit Hindeutung auf einige Stellen eines engliſchen Lehrgedichts über die Geſchichtſchreibung [51]), worin Polybius meines Erachtens eben ſo ſchön als gerecht gewürdigt wird, und das ſo anfängt (vs. 283):

Thou friend of Scipio! vers'd in war's allarms! —
(v. 289) O highly perfect in each nobler part,
The sage's wisdom and the soldier's art,
This richer half of Grecian praise is thine:
But o'er thy style the flighted Graces pine" etc. —;

und mit folgendem Bilde ſchließt:

Like Indian fruit, its rugged rind contains
Those milky sweets, that pay the searcher's pains."

Friedr. Creuzer.

49) Praefat. p. 764 verglichen Brandſtätter S. 28 f., der, wie bemerkt, auch über die Alexandrinismen und andere Spracheigenheiten des Polybius ſpricht.

50) Erſterer in der Prafatio ad Selecta Historr. grr. p. XVII; Letzterer in den Opuscull. academm. I. p. 105.

51) An Essay on History; by William Hayley Esq. London 1781 2te Ausgabe. — In Betreff der Form und Darſtellung möchte endlich auf Polybius anwendbar ſeyn, was Juſtus Lipſius von Guicciardini ſagte: inter veteres historicos est mediocris; und in der That, in der politiſch-didaktiſchen Abſichtlichkeit, in der Breite der Erklärungen, in den Wiederholungen und in der oft zu wortreichen Sprache gleichen ſie einander.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. März.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Julii Agricolae liber etc.

Sollennia anniversaria in Gymnasio regio Ludoviciano rite celebranda indicit D. Franciscus Oelschlaeger etc.

(Fortsetzung.)

Ebendas. hat Hr. Dr. aus den Vatt. medio luxuriae atque rationis aufgenommen, wie schon manche vor ihm thaten. Puteolanus fand modo für medio ohne Zweifel aus seinem Codex, da medio einen leicht verständlichen wiewohl falschen Gedanken giebt, während modo der Erklärung augenscheinlicher bedarf. Fassen wir medio ins Auge! Offenbar ist der Sinn, daß Agricola bey Veranstaltung der ihm obliegenden Festspiele das rechte Maaß gehalten habe — die Mitte — natürlich zwischen zwey Extremen, der Verschwendung und der Knickerey. Aber ratio ist nicht die Knickerey, abundantia nicht die Verschwendung, sondern jenes die Vernunft, die des Guten nicht zu viel thut, dieses das Vollauf, welches nichts vermissen läßt. Das sind beydes nicht Extreme, sondern Tugenden. Demnach würde Tacitus sagen, daß A. die Mitte zwischen zwey Tugenden, zwischen der vernünftigen Sparsamkeit und dem noblen Aufwand gehalten habe. Aber wer in aller Welt pflegt das juste milieu so zu charakterisiren? Dazu kömmt noch ein grammatischer Scrupel. Der Sprachgebrauch würde medio rationis et abundantiae verlangen, nicht atque oder ac. Behalten wir dagegen modo bey, so ergiebt sich der Sinn: Iudos duxit eo modo quem ratio atque abundantiae praescribebant.

Das befremdliche Tempus sensisset am Schluß desselben Capitels versteht Ref. nach H. Dronke's Erläuterung: Omnes fere perperam vertunt empfand; dicendum erat: würde empfunden, gefühlt haben, noch weniger als vorher. Warum nicht sentiret, was das natürlichste scheint? Die Antwort ist einfach: sensisset ist prägnant zu fassen und in sensisse diceretur aufzulösen. So kann ne oderim in Annall. XVI, 16 nichts anders bedeuten als ne odisse videar, und Hist. II, 47 sind Otho's Worte nemo imperium tam fortiter reliquerit eben so zu fassen. Dieser Gebrauch ist nicht dem Tacitus ausschließend eigen. Curt. VI, 7, 33. Ipsum tam levi autori nihil credidisse respondit; veritum ne jurgium . . non sine risu aliorum detulisset. Vgl. Plin. Pan. 28 fecisses und Cic. orat. I, 7, 26 incidisset.

Rec. kann nicht begreifen, wie man Cap. 9 die Worte tristitiam et arrogantiam et avaritiam mißverstehen kann. Wer kennt nicht die Art, wie Göthe's Egmont seinem Gretchen erst „den großen Egmont, der so viel Aufsehen macht," schildert als einen „verdrießlichen, steifen, kalten Egmont, der an sich halten, bald dieses, bald jenes Gesicht machen muß," und dann als Gegenbild „Klärchens Egmont," der „ruhig, offen, glücklich ist." Eben so ist Agricola in seinem Amte ernst bis zur Finsterkeit, vornehm bis zum Schein des Stolzes, und auf Roms Vortheil bedacht bis an die Gränze der Habsucht. War er wieder im Kreis der Seinen, so hatte er bereits alle diese lästigen Eigenschaften

abgethan und, wie wir sagen würden, auf seinem Bureauzimmer gelassen. Um den Contrast mehr hervorzuheben, wählt er die stärkeren Ausdrücke oder beurtheilt den Staatsbeamten von dem Standpunkt der Provinzialen. Statt dieser einfachen Auffassung müht sich Hr. Dr. mit andern ab glaublich zu machen, daß exuere vitium (und nicht etwa erst das Perfectum exuisse) die Bedeutung von liberum esse a vitio habe.

Cap. 10 bezeugt auch Hr. Dr., daß beyde Vatt. lesen fama est transgressis. Da dieß keinen Sinn giebt, so folgt er der Conjectur des Rhenanus transgressa. Nicht übel. Uns scheint diese Stelle auf das leichteste durch eine Versetzung zweyer Worte zu heilen. Es muß heißen:

> unde et in universum fama; sed transgresis immensum . . in cuneum tenuatur.

Die ersten Worte sagen dasselbe, als wenn transgressa dabey stünde, ganz wie Hist. II, 20. famam in caetera fore. Die Verbindung von transgressis tenuatur hat gleichfalls nichts Befremdliches für den Leser des Tacitus.

Gleich darauf folgt eine crux interpretum, die Worte

> Dispecta est et Thule, quam hactenus nix et hiems appetebat.

Wir erfahren hier vor allem, daß des Rhenanus Conjectur abdebat auch die Lesart des Ms. A ist, während B mehr mit Puteolanus stimmt: jussum et hiems appetebat. Hr. Dr. behält appetebat bey und vermuthet ein weiteres Verderbniß in den Worten hactenus nix oder jussum et, ohne selbst einen Heilungsversuch anzustellen. Er erkennt an, daß hactenus nicht temporell in der Bedeutung von bisher sich fassen lasse; mit Recht, denn es bedeutet anderwärts nichts als: nur bis zu dem und dem Punkt und nicht weiter. Mit Hrn. Dr. Andeutung ist die Sache aber nicht sonderlich gefördert und muß sich jeder nur zu weiteren Versuchen aufgefordert fühlen. Ref. hilft durch bloße Interpunction:

> **Dispecta est et Thule, quam hactenus! — nix et hiems appetebat.**

Dieß erklärt sich durch die Gewohnheit jener kühnen Ellipsen oder vielmehr Aposiopesen, die dem Styl des Tacitus einen so eigenthümlichen, subjectiven, lyrischen Charakter geben und ihn von seinen Vorgängern, selbst von dem der objectiven Darstellung gleichfalls entfremdeten Livius, so wesentlich unterscheiden. Das Verbum zu quam hactenus ist das obige: invenit domuitque. Die Flotte, heißt es, entdeckte und unterwarf die Orcaden; auch Thule sah man deutlich; aber hierauf mußte sich die inventio und domitio dieser Insel beschränken, denn der Winter war im Anzug und gestattete keine weitere Unternehmung. Für den römischen Stolz war veni, vidi, vici zusammen ein einziger Act; den Umstand, daß man nun einen klaren Begriff von der Lage des mährchenhaften ultima Thule hatte, bezeichnet Tacitus schon als eine halbe Eroberung. Hätte er schreiben wollen wie andere, bloß klar und nicht zugleich pikant, so würden wir vielleicht den Gedanken so ausgedrückt lesen: Classis Orcades . . . invenit domuitque; etiam Thulen hactenus, ut dispiceretur. Dieß ist der Begriff von dispicere, deutlich und nicht bloß in dunkler Form oder im Nebel sehen, wie διδειν. Vgl. Ann. III, 23.

Cap. 13 lesen wir Divus Claudius auctor operis. Hr. Dr. legt keinen Werth auf die auffallende, obwohl sinnlose Lesart seiner Mss. autoritate operis. Aber er erwähnt auch nicht, was an seinem Text auffallen und mißfallen muß. Tacitus nennt den Kaiser Claudius, den er doch in seiner Nichtigkeit hinlänglich kennt und verachtet, den Schöpfer des Werks; ein majestätischer Ausdruck, der für den nichts weniger als genialen Claudius viel zu ehrenvoll ist; und noch dazu gegen die historische Wahrheit, denn nur Julius Cäsar kann so heißen. C. Roth hat diesem Uebelstand durch eine sinnreiche, aber keineswegs wahrscheinliche Conjectur abzuhelfen gesucht. Das Wahre liegt in dem verderbten Wort autoritate, nämlich autor iterati operis. Dieß mäßige Lob paßt auf Claudius; er hat das frühere Unternehmen zuerst wieder aufgegriffen.

Cap. 15. Alterius manus centuriones, alterius servos vim et contumelias miscere. Diese

Lesart hat Hr. Dr. von dem Recenſenten ſeiner erſten Ausgabe Ottfr. Müller aufgenommen, mit der Erklärung: alterius manus, quibus utatur esse centuriones, alterius manus servos. Das läßt ſich wohl hören und auch allenfalls verſtehen; doch würde niemand zürnen wenn manus oder centuriones ganz fehlte. Ref. iſt überzeugt daß die Periode drey Glieder hatte, welche durch Ausfall eines Wortes auf zwey ungelenke zuſammengeſchrumpft ſind. Man leſe:

> Alterius manus, centuriones alterius, utriusque servos vim et contumelias miscere.

Mit dem Ausdruck manus ſpielt Tacitus offenbar auf die von Dr. nur zu ſehr auszugsweiſe angeführte Stelle Ciceros, Verr. II, 10, 27 an; dieſe Anſpielung verliert aber und iſt ſogar fehlerhaft, wenn er unter manus einen weiteren Begriff verſtanden wiſſen will als bey Cicero der Fall iſt; bey dieſem bedeutet es aber nur die langen Hände oder Finger der Attachés, die dem Verres betrügen und ſtehlen halfen, nicht die ſtarken Arme der Centurionen die ſeine Gewaltthaten ausführten. Daher können auch hier die manus die Helfershelfer nur der Civilgewalt bezeichnen, im Gegenſatz der centuriones, der Werkzeuge der Militärgewalt. Der Theſis und Antitheſis läßt die Rhetorik und beſonders Tacitus gern eine Syntheſis folgen; das ſind die Sclaven in deren Beſitz beyde Gewalten waren.

In Cap. 18 hat H. Dr. den Text weſentlich verbeſſert auf Autorität der bisher unbekannten Lesart ſeiner beyden Mſcr. indem er opperiri, quum Agricola ſtatt des bisherigen opperiri. Tum Agr. aufnahm. Dagegen hätte er bald darauf nach Anleitung derſelben Führer mit U. Becker ſchreiben ſollen: terrorem caeteris fore; denn universa iſt offenbar nichts als eine Dittographie aus der vorigen Zeile. Was Hr. Dr. als Gegengrund anführt, quia verba prout prima cessissent alius rei mentionem postulant quam terroris, bekennt Ref. nicht zu verſtehn.

Cap. 22 iſt die Frage was unter secretum zu verſtehn ſey, geheimnißvolle Zurückgezogenheit, oder Privataudienzen. Beydes obgleich ſprachlich gleich möglich will nicht recht paſſen. Dazu kömmt die Lesart der Vatt. secretum ut silentium. Alles löst ſich auf das ſchönſte durch eine richtige Interpunction: caeterum ex iracundia nihil supererat secretum, ut silentium ejus non timeres. Niemand wird die Lehre der Vulgärgrammatik daß der Genitiv secreti erforderlich ſey, auf Tacitus anwenden; vgl. Hist. 1, 16 nihil praeteritum, und Ann. XI, 37 nihil honestum.

Sehr erwünſcht iſt Cap. 25 daß Pichenas Conjectur victus oceanus für auctus von den beyden Hdſchr. beſtätigt wird. Gleich darauf erregen die Worte oppugnasse ultro gegründetes Bedenken. H. Dr. will ſie von Majore fama abhängig machen. Aber wie paßt das zuſammen? die Caledonier haben doch unläugbar die Offenſive ergriffen, und doch ſoll Tacitus ſagen daß dieß eine Uebertreibung ſey? Ref. ſchlägt vor zu leſen:

> majore fama, uti mos est de ignotis, castella adorti metum ut provocantes addiderant: oppugnasse ultro! regrediendumque etc.

die ſchwierigen Worte ſind ein Angſtſchrey der Römer und beſonders der gleich darauf ſprechenden admonentes.

> In der verzweifelten Stelle des 28. Capitels
> mox ad aquam atque ut illa raptis secum plerisque etc.

können nur beſſere Hdſchr. helfen. Die bisherigen Verſuche glaubt Ref. durch nachſtehenden Vorſchlag um einen Schritt weiter zu fördern

> mox ad aquam (näml. hauriendam) egressi atque vi alia raptantes cum plerisque . . proelio congressi.

Oder wäre gar egressi nicht ſowohl einzuſchalten als aus dem folgenden congressi zu entlehnen?

In Cap. 32 muß ſich Ref. noch immer an die Lesart des Puteolanus halten

> et libertatem non in praesentiam laturi primo statim congressu unde (verderbt aus uno die) ostendamus etc.

Calgacus hat eben die Briganten erwähnt die ſich befreyten, aber gleich wieder unterjochen ließen durch

ihre Sorglosigkeit. Diesen stellt er seine Caledonier entgegen die nicht nur für einen Augenblick, wie jene, die Freyheit erobern sondern für alle Zeiten sie behaupten würden. Dieß erkennt Dronke als einen guten Sinn an, aber zieht dennoch poenitentiam vor mit der geschrobenen Erläuterung: libertatem non ita laturi ut mox liberos fuisse nos poeniteat, scilicet ut Brigantes postea poenituit. Konnte Tacitus von den Briganten sagen, daß ihre Unabhängigkeit sie später gereut habe? Das wäre eine an Blasphemie gränzende Hyperbel, zu welcher kein Motiv vorliegt. Das vom Ref. früher vorgeschlagene impraesentiarum will er gern aufgeben ohne jedoch Hrn. Dr. zuzugestehn daß dieß so häufig und bey Tacitus selbst vorkommende Wort grammaticis et scriptoribus medii aevi deberi vel certe iis relinquendum esse.

Cap. 34 freuen wir uns Hrn. Dronke zu begegnen in der Deutung von ultro ruere als Infinitivus historicus oder vielmehr als Infinitiv, der nach Analogie des historicus auch auf eine sich wiederholende Handlung in der Gegenwart übergetragen sey, doch begnügt sich Hr. Dr. dieß einfach anzunehmen und nur den schnellen Uebersprung der Construction von diesem Infinitiv auf das wirkliche verbum finitum mit Beyspielen zu belegen. Dieß schien uns weniger nöthig, als die Nachweisung eines solchen Infinitivs ausserhalb der eigentlichen Erzählung. Wir wissen nicht ob sich solche Fälle bey andern Prosaikern finden; bey Tacitus aber kennen wir drey, die noch niemand neben einander zu stellen sich die Mühe genommen hat; die vorliegende Stelle, welche gewiß unverdorben ist; dann Germ. 7 unde feminarum ululatus audiri, was gleichfalls Anstoß gefunden, endlich Dial. 29 wo man insumitur für die handschriftliche Lesart insumere eingeschwärzt hat. So ist es freylich leicht mit Spracheigenthümlichkeiten eines Schriftstellers fertig zu werden!

Die schwierigste Stelle der ganzen Schrift ist in der Beschreibung der Schlacht am Berg Grampium. Wenn man sich ein recht klares Bild von der ganzen Schlachtordnung und der Schlacht macht, so überzeugt man sich, daß die equitum turmae durchaus die römische Reiterey bezeichnet. Nur ungern nennen die Römer einen barbarischen Reiterhaufen turma, sie thun es aber bisweilen, weil sie für die Reiterey keinen so bestimmten Ausdruck haben wie catervae im Unterschied von cohortes für das Fußvolk. Wenn daher equitum turmae in einer Schlacht zwischen Römern und Barbaren ohne Zusatz genannt werden, sind immer die römischen turmae gemeint. Von diesen kann es aber nun freylich nicht heissen fugere; wenn das factisch der Fall gewesen wäre, so hätte Tacitus schon einen euphemistischen Ausdruck gefunden. Hier ist nun offenbar eine Lücke, ich glaube nur von zwey Worten. Wir schreiben:

Interim equitum turmae immissae, ut fugere covinarii, peditum se proelio miscuere.

Agricola ließ, nachdem die Cohorten, das Fußvolk, angegriffen, seine Reiterey einhauen; natürlich auf die feindliche Reiterey in der Ebene, d. h. auf die covinarios; als diese in die Flucht geschlagen waren unterstützte die siegreiche Reiterey, auf die Verfolgung der covinarii verzichtend, ihr fechtendes Fußvolk, und verbreitete durch ihre Erscheinung Schrecken bey den Britannen, der sich jedoch bald minderte, als die Reiterey in dem Gedräng und unebenen Terrain nicht frey agiren konnte. Es hatte gar nicht das Ansehn eines Reitergefechts

cum e gradu stantes simul equorum corporibus impellerentur

nach unserem Vorschlag, d. h. weil sie wie der miles statarius auf Einen Platz gebannt waren, während doch zugleich ihre Pferde vorwärts wollten. Dieß ist der traditionellen Lesart am ähnlichsten:

cum aegra diu aut stante simul etc.

Das störende aut hat sich aus der folgenden Zeile hieher verirrt; da muß es eingeschoben werden an seiner rechten Stelle:

vagi currus aut exterriti . . equi etc.

Die Redensart von e gradu stantes ist freylich ungewöhnlich, sie ist durch eine Verbindung der zwey gewöhnlichen entstanden: e gradu pugnantes et in gradu stantes. Hr. Dr. giebt mit C. Roth

quum auriga tunc adstante simul etc.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Julii Agricolae liber etc.

Sollennia anniversaria in Gymnasio regio Ludoviciano rite celebranda indicit D. Franciscus Oelschlaeger etc.

(Schluß.)

In Cap. 39 lieſt man:

frustra studia fori et civilium artium decus in silentium acta si militarem gloriam alius occuparet.

Hr. Dr. verweiſt einfach auf C. Roth. Dieſer faßt studia fori als die Aeußerungen der Neigung von Seiten des Publicums für einen vor Gericht ſprechenden Redner, und civiles artes für die Tüchtigkeit zu Staatsgeſchäften. Nur in silentium acta erklärt Hr. Dr. ſelbſt: machen, daß etwas verſtummt. Der erſte und unbefangene Blick wird jedoch in studia fori vielmehr ein Synonymum von eloquentia forensis finden und die Tüchtigkeit zu Staatsgeſchäften wird nicht ſachgemäß durch civilium artium decus umſchrieben werden. Aber ſey dem ſo: da jedoch nach der allgemeinen Anſicht hiemit auf Domitians Verfolgung beſonders gegen die Philoſophen hingewieſen wird, ſo muß es auffallen, daß die Darſtellung vermuthen läßt, dieſes Schreckensſyſtem habe beſonders den praktiſchen Bildungszweigen gegolten, während Domitians Grimm doch nur gegen die Ideologen gerichtet war. Ferner begann ja dieſes Syſtem erſt nach Agricolas Tode; Domitian kann ſich alſo hier noch nicht darauf beziehen. Was folgt hieraus? Die ganze Stelle iſt bisher völlig mißdeutet worden. Es muß ein Komma nach artium decus geſetzt werden, ſo daß frustra nicht ein zu acta gehöriges Adverbium iſt, ſondern das Prädicat zu studia und decus und auf gleicher Stufe mit dem aſyndetiſch verbundenen in silentium acta ſteht. Die studia fori und artes civiles ſind die Künſte des Domitianus ſelbſt. Wir überſetzen: „ſeine Redekunſt im Gericht und ſeine geheime Regierungskunſt helfe ihm nichts, ſey in den Hintergrund gedrängt, wenn ein anderer für einen größeren Kriegshelden gelte als er; dieſer Ruhm ſey eine unerläßliche Pflicht für einen Kaiſer, jene Künſte gelten nur als Beywerk und Schmuck.“ Daß Domitian den Gerichtsverhandlungen eifrig und ſelbſtthätig beywohnte, bezeugt Sueton. c. 8 und dieſe Neigung iſt mit Quintilians Compliment Instit. IV, ps. 3 gemeint, ut in omnibus ita in eloquentia quoque eminentissimus, nicht ſeine dichteriſchen Verſuche; und daß er auf ſeine machiavelliſtiſche Politik ſtolz war, geht aus ſeinem Benehmen mannichfach hervor. Die Redensart in silentium acta hat nun gleichfalls einen andern Sinn; silentium iſt paſſiv zu faſſen wie bey Salluſt vitam ne silentio transeant, d. h. ruhmlos.

Eine bisher ganz unbeachtete Schwierigkeit findet Ref. in Cap. 42. Proprium humani ingenii est, odisse quem laeseris. Hr. Dr. vergleicht mit andern die Stelle von Senec. II, 33. Hoc habent pessimum animi magna fortuna insolentes: quos laeserunt, et oderunt. Ref. iſt kein Freund jener altmodiſchen Jagd auf Imitationen; hier aber iſt gewiß keine zufällige Aehnlichkeit, ſondern eine Anſpielung oder wenigſtens eine Reminiſcenz an einen pikanten Spruch eines berühmten Modeſchrift-

stellers, der unverkennbaren Einfluß auch auf Tacitus hatte, ungeachtet dieser in seinen späteren Jahren Senecas Geist und Bildung nur sehr bedingt anerkennt; Ann. XIII, 3. Aber nun vergleiche man beyde Stellen. Die Neigung, diejenigen, die man verletzt hat, auch zu hassen, nannte Seneca eine Eigenschaft der Tyrannen; denn diese sind durch magna fortuna insolentes umschrieben; Tacitus dagegen macht sie zu einer allgemeinen Eigenschaft der menschlichen Natur. Und das ist nicht so hingeworfen, sondern es erscheint als eine Correctur von Senecas Ausspruch, also als ein wohl bedachter Satz, mit dem es ihm voller Ernst sey. Dieser neue Gedanke nun: jeder Mensch pflegt den zu hassen, den er verletzt hat, ist nicht nur ein Paradoxon, sondern verräth auch eine Ansicht von der natürlichen Verderbtheit der menschlichen Natur, wie sie kaum greller auszusprechen ist. Denn, unbefangen angesehen, wie wird der gute und edle Mensch sich gegen den von ihm beleidigten benehmen? ich denke, er wird die Wunde, die er geschlagen, zu heilen, das Gemüth, das er sich entfremdet, zu versöhnen suchen. Und der gewöhnliche oder charakterschwache Mensch? er wird dem Beleidigten ausweichen und sich Glück wünschen, wenn seine Beleidigung nicht vergolten wird. Seine Abneigung wird Furcht, aber nicht offensiver Haß seyn. Nur der böse Mensch hat zugleich Kraft und Herzlosigkeit genug, den einmal Beleidigten bis zur endlichen Vernichtung zu verfolgen; das Bewußtseyn, daß jener ihn hassen müsse, giebt seinem eigenen Hasse immer neue Nahrung. Gleicht es nun dem Gemüth des Tacitus, diese Denkart der bösen Menschen zur Denkart der Menschen überhaupt zu machen? Er ist zwar des Glaubens, daß die Mehrzahl der Menschen, besonders seiner Zeitgenossen, schwach und characterlos sind, aber nicht, daß sie bös und boshaft sind. Wer den Tacitus als gallsüchtig und schwarzblütig verschreit, hätte sich auf diese eine Stelle berufen können, um seine Ansicht hinlänglich zu bekräftigen. Aber sie steht allein und ist durch die leichteste Emendation zu beseitigen:

Proprium inhumani ingenii est etc.

Das ist so viel als unmenschlich, saevus, nach einem dem Tacitus so viel Ref. weiß eigenthümlichen Gebrauch; vgl. Hist. II, 70. III, 83, während dieß Adjectiv sonst nur in der milderen Bedeutung von inhuman oder ungebildet sich findet.

In den nächst folgenden Worten: Sciant quibus moris est illicita mirari, folgt H. Dronke der allgemeinen Deutung: omnia quae ex contumacia et nimio inanique studio libertatis atque jactatione proficiscuntur, qualia multi illius aetatis Stoici faciebant. Auch Ref. theilte diese Ansicht, bis er in der fast vergessenen Uebersetzung des geistreichen C. Fr. Bahrdt die anspruchslose Bemerkung las: „Er meint den willkührlichen und bey der ersten besten Mißlichkeit leichtsinnig unternommenen Selbstmord. Auch unter ruchlosen Fürsten, will Tacitus sagen, kann ein wirklich großer und weiser Mann leben.“ Die Richtigkeit, ich möchte sagen ausschließende Möglichkeit dieser Erklärung bestätigt der Sprachgebrauch. Ein menschliches Verbot heißt wenigstens bey Tacitus niemals illicitum; überall bezeichnet er damit etwas, was durch die Natur oder göttliche Ordnung, durch die ἀγράφους νόμους oder wenigstens durch das Ehrgefühl verboten ist. Vgl. Ann. III, 27. XIII, 12. XV, 37. Hist. III, 33. Das entsprechende griechische Wort gebraucht Plato von derselben Handlung: Phaedon. p. 61, C. οὐ μέντοι ἴσως βιάσεται ἑαυτόν· οὐ γάρ φασι θεμιτὸν εἶναι.

Ref. verbindet hiemit die Anzeige schätzbarer Beyträge zur Kritik des Tacitus, besonders der Annalen und Historien, welche ein sehr geachteter und verdienter Schulmann unseres Vaterlands in vorliegendem Schulprogramm mitgetheilt hat. Es sind dieser Bemerkungen 57 an der Zahl, nach welchem Princip geordnet hat Ref. nicht errathen können. Da sie fast sämmtlich schwierige und viel besprochene Stellen betreffen, so wird der Verfasser wie der Leser sich zufrieden erklären, wenn auch nur ein kleiner Theil dieser Conjecturen die sofortige Aufnahme in den Text verdient; denn in der neueren Periode der philologischen Wortkritik werden durchschnittlich wohl 100 Verbesserungsversuche (die offenbar schlechten ungerechnet) gemacht, ehe einer

davon als wirkliche Verbesserung angesehen wird — natürlich, da uns nur die Nachlese, d. h. die Heilung der tiefstliegenden Fehler übrig gelassen ist.

Diese Ehre der Aufnahme in den Text verdient vor allem p. rr der Vorschlag, in Hist. IV, 42. Sed diutius durant exempla quam mortales zu lesen statt des corrupten mores. Bisher hat man sich mit Lipsius Conjectur autores, begnügt.

Gleiche Evidenz wie dieser Conjectur kann Ref. keiner andern zusprechen; doch sind noch viele sinnreich und ansprechender als die früheren. Dahin zählen wir §. 51. zu Hist. III, 24. cur irati sumpsissent für die handschriftl. Lesart cur rari sumpsissent. Agr. 20. ut nulla ante Britanniae nova pars illacessita transierit, wo H. D. das von dem Ref. für die Kritik des Tacitus empfohlene Mittel der Wortversetzung anwendend vorschlägt: ut Britanniae nova pars ut nulla ante, illacessita transierit.

Eben so ist Ann. XII, 42. qui mos (oder vielmehr honos, wie von Ursinus angenommen wird) sacerdotibus et sacris antiquitus concessus, wo 5 Handschriften (freylich gerade der Med. nicht) das verderbte Wort Druidibus nach sacris einschalten. Darin liegt, meint der Verf., die rechte Lesart: sacris deorum ritibus verborgen. Vergl. p. 13.

Gegen manche der übrigen Conjecturen läßt sich einwenden, daß sie nicht nöthig oder nicht passend seyen.

Gleich die erste, Ann. III, 3. seu victus luctu animus magnitudinem mali perferre visu non toleravit. Hier kann doch durchaus nichts auffallen als die Verbindung von perferre toleravit. Zu dessen Schutze ist schon Plin. H. XXVI, 1 angeführt worden. Aber Tacitus selbst liebt diese Fülle des Ausdrucks. Dial. 2. Maturare libri hujus editionem festino.

S. 4. Defensio in caeteris trepidavit Ann. III, 14 soll certis gelesen werden. Der Verf. erinnerte sich nicht an den lateinischen Gebrauch von caeteri, demnach es sich auf das folgende bezieht und sein Gegensatz erst nachfolgt; hier solum veneni crimen visus est diluisse.

S. 9 tot per annos visum fastigii regimen Ann. XIV, 54 will Hr. D. in usurpatum verbessert wissen. Aber Seneca wählt visum, um die Regierungszeit des Claudius, welche Nero mit angesehen oder erlebt hatte, mit einzuschließen und dadurch die Zahl der tot anni, welche dem Nero Reife und Erfahrung verliehen hätten, zu vergrößern.

S. 15. Et illi quidem quos principium stragis in mortem afflixerat ut tali sorte cruciatum effugere nimmt der Verf. Anstoß an ut tali sorte. Mit Unrecht. Jede gewaltsame Todesart, wie hier die Zerschmetterung durch ein zusammenstürzendes Haus, macht, wenn auch der Tod schnell erfolgt, doch den Eindruck eines qualvolleren Todes als der auf dem Krankenbett. Also die sogleich ganz Erschlagenen hatten verhältnißmäßig weniger Qualen zu erdulden im Vergleich mit den lebendig unter den Ruinen Begrabenen.

S. 16. Syriae executio Ann. XV, 25 soll in Syriae exercitus verwandelt werden. Keineswegs. Corbulo war Statthalter von Syrien, nach XIV, 26. Nun überträgt der Senat dem Corbulo den Krieg in Armenien und giebt ihm einen Nachfolger in Cincius.

S. 13 soll Ann. XIII, 41 Nam cuncta extra tecta hactenus sole illustria fuere verbessert werden in tecta tuentibus; wenig ansprechend. Zugegeben, daß tueri, d. h. scharf ins Auge fassen, nach Tacitus Weise für das Compositum in tueri stehen könne, so ist der ganze Zusatz ein unnützer und durch die verglichene Stelle Hist. V, 11 procul intuentibus mit nichten geschützt, denn da ist ja procul die Hauptsache. Ref. muß hier gegen seine eigene Erklärung eben so wie gegen Hrn. Oelschlägers Conjectur zu Felde ziehen. Das anstößige hactenus besagt eben so viel als des Lipsius Conjectur tectis tenus. Der Sinn ist: Alles außerhalb der Häuser (d. h. der Stadt) stand so weit (d. h. bis zu der Stadt) im Sonnenschein. Allerdings ist hactenus entbehrlich — so wie auch das griechische ὧδε oder οὕτως hinter einem Participp entbehrlich, aber darum nicht bedeutungslos, nicht lästig, nicht corrupt ist. Eben so unver-

fälſcht iſt Hist. IV, 86. Domitianus . . simplicitatis ac modestiae imagine in altitudinem conditus. Es iſt derſelbe Gebrauch wie Ann. III, 44 altitudine animi. Er zog ſich in ſich ſelbſt zurück und äußerte ſich nicht mehr über Politik, indem er glauben ließ, er ſey für einen Diplomaten zu ſchlicht und ehrlich, simplex, und fühle ſich den älteren Männern gegenüber noch nicht reif genug, modestus.

In Ann. III, 11. Ac premeret p. 1 und Hist. II, 4 labor hätte ſich H. D. bey der Annahme einer Dittographie beruhigen uud dieſe Wörter lieber tilgen als verbeſſern ſollen.

Ann. XVI, 2. delectum navigium ſoll in delectus navigantium verwandelt werden. Aber das müßte nothwendig nautarum heißen. Eben ſo iſt §. 57. der Vorſchlag remorante für remigante gegen den Sprachgebrauch. Hier wäre remanente erforderlich. Es muß wahrſcheinlich uno regente geſchrieben werden; dieß iſt ein Synonymum von gubernare.

Ann. IV, 21 will H. D. den neutralen Gebrauch von augere nicht gelten laſſen und ſchlägt augescere vor, trotz des Vorganges von Cato und Salluſtius, denen noch Catull beygefügt werden kann. Wenn der Verf. hier und p. 18 zu Ann. XVI, 4. Et plebs quidem urbis nach einem Grund fragt, warum Tacitus von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch abgehe und nicht augeri und plebs urbana wie andere ſchreibe, ſo verkennt er eine der weſentlichſten Eigenthümlichkeiten des Tacitiſchen Styles. Es iſt hier ein Theil der *σεμνότης* der hiſtoriſchen Darſtellung im Sinn des Thucydides und Tacitus nicht ſo zu ſchreiben, wie man es nach der populären Weiſe erwartet. Eben ſo wenig iſt es von Bedeutung, daß Tacitus augere ſo oft in ſeinem gewöhnlichen Sinn gebraucht. Johann Müller ſchreibt mit eben ſolcher Inconſequenz bald waffnen, bald ſich bewaffnen und würde in große Verlegenheit gekommen ſeyn, wenn er jedesmal ſeine Gründe für das eine oder andere hätte angeben ſollen. Wer von unſern heutigen Schriftſtellern iſt denn ſo conſequent im Gebrauch der

Wörter und der Conſtructionen, wie unſere Kritik es den Alten in der Regel zuzumuthen pflegt?

L. D.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

Manuſcripte.

Hiſtoriſche Beſchreibung des Durchl. Hauſes von Bayern Urſprung, Hochheiten, Abtheilung, Glück = und Unglücks-Fählen, aus dem Churbayr. Archiv und darinnen befindlichen Documentis und Manuſcriptis zuſammengetragen von H. Johann Caſpar Schmidt, Churfürſtl. geh. Canzlern. Cod. chart. in fol.

Gült = und Zinßbuch des Kloſters Tükelhauſen. Cod. chart. in fol.

Druckwerke.

E. de Ochoa, Catalogo razonado de los manuscritos españoles existentes en la biblioteca de Paris etc. Par. 1844.

L. Bréauté, Catalogue de la bibliothèque de la ville de Louviers. Rouen 1843.

Dr. C. L. Grotefend, Verzeichniß der Handſchriften und Incunabeln der Stadtbibliothek zu Hannover. Hannover 1844.

Supplement to the London catalogue of books, edition dated 1839. Containing the new works published in London from 1839 to 1844. Lond. 1844.

Le catalogue des imprimés de la bibliothèque de Reims. I. Théologie. Jurisprudence. Reims 1843.

Biblioteca di scienze morali, legislative ed economiche . . . compilata sotto la direzione di Pasq. Stanisl. Mancini. Fasc. I. Napoli 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. März.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Ueber die Zahl der Schauspieler bey Aristophanes. Von Carl Beer, Mitglied der griechischen Gesellschaft zn Leipzig. Nebst einem Anhange, Personenveränderungen einzelner Stellen der Aristophanischen Komödien enthaltend. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung 1844.

Es ist heutzutage allgemein bekannt, daß die scenischen Darstellungen in Athen von Staats wegen bestimmten Normen untergeordnet waren und vorzüglich, daß seit Sophokles die Dreyzahl von Schauspielern als gesetzliche Gränze galt, welche kein tragischer Dichter hätte überschreiten können, ohne Gefahr zu laufen, sowohl von Seite des Staates als des richtenden Publicums mit seinem Kunstproducte abgewiesen zu werden. Der Tragiker mußte also beym Entwurfe seines Stückes wie bey der Ausführung wohl darauf Bedacht nehmen, die handelnden Personen so zu gruppiren, daß er nicht mit jener nach unseren Ansichten knapp zugemessenen Zahl in Verlegenheit gerieth und eine schickliche Vertheilung der Rollen mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln vornehmen konnte. Wie diese Vertheilung in den uns geretteten Tragödien am besten geschehen könnte, das ist annoch eine manchfach bestrittene Frage, die deßwegen nicht leicht Erledigung finden wird, weil dabey dem ästhetischen Geschmack des Einzelnen viel überlassen bleibt. Wenn nun aber jene Dreyzahl für die Tragödie als fest einschließende Schranke dastand, so ist dieselbe noch nicht sofort als gleich gültig für die zweyte Art dramatischer Poesie hinzustellen und man kann mit Recht fragen: War nicht die altattische, ihrem Inhalt nach so freye, fast zügellose Komödie über diese scheinbar lästige Einschränkung erhaben? und zu welchem Resultate gelangen wir, wenn wir die uns vollständig erhaltenen Stücke dieser Dichtungsart deßhalb kritisch untersuchen? Diese Fragen sind es, welche Hr. C. Beer in dem oben bezeichneten Buche geprüft und nach den uns vorliegenden Hülfsmitteln zu entscheiden gesucht hat. Er geht hiebey den einzig sichern Weg, nichts im Voraus zu supponiren und überhaupt nichts als ausgemacht hinzustellen, außer was sich historisch nachweisen läßt, und nur das für wahrscheinlich zu halten, was aus solch unbezweifelten Acten oder Thatsachen vernunftgemäß geschlossen werden kann. Daher begleitet die ganze Untersuchung Klarheit, Gründlichkeit, Einfachheit und wenn sich auch, zumal bey Besprechung einzelner Stellen, hie und da eine andre Ansicht geltend machen läßt, so kann Ref. nicht umhin, zu erklären, daß er in der Hauptsache mit dem Verf. vollkommen übereinstimmt.

Das Buch zerfällt in drey Theile; im ersten, der Einleitung, beantwortet der Verf. die erste der eben angeregten Fragen, ob die attische Komödie in ihrer Blüthezeit und gleichfalls ein Pflegling des Staates das Gesetz, dem ihre Schwester unterthan gewesen, umgangen habe, oder nicht. Ehe er sich für das ja oder nein entscheidet, berührt er noch einige Controverspunkte in der Tragödie selbst, die Vertheilung der Rollen, ihren Werth, den Begriff des Parachoregems und Paraskenions, wobey er sich meistens der Autorität O. Müllers und K. Fr. Her-

manns anschließt; sodann aber glaubt er sich theils durch Wahrscheinlichkeitsgründe, theils durch ausdrückliche Zeugnisse berechtigt, anzunehmen, daß auch die Komödie in jener guten Zeit hinsichtlich der Zahl der Schauspieler an dieselben Gesetze gebunden war, wie die Tragödie. Jene Gründe sind namentlich folgende: Die komischen Dichtungen wurden rücksichtlich ihrer Aufführung und Beurtheilung vom Staate ganz ebenbürtig mit den Tragödien behandelt; die Alten selbst schweigen gänzlich über einen gesetzmäßigen vierten Schauspieler für diese Art der theatralischen Unterhaltung; wenn der Anonymus περὶ κωμῳδίας (Meineke hist. crit. com. Graec. p. 540) berichte, Kratinus habe die Personen in der Komödie bis auf drey festgesetzt, gegenüber der ἀταξία seiner Vorläufer (ἐπιγενόμενος δὲ ὁ Κρατῖνος κατέστησε μὲν πρῶτον τὰ ἐν τῇ κωμῳδίᾳ πρόσωπα μέχρι τριῶν συστήσας τὴν ἀταξίαν), so hätte diese Maßregel nur den Parachoregemen und ihrem übermäßigen Gebrauch gegolten, die Bestimmung dieses Komikers selbst aber träfe mit der nämlichen des Sophokles für die Tragödie fast zusammen, er habe dem Sophokles, dem Erfinder dieser Norm, nur nachgeahmt, woraus sich die Worte des Aristoteles rechtfertigten: αἱ μὲν οὖν τῆς τραγῳδίας μεταβάσεις καὶ δι' ὧν ἐγένοντο οὐ λελήθασιν· ἡ δὲ κωμῳδία διὰ τὸ μὴ σπουδάζεσθαι ἐξ ἀρχῆς ἔλαθεν . . . τίς δὲ πρόσωπα ἀπέδωκεν ἢ προλόγους ἢ πλήθη ὑποκριτῶν καὶ ὅσα τοιαῦτα ἠγνόηται — dieß sey erklärlich, weil die Namen der Komiker ohne Verdienste hiefür waren — alles dieß zusammengenommen deute rücksichtlich der Schauspielerzahl auf gleichmäßige Stellung der komischen und tragischen Dramata. Diese Annahme wird nun zweytens durch vollgültige und bewährte Zeugnisse zweyer Autoren, obwohl aus späterer Zeit, bekräftigt, worin mit ausdrücklichen Worten der Komödie drey Schauspieler zuerkannt werden; es sind Euanthius und Diomedes.

Man ist um so eher geneigt, dieser Meinung beyzutreten, wenn man bedenkt, wie hoch die Griechen die Schönheit und Geschlossenheit der Formen bey allen Schöpfungen der Kunst angeschlagen haben; erlaubte sich der Komiker der guten Zeit nicht einmal im Trimeter die alte Form willkührlich zu durchbrechen, wie viel weniger durfte er es wagen, eine solche Neuerung einzuführen, welche zugleich so auffallend in die obrigkeitliche Zuständigkeit bey den scenischen Festen eingegriffen hätte. Daß dieses Gesetz später außer der gehörigen Achtung geblieben sey, ist nicht minder glaublich, als es gewiß ist, daß die Freyheit des ächten attischen Lustspiels durch ein Gesetz gehemmt und somit der politische Endzweck desselben vernichtet wurde:

> in vitium libertas excidit et vim dignam lege regi: lex est accepta chorusque turpiter obticuit sublato iure nocendi.

Bezüglich der angezogenen Stelle des Anonymus περὶ κωμῳδίας glaube ich nicht zu irren, wenn ich behaupte, es sey hier von einer Beschränkung der Schauspielerzahl überhaupt nicht die Rede, sondern mehr von einer kunstmäßigen Regelung der Komödie in Form und Gehalt, wie dieß besonders aus dem vergleichenden Urtheile des Autors hervorgeht, welches er über Aristophanes und Kratinus beyfügt: ἀλλ' ἔτι μὲν καὶ οὗτος (sc. Κρατῖνος) τῆς ἀρχαιότητος μετεῖχε καὶ ῥήμα πως τῆς ἀταξίας· ὁ μέντοι γε Ἀριστοφάνης μεθοδεύσας τεχνικώτερον τῆς μεθ' ἑαυτοῦ τὴν κωμῳδίαν ἐνέλαμψεν ἐν ἅπασιν κ. τ. λ. Vergl. Gelehrt. Anz. 1842. Nr. 146.

Die Worte des Diomedes, welche die Dreyzahl als allgemein feststehend bestätigen, sind folgende: dramata dicuntur tragica aut comica παρὰ τὸ δρᾶν, i. e. agere. Latine fabulae appellantur. In Graeco dramate fere tres personae solae agunt ideoque Horatius ait: „nec quarta loqui persona laboret“ quia quarta semper muta. „Die letzten Worte sind offenbar verdorben; denn wer eben davon sprach, daß im griechischen Drama in der Regel bloß drey Personen handelten, der kann nicht hinzufügen, die vierte Person sey immer eine stumme.“ So der Verf., welcher aus dem angeführten Grunde des Diomedes Worte also ändert: quinta semper muta. Diese Aenderung wird mit einer bald darauf folgenden Vorschrift gerechtfertigt, welche Diomedes bey Gelegenheit der Definition von den Diverbien giebt; hier heißt es: personae autem diverbiorum aut duae aut tres, raro autem quatuor esse debent; ultra augere numerum

non licet. Allerdings wäre in der ersten Stelle des Diomedes Widerspruch, wenn wir die vom Verf. angenommene Verbindung für die nothwendige halten; allein Ref. glaubt, die Worte des Diomedes quia quarta semper muta hängen nicht mit dem eigentlichen Text der Stelle zusammen, sondern sind bloß eine etwas ungenaue Erklärung zu dem Horazischen Edict: nec quarta loqui persona laboret. Diomedes denkt hiebey zunächst wohl an die strenge Regel der alten Tragödie und stimmt so zur Hälfte mit dem Comment. Cruq. zur Horazischen Stelle (Ars poet. 192): quarta persona cum inducitur, debet aut omnino non loqui vel admodum pauca; inducitur enim aut ut adnuat aut ut aliquid ei imperetur. So gefaßt scheint keine Conjectur erforderlich und das Verhältniß der beyden Stellen des Grammatikers stellt sich nur so, daß er in der ersten die griechischen Meister (in Graeco dramate sagt er) besonders im Auge hat, in der zweyten den römischen Komikern die gesetzmäßigen Schranken anweist.

Nimmt man die Dreyzahl von Actoren nach dem obigen als stehende Norm auch für die Komödie, so kommt man von selbst an die Untersuchung der zweyten Hauptfrage: wie harmonirt zu diesem Kunstgesetz die gegenwärtige Rollenvertheilung in den uns vollständig überlieferten Komödien und ist nicht Grund vorhanden, wenn es in der Mehrzahl der Fall ist, daß beyde congruiren, anzunehmen, es habe bey Bezeichnung der handelnden Personen leicht eine Verwechslung oder willkührliche Setzung statt finden können. Letzteres bestätigen die Schwankungen der Codices und Ausgaben und vieles ist in neuerer Zeit in dieser Beziehung kritisch festgestellt worden, wie namentlich jüngst noch durch specielle Abhandlungen von G. Hermann, Fritzsche, C. Fr. Hermann, Enger u. s. w., deren Leistungen Ref. leider meistens nur durch Relation bekannt sind. Hr. B. beantwortet die schwebende Frage im zweyten und dritten Theil seines Werkes, indem er in jenem jedes einzelne Stück des Aristophanes nach dem aufgestellten Regulativ prüft, die deßhalb nothwendigen Veränderungen motivirt und am Schlusse das Personenverzeichniß und die ihm am meisten zusagende Rolleneintheilung beyfügt, in diesem aber einzelne

Stellen der Art bespricht, welche ohne directen Einfluß auf die planmäßige Vertheilung eines Stückes einer Berichtigung bedürftig schienen. Ref. wird der Kürze wegen die Bemerkungen, welche er hierorts aushebt, ohne jene Geschiedenheit der Haupt- und Nebenfragen folgen lassen.

Ich wähle zuerst die Acharner. Mit Recht verwirft Hr. B. Brunck's Ansicht, nach welcher in den Versen 46, 54, 59 statt des Herolds plötzlich ein Prytane das Wort ergreifen soll und erklärt das Scholion zu V. 54, welches Brunck zu jener Muthmaßung bestimmt hatte, ganz einfach so, daß der Prytane durch den Mund des Herolds gesprochen habe; ob er aber mit gleicher Berechtigung die Vs. 253 — 258 der Frau des Dikäopolis abspricht und sie dem letztern selbst zutheilt, nach dem Vorgange Elmsleys, möchte ich noch nicht unterschreiben. Denn auf diese Weise würde dann Dikäopolis von V. 239 — 279 fortsprechen und nur durch die zwey Verse 245 und 246 von seiner Tochter unterbrochen werden, deren Worte nicht einmal an ihn, sondern an die Mutter gerichtet sind, so daß diese gleichfalls als eine ziemlich überflüssige, ja störende Person erschiene. Meines Erachtens ist V. 244 der Frau des Dikäopolis zurückzugeben, Mutter und Tochter bereiten das Festopfer vor, nach der Mahnung des Dikäopolis V. 241 — 243. Nachdem dieß rasch geschehen, spricht Dikäopolis seine Zufriedenheit aus V. 247: καὶ μὴν καλόν γ' ἔστ' — und fleht sodann zu Dionysos.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Giornale botanico italiano, compilato per cura della sezione botanica dei congressi scientifici italiani da Fil. Parlatore. Anno I. T. I. Firenze 1844.

Giornale di scienze morali, legislative ed economiche. Anno 1842. Napoli.

English Review. N. 1—3. Lond. 1844.

The Indian Mail, a monthly register for british and foreign India, China and Australasia. Lond. 1844.

Kovalevsky, Précis de l'introduction et des progrès de l'enseignement des langues Orientales à l'Université de Casan. Casan 1842.

Aug. Theiner, Schenkung der Heidelberger Bibliothek durch Maximilian I. von Bayern an Papst Gregor XV. und ihre Versendung nach Rom. München 1844.

Dr. A. F. Ch. Vilmar, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Marburg 1845.

Dr. M. Töppen, Die Gründung der Universität zu Königsberg und das Leben ihres ersten Rectors Sabinus. Königsb. 1844.

St. René-Taillandier, Die politische Literatur Deutschlands. Berl. 1844.

Die Albertus-Universität Königsberg. Königsberg 1844.

Barthélemy Hauréau, Histoire littéraire du Maine. Vol. I. Par. 1843.

F. Haas, Histoire de la littérature française. Livr. 1. Darmst. 1844.

Mickiewicz, Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Th. 3. Leipz. 1844.

Memorie dell' imperiale regio istituto del regno Lombardo Veneto. Vol. 1—5. Milano 1819—1838.

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. Vol. 10. Caen 1844.

Dr. C. F. Hessel, Versuche über Magnetketten und die Eigenschaften der Glieder derselben. Marburg 1844.

Proceedings of the royal Irisch academy for the year 1841—42. Dublin 1843.

Memorie dell' J. R. istituto Lombardo di scienze, lettere ed arti. Vol. I. Milano 1843.

Memoirs of the royal astronomical society. Vol. 12—14. Lond. 1842—43.

Rivista Europea. Nuova Serie. I. anno. Milano 1843.

Il Politecnico di Milano. Année 1844. Milano.

Les essays de Mich. Montaigne. Leçons inédites recueillies etc. Par. 1844.

Pensées, fragmens et lettres de Blaise Pascal. Vol. 1. 2. Par. 1844.

Lebeuf, Recueil de dissertations sur différens sujets d'histoire et de littérature. Vol. I. Par. 1843.

Eginhard, Oeuvres complètes, réunies pour la première fois et traduites en français etc. par A. Teulet. Vol. II. Par. 1843.

Amusements philologiques par Philomneste (Bibliograph Peignot) 3. édition. Par. 1843.

Dr. Fr. Th. Vischer, Kritische Gänge. Bd. 1. 2. Tübing. 1844.

K. Rosenkranz, Reden und Abhandlungen zur Literatur und Philosophie. Neue Folge. (Studien Th. 2.) Leipz. 1844.

M. Kavanagh, The discovery of the science of language, etc. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

Dr. J. P. Jordan, Die slawischen Sprachdialekte in kurzer Grammatik und Chrestomathie mit Wörterbuch. Th. 1. Die polnische Sprache. Leipz. 1845.

E. Dulaurier, Mémoires, lettres et rapports, relatifs aux cours de langues malaye et javanaise faits à la bibliothèque royale pendant les années 1840—1842. Par. 1844.

C. Galli, Essai sur le nom et la langue des anciens Celtes. Saint-Etienne 1843.

Duarte Nunez de Liaõ, Origem da lingoa Portuguesa. Lisboa 1606.

Neues Jahrbuch für deutsche Sprache und Alterthumskunde. Herausgegeben durch Fr. H. von der Hagen. Bd. 6. Berl. 1844.

K. Matthiä, Die deutsche Sprache und die deutschen Schulen. Quedlinb. 1844.

Dr. Behnsch, Ueber das Verhältniß der deutschen und romanischen Elemente in der englischen Sprache. Breslau 1844.

Dr. Chr. G. Voigtmann, Die Grundsätze der Syllabirung des Englischen mit vergleichender Rücksicht auf Etymologie und Orthoepie. Jena 1844.

J. Mažuranić und Dr. J. Užarević, Deutsch-illirisches Wörterbuch. Agram 1842.

E. von Schmidt, Kritische Betrachtungen der in Bezug auf die Russischen Verba herrschenden grammatischen Systeme und Versuch zur einfachern Anordnung desselben Gegenstandes. Gekrönte Preisschrift. Dorpat 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Ueber die Zahl der Schauspieler bey Aristophanes.

(Schluß.)

Ehe der Festzug selbst beginnt, giebt die Mutter V. 253 — 58 der Tochter noch einige Verhaltungsregeln für die bevorstehende Feyerlichkeit — wobey sie die in der Mitte stehenden Worte wohl abseits gesprochen haben wird — ermuntert sie zum Antritt des Zuges (*πρόβαινε* etc.), worauf Dikäopolis sogleich seine Ordres ergehen läßt V. 259 ff. und jedem den Rang anweist. Auf das *πρόβα* (V. 262) setzt sich das Ganze in Bewegung. Worauf die Notiz des Scholiasten V. 1228: *ἑαυτὸν γὰρ ὑπετίθετο πρέσβυν πρὸς τὴν γυναῖκα διαλεγόμενος* (sc. Dicaeopolis) *ἐν ἀρχῇ τοῦ δράματος* gegründet ist, scheint allerdings unklar; etwa auf V. 261 f.

ἐγὼ δ' ἀκολουθῶν ἅσομαι τὸ φαλλικόν·
σὺ δ' ὦ γύναι θεῶ μ' ἀπὸ τοῦ τέγους.

V. 434. Auf des Euripides Geheiß bringt ein Diener den Bettlerhabit des Telephus und giebt ihn mit den Worten *ἰδού· ταυτὶ λαβέ* dem Dikäopolis. Hr. B. meint, so hätte der Sklave nicht sprechen können, höchstens *ἰδού, ταυτί· λαβέ* oder besser *ἰδού, λαβέ* und hält den Diener hier für eine stumme Person; die Worte *ἰδού, ταυτὶ* rufe, freudig über den Anblick entzückt, Dikäopolis und *λαβέ* sey die Einwilligung des Euripides für jenen, die Lumpen zu nehmen. Daß es gerade so gut ist, ob der Diener das Wenige sagt, oder nichts, gebe ich zu; aber diese drey unscheinbaren Worte zwischen zwey Personen zu theilen halte ich für unstatthaft. Sie werden wohl zusammen dem Euripides zufallen, der damit bereits ausspricht, er wünsche den lästigen Zudringling vom Hals; man vergl. nur die steigende Klimax eben desselben in seinen Zugeständnissen, wie V. 449. *τουτὶ λαβὼν ἄπελθε . . .* 460. *φθείρου λαβὼν τόδ' . . . .* 464. *ἄνθρωπ' ἀφαιρήσει με τὴν τραγῳδίαν· ἄπελθε ταυτηνὶ λαβών* u. s. w. und man wird dann die Worte *ἰδού· ταυτὶ λαβέ* ganz passend im Munde des Euripides finden. Seine Freude aber über die *ῥακώματα* drückt Dikäopolis hinreichend genug und wahrhaft ergötzlich aus, wenn er sagt:

ὦ Ζεῦ διόπτα καὶ κατόπτα πανταχοῦ.

Unter den Bemerkungen, welche die Lysistrate begleiten, scheint mir die ganz dem bittern Scherz des Dichters angemessen, wonach in der Scene V. 980 — 1013 der Probulos dem Kinesias weicht; denn wenn sich auch nach dem Auftreten des spartanischen Herolds mit den Worten:

πᾶ τᾶν Ἀσανᾶν ἐστιν ἁ γερωία
ἢ τοὶ πρυτάνιες; λῶ τι μυσίξαι νεόν —

die Einführung eines Probulos denken läßt, so widerstreitet doch die Art und Form der ganzen Unterhaltung in diesen Diverbien der Person des Probulos, zumal der Inhalt der V. 1007 — 1012. So sich zu äußern konnte bloß einem Kinesias erlaubt werden; das Drollige dabey aber ist, daß dieser libidinöse Mensch als Unterhändler für den Staat figurirt. —

Mehrfache Veränderungen der Personen nimmt

der Verf. in der Scene vor, welche mit V. 1216 beginnt. Der ἀγοραῖος wird ganz verbannt und nicht ohne haltbare Gründe; der Diener erhält die Vs. 1216 — 1218, 1222 — 1224, 1228 — 1240; der Chor der Greise 1219 — 1220 und 1241, und der Chor der Frauen V. 1221; ein Athener aber V. 1225 — 1227, wie bisher. Allein wozu nochmals die Einrede des Frauenchores, welcher mit dem Gesang 1888 ff. seine Rolle vollendet hat? warum die Hartnäckigkeit der Greise, die den Diener zur Wiederholung seiner Drohung reizt V. 1222, wenn sie unter einer gewissen Bedingung ihre Nachgiebigkeit bereits erklärt haben V. 1219, wo Herr B. οὐκ ἂν ποιήσαιμ' corrigiren will? Zugleich erscheint es etwas matt, wenn die Greise sagen, sie wollten sich die Haare sengen lassen, wenn es den Zuschauern Spaß mache. Hier, glaube ich, geben die alten Ausgaben wenigstens zum Theil die richtige Anleitung; nach ihnen spricht der Diener 1216 — 1220; seine Rede ist abgebrochen und derb, vom Anfang bis zu Ende:

ἄνοιγε τὴν θύραν — παραχωρεῖν οὐ θέλεις; —
ὑμεῖς τί κάθησθε; — μῶν ἐγὼ τῇ λάμπαδι
ὑμᾶς κατακαύσω; — φορτικὸν τὸ χωρίον. —
οὐκ ἂν ποιήσαιμ'; — εἰ δὲ πάνυ δεῖ τοῦτο δρᾶν,
ὑμῖν χαρίσασθαι, προσταλαιπωρήσομεν.

Den ersten Vers richtet der Diener an den Thürhüter, wie Hr. B. ganz zweckmäßig bestimmt; das andre aber spricht er zu den ihm im Wege stehenden Choreuten und deßwegen so herzhaft, weil er mit einer Fackel bewaffnet ist. Der Chor der Greise läßt ihn gelassen drohen und schelten, ohne seine Stelle aufzugeben; diese Ruhe bringt den Diener noch mehr in Harnisch und als er zuletzt zur That sich anschickt, entgegnet ihm der Chor ganz passend:

V. 1221. ἡμεῖς γε μετὰ σοῦ ξυνταλειπωρήσομεν.

Die einzige Aenderung, die ich mache, ist, daß ich nach ποιήσαιμ' aus seinen früheren Worten das Fragezeichen setze; was der Diener unter dem ποιῆσαι und δρᾶν versteht, ist klar, und wie προσταλαιπωρήσομεν zu fassen ist, lehrt die Antwort des Chores. Auf die zweydeutige Erwiederung der Greise fährt der Diener nochmals gegen dieselben mit Worten los, inzwischen kommt ein Athener, um über das treffliche Mahl eine Lobrede zu halten, die Lakoner seyen auch einmal χαρίεντες gewesen, die Athener aber ἐν οἴνῳ ξυμπόται σοφώτατοι. Daran knüpft der Chor eine allerdings „bittere Lection" für die Athener; denn diese mit dem Verf. dem Diener zuzuweisen, hindert mich der zu große Ernst, der in den Worten liegt und über ein Bediententalent hinausgeht; um so mehr Contrast bildet dann die Rede des Dieners V. 1239 und 1240, womit er die während jener Zeit wieder mehr vorgetretenen Choreuten zurückweist. Hierauf kommen die Lakoner wirklich heraus und der Chor räumt ihnen den Platz. Ob V. 1241 dem Chor zufalle oder mit den vorhergehenden Worten des Dieners zu vereinigen sey,

οὐκ ἐρρήσετ' ὦ μαστιγίαι,
τὴ τὸν Δί', ὡς ἤδη γε χωροῦσ' ἔνδοθεν —

darüber ließe sich auch noch rechten und fast lieber möchte ich den Chor der Greise stillschweigend sich zurückziehen lassen und diesen Vers dem vorhergehenden anreihen. Vgl. auch V. 1223 f.

Gegen das strenge Gesetz der Dreyzahl streitet besonders die bisherige Rollenvertheilung in den Wespen, so daß mehrere Gelehrte gerade dadurch bestimmt wurden, das dramatische Triumvirat für die Komödie aufzuheben, wie O. Müller (Geschichte der griechischen Literatur Bd. II. S. 205). „Doch scheint Aristophanes — auch einen vierten Schauspieler zugezogen zu haben; die Wespen ließen sich doch schwerlich anders als von vier Schauspielern aufführen." Herr B. zeigt aber ganz schlagend und einfach, daß, wo in diesem Stücke vier Personen zugleich redend erscheinen, eine Confusion statt gefunden hat, und zwar dadurch, daß man den einen der Sklaven des Bdelykleon, Sosias, welcher mit V. 138 auf einen entgegengesetzten Posten abgeschickt wird, noch mehrmals ohne Noth auftreten ließ. Wem die durch diesen Ausfall frey gewordenen Verse zuzutheilen sind, hat der Verf. leicht selbst erkannt oder durch fremde Autorität unterstützt

gefunden. Sehr annehmbar dünkt mir auch der Rollenwechsel zwischen Bdelykleon und Xanthias in den Vs. 158 — 165; unnöthig dagegen, die zweyte Hälfte des V. 173 dem Philokleon zu geben; der Sohn, wohl merkend, wo sein Vater mit dem Eselsverkauf hinaus wolle, giebt ihm mit den Worten ἀλλὰ τὸν ὄνον ἔξαγε den Wink, er dürfe den Esel wenigstens heraustreiben; der Alte geht nun von der Pforte, um deren Oeffnung er eben vergeblich gekämpft hatte, weg, um sich unter dem Sattelzeug des Saumthiers zu bergen; der Sohn freut sich mit Xanthias, den Alten getäuscht zu haben — aber kein Eselstreiber erscheint; da geht der Sklave hinein, holt den Esel, merkt aber schon am Seufzen des Thieres, daß es einen zweyten Odysseus trägt; auch der Sohn sieht dann zu seinem Erstaunen sofort den Vater unterm Esel hangen, der ganz in der Rolle des Odysseus sich Οὖτις nennt, allein ohne Gnade in seine Haft zurückgestoßen wird. Die Verse 177 — 180 gebe ich mit dem Verf. dem Xanthias, lasse aber V. 183 nach der gewöhnlichen Lesart und Eintheilung stehen, da Bdelykleon nach den Worten ναί, τουτονὶ kaum mehr fragen könnte τουτὶ τί ἦν; und muß die Form ἴδωμαι weichen, so paßt das ναί, τουτονὶ ganz für den Xanthias, der hiemit den Philokleon als solchen erkennt, während er vorher von einem τουτονί τιν' ὑποδεδυκότα gesprochen hat.

In dem höchst zweydeutigen, aber wahrhaft komischen Hundeproceß giebt Hr. B. die Rolle des κατήγορος, welche bisher Xanthias führte, dem klagenden Hund Kydathenäeus selbst, theils durch Vs. 839 ff. bestimmt, theils weil so der Dichter dem Bdelykleon als Vertheidiger des andern angeklagten aber stummen Hundes einen gewissen Vortheil habe einräumen können, auf seinen verurtheilungssüchtigen Vater einzuwirken. Dieß sehe ich nicht recht ein; im Gegentheil helfen dem Advokaten des Schuldigen weder Worte, noch die gewöhnlichen Erweichungsmittel für hartherzige Richter — Philokleon verläugnet die Aechtheit seiner Rührung:

ἐς κόρακας· ὡς οὐκ ἀγαθόν ἐστι τὸ ῥοφεῖν.
ἐγὼ γὰρ ἀπεδάκρυσα νῦν γνώμην ἐμὴν
οὐδέν ποτ' ἀλλ' ἢ τῆς φακῆς ἐμπλήμενος,

und wird erst durch einen Betrug seines Sohnes

zur Lossprechung des Delinquenten gebracht, was ihn so außer Fassung bringt, daß er ohnmächtig wird. Aber auch abgesehen davon kann ich dem Kydathenäeus jene Rolle nicht zugestehen; nicht als ob es zu kühn wäre, einen Hund so witzig und bissig reden zu lassen, als weil ich glaube, es verlieren dadurch einige Schlagworte den vom Dichter beabsichtigten Effect, wie Vs. 908:

δεινότατα γὰρ
ἔργων δέδρακε κἀμὲ καὶ τὸ ῥυπαπαῖ,

oder das, was Vs. 915 f. und 922 f. vorgebracht wird.

Vertreten ja doch die beyden Thiere mit ihrer ausgesuchten Maske zwey Männer, welche jeder Athener sogleich erkannte; wie passend daher, wenn Bdelykleon den einen vertheidigt, während Xanthias für den andern spricht, dessen Klage bereits vorher 874 laut abgelesen worden war, und welche possirliche und zugleich auffallende Gruppirung: der auf die Klage gespannte, dann unbiegsame Philokleon, auf zwey Tribünen der Kläger Kydathenäeus und Labes der Dieb, ihnen zur Seite Bdelykleon und Xanthias; nimmt man dazu den Verlauf des Processes, so kann man sich denken, welche Wirkung das Ganze hervorbrachte. Was den Einwurf betrifft, denn man aus den V. 839 ff. machen könnte, wo Xanthias mit deutlichen Worten die Klageführung abweise, so ist nicht zu übersehen, daß dort Bdelykleon nach der Anzeige des Dieners von dem durch den Hund verübten Diebstahl allerdings die κατηγορία vom Xanthias verlangt, wie er selbst die εἰσαγωγὴ des Verbrechens übernehme; der Diener aber diese von seiner Person zurückweist, da der andere Hund sie selbst zu führen vorhabe; auf diese Weise bereitet er die folgende Scene vor; der Herr heißt ihn sofort beyde Hunde herzuführen — was sonst wohl nicht nothwendig gewesen wäre — und damit ist der Sklave zufrieden. Sobald die nöthigen Anordnungen getroffen und die Spenden dargebracht sind, eröffnet Philokleon das Gericht; Xanthias ist bereits mit den Parteyen auf der Bühne, nachdem Bdelykleon die Klage verlesen hat; beyde Hunde werden nacheinander dem Vorsitzer vorgestellt V. 899 u. 903; und die Gegner nehmen die Plätze ein, Bdelykleon als Anwalt für Labes, Xan-

thias auf Befehl seines Herrn als Redner für den Kydathenäeus, nicht als Kläger; so steht also das Frühere dem Folgenden nicht entgegen; Xanthias spielt hier nicht mehr als Xanthias, sondern als verlarvter Kleon.

Nicht ungerne möchte Ref. noch länger die Untersuchungen des Verf. begleiten —

ἀλλὰ πέπαισται μετρίως ἡμῖν.

Möge Herr B. dieser kritischen Vorarbeit, durch die er sich das Verdienst erworben hat, einen nicht unwesentlichen Punkt der alten Komödie zuerst übersichtlich und mit Einsicht erörtert zu haben, bald seine Ausgabe des Aristophanes, zu der ihm seiner Aussage nach schätzbare Subsidien gestellt sind, nachfolgen lassen.

G. Thomas.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

F. G. Welcker, Kleine Schriften. Th. 1. Zur griechischen Literaturgeschichte. Bonn 1844.

M. Ouvaroff, Etudes de philologie et de critique. Petersb. 1843.

A. E. Egger, Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste. Paris 1844.

Dr. B. Hirzel, Gesicht des Todesboten über den Erdkreis. Ein hebräisches Gedicht. Urtext und Uebersetzung. Zürich 1844.

Beidhawii commentarius in Coranum ex codd. Paris. Dresdens. et Lipsiens. edd. indicibusque instr. H. O. Fleischer. Fasc. I. Leips. 1844.

Specimen e litteris orientalibus exhibens Taalibii syntagma dictorum brevium et acutorum, ed. Jos. Joh. Phil. Valeton. Leyden 1844.

G. Orianne, Traité original des successions d'après le droit Hindou extrait du Mitacshara de Vijnyaéswara, etc. Par. 1844.

Aus Mehemed Ali's Reich. Th. 1. 2. (Pückler-Muskau) Stuttg. 1844.

E. Desor, Excursions et séjours dans les glaciers et les hautes régions des Alpes de M. Agassiz et de ses compagnons de voyage. Neuchatel 1844.

Will. Barr, Journal of a march from Delhi to Peshâwur and from thence to Cabul. London 1844.

Aug. Bürck, Allg. Geschichte der Reisen und Entdeckungen zu Land und Meer. Th. 1. Die alte Welt. Magdeb. 1844.

J. H. Blasius, Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841. Th. 2. Reise im Süden. Braunschweig 1844.

J. G. Kohl, Land und Leute auf den britischen Inseln. Bd. 1—3. Leipz. 1844.

Paul Gaimard, Voyages de la commission scientifique du Nord au Scandinavie, en Laponie, au Spitzberg et aux Feröe pendant les anneés 1838, 1839 et 1840. Magnétisme terrestre par Lottin. T. I. p. 1. Par. 1843.

Louis de Freycinet, Voyage autour du Monde. Météorologie. Par. 1844.

Dr. W. Matzka, Die Chronologie in ihrem ganzen Umfange. Wien 1844.

K. Fr. Hermann, Ueber griechische Monatskunde und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen. Götting. 1844.

C. d'Almagro, Notice sur les principales familles de la Russie. Par. 1843.

N. Gürtler, Historia templariorum. Amstel. 1703.

G. A. Becker, Handbuch der römischen Alterthümer. Th. 2. Leipz. 1844.

W. A. Becker, Die römische Topographie in Rom. Leipz. 1844.

E. Gerhard, Drey Vorlesungen über Gyps-Abgüsse. Berl. 1844.

Annales archéologiques dirigées par M. Didron. Par. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Archiv der Gesellschaft für die ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters herausgegeben von G. H. Pertz. Achter Band. Hannover, in der Hahnschen Hofbuchhandlung 1843. VI und 897 Seiten. 8.

Das Erscheinen des siebenten Bandes obigen Werkes gab uns Gelegenheit, sowohl die rühmlichen und wahrhaft vaterländischen Bestrebungen und Leistungen der genannten Gesellschaft im Allgemeinen zu bezeichnen, als insbesondere den Bestand und Inhalt der bis dahin erschienenen Bände des vorliegenden zur „Verständigung und öffentlichen Besprechung über die Vorfragen und Vorarbeiten in Bezug auf die Erreichung des Gesellschaftszweckes“ nämlich auf die unter dem Titel Monumenta Germaniae historica ins Leben getretene Herausgabe der deutschen Geschichtsquellen — bestimmten Gesellschaftsorganes näher zu erörtern *). In der kurzen Zwischenfrist von vier Jahren haben sich den bis dahin erschienenen Monumenten-Bänden nicht nur vier neue angereiht (Tom. 5 — 8, Scriptorum Tom. III — VI.), sondern es ist auch der am Schluße jener unserer Anzeige ausgesprochene Wunsch, daß diese für den kritischen Apparat und für gründliches Quellenstudium der deutschen Geschichte so fruchtbringende Gesellschaftsschrift recht bald einer Fortsetzung sich erfreuen möge, auf eine überraschende Weise in Erfüllung gegangen. Der vor uns liegende achte Band bietet nämlich eine reiche Masse des interessantesten Materials für die erwähnten Zwecke, obschon er weniger als irgend einer der früheren Bände das Gepräge eines aus den vereinigten Kräften einer literarischen Gesellschaft hervorgegangenen Erzeugnisses an sich trägt, sondern vielmehr als das Resultat der ausgezeichneten Thätigkeit und Umsicht des für ein National-Unternehmen der Art gebornen Herausgebers des Archives und der Monumenta, des Hrn. Geheimen Regierungsraths und Oberbibliothekars Pertz zu Berlin und zweyer bey dem schwierigen und umfassenden Redactionsgeschäfte ihm zur Seite stehender jungen Gelehrten, des Hrn. Professors Dr. Waitz (jetzt in Kiel) und des Hrn. Dr. Bethmann in Berlin erscheint, die trefflichen an den Hrn. Geh. Rath Pertz gerichteten und von diesem zum Druck beförderten brieflichen Mittheilungen des für die Wissenschaft leider zu früh verstorbenen Dr. Knust miteingerechnet.

Der Band zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erste (S. 1 — 283) Berichte über einige in den Jahren 1839 bis 1843 für die Monumenta unternommene Reisen enthält, und zwar: I. Reise nach Paris im October und November 1839, vom Hrn. Herausgeber. II. Reise nach Lothringen, Paris, Luxemburg und Trier vom October 1839 bis August 1840, von Hrn. Prof. Dr. Waitz. III. Reise durch die Niederlande, Belgien und Frankreich vom Juni 1839 bis September 1841, von Hrn. Dr. Bethmann. IV. H. F. Knust's Reise nach

*) Gelehrte Anzeigen 1839. Bd. IX. Nr. 202—211.

Frankreich und Spanien in den Jahren 1839 bis 1841, aus seinen Briefen. V. Reise nach dem Elsaß vom 2. bis 19. September 1841, vom Hrn. Herausgeber. VI. Reise nach Thüringen und Sachsen vom September bis November 1841, von Hrn. Prof. Dr. Waitz; nebst Bemerkungen von der Reise nach Berlin im Mai 1842.

Die zweyte Abtheilung besteht aus Handschriften-Verzeichnissen von nahe an hundert öffentlichen und Privatbibliotheken und Archiven in Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Deutschland, England und Spanien.

Die Berichte über die für die Zwecke und auf Kosten der Gesellschaft unternommenen wissenschaftlichen Reisen sind schon ihrer Natur nach von großem Interesse; sie liefern ja die Ergebnisse förmlicher literarischer Entdeckungsreisen. Es gilt hier nämlich nicht bloß der Vermehrung und Potenzirung des kritischen Vorraths zur Herstellung des, — die Urschrift in möglichster Treue wieder gebenden Textes der Geschichtsquellen, also nicht bloß der Vergleichung bisher mangelhaft oder noch gar nicht benützter Handschriften u. dgl., sondern die Auffindung bisher unbekannt gebliebener Quellen, das Entdecken völliger nova und inedita (— das processualische „quod non est in actis, non est in mundo“ hat in den Gebieten der Wissenschaft gleiche Geltung —), das ist es, was den vorzüglichsten Strebepunkt solcher Reisen und die schönste Belohnung ihrer Kosten und Mühen bildet.

Die Ausbeute, welche durch dieses Mittel dem großartigen Unternehmen der Frankfurter Gesellschaft bisher zu Theil geworden, wird durch die bereits vorliegenden Monumenten- und Archivbände als eine über alle Erwartung reiche nachgewiesen. Da die Resultate solcher literarischer Entdeckungszüge großentheils von dem Stande der Handschriften-Cataloge der bereisten Bibliotheken und von dem Grade der Liberalität oder Engherzigkeit abhängen, mit welcher den Reisenden begegnet wird, so ist es begreiflich, daß die fraglichen Reiseberichte nicht nur ein sehr interessantes statistisches Bild der Handschriften-Sammlungen in den verschiedenen Ländern und ihrer bibliothekarischen Bearbeitung gewähren, sondern ganz vorzüglich ein wahrer Spiegel für Bibliothekare und Archivare, resp. für Bibliothek- und Archiv-Vorstände sind. Dieß ist denn auch in Beziehung auf die in dem vorliegenden Bande enthaltenen Reiseberichte der Fall, deren hervorragendste Ergebnisse wir unsern Lesern in Nachstehendem mittheilen wollen.

I. Die Untersuchung der Bibliotheken und Archive Frankreichs gehörte zu den wichtigsten für die Vorbereitung der Monumenta noch zu lösenden Aufgaben, und versprach den bis zum Jahre 1827 in Paris ausgeführten Arbeiten, so wie den von Herrn Dr. Waitz im J. 1837 angestellten Untersuchungen der südfranzösischen Bibliotheken *) eine reiche Nachlese. Der Hr. Herausgeber unternahm daher im October 1839 eine nochmalige Reise nach Paris, untersuchte hier während eines einmonatlichen Aufenthaltes alle besonders wichtig scheinenden Handschriften der dortigen königlichen Bibliothek (namentlich den ältesten in Uncialen geschriebenen Fredegar, die einzige bekannte Handschrift der vita Johannis Gorziensis, die aus der Bibliothek der Herzogin von Berry erworbenen formulae Alsaticae etc.) und überließ die weitere Vergleichung und Benutzung der einschlägigen Handschriften von Formelsammlungen, Gesetzen, Geschichtschreibern, Briefen, Chartularien und Urkunden den Gesellschaftsmitgliedern Knust, Bethmann und Waitz.

II. Prof. Waitz war über Metz, Nancy, S. Mihiel und Verdun im November 1839 zu Paris eingetroffen. Die Hoffnung, in den Bibliotheken und Archiven jener alten Lotharingischen Kloster- und Bischofssitze namhafte Funde für die Zwecke der Monumenta Germaniae zu machen, erfüllte sich nicht. Die Schätze der ehemals so reichen Metzer Bibliotheken, welche der Zerstörung entgangen, sind jetzt größtentheils nach den verschiedensten Orten zerstreut und verschleppt. Demungeachtet besitzt die Stadtbibliothek noch gegen 900 Manuscripte, zu welchen vor Kurzem noch ein bedeutender Zuwachs aus dem städtischen Archive gekommen, indem der gegenwärtige Bibliothekar Clerx veranlaßt hat, daß alle der Geschichte angehörigen Urkunden und Urkundenbücher auf der Bibliothek niedergelegt wor-

*) Vgl. Archiv Bd. VII. S. 183 — 191.

den sind. (Ein auch anderwärts anwendbares und wünschenswerthes Verfahren!) Hr. Dr. Böhmer zog daraus bereits für seine Kaiser-Regesten wesentlichen Gewinn. In Nancy gewährte Hr. Noel den liberalsten Zutritt zu dem von ihm begründeten Museum für die Geschichte Lothringens (unter den Handschriften dieser reichen Privatsammlung sind vorzüglich die aus Toul selbst stammenden Handschriften der Gesta episcoporum Tullensium wichtig), und führte unsern Reisenden auch auf das Archiv der Stadt, das zwey Stockwerke eines ansehnlichen Gebäudes einnimmt, und doch bis vor Kurzem ganz unbekannt gewesen und erst von Hrn. Noel wieder aufgefunden worden seyn soll. Die Handschriften und Urkunden des Klosters S. Mihiel sind ohne Aufsicht und Schutz; mehrere Karolinigische Originalurkunden so wie die Chronik des Klosters (Pertz, mon. T. VI. Script. IV. p. 79), die noch vor nicht langer Zeit vorhanden gewesen, sind inzwischen verschwunden. Die verloren geglaubten Handschriften von Verdun boten Hrn. Prof. Waitz mehrere wichtige Stücke, namentlich die gesta episcoporum Virdunensium des Bertarius und seiner Continuatoren, die zum Theil schon im VI. Bande der Mon. edirt sind.

In Paris widmete Herr W. sieben volle Monate einer höchst erfolgreichen Benutzung der dortigen Handschriften und Urkunden, (den Glanzpunkt seiner Bemühungen bilden die von Knust in einer Uncialhandschrift entdeckten, von Herrn W. aber weiter eruirten und herausgegebenen Nachrichten über Ulfila *) und kehrte im Juni über Luxemburg, Trier, Cus, Coblenz, Köln und Westphalen nach Hannover zurück, nachdem seine Nachforschungen, namentlich während eines vierwöchentlichen Verweilens zu Trier, allenthalben zu erfreulichen Resultaten gelangt waren.

III. Besonders reichhaltig, anziehend und belehrend ist der Bericht, welchen Herr Bethmann über seine — den Zeitraum von mehr als zwey Jahren umfassende — Reise durch die Niederlande, Belgien und Frankreich erstattet (S. 25 — 101). Die unmittelbare Benutzung der Brüsseler Handschrift des Thietmar von Merseburg für den Druck dieses Geschichtswerkes in dem eben damals (Juni 1837) unter der Presse befindlichen fünften Bande der Monumenta war die nächste Veranlassung von Herrn Bethmanns Reise. In Brüssel angelangt überzeugte sich derselbe bald, daß ihn die Handschriften der reichen burgundischen Bibliothek weit länger beschäftigen würden, als anfangs in seiner Absicht lag; es schien ihm daher, nach vorläufiger Untersuchung des Thietmar, Prosper, Victor Vitensis ꝛc. gerathener, zuvor die übrigen Bibliotheken Belgiens und Hollands zu besuchen, ehe die Herbstferien und der Winter deren Benutzung erschwerten. Namur, Lüttich und Löwen boten für seinen Zweck sehr wenig; hinsichtlich der Lütticher Bibliotheken wird folgende, zum Theil tragikomische Thatsache berichtet:

„Die Zahl der Handschriften ist 324; im bischöflichen Seminar . . sind nicht ganz so viele, meist unbedeutende. Das ist alles, was Lüttich noch besitzt von den 15,000 Handschriften seiner 33 Klöster vor 1794. Was damals nicht von den Franzosen weggeführt oder von den Besitzern geflüchtet war, das wurde in einer Kirche aufgestapelt, unter Aufsicht eines Schusters, der die Thüren nie verschloß, so daß zehn Jahre hindurch viele Leute sich ihren Bedarf an Papier und Pergament daher holten. 1804 ließ Napoleon den Rest zwischen der Stadt und dem Seminar theilen; dieß wurde von einem Offizier vermittelst eines Maßstockes bewerkstelligt, wodurch es geschehen ist, daß von manchem Werke die Universität einen, das Seminar den andern Theil besitzt. Letzteres ließ seinen ganzen Antheil dort liegen bis 1819; da sandte es einen Professor, der mit dem Index prohibitorum in der Hand das Ganze durchgieng, aus einigen Büchern Blätter herausriß, andere ganz zurück warf und karrenweise verauctioniren ließ. Daher findet man bey den Trödlern in Belgien noch immerfort Handschriften."

(Fortsetzung folgt.)

*) Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila. Bruchstücke eines ungedruckten Werkes aus dem Ende des vierten Jahrhunderts. Hannover 1840. 4.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortſetzung.)

Monumenti inediti publicati dall' instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1842. Fas. 1. 2. Roma.

J. Friedländer, Die Münzen der Oſtgothen. Berlin 1844.

M. Pinder und J. Friedländer, Die Münzen Juſtinians. Berlin 1844.

Ed. Lambert, Essai sur la numismatique Gauloise du Nord-Ouest de la France. Par. 1844.

E. Ruelle et Huillard-Bréholles, Histoire générale du Moyen-Age. Vol. 1. 2. Par. 1843.

Dr. K. E. Schubarth, Antiprologomena zur Philoſophie der Geſchichte unſerer Tage. Heft. 1. Hirſchberg 1844.

F. E. Schloſſer, Geſchichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des franz. Kaiſerreichs. Bd. 4. Bis auf den geſcheiterten Verſuch der Auflöſung der franzöſiſchen Parlamente um 1788. Heidelberg 1844.

G. Finlay, Greece under the Romans. B. C. 146—A. D. 717. Lond. 1844.

L. Rolet de Bellerue, La chûte de Rome et les invasions du cinquième siècle. T. 1. 2. Paris 1843.

J. J. Rospatt, Die politiſchen Parteyen Griechenlands bis zu ſeinem Untergange durch die Makedonier. Trier 1844.

Barker-Webb, Topographie de la Troade ancienne et moderne. Par. 1844.

V. Duruy, Histoire des Romains et des peuples soumis à leur domination. Vol. 1. 2. Paris 1844.

W. Drumann, Geſchichte Roms in ſeinem Uebergange von der republikaniſchen zur monarchiſchen Verfaſſung. Th. 6 und letzter. Königsberg 1844.

Das centrale Föderativ-Syſtem. Leipz. 1844.

The Portfolio. New Series. Nr. 1—11. Lond. 1844.

Bibliotheca historica de Portugal, e seus dominios ultramarinos. Lisboa 1801.

Carta constitucional da monarquia Portugueza, decretada e dada pelo rei de Portugal e Algarves D. Pedro, imperador do Brazil. Lisboa 1834.

Chronica do Cardeal rei D. Henrique e vida de Miguel de Moura. Lisboa 1840.

Constituição politica da monarchia Portugueza. Lisboa 1836.

Cl. Libertino, Historia de los movimientos y separacion de Cataluña. San Vicente 1645.

Ch. Weiss, L'Espagne depuis le règne de Philippe II jusqu'à l'avénement des Bourbons. Vol. 1. 2. Par. 1844.

Chronica del famoso caballero Cid Ruydiez Campeador. Nueva edicion con una introduccion historico-literaria por D. V. A. Huber. Marb. 1844.

A. Loning, Die Fueros des Königreichs Navarra und der baskiſchen Provinzen Alava, Biscaya und Guipuzcoa. Hannover 1843.

Dr. W. Abeken, Mittelitalien vor den Zeiten römiſcher Herrſchaft, nach ſeinen Denkmalen dargeſtellt. Stuttg. 1843.

A. Filon, De la diplomatie française sous Louis XIV. Par. 1843.

P. Roger, Archives historiques et ecclésiastiques de la Picardie et de l'Artois. Vol. 1. 2. Amiens 1843.

Hor. Raisson, Histoire de la police de Paris. 1697—1844. Par. 1844.

Ant. Poilleux, Le Duché de Valois pendant les 15 et 16. siècles. Soissons 1842.

Alb. Du Boys, Album du Vivarais ou itinéraire historique et descriptif de cette ancienne province. Grenoble 1842.

Jean Benner, Commentaire philosophique et politique sur l'histoire et les révolutions de France de 1789 à 1830. Vol. 1—3. Par. 1843.

Amand Biéchy, Saint Louis ou la France au XIII siècle. Limoges 1844.

A. Chéruel, Histoire de Rouen pendant l'époque communale 1150—1382. T. 1. 2. Rouen 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Fortsetzung.)

Im Haag fand Hr. Bethmann manches Werthvolle, wie die Urschrift von der Chronik des Baldericus, die gesta episcoporum Tungrensium, Leodiensium et Trajectensium von Harigerus etc.

Seinen Aufenthalt zu Leiden zählt derselbe in Folge der reichen Ausbeute aus den handschriftlichen Schätzen der dortigen Universität und wegen der ihm zu Theil gewordenen Freundschaft des gelehrten und geistreichen Bibliothekars, Prof. Geel, zu den angenehmsten seiner ganzen Reise. Ueber die dortige Bibliothek äußert er sich folgendermassen:

„Es scheint der ganzen Musenstadt etwas inzuwohnen, wie ein Klima der Studien, das dort mehr als anderswo zum Arbeiten einladet; so besonders in dem einfachen Arbeitszimmer der Bibliothek, nur durch die Bildnisse der großen Gelehrten Leidens geschmückt, aber den größten Schatz der Bibliothek enthaltend, die Handschriften. In ihnen besitzt Leiden nicht bloß für den Orient, Griechenland und Rom, sondern eben so sehr für das Mittelalter, eine Sammlung, die an Werth seinen naturhistorischen und ägyptischen Museen nicht nachsteht, und wie diese, den bedeutendsten Europa's an die Seite tritt. Da sie nicht aus Klosterbibliotheken entstanden ist, so enthält sie nur sehr wenig von dem theologischen fond de boutique; ihre Sammler sahen fast durchweg auf den Werth der Handschriften. Diese stammen aus den verschiedensten Gegenden, besonders Frankreichs; hier sind Handschriften aus Corby, Limoges, Dijon, Rheims, Lüttich, Afflighem, Wiblingen, Werden; aus der Sammlung der Königin Christine ꝛc."

Hr. B. entdeckte hier unter andern ein Bruchstück von der ältesten aller bekannten Handschriften Gregors von Tours aus dem VII. Jahrhundert als Bücherdeckel; der Fund dieser Blätter ist von um so höherem Werthe, da sie beweisen, daß gerade diese älteste Handschrift jene Capitel enthielt, die als unterschoben angefochten wurden, weil sie sich in keiner der bisher ältesten Handschriften fanden.

In Haerlem hat Hr. B. nur eine Handschrift des Martinus Polonus, in Amsterdam aber gar nichts für seinen Zweck gefunden.

Die wichtigste unter den Handschriften der Universitätsbibliothek zu Utrecht war Hrn. B. der Paulus Diaconus aus Kloster Kempen; er nennt sie die beste aller ihm bekannten Handschriften dieses Geschichtschreibers; (die Competenz seines deßfallsigen Urtheils hat Hr. B. bereits durch seine treffliche Abhandlung über Paul. D. hist. Longobard. im VII. Bande des Archivs S. 274 — 358 zur Genüge nachgewiesen). Die Mittheilung und Bearbeitung der im Utrechter Provinzialarchive befindlichen Kaiser-Urkunden hat der k. Archivar Vermeulen der Gesellschaft zugesichert.

Hrn. B.'s Erkundigung nach dem Familienarchive, welches in dem Schlosse Billioen, bey Arnhem, sich befindet und aus welchem der Oheim des jetzigen Gutsbesitzers eine Urkunde Heinrichs IV. edirt hat, ward aus dem sehr triftigen Grunde zurückgewiesen, weil der Besitzer durchaus nicht wisse, daß er ein Familienarchiv besitze. (Exemplum odiosum!)

Die zahllosen Urkunden des Stadtarchivs in Zütphen fand Hr. B. in dem traurigsten Zustande, nämlich auf dem obersten Boden des Rathhauses, mit Steinen, Ofenröhren, Fahnen, Schutt u. dgl. untermischt in Haufen umherliegend, und nicht einmal vor dem Regen gesichert. Ueber die dortige Büchersammlung berichtet Hr. B. Folgendes:

„Das Gerücht hatte mir noch von einer alten Bibliothek an Ketten erzählt, die der Teufel geholt habe. Es ist die der alten Universität in Zütphen, in ihrer noch ganz ursprünglichen Gestalt die merkwürdigste, die ich je gesehen habe. In einer kleinen Kapelle der schönen Johanniskirche liegen auf uralten Eichenpulten, zwischen denen niedrige Bänke, etwa 300 Bände, alle auf der breiten Seite ruhend, mit Ketten an eine Eisenstange geschlossen und von dickem Staube bedeckt. In den Ecken liegen zerbrochen die steinernen Wappen des geldrischen Adels, die einst vergoldet den Chor der Kirche schmückten, und im Fußboden waren die Spuren des Teufels eingedrückt, als er einen Studenten verjagte, welcher während des Gottesdienstes hatte arbeiten wollen. Die Bücher sind fast alle Incunabeln, aber so von Würmern zerfressen, daß beym Oeffnen manchmal eine Staubwolke aufstieg ꝛc.“

In Zwolle wurde Hrn. B. auf dem Rathhause nur ein Copialbuch vorgelegt, in die Haut eines Missethäters gebunden, welches aber 18 Kaiser-Urkunden von Otto I. bis Friedrich II. enthielt.

Daß der Name der Monumenta Germaniae allein schon den Reisenden der Gesellschaft allenthalben zur wirksamsten Empfehlung diene, versteht sich von selbst, und so erfuhr denn namentlich Hr. B. auf den meisten von ihm besuchten Bibliotheken die zuvorkommendste Gefälligkeit, ja eine, man möchte fast sagen gränzenlose Liberalität; von den frühesten Morgen- bis zu den spätesten Abendstunden, Sonn- und Feyertage nicht ausgenommen, stand ihm der Zutritt offen; man gab ihm die Handschriften in seine Wohnung mit, ja man sandte sie ihm, wenn er sie an Ort und Stelle nicht vollends benützen konnte, an Orte seines längern Verweilens nach. Wenn übrigens diese schöne Tugend, von öffentlich angestellten Bibliothekaren geübt, zunächst nur als erfüllte Berufspflicht erscheint, so verdient ein Fall, wie der nachfolgende, wirklich als ein Beyspiel edelsinniger Selbstverläugnung angepriesen zu werden. Hr. B. forschte in Groningen vergebens nach der wichtigen Chronik von Emo und Menko, und erfuhr endlich, daß eine Handschrift derselben unlängst in einer Privatauction durch den Prediger Koppius in dem Hamm, einem drey Stunden von Groningen entlegenen Orte, in der Absicht, sie im Drucke herauszugeben, sey ersteigert worden. Hr. B. fuhr sogleich dahin, und der genannte Besitzer der Handschrift gestattete ihm nicht bloß die volle Benützung der letzteren, sondern er ließ sogar, trotz Hrn. B.'s Widerspruch, dessen Gepäck aus dem Gasthof holen, nöthigte ihn bis zum Ende seiner Arbeit, 12 Tage lang, bey ihm zu wohnen, behandelte ihn wie ein Glied der Familie und suchte ihm durch Auskunft über das Geographische der Chronik und durch Mittheilungen jeder Art förderlich zu seyn. Hr. B. fand bald, daß der Codex Menko's Autograph und die Ausgabe in A. Matthaei veteris aevi analectis überaus mangelhaft sey.

Nach Brüssel zurückgekehrt erhielt Hr. B. die Bewilligung, die Handschriften der burgundischen Bibliothek Band für Band zu durchgehen, da Marchal's systematischer Catalog erst im Werden begriffen ist. Er fand bey dieser Gelegenheit mehrere ungedruckte Werke, unter andern ein Leben König Theodorichs, die Geschichte von Friedrichs I. Kreuzzuge von einem Augenzeugen, Briefe Alcuins und Anderer, Kaiser-Urkunden und viele Formeln; außerdem noch mehrere wichtige bisher unbenützte Handschriften, „auch die Zwoller Handschrift de imitatione Christi, von Thomas a Kempis eigener Hand, die es außer Zweifel stellt, daß Thomas der Verfasser nicht seyn kann.“ Höchst schätzenswerth ist die von Hrn. B. mitgetheilte ausführliche Notiz über die Bildung der burgundischen Bibliothek und über die Schicksale des literarischen Apparates der Bollandisten.

Hr. B. verließ am 18. März Brüssel, und traf über Löwen, St. Trond, Mecheln, Antwerpen, Mons, Tournay am 4. Mai in Paris ein. Aus seinem deßfallsigen Reiseberichte glauben wir als besondere Merkwürdigkeit bezeichnen zu dürfen, einen im Stadtarchive zu Tournay befindlichen eigenhändigen

„Brief der Jungfrau von Orleans an die Stadt und als Beytrag zur Symbolik des Rechts eine bronzene Hand, die im XV. Jahrhundert ein Bürger, weil er einem Richter eine Ohrfeige gegeben hatte, am Stadthause aufstellen lassen mußte, nebst einer Tafel mit seinem Namen und dem Urtheile. — Für die Kenntniß des Städtewesens ist dieß Archiv wohl eines der merkwürdigsten in Belgien, durch die sehr eigenthümlichen städtischen Verhältnisse, die sich lange in dieser ächt fränkischen Stadt erhielten. Eine ganze Reihe von Urkunden z. B. zeigt noch gegen Ende des 13. Jahrhunderts das Bestehen einer völlig geregelten Blutrache, von den Geschlechtern Tournay's gegen einander aufs strengste gehandhabt; ein merkwürdiges Actenstück erzählt den ganzen Hergang einer solchen Rache, wobey im Jahre 1288 in der Halle 126 Männer eines Geschlechts zusammen kamen, um einen der Ihrigen, Jehan Dumortier, schutzlos (fourjuré) zu machen, weil er den beschwornen Frieden gegen ein anderes Geschlecht gebrochen hatte."

In Paris sollten der Hauptzweck von Hrn. B.'s Arbeiten ursprünglich nur die Handschriften Gregors von Tours und des Paulus Diaconus bilden, es bot sich ihm aber so vieles Anderes dar, was schon dießmal abzumachen rathsam erschien, daß er den Sommer über und auch noch den ganzen Winter blieb. Der Gewinn seiner Bemühungen für die Monumenta war aber auch ein äußerst namhafter, insbesondere wird in Folge der benutzten Pariser Codices, unter welchen zwey aus dem 7. Jahrhundert, der Text des Gregor. Tur., dieses für die fränkische Geschichte so äußerst wichtigen Geschichtsschreibers in der Ausgabe der Mon. ein ganz neues Ansehen bekommen, und keine Zeile der bisherigen Editionen ohne berichtigende Veränderung bleiben.

Seinen Aufenthalt zu Paris unterbrach Hr. B. durch einen vierwöchentlichen Ausflug nach der Normandie (Havre, Caen, Bayeux, Coutance, Avranches, Mont St. Michel, Lisieux, Evreux; Chartres hatte er schon früher von Paris aus besucht). Das Hauptziel dieses Ausfluges war Avranches. In welch' lebhafter und anziehender Darstellungsweise Hr. B. seine literarischen Berichte einzuleiten versteht, mögen unsere Leser aus nachstehender Skizzirung des genannten Ortes entnehmen.

„Mit seiner alten Kathedrale hat die Revolution auch deren Handschriften bis auf zwey zerstört; dafür

besitzt die Stadt die Bibliothek vom nahen Mont St. Michel. Aus der waldigen Bucht von St. Malo erhebt sich dieser steile Granitfels, zweymal täglich vom Meere umgeben; zur Zeit der Ebbe umfließen ihn fünf Flüsse, die beständig ihr Bett ändern; und der Meeresboden, einst lauter Waldung, ist so dünn, daß alljährlich Menschen darin versinken. Am Abhange des Berges liegt die kleine Fischerstadt; auf seinem Gipfel, ganz aus Granit gebaut, das Kloster St. Michaelis in periculo maris, einst das reichste und verehrteste in der Normandie. Die alte Kirche, statt des goldenen Erzengels jetzt mit einem Telegraphen gekrönt, ruht auf einer zweyten Kirche, und diese wiederum auf den Grabstätten der Mönche, jetzt in Holzställe verwandelt*). Der prachtvolle Rittersaal, wo Ludwig XI. den Orden des hl. Michael stiftete, ist jetzt das Arbeitszimmer der gefangenen Verbrecher und die Kirche ihr Eßsaal. Was für die Zwecke des Zuchthauses nicht gerade nothwendig gebraucht wird, läßt die Regierung ganz unbekümmert verfallen. Jährlich stürzen große Stücke ein, die den Ruin der anstossenden Gebäude ganz sichtbar nach sich ziehen; die Gefangenen legen oft Feuer an, und der wunderbare granitne Bau, der mit vollem Rechte la Merveille hieß, den fast alle Könige Frankreichs, auch Napoleon und Louis Philipp, besucht haben, eilt seinem Untergange schnell, und schneller noch entgegen, als wenn er unbewohnt stände. Bey dem historischen Eifer, dessen man sich in Frankreich jetzt so gerne rühmt, sollte man doch eines seiner herrlichsten Denkmäler nicht verfallen lassen, um das die Geschichte sich herumlegt, wie um wenig andere ꝛc."

(Fortsetzung folgt.)

*) „Hier stand der hölzerne Käfig, in dem ein deutscher Zeitungsschreiber Duburg eingesperrt wurde, den Ludwig XIV. in Frankfurt einfangen ließ, weil er gegen ihn geschrieben hatte. Im Anfang hatte er mit einem Nagel die Stäbe verziert; nachher wurden ihm durch die Feuchtigkeit Hände und Füße gelähmt, und die Ratten sollen ihn gefressen haben, während er noch lebte."

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Delandine de Saint-Esprit, Histoire de la Restauration 1814—1830. Par. 1843.

M. E. de Laplane, Histoire de Sisteron, tirée de ses archives. T. 1. 2. Digne 1844.

Amédée Gabourd, Histoire de France depuis les origines gauloises jusqu' à nos jours. Vol. 1—3. Par. 1843.

Ch. de Montaigu, Coup-d'oeil historique sur la monarchie française et la liberté nationale. Par. 1844.

Maurice Champion, Mémoire autographe de M. de Barentin, chancelier et garde des sceaux sur les derniers conseils du roi Louis XVI. Par. 1844.

Vic. de Nogent, Histoire de Henri IV. Par. 1843.

Diplomata, chartae, epistolae, leges aliaque instrumenta ad res gallo-francicas spectantia prius collecta a viris clar. de Brequigny et Laporte Dutheil nunc nova ratione ordinata plurimumque aucta edidit J. M. Pardessus. T. I. Instrumenta ab a. 417 ad a. 627. Paris 1843. fol.

J. C. L. Simonde de Sismondi, Histoire des Français. Continuée depuis l'avénement de Louis XVI. jusqu' à la convocation des états-généraux de 1789 par Amédée Renée. Vol. 31. Ende des Werkes. Paris 1844.

Michelet, Histoire de France. — Louis XI. et Charles le Téméraire. Vol. 6. Par. 1844.

Dr. Ph. A. F. Walther, Der Antikensaal im Großherz. Museum zu Darmstadt. Darmst. 1844.

P. Schuch, Politische und Kirchengeschichte von Ladenburg und der Neckarpfalz. Heidelb. 1843.

Tiron, Recherches historiques sur le lieu ou est né Charlemagne. Bruxelles 1838.

F. B. Rothacker, Süddeutschlands Sagen. Reutlingen 1837.

J. Mayer, Geschichte der Salpetrer auf dem südöstlichen Schwarzwalde, herausg. v. Dr. Hr. Schreiber. Freib. 1837.

Dr. K. Buchner, Der Stamm der Hessen in seiner Gegenwart. Karlsruhe 1845.

E. M. Arndt, Wanderungen aus und um Godesberg. Bonn 1844.

C. Bege, Geschichten einiger der berühmtesten Burgen und Familien des Herzogthums Braunschweig. Wolfenbüttel 1844.

Dr. H. W. Bensen, Deutschland und die Geschichte. Eine Denkschrift. Stuttgart 1844.

Denkwürdigkeiten des Herzogs Carl von Braunschweig. Th. 1. 2. Cassel 1844.

K. Klunzinger, Geschichte des Zabergäus. Stuttgart 1844.

Dr. C. Höfler, Kaiser Friedrich II. Ein Beytrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen. München 1844.

F. Fr. Oechsle, Geschichte des Bauernkrieges in den schwäbisch-fränkischen Grenzlanden. Heilbronn 1844.

Ferd. Freyh. von Fürstenberg, Denkmale des Landes Paderborn (Monumenta Paderbornensia). A. d. Lat. übers. von Fr. J. Micus. Paderborn 1844.

Dr. E. Deecke, Geschichte der Stadt Lübeck. Bd. 1. Lübeck 1844.

Chronik der Stadt Ratolphzell. Freib. 1837.

Fr. Steck, Das Kloster Hirsau, historisch-topographisch beschrieben. Calw 1844.

Fr. Kölle, Einige Anliegen Deutschlands. Th. 1. 2. Stuttg. 1844.

Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Bd. I. Hamb. 1844.

Dr. Ferd. H. Müller, Die deutschen Stämme und ihre Fürsten. Th. 4. Historisch-geograph. Darstellung von Deutschland im Mittelalter. Berl. 1844.

Fr. J. Mone, Urgeschichte des badischen Landes bis zu Ende des 17. Jahrhunderts. Bd. I. Karlsruhe 1845.

G. Fejér, Aborigines et incunabula Magyorum ac gentium cognatarum, populi Pontici, Pontus. Budae 1840

Apologie des ungrischen Slawismus. Leipz. 1843.

J. B. Schels, Kriegsgeschichte der Oesterreicher. Th. 1. 2. Wien 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Fortsetzung.)

Unter den Handschriften dieses ehemaligen Klosters fand übrigens Hr. B. die einzige bekannte Handschrift von Guilelmus Apulus gesta Roberti Wiscardi, einen trefflichen Codex von Victor Vitensis historia persecutionis Vandalicae, Jordanis; Sigebertus Gemblacensis mit Robertus eigehändiger Fortsetzung; Flodoard; Briefe Lothars von Sachsen, Gregors VII., Innocenz III. und Alexanders II., Formeln und Gedichte.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir Hrn. B.'s interessante Reiseberichte mit gleicher Ausführlichkeit der Auszüge verfolgen wollten, und bemerken daher nur, daß derselbe am 16. März 1841 Paris verließ und nach Untersuchung der nordfranzösischen Bibliotheken und Archive (Soissons, Amiens, Abbeville, Boulogne, St. Omer, Terouanne, Lille, Arras, Douai, Cambrai, Valenciennes) über Brüssel, Gent, Brügge, Aachen und Köln am 4. September wieder in Hannover eintraf.

IV. Dem Verfasser der vierten Abtheilung der vorliegenden Reiseberichte, dem durch seine gediegene Abhandlung über den Pseudo-Isidor rühmlichst bekannten Dr. H. F. Knust, war es nicht gegönnt, diese selbst für ihre Veröffentlichung durch den Druck zu bearbeiten; noch ehe er in die Heimat zurückgekehrt, ward er, in der Blüthe des Lebens, vom Tode überholt. Die hier mitgetheilten Berichte, denen ein kurzer Nekrolog von des Hrn. Herausgebers Geh. Reg. Raths Pertz Meisterhand zur Einleitung dient, bestehen daher nur aus Briefen, welche der Verewigte aus Frankreich und Spanien an den Hrn. Herausgeber, an einige seiner literarischen Freunde in Deutschland, und an seine Mutter geschrieben. Der überwiegende Inhalt dieser Briefe, namentlich jener aus Spanien, steht zwar in keinem directen Bezuge auf den Zweck der vorliegenden Gesellschaftsschrift für Kunde der älteren deutschen Geschichte, sondern beschäftigt sich mit einer Schilderung der geselligen und politischen Zuständen und der bewegten Zeitereignisse, deren Augenzeuge Knust war; allein seine Darstellungen, das Gepräge eben so unbefangener als scharfsichtiger Vergleichungs- und Beobachtungsgabe an sich tragend, wissen uns mit freundlicher Gewalt zu fesseln, theilen uns die Eindrücke, von welchen der Verfasser ergriffen war, aufs lebhafteste mit, und machen daher bey dem thatsächlich begründeten Bewußtseyn, daß wir es hier weder mit einem oberflächlichen Touristen nach der Mode, noch mit einem reisenden Sylbenstecher oder verknöcherten Variantenjäger, sondern mit einem gründlichst gebildeten von der edelsten Tendenz beseelten Gelehrten zu thun haben, das etwa aufsteigende „sed nunc non erat his locus“ auf der Zunge ersterben.

Dr. Knust hatte im Mai 1839 die Reise nach Paris zunächst für seine eigenen wissenschaftlichen Zwecke, für Kirchenrecht und Kirchengeschichte, angetreten, und übernahm hier mehrere Aufträge für die Monumenta Germaniae, verglich die Handschriften der Lex Ripuariorum, L. Alamannorum und der Formelsammlungen, suchte namentlich den

wichtigen Codex rescriptus der Lex Wisigothorum zu entziffern, und ertheilte dem Hrn. Hg. über mehrere andere Codices, welche er theils in den Pariser Bibliotheken, theils in den auf seiner Hinreise besuchten (Fulda, Darmstadt), interessante Nachrichten. Von Paris aus machte er einen literarischen Ausflug nach Laon, Rouen und Rheims.

„In Laon (schreibt er unterm 31. Aug. 1839 an den Hrn. Hg.), dessen vortreffliche Lage Ihnen gewiß eben so sehr gefallen hat wie mir, fand ich eine sehr freundliche Aufnahme. Die Bewohner sind artig und gutmüthig, und nicht durchaus so vernagelt, wie die Pariser es von den Bürgern des Laudunum clavatum behaupten. Die beyden Bibliothekare, der neunzigjährige Mr. Grard und der ebenfalls nicht mehr junge Mr. Baston-Lacroix, muß ich wegen ihrer ausnehmenden Gefälligkeit ganz vorzüglich rühmen; nicht nur gaben sie mir ihre Kataloge und Handschriften ohne alle Schwierigkeit, sondern sie erlaubten auch, daß ich selbst die Codices suchen und nehmen durfte. Das Finden derselben war etwas schwer, weil sie umgestellt sind; dazu kömmt, daß man vergessen hat, auf die Handschriften die Numer aufzuschreiben, die sie in dem neuen Kataloge führen. Die kostbare Handschrift der Einhardschen Briefe ist nicht mehr in Laon, sie ist auf der k. Bibliothek zu Paris. Jedoch hat die Zahl der Handschriften sich dadurch nicht vermindert, weil man noch eine entdeckt hat, die bisher den Bibliothekaren zum Sitzkissen gedient hatte. Dennoch, scheint es mir, haben sie keine 512 Manuscripte, weil ich einige als verschieden im Kataloge aufgeführt fand, die in der Wirklichkeit nur eine Nummer ausmachen. Was nun die Handschriften selber betrifft, so wußte ich nicht, welche Sie etwa schon gesehen hätten; doch habe ich die, welche für die Monumente wichtig seyn könnten, angesehen. Die Handschriften des Alcuin und Rhaban waren nicht sehr wichtig. Die Regierung thut für die Bibliothek nichts; die wenigen Bücher, die jährlich angeschafft werden, schlagen die Bibliothekare vor und sammeln das Geld durch Subscriptionen."

Zu den „alten britischen oder hibernischen Gesetzen," welche Knust sub 27. April 1840 dem Hrn. Hg. von Paris aus übersandte, um sie mit der Abschrift zu vergleichen, welche sich letzterer aus dem cod. cant. (Archiv VII. 67. 79?) bereits verschafft hatte, wird bemerkt:

„Die Ueberschrift in legibus Romanorum et Francorum bleibt mir immer noch unerklärlich, obschon

sie, wie Sie sehen werden, schon in den Excerpten des Egbert vorkommt. Römer hießen bey den Einwohnern in Großbritannien und Irland in jener Zeit des 6. — 8. Jahrhunderts alle die, welche dem römischen Ritus zugethan waren, dem die alten Christen unter den Briten, Scoten und Iren nicht anhingen."

Sollte der Benennung Romani wirklich eine confessionelle Ausscheidung zu Grunde liegen, und nicht vielmehr die einfach nationelle, wie sie allerorten vorkommt, wo die Welteroberer irgend einmal gehaust und unter den eingebornen und eingewanderten „Barbaren" ihre eignen Ansiedler zurückgelassen haben? Wer kennt nicht die Romani in unsern Urkunden des 6. — 8. Jahrhunderts?

Die Hoffnung für die Quellen des canonischen Rechts, für die westgothischen Gesetze und Chroniken neue Hülfsmittel aufzufinden, brachten Knust's lange zögernden Entschluß zur Ausführung, obschon mit bereits angegriffener Gesundheit eine Reise nach Spanien zu wagen. Sie brachte ihm und der Wissenschaft wohl die Erfüllung obiger Hoffnung, aber leider auch die Beschleunigung seines Todes. Er verließ am 28. Mai 1840 Paris, reiste über Orleans, Tours, Poitiers, Angouleme, Bordeaux nach Bayonne, und traf über Burgos und Valladolid am 19. Juni in Madrid ein. Zu letzterem Umwege nöthigte ihn der Umstand, daß die directe Strasse über Lerma und Aranda durch Balmaseda's Truppen, welche damals in dieser Gegend sich verschanzt hatten, zu unsicher war.

„Welcher Unterschied zwischen Frankreich und Spanien! Dort Wohlstand und Blüthe, hier Armuth und Zerstörung!" Mit diesem Ausruf sehen wir Knust den spanischen Boden betreten; aber die trübe Stimmung, in welche ihn der Anblick des allgemeinen Unglücks und Elends versetzte, wurde bald gemildert durch die romantische Schönheit des Landes, durch den „reinen Himmel," durch die Originalität des Volkes. Man sieht es, es ward ihm Bedürfniß, sich über die Fülle von neuen unerwarteten Eindrücken gegen seine Angehörigen in der Heimat auszusprechen, seinem Herzen gewissermassen Luft zu machen, und wir verdanken ihm in Folge dessen die trefflichen Schilderungen, welche in jeder Hinsicht

verdienten, durch einen besondern Abdruck einem größeren Kreise von Lesern zugeführt zu werden, als es durch das vorliegende Buch, in welchem sie wenigstens Niemand suchen wird, der Fall seyn dürfte. Wir hoffen daher auf Entschuldigung rechnen zu können, wenn die gegenwärtige Anzeige den Verf. nicht bloß an die bestäubten Bücherschränke der von ihm besuchten Bibliotheken begleitet.

„Madrid allein schon", bemerkt Knust in seinem v. 28. Juni 1840 datirten Briefe an den Hrn. Herausgeber, „söhnt den Reisenden mit dem übrigen Spanien aus. Nichts ist imposanter und großartiger als das hochgelegene nach dem Gebirge hinschauende königliche Residenzschloß, würdig der ehemaligen Beherrscher beyder Indien. Die Stadt selbst ist nicht groß und kann unmöglich, wie man hier will, 200,000 Einwohner haben; sie ist reinlich, hat viele schöne Häuser und Paläste, und die Straße Alcala hat schwerlich anderswo ihres gleichen."

Wir übergehen Knust's mit publicistischem Talente und sichtbarer Vorliebe geschriebene ausführlichen Berichte über die politischen Ereignisse und Conjuncturen der Jahre 1840 und 1841, sowie auch dessen interessante Charakteristik des spanischen Volkslebens, der Museen und Palläste ꝛc., und theilen nur Einiges als Muster, mit welchen kräftigen Zügen er namentlich in letzter Beziehung zu zeichnen versteht, und zwar zunächst einen Auszug aus der Beschreibung eines Ausfluges nach Aranjuez mit.

„Der Weg bis dahin hat wenig Anziehendes, und nur die Olivenpflanzungen, die man von Zeit zu Zeit sieht, bringen Abwechslung in die eintönige Scene; erst wenn man das Thal des Tejo erreicht hat, welches indeß mit deutschen Flußthälern nicht zu vergleichen, beruhigt man sich einigermassen über den Entschluß zu dieser Fahrt. Man sieht von der Höhe, ehe man ins Thal hinabfährt, den Ort Aranjuez, das Schloß, die Gärten, den Fluß, kahle Hügel, Heerden, Schnitter in leichten Kleidern; man ist zufrieden, doch etwas wirkliches Landleben und eine etwas beschattetere Gegend zu finden, als die der Hauptstadt; jedoch verspricht man sich nicht viel von Aranjuez. Und in der That, die geraden Strassen der Stadt sind eintönig, die Häuser scheinen unbewohnt; es herrscht eine Stille des Grabes; das Schloß, diese Sommerresidenz der Könige, so wie das Jagdschloß (Labrador) sind äußerlich nicht imposant. Nachdem wir aber Gärten und Schlösser genauer in Augenschein genommen, begriffen wir vollkommen, wie die Spanier mit Recht sie loben konnten. Die Gärten sind groß, ursprünglich geschmackvoll angelegt, schattig, mit Fontainen und Wasserfällen geziert, wiewohl jetzt weniger gut unterhalten. Die Schlösser, gut erhalten, prachtvoll decorirt und meublirt, durchaus nicht mit Prunk und Vergoldung überladen, königlich und doch wohnlich, können ein Muster abgeben für eine gute fürstliche Sommerresidenz. Im Schlosse wohnt jetzt Niemand als eine große Nachteule, die würdevoll im Innern über der großen Treppe hin und her flattert; der Castellan, der nach vielem Suchen sich in einem, den großen Schloßplatz einschließenden Arkadengebäude entdecken ließ und gravitätisch uns herumführte, begrüßte die Freundinn Athens als eine alte Bekannte. Die schönsten Zimmer des Schlosses sind die mit Frescogemälden geschmückten, so wie eins, das mit chinesischem Porzellan austapeziert ist ꝛc. ꝛc."

Knust verweilte $1\frac{1}{4}$ Jahr in Spanien, bürgerte gewissermassen dort ein, und war daher vollkommen befähigt, eine förmliche Anleitung für Reisende in Spanien zu verfassen; er kleidete dieselbe in einen Brief an einen seiner Freunde ein, (datirt Madrid, 19. Mai 1841) woraus wir Folgendes entnehmen:

„Auf den Hauptstraßen gehen Posten und Galeeren, auf den andern Straßen bloß Galeeren; auch mit dem Couriere, womit man am schnellsten weiter kommt, kann man nach Cadir und Bayonne reisen. Die Posten gehen nicht, wie anderwärts, die Nacht durch, sondern nur bey Tage ꝛc. Das Gespann sind sechs bis acht Maulthiere, in Gebirgsgegenden zehn bis zwölf; der Mayoral (Conducteur) leitet vom Bock aus diesen Zug; er ruft die Thiere einzeln bey Namen, schreit unaufhörlich arré, schwenkt die Peitsche und, wenn alles nichts hilft, läßt er den einen oder andern seiner Adjutanten vom Bock steigen, und durch ihn den trägen einige kräftige Hiebe versetzen. Oben auf dem Wagen liegen zwey oder drey Schützen (escopetéros), die singen und rauchen oder essen und nebenbey den Wagen und die Reisenden beschützen, jedoch in wirklichen Gefahren davonlaufen. Die Galeeren sind Waarentransporte, die etwas schneller gehen als die Frachtwaaren in Deutschland. Der größeren Sicherheit wegen wird noch jetzt viel mit diesen Caravanen gereis't ꝛc."

„Vor allem möge (der Fremde) die religiösen Vor-

urtheile und den eitlen Stolz des Spaniers nicht verletzen und sich zutraulich aber würdevoll gegen ihn benehmen. Will er der Habsucht, der Intrigue und der Eifersucht, diesen Hauptlastern dieser sonst achtbaren Nation entgehen, so lebe er einfach, mische sich nicht in ihre politischen und persönlichen Streitigkeiten und spreche nicht viel von dem guten Erfolg seiner literarischen oder sonstigen Arbeiten." „Der Deutsche und jeder Nordländer, um sich gegen dieses ungewohnte Klima, gegen die ungeheure Hitze des Sommers, gegen den plötzlichen Witterungswechsel im October und gegen die durchdringende scharfe Luft des Winters zu schützen, thut wohl, wenn er die Lebensweise der Eingebornen befolgt und im Sommer während der heißesten Stunden sich ruhig zu Hause hält, im Herbst nach den ersten Gewittern und Regengüssen wärmere Kleidung anlegt und von da an bis zum Beginn des Sommers am Morgen und Abend nicht ohne Mantel ausgeht. Im Winter hülle er das halbe Gesicht, so oft er ausgeht, in den Mantel, damit die schneidende von den schneebedeckten Gebirgen herabwehende Luft ihm nicht in die Lunge dringe .... Seit Ende Februars haben wir ein wahres paradiesisches Wetter, Felder und Wiesen sind geschmückt mit dem saftigsten Sammtgrün, Hecken und Bäume treiben das zarte junge Laub hervor; in einigen Gärten prangt die Pracht der Blüthen; der Storch klappert schon lange auf der Kuppel der Schloßkapelle und die Schwalbe segelt zwitschernd durch die Lüfte; und dennoch geht Niemand ohne Mantel oder Winterrock aus, denn fast alle Gipfel des blauen Guadarama-Gebirges sind noch mit tiefem Schnee belastet."

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

E. Duller, Geschichte des Erzherzogs Carl v. Oesterreich. Lief. 1. Wien 1844.

Ch. de Coeckelberghe de Dutzele, Histoire de l'empire d'Autriche depuis les temps les plus reculés jusqu' au règne de Ferdinand I. empereur d'Autriche. Vol. I. Vienne 1844.

Austriaca. Bd. 1. Leipz. 1844.

E. M. Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg. Th. 8. Wien 1844.

Dr. K. Lanz, Correspondenz des Kaisers Karl V. Aus dem k. Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt. Bd. 1. 1513—1532. Leipz. 1844.

J. H. Wyttenbach, Forschungen über die Römischen Alterthümer im Moselthale von Trier. Trier 1844.

K. E. Gebauer, Kunde des Samlandes. Königsberg 1844.

Märkische Forschungen. Bd. 2. Berl. 1844.

Jaeck, Einige Nachrichten über die Patrizier zu Bamberg. Bamb. 1844.

A translation of Walhalla's inmates described by Lewis the first, King of Bavaria, by G. Everill. Munich 1845.

C. Redenbacher, Pappenheim und Ellingen, der Solenhofer Steinbruch und die Carolina. München 1844.

Fr. W. Walther, Topische Geographie von Bayern. München 1844.

A. L. Cherbuliez, De la démocratie en Suisse. Par. 1843.

J. J. Hottinger, Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der schweizerischen Eidgenossenschaft der 13 Orte und der Umbildung derselben in eine helvetische Republik. Lief. 1. Zürich 1844.

G. Studer, Topographische Mittheilungen aus dem Alpengebirge. I. Bern 1843.

Die Belgischen Colonien in Guatemala und Brasilien. Cöln 1844.

Collection de chroniques Belges inédites. Monuments pour servir à l'histoire des provinces de Namur, de Hainaut et de Luxemburg, recueillis et publiés pour la première fois par Reiffenberg. T. I. Bruxelles 1844.

Ad. Borgnet, Histoire des Belges à la fin du 18 siècle. T. I. Bruxelles 1844.

Rob. Adair, An historical memoir of a mission to the court of Vienna, in 1806. Lond. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Schluß.)

Bezüglich des trostlosen Verschleuderungs-Zustandes, in welchem sich die wissenschaftlichen und artistischen Sammlungen Spaniens befinden, bemerkt Knust:

„Was kann also aus Spanien Gutes kommen? Freylich wohl nicht gar zu viel! Allein der Marschall Soult und Louis Philipp haben gute Gemälde dorther bekommen, und die Engländer erhalten von hier deren noch täglich; die nordamerikanische Bank hat bedeutende Summen in Verwahrung genommen für Mönche und Geistlichkeit, und Italien verbirgt viele gerettete Kunstschätze. Und dennoch ist hier eine große Ernte von Gemälden und Kunstwerken noch jetzt zu machen; Bücher sind in Masse wie Heu und Stroh, Adelsdiplome und Wappen und Genealogien pfundweise, altrömische und arabische Kupfermünzen cursiren wie Maravedis oder Pfennige, Handschriften kommen weniger zum Verkauf; es sind aber deren genug über die Seite geschafft und in sicheren Händen, die sie gleichwohl nicht zu lange mehr verwahren werden. Die Granden, ihrem unvermeidlichen Schicksale, wie es scheint, schnell entgegengehend, werden auch bald leeres Haus machen müssen. Also viel, viel ist von hier zu holen! Einige halten es für sehr unchristlich, diesem unglücklichen Lande die gebliebenen Schätze zu entführen. Allein ist es nicht weit menschlicher und christlicher, selbige in der Fremde sicher zu bewahren und der Kunst und Wissenschaft zu erhalten, als sie hier zu zerstreuen, zu zerstören, zu verbrennen? Und wenn man bedenkt, wie wenig gewiß es ist, daß dieses Land bald in die Reihe der übrigen cultivirten Länder eintrete, und wie nicht unwahrscheinlich, daß noch heftige Gährungen und Bewegungen das alte Staatsgebäude völlig umwerfen und daß in dieser Krisis wiederum der noch gebliebene Rest von Werken der Wissenschaft und der Kunst decimirt werde: so finde ich darin einen Trost und eine Ermuthigung für meine mit manchen Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten verknüpfte und gerade in dieser Zeit unternommene Reise. Das Einzige, was ich dabey etwa bedaure, ist, daß die große Menge der arabischen Schätze für mich ein versiegelter Reliquienkasten ist, wovon ich weiter nichts begreife, als die äußere Verzierung. Im Escurial fand ich außer den bey Casiri verzeichneten arabischen Manuscripten noch andere orientalische, namentlich hebräische, von denen wieder nur ein Theil in dem geschriebenen Kataloge der Bibliothek aufgeführt ist ꝛc.“

Knust hat sich übrigens, was den letzteren Punkt betrifft, das Verzeichniß der bedeutenden Anzahl arabischer Manuscripte, welche sich in der Nationalbibliothek zu Madrid befinden, abschreiben lassen, so wie auch das der griechischen Handschriften. Hinsichtlich des Gesammtergebnisses seiner allerdings sehr angestrengten Bemühungen bemerkt Knust:

„Meine Krankheit, die glorreiche Revolution, die vielen Festtage, Ferien, kurze Bibliothekstunden, kurz der Umstand in Spanien zu seyn, haben gemacht, daß ich während meines Aufenthalts in diesem Lande ungefähr ein Drittheil weniger gearbeitet habe, als ich in diesem Zeitraume sonst wohl hätte arbeiten können und sollen. Indeß wenn ich bedenke, daß Spanien eine principale Ausnahme von der allgemeinen europäischen Lebensregel ist, und daß ich trotz aller Hindernisse dennoch eine gute und, wie ich hoffe, der Wissenschaft nützliche Ausbeute gemacht habe, so giebt mir dieses Trost, und Muth noch mehr zu erbeuten.“

Und in der That erscheint diese Ausbeute als eine sehr namhafte, wenn wir die Zusammenstellung

ihrer einzelnen Bestandtheile überschauen, wie sie uns Knust selbst, nachdem er erst drey spanische Bibliotheken, nämlich die öffentlichen Bibliotheken zu Madrid und Toledo und jene des Escurials benutzt hatte, unterm 24. Februar 1841 in einem Briefe an einen seiner Freunde in Deutschland darlegt, worin er diesen bereits ersuchte, sich um einen Verleger für seine „spanische Reise" umzusehen. Abgerechnet das, was für die Monumenta bestimmt war, (Vergleichungen und resp. Abschriften der Leges Wisigothorum und Langobardorum, westgothischer Formeln, der Geschichtswerke von Idatius, Isidorus, Paulus Diaconus, Victor Tunnunensis, Johannes Biclariensis, Gregorius Turonensis, Vita S. Wenceslai etc. etc.) sollte das projectirte Reisewerk enthalten: Nachrichten über Archive und Bibliotheken; Kataloge über die Handschriften, Vervollständigungen von Hänel's Catalogi librorum mssorum, qui in bibliothecis Galliae, Helvetiae, Belgii, Britanniae M., Hispaniae, Lusitaniae asservantur nunc primum editi. (Lips. 1830. 4.), welches treffliche Werk übrigens sowohl Knust als den andern Reisenden der Gesellschaft als vorzüglichster Anhaltspunkt, so zu sagen als Compaß diente, Mittheilungen aus griechischen Manuscripten theils theologisch, theils historisch und philosophisch, vom 3. Jahrhundert bis zum Untergange des oströmischen Reichs, vielleicht noch dazu die Fabeln des Babrias ꝛc. Aus lateinischen Manuscripten: inedita alt- und neutestamentlicher Apokryphen, Bibelerklärungen aus dem 6. bis 9. Jahrhundert, historische Werke (darunter die wirkliche Chronik des Prosper, Bruchstücke aus der Chronik des Origenes nebst dem griechischen Texte aus einer Madrider Handschrift; zwey historische Werke des Claudius, wovon nur das eine, und nur unvollständig von Labbé edirt war; die Annalen des Lupus Protospata in alter italienischer Uebersetzung, vollständiger als in der lat. Ausgabe bey Muratori; Fortsetzungen des Ricobaldus; eine Chronik von Unteritalien aus dem 12. Jahrhundert; geographische Werke (eine Beschreibung Italiens aus der Zeit der Langobarden, eine allgemeine Erdbeschreibung vom 5. Jahrhundert, eine andere vom 9. Jahrhundert; ein Werk de mensura orbis wahrscheinlich aus dem 4. Jh.; alte Erdcharten, darunter eine im 8. Jh. gefertigt aber wohl überhaupt älter; Beschreibung der Inseln des Mittelmeers aus dem 14. oder 15. Jahrh.; Dichterisches (Germanici prognosticon vollständiger; Gedichte von Erchempert, Paulus Diaconus, Bernhard, Teodala, altitalienische, altspanische Gedichte ꝛc.), Philosophisches, (Virgilius Cordubensis, Noten des Libanius) Briefe und Theologisches (Arcricus, Apringius, Beatus, Pelagius Victor Cartenensis); altdeutsche (langobardische) Glossarien, vielleicht auch noch Juristisches und auf die Kreuzzüge sich Beziehendes.

So sehr es zu beklagen, daß es Knust nicht gegönnt war, diese reichen und für die Wissenschaft so vielfach interessanten Sammlungen selbst zu vollenden und zu verarbeiten, so ist es dennoch als ein Glück zu betrachten, daß dieselben, nach seinem am 8. October 1841 zu Paris erfolgten Tode, unversehrt in die beßten Hände, nämlich in jene des Herrn Geheimen-Reg.-Raths Pertz gelangten, der gewiß dafür zu sorgen weiß, daß die Entdeckungen des verdienstvollen Dahingeschiedenen gehörig benutzt und hervorgehoben werden, so wie er selbst ihm bereits durch den erwähnten Nekrolog und die vorläufigen Mittheilungen aus dessen Briefen ein höchst ehrenvolles Denkmal gesetzt hat.

V. Die Reise des Herrn Herausgebers in Gemeinschaft mit Herrn Bibliothekar Böhmer nach dem Elsaß (Hagenau, Straßburg, Schlettstadt, Colmar) und einem Theile der Schweiz (Aarau, Muri, Luzern), sowie VI. jene des Herrn Prof. Waitz durch Thüringen und Sachsen lohnten sich durch einzelne wichtige Funde; beyde führten aber auch theilweise zu unerwarteten negativen Resultaten. Mehrere Handschriften, denen die Reise vorzugsweise galt, z. B. des Carmen de bello Heinrici IV. contra Saxones zu Straßburg, die Murbacher Handschriften und die ehemals Reichenauer „Carmina theotisca" zu Colmar, die wichtigen Murischen Handschriften des Hermanus contractus, Bertholdus und Bernoldus waren nicht aufzufinden, und Hrn. Dr. Waitz wurden bezüglich der Handschriften-Benutzung auf einigen sächsischen Bibliotheken Schwierigkeiten in den Weg gelegt, die ihn zu der Bemerkung veranlaßten:

„Wir Deutschen haben in der That Unrecht, uns

über die geringe Liberalität in Rom und anderswo zu beklagen, da wir im eignen Vaterlande noch so viel engherzigere Maßregeln abzustellen haben."

Die zweyte Abtheilung des vorliegenden Bandes (S. 284—897) enthält, ein ausführliches alphabetisches Register mit eingeschlossen, die Handschriften-Verzeichnisse der von den Reisenden der Gesellschaft besuchten Bibliotheken *). Diese Verzeichnisse erstrecken sich nicht bloß, wie man meinen sollte, auf solche Handschriften, welche in den Kreis der deutschen Geschichtsquellen gehören, sondern auch auf alles das, was den Reisenden überhaupt anmerkenswürdig erschienen. Es ist dieß eine Erweiterung ihrer ursprünglichen Tendenz, die ihnen für alle jenen Forschungen, bey welchen die Herstellung kritisch berichtigter Texte zu den unerläßlichen Vorfragen gehört, die Unentbehrlichkeit sichern, und die daher auch gewiß allenthalben mit lebhaftem Danke entgegengenommen wird.

H. F.

*) Es folgt hier, in ähnlicher Weise wie es hinsichtlich der in den ersten 7 Bänden enthaltenen Handschriften-Verzeichnisse in unserer erwähnten Anzeige S. 655. geschehen, eine alphabetische Uebersicht der betreffenden Orte: Altenburg S. 706. Amiens 395. Amsterdam 579. Antwerpen 564. Arras 401. Avranches 378. Berlin 823. Boulogne 404. Brügge 556. Brüssel 486. Cambrai 431. Chartres 385. Coblenz 612. Coburg 674. Colmar 466. Corvey 627. Cus 610. Darmstadt 617. Douai 421. Dresden 715. Einsiedeln 736. Erfurt 676. Evreux 376. Freyberg 711. Freyburg 622. Fulda 624. Gent 549. Gotha 675. Groningen 588. Haag 566. Halberstadt 653. Hannover 630. Haerlem 582. Havre 374. Jena 694. Laon 392. Leeuwarden 591. Leiden 570. Löwen 481. London 753. Lüttich 477. Luxemburg 592. Madrid 768. Meaux 366. Meersburg 623. Meiningen 671. Merseburg 662. Metz 450. Middlehill 762. Mons 468. Namur 475. Nancy 458. Orleans 391 Quedlinburg 660. Paris 284. Rheims 393. Rouen 367. St. Mihiel 448. St. Omer 408. Schaffhausen 733. Sevilla 821. Straßburg 461. Toledo 822. Tournai 559. Trier 596. Utrecht 582. Valencia 822. Valenciennes 436. Verdun 443. Weimar 685. Wien 729. Wurzen 712. Zeiz 705. Zwettl 724. Zwickau 707.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

E. G. Geijer, Carl XIV. Johann, König von Schweden und Norwegen. Stockholm 1844.

K. Grosse, Karl XIV. Johann von Schweden. Nach Quellen. Heft. 1. 2. Meissen 1844.

Otto von Mirbach, Briefe aus und nach Kurland während der Regierungsjahre des Herzogs Jakob. Mitau 1844.

Monumenta Livoniae antiquae. Bd. 4. Riga's ältere Geschichte in Uebersicht, Urkunden und alten Aufzeichnungen zusammengestellt. Riga 1844.

J. Lelewel, Histoire de Pologne. Vol. 1. 2. Avec Atlas. Par. 1844.

Tadeusza Wolánskiego, Odkrycie Najdawniejsze pomnikow narodu Polskiego. W Poznaniu 1843. (Die ältesten Denkmäler des polnischen Volkes.)

C. Paparregopulus, De colonisatione nonnullarum Slavorum stirpium in Peloponneso. Athenis 1843.

Anast. G. Leukias, Refutatio illorum qui putaverunt, quod nemo eorum, qui nunc Graeciam incolant, a veteribus Graecis oriundus est. Athenis 1843.

M. Buchon, Nouvelles recherches historiques sur la principauté française de Morée et de ses hautes Baronies à la suite du 14 croisade. T. I. 1. Paris 1844.

Rob. Greenhow, The history of Oregon and California and the other territories on the North West-Coast of North America. Lond. 1844.

J. J. Jarves, History of the Hawaiian or Sandwich islands. Lond. 1843.

Ed. Thornton, The history of the British empire in India. Vol. 1—5. Lond. 1843.

Antiquités américaines d'après les monuments historiques des Islandais et des anciens Scandinaves par Chr. Rafn. Copenh. 1845.

The American Almanac and repository of useful knowledge for the year 1844. Boston 1843.

A. Reumont, Thorwaldsen. Berl. 1844.

Dr. J. Honegger, Konrad Ott. Eine biographische Skizze. Glarus 1844.

Dr. Jos. Bader, Meister Erwin von Steinbach und seine Heimath. Karlsruhe 1844.

Dr. R. Fr. Bley, Das Leben und Wirken von Dr. Rudolph Brandes. Hannover 1844.

Champollion-Figeac, Fourier et Napoléon. L'Egypte et les cent jours. Mémoires et documents inédits. Par. 1844.

Alex. Oulibicheff, Nouvelle biographie de Mozart, suivie d'un aperçu sur l'histoire générale de la musique et de l'analyse des principales oeuvres de Mozart. Vol. 1—3. Moscou 1843.

Dr. W. E. Weber, Quintus Horazius Flaccus als Mensch und Dichter. Jena 1844.

Arthur Penrhyn Stanley, The life and correspondence of Thomas Arnold, Professor of modern history inthe university of Oxford. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

Horace Twiss, The public and private life of Lord Chancellor Eldon. Vol. 1—3. London 1844.

H. W. Schulz, Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften. Leipz. 1844.

Dr. A. Nicolovius, Schlossers Leben und literarisches Wirken. Bonn 1844.

Dr. C. J. Hefele, Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts. Tübing. 1844.

K. Gödeke, Adolph Freiherr Knigge. Sein Leben, seine Schriften und Blicke in seine Zeit. Hannover 1844.

M. Carnot, Notice historique sur Barère. Paris 1842.

M. J. Taschereau, Histoire de la vie et des ouvrages de Molière. Par. 1844.

Dr. C. Kissel, A. Cornelius Celsus. Eine historische Monographie. Abth. 1. Giessen 1844.

Dr. P. Henry, Das Leben Johann Calvins. Bd. 1—3. Abth. 1. Hamburg 1844.

Em. de Tipaldo, Biografia degli italiani illustri nelle scienze, lettere ed arti del secolo XVIII. e de contemporani. Vol. 1—8. Venezia 1834—1841.

W. Dorow, Krieg, Literatur und Theater. Mittheilungen zur neueren Geschichte. Leipz. 1844.

Dr. G. H. Klippel, Historische Forschungen und Darstellungen. Bd. 2. Lebensbeschreibung des Erzbischofs Ansgar. Bremen 1845.

Ch. J. Bunsen, Die Basiliken des christlichen Roms nach ihrem Zusammenhange mit Idee und Geschichte der Kirchenbaukunst. München 1844.

C. von Heideloff, Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland. Nürnb. 1844.

C. A. Menzel, Jahrbuch der Baukunst und Bauwissenschaft in Deutschland. Th. 1. Greifswald 1844.

Dr. G. Hagen, Handbuch der Wasserbaukunst. Th. 1. 2. Königsb. 1844.

Dr. J. H. Mädler, Astronomische Briefe. Lief. 1. Mitau 1844.

Meridian Ephemeris of the Sun and Planets for the year 1836. Lond. 1835.

G. J. Mulder, Das Streben der Materie nach Harmonie. Braunschweig 1844.

Dr. Wilh. Schwaab, Versuch einer neuen Theorie der Hagelbildung. Cassel 1844.

Dr. W. Th. Casselmann, Ueber die galvanische Kohlenzinkkette. Marb. 1844.

Revised instructions for the use of the magnetic and meteorological observations and for the magnetic surveys. Prepared by the committee of physics and meteorology of the royal society. Lond. 1842.

A. Frank, Die Kabbala oder die Religionsphilosophie der Hebräer. Leipz. 1844.

F. L. Rhode, Gedrängte Uebersicht der Revolutionen der Erdkruste bis zur mosaischen Pflanzenschöpfung. Darmstadt 1842.

Dr. J. Liebig, Chemische Briefe. Heidelb. 1844.

Dr. K. Gerhardt, Grundriß der organischen Chemie. A. d. Franz. übers. von Dr. A. Wurtz. Bd. 1. Straßb. 1844.

Arsberättelse om framstegen i Kemi och Mineralogi afgifven den 31. Mars 1843, af Jac. Berzelius. Stockh. 1843.

P. Flourens, Buffon. Histoire de ses travaux et de ses idées. Par. 1842.

Amtlicher Bericht über die 21. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Gratz im September 1843. Gratz 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Histoire de la lutte des Papes et des empereurs de la maison de Souabe, de ses causes et de ses effets, ou tableau de la domination des princes de Hohenstauffen dans le royaume des deux Siciles, jusqu' à la mort de Conradin par C. de Cherrier. Tome II. Paris L. de Bure, libraire — editeur. 1844. 539 S.

Dieselben Mängel, welche wir bey dem ersten Bande aussetzten, (Gel. Anz. Bd. XVI. S. 647) die Unkenntniß der ausländischen Literatur, werden bey dem zweyten Bande noch fühlbarer, da es sich hiebey um Hurters classisches Werk über Innocenz III. handelt. Auch die italienische Literatur ist dem Verfasser nur wenig bekannt. Dennoch bietet es ein gewisses Interesse dar, sich die Resultate seiner Forschungen zu vergegenwärtigen, besonders da der Verf. in diesem Bande die Epoche Friedrichs II. bis 1239 schildert, und somit einen Angelpunkt für die Gesammtauffassung der Geschichte des Mittelalters berührte.

Leicht wäre es, über diese wie über viele andere schwierige Epochen der Geschichte eine Verständigung unter Männern von Einsicht herbeyzuführen, würde nicht bey so Manchen der Nebengedanke obwalten, man dürfe oftmals selbst nicht die einfachste Wahrheit zugeben, weil sich unbeliebige Consequenzen daraus ziehen ließen. Bey wie vielen ward nicht der richtige Standpunkt nur deßhalb verrückt, weil sie befürchteten, es möchten Theorien einer frühern Periode noch auf die Gegenwart angewandt werden. Wie oft ist die Absetzung Friedrichs nur deßhalb angefochten worden, weil man glaubte, daß wenn die Rechtlichkeit dieses Schrittes für das dreyzehnte Jahrhundert zugestanden werde, daraus für das acht- oder neunzehnte Mißliebiges hervorgehen könnte?

Andere Staatengesetze haben die neuern Zeiten geschaffen als die früheren. In diesen aber galt der natürliche Grundsatz, kein Recht ohne Pflicht, und wer sich der Pflicht entschlägt, vergeudet auch sein Recht. Unserer Ueberzeugung gemäß ist deßhalb zur Beurtheilung mittelalterlicher Ereignisse und insbesondere des Streites zwischen Kaiser und Papst kein Standpunkt zulässig, als der, welcher von den wechselseitigen Beziehungen und Verpflichtungen ausgeht, und auf die Erfüllung eingegangener Verträge Rücksicht nimmt. Mit Eiden spielen, hat man vor Friedrichs II. Zeiten nicht verstanden; und es setzt eine nicht gewöhnliche Beschränktheit des Geistes voraus, wenn man, wie der Recensent Friedrichs II. im Leipziger Repertorium Heft 40. 1844, glaubt, durch hohle Phrasen und Darlegung der flachsten Ansichten bestimmte Thatsachen ignoriren, über die Nichterfüllung bestimmter Verpflichtungen hinweggleiten zu dürfen. In der Geschichte des Mittelalters zieht sich eine Kette persönlicher Verpflichtungen der Individuen hindurch, die den Grundcharakter desselben bildet, und wer diese zu ignoriren vermag, beweist nur seine eigene Ignoranz. Selten oder nie hat sich aber diese mit unverschämterer Dreistigkeit auf Kosten eines strengwissenschaftlichen Werkes breit zu machen gesucht, als in der erwähnten Anzeige, deren Schmach nur auf ihren Verfasser zurückfällt, und das Jour-

nal, welches so bodenlosem Gerede Raum schenkte, brandmarken würde, wäre man je von demselben etwas Besseres gewöhnt gewesen.

Friedrich II., in Fiscalität, Hinwegsetzung über noch so heilige Pflichten, in Frivolität wie in ästhetischer Bildung ganz einer der Neueren, kann und darf aber mit keinem anderen Maße gemessen werden, als mit dem der Bedeutung und des Werthes der von ihm eingegangenen Verpflichtungen. Oder soll etwa die nichtssagende Phrase, er habe sich über die Vorurtheile seiner Zeit erhoben, ihm einen Freybrief für alle Willkühr, für Tyranney und Meineid verschaffen? Wehe den Unterthanen eines so erhabenen Fürsten, und tausendmal besser die, die unter weniger erleuchteten aber rechtschaffenen, als unter derart genialen zu leben haben.

Hr. Cherrier hat aber mit richtigem Gefühle bemerkt, daß Friedrich in dem Momente, wo er das Verfahren Innocenz III. gegen seinen Vorgänger auf dem deutschen Kaiserthrone billigte, dem Papste auch das Recht zugestand, wider ihn selbst unter ähnlichen Umständen auf gleiche Weise zu verfahren. Dieser Satz, den anzufechten höchstens die Logik des Junkers in der bekannten Fabel von des Bauern Kuh, die des Junkers Hund gebissen, sich herausnehmen kann, ist aber hinreichend, um an die Stelle willkührlicher und unhaltbarer Theorien den rechten Maßstab zu setzen.

Würde es sich nicht so häufig finden, daß viele und selbst treffliche Menschen für die große Lehrerin der übrigen, die Erfahrung, geradezu unzugänglich sind, so müßte man es für unbegreiflich erachten, daß nach den von uns selbst erlebten Ereignissen, militärische Herrschaft, das Recht der blinden Gewalt, gerade an denjenigen eifrige Vertheidiger findet, welche am lautesten der Freyheit das Wort reden. Sollte denn wirklich Unsträflichkeit des Willens, Lauterkeit der Gesinnung, Talent und Kenntnisse sich regelmäßig nur mit solchen verbinden, die in jedem Schwächeren auch den ihrer Willkühr Verfallenen erblicken? Oder hofft man etwa, den mannigfaltigen Gebrechen unsere Zeit dadurch zu helfen, daß man ihnen, wo sie in der Geschichte vorkommen, wo sie sich selbst bereits gerichtet haben, einen Phrasenflitter umhängt, der kaum denjenigen noch zu bestechen vermag, welcher beharrlich auf das eigene Denken Verzicht leistete? Wirklich, es möchte bedünken, daß man in Deutschland die Kunst, Geschichte ohne Thatsachen zu schreiben, nach bloßer willkührlicher Annahme zu verfahren, bereits zu solcher Virtuosität gebracht hat, daß eine Ausgleichung dieser neuen Mythographie mit den Anforderungen der Geschichtschreibung schon zur Unmöglichkeit geworden ist.

Drängen sich diese und ähnliche Betrachtungen dem deutschen Leser des angeführten Werkes auf, so giebt die Darstellung dem Verf. nicht mindern Anlaß, die hergebrachten Meinungen seiner Landsleute zu berichtigen. Ein strenges Festhalten an den Quellen, deren genaue Benützung sich überall zeigt, verleiht ihm hiezu volles Recht. Und wenn deßhalb auch aus den anfangs berührten Gründen das Werk jene Vollendung nicht hat, die es seinem Titel und dem Umfange nach haben könnte und sollte, so kann es doch Vielen dienen, ihre Meinungen zu berichtigen, und sie mit den Thatsachen vertrauter zu machen. Mit deutschen Werken verglichen, möchte es unbedingt sowohl wegen tüchtigerer Forschung als vorurtheilsloserer Gesinnung den Rang vor der bekannten Züllichauer Lebensbeschreibung Friedrichs II. einnehmen, und dieses Werk selbst für alle Zeiten zur Ruhe verweisen. Freylich wird damit auch die Quelle für anonyme Schmähartikel, wie der oben bezeichnete, verstopft werden, und man sich gewöhnen müssen, vom mythologischen Gebiete in das historische, wo Thatsachen und nicht Declamationen und Tendenzprocesse entscheiden, herabzusteigen.

Höfler.

Archivio storico italiano ossia raccolta di opere e documenti finora inediti o divenuti rarissimi risguardanti la storia d' Italia. Tomo IV. Firenze. Gio. Pietro Vieusseux, editore al suo gabinetto scientifico-letterario. 1843. XX. 482 p.

Dieser Band, welcher später erscheint, als der der Nummer ihm nachstehende, enthält Lebensbeschrei-

bungen, Documente, Chroniken und Aehnliches zur Beleuchtung der florentinischen Geschichte, und bietet durch Auswahl des Stoffes großes Interesse dar. Voraus gehen die ricordanze di Guido di Filippo di Ghidone dell' Antella e de suoi figlioli e discendenti. Es sind Aufzeichnungen von Begebenheiten, welche für die Familie Antella besondern Werth hatten, und wenn auch daraus für die politische Geschichte wenig oder gar nichts Neues zu erholen ist, so enthalten sie doch desto mehr in Bezug auf die Kenntniß häuslicher Zustände, des bürgerlichen Lebens, der Sitten und Gebräuche von 1298 — 1405. Merkwürdig ist, daß unter dem Gesinde noch immer schiave, Leibeigene, in der freyen Republik aufgezeichnet werden. Die Ricordi di Cristoforo Guidini, deren sich bereits die G. Gigli und F. Burlamacchi bey Herausgabe der Werke der hl. Katharina von Siena bedienten, reichen von 1383 — 1396. Sie beziehen sich zwar nur auf die sienesische Geschichte, und bilden somit eine gewisse Anomalie zu den übrigen. Der Historiker hat aber für ihre Aufnahme dem Herausgeber seinen Dank abzustatten. F. Guidini war nämlich Notar in Siena und Zeitgenosse der hl. Katharina von Siena, mit der er in vielfacher Berührung stand, und über deren Leben und Wirken sein ehrendes Zeugniß sehr lesenswerth ist. Unter den Männern, welche der Heiligen besonders nahe standen, führt Guidini auch den Maestro Ramondo di Capua an, welcher nachher General des Dominikanerordens wurde, und ein Urenkel des berühmten Petrus von Vinea war. Die Ricordi des Oderigo di Credi (1405 — 1425) beziehen sich wieder auf Familienverhältnisse und das bürgerliche Leben der Florentiner, und bieten hiefür viele merkwürdige Aufschlüsse dar. Die dann folgenden beyden Lebensbeschreibungen des Filippo Scolari, genannt Pippo Spano (Gespann), haben von Antonio Sagredo in Venedig eine treffliche Einleitung erhalten, welche nebst der Abhandlung des H. Canestrini über die Beziehungen der Florentinischen Republik zu Ungarn, höchst schätzenswerthe geschichtliche Rückblicke enthält. Die erstere giebt uns auch Aufschluß über das jetzt in Ordnung gebrachte große Archiv zn Venedig. Vor dem Jahre 1500 ist es lückenhaft, und vertreten Copien die Stelle vieler wichtiger Original-Documente. Dennoch sind aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte die Debatten und Berathungen des Senates und des Rathes der Zehn, die Gesetze und Verordnungen beynahe ganz vollständig vorhanden. Die Register des Senates, commemoriales, und die Acten des Rathes der Zehn, wie des Rathes der Hundert, welchen die geheimsten Verhandlungen zukamen, misti genannt, bieten einen historischen Schatz dar, wie ihn, vielleicht nur der Vatican ausgenommen, jetzt kein Archiv Europas aufzuweisen hat. Welche Ausbeute für deutsche Forscher, wenn einmal die letzte Urkunde des letzten deutschen Dorfes der Nachwelt durch den Druck wird überliefert worden seyn! Mit welcher Masse von Irrthümern wird eine oberflächliche Benützung die Welt vorerst überschwemmen, und welch glänzende Aufgabe, alle diese Irthümer zu berichtigen, indem die bereits angestellten Forschungen noch einmal gemacht werden?! Möge doch die venetianische Geschichte vor dem Schicksale der deutschen bewahrt werden. Die Abhandlung sulle relazioni di Firenze coll' Ungheria, deren Inhalt dem ersten Anscheine nach wenig Interesse darbietet, ist eine sehr gründliche und tüchtige Arbeit über die auswärtige Politik der Florentiner im fünfzehnten Jahrhunderte. Das Leben des Bartolomeo Valori schließt sich auch chronologisch daran an. Es hat dieses für die allgemeine und Kirchengeschichte besonderen Werth, indem Valori in nahen Beziehungen zu P. Johann XXIII. (Balthasar Coscia) stand, und viele und merkwürdige Aufschlüsse über das große Schisma des fünfzehnten Jahrhunderts bey dieser Gelegenheit gegeben werden. Von Alexander V., welchen die Kardinäle auf der Kirchenversammlung zu Pisa zur Heilung des Schisma wählten, heißt es: cardinale per lettere e santita di vita conoscinto degno a tanto grado. Von Baltassar Coscia aber vernehmen wir eine Beschreibung, welche ganz anders lautet, als selbst die tüchtigste deutsche Kirchengeschichte (Döllinger II. 1. S. 330) von ihm giebt: „Es waren viele Tugenden in diesem Manne, den man als ein Beyspiel des Glückes anführen kann. Von Jugend auf hatte er die Wissenschaften getrieben, und sich darin solche Mühe gegeben, daß er nicht nur ein sehr berühmter Redner und Dichter wurde, sondern auch ein tüchtiger Philosoph (ragionevole filosofo). Dann

wandte er seinen Sinn auf sehr verschiedenartige Dinge, verließ die Studien, ward Soldat, und übte sich darin so sehr, daß er in Kurzem unter die ersten Soldaten Italiens gerechnet wurde. Als Feldherr gab er schon bey der ersten Gelegenheit große Beweise seiner Qualitäten hiefür, und trug bey mehr als einem Kampfe den Sieg davon. Nach vielen Unternehmungen strebte er plötzlich nach kirchlichen Ehrenstellen, ja nach dem Papstthume selbst, ließ deßhalb das Kriegführen bey Seite, warf sich ganz auf die Religion, und in Kurzem gelang es ihm auch hier, seinen Zweck zu erreichen."

Daß an dem Freunde Cosimo's de Medici, der auf so seltsame Weise in dem Zeitalter der Condottieri und politischen Abenteurer Papst wurde, mehr gewesen sey, als man gewöhnlich vermuthet, ist klar. Merkwürdig ist auch, daß, als Johann XXIII. auf dem Wege nach Costniz durch Florenz kam, Valori ihm auf das Entschiedenste abrieth, seine Reise fortzusetzen. Er konnte aber von dem Papste keine andere Antwort erlangen als: „Ich gestehe, daß es wenig klug ist, sich unbekannten Personen anzuvertrauen, und daß das Concil nicht für mich ist. Aber was soll ich thun, wenn ich ein Verhängniß habe, welches mich dahin zieht. (Ma che debbo fare se haggio un fato che mi ci tira.)"

Nebst einigen Documenten zur Erläuterung des Textes folgen dann noch mehrere Lebensbeschreibungen berühmter Italiener von dem bekannten Vespasian, dessen Sammlung von Biographien der gelehrte Cardinal Angelo Mai in seinem spicilegium Romanum vollständig edirte. Von demselben Verfasser sind noch notizie di alcune illustri donne del secolo XV, und ein lamento d'Italia per la presa d'Otranto (durch die Osmanen im Jahre 1480), welches die Blindheit der Italiener und deren ganzen kläglichen Zustand schildert, so wie einige Documente, welche sich auf des Vespasian Lebensbeschreibung des Königs Alfons von Aragonien — in Deutschland neuerdings durch Platens Geschichten des Königreichs Neapel bekannt, — beziehen.

H.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

J. Liebig, Bemerkungen über das Verhältniß der Thier-Chemie zur Thier-Physiologie. Heidelb. 1844.

Dr. Fr. T. Kützing, Ueber die Verwandlung der Infusorien in niedere Algenformen. Nordhausen 1844.

Joh. Richardson and J. Edw. Gray, Zoology of the voyage of H. M. SS. Erebus and Terror, under the command of Capt. Sir James Clark Ross, during the years 1839 to 1843. Part I. Mammalia by J. Ed. Gray. Part II. Fisches, by Richardson. Lond. 1844.

A. S. Oersted, Entwurf einer systematischen Eintheilung und speciellen Beschreibung der Plattwürmer. Kopenhagen 1844.

Arsberättelse om zoologiens framsteg under åren 1840—42 till kongl. Vetenskaps-Academien afgifven af zoologiae intendenterna vid Rikets naturhistoriska Musaeum. Andra Delen. (Insecta. Linn.) af C. H. Boheman. Stockh. 1843.

Dr. J. L. C. Gravenhorst, Naturgeschichte der Infusionsthierchen. Nachtrag zu dessen Zoologie. Breslau 1844.

Dr. J. Th. Ch. Ratzeburg, Die Forst-Insecten ꝛc. Th. 3. Die Ader-, Zwey-, Halb-, Netz- und Geradflügler. Berl. 1844.

F. S. Leuckart, Zoologische Bruchstücke. III. Helminthologische Beyträge. Freib. 1842.

C. Montagne, Skizzen zur Organographie und Physiologie der Classe der Schwämme. Prag 1844.

W. Jackson Hooker, Icones plantarum. New Series. Vol. 1—3. Lond. 1842—44.

L. von Babo, Der Weinstock und seine Varietäten. Lief. 2. 3. Schluß. Frankf. 1844.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Karl Christian Friedrich Krause's Vorlesungen über die reine d. i. allgemeine Lebenlehre und Philosophie der Geschichte. (Oder: Geist der Geschichte der Menschheit. Erster Band.) Herausgegeben von H. K. von Leonhardi. Göttingen 1843.

Vergleichen wir die frühern Werke und Vorarbeiten über Philosophie der Geschichte mit dem vorliegenden Buch, so müssen wir in diesem einen wesentlichen und selbstständigen Fortschritt erkennen. Bey allen Anderen herrscht ein besonderer Gesichtspunkt aus der Ordnung der sittlichen Welt: bey Iselin und Kant der politische, bey Herder der physiologische, bey Lessing der pädagogisch-ethische, bey Schlegel der kirchliche Gesichtspunkt, bey Schiller und Fichte die Teleologie der Freyheit und Vernunft, bey Schelling und Stutzmann die intellectuelle, bey Novalis die poetische Anschauung, bey Hegel das logische Princip. Krause hat den wahrhaft allgemeinen Gesichtspunkt gewonnen, er hat das universell-ethische Princip in der Betrachtung der Geschichte zu Grunde gelegt; sein Princip vereinigt in sich die Principien der natürlichen und geistigen Entwicklung, der sittlichen und religiösen Zwecke, sein Princip ist das Postulat vollkommener Menschlichkeit, die ihr Urbild in Gott hat.

Die Vereinigung des metaphysischen Tiefsinnes mit dem Sinne für das geschichtliche Ideal ist Krause's eigenthümlicher Vorzug. Alle wissenschaftlichen Principien und Kategorien hat Krause auf die Metaphysik zurückgeführt als die Wissenschaft von Gottes Wesen und Eigenschaften; und in der That können wir diese Methode der Ableitung aller Wissenschaften aus der Metaphysik als die einzig ächte und einzig befriedigende wissenschaftliche Methode erkennen. Aber wie er die Wahrheit in Gott erkannte, so wollte er sie nicht als abstracte Idee, sondern er schaute sie an als Ideal in persönlicher und geschichtlicher Verwirklichung: sein Herz schlug für das Urbild der Menschheit, für das Ebenbild Gottes im Menschen. Erfüllt von dem Bewußtseyn der erhabenen Bestimmung des Menschen zeigt er beglückende Aussichten in die Zukunft der Geschichte, und fordert uns auf zur geschichtlichen That, zur Theilnahme an der Volk und Staat bildenden Gesellschaft, zur Hervorbringung der religiösen und wissenschaftlichen Gemeinschaft.

Philosophie der Geschichte ist ihm also nicht nur „Erkenntniß der ewigen Gesetze der Entfaltung des Lebens in der Zeit," sondern auch „mittelst der Erkenntniß dieser ewigen Wahrheit die Würdigung der uns bekannten wirklichen Geschichte nach der ewigen Idee des Lebens und seiner Gesetze." Sie erkennt, „was gelebt werden soll, und würdigt darnach alles das, was in der Zeit wirklich gelebt worden ist." Es ist also der wahrhaft geschichtliche, der wahrhaft objective, der wahrhaft ethische Gesichtspunkt, von dem Krause die Geschichte betrachtet. Gegen die fast allgemein herrschende Vorstellung der ausschließlich physiologischen oder logischen Betrachtung der Geschichte, die in der Philosophie der Geschichte nur eine begriffliche Entwickelung oder Rechtfertigung des Geschehenen erkennen mag, muß die

Wissenschaft mit dem größten Nachdruck das wahre Verhältniß geltend machen. Die Philosophie der Geschichte ist nicht nur Erkenntniß, sondern auch sittliche Würdigung dessen, was ist, sittliches Urtheil, sittliche Forderung, — sie soll seyn wie das sittliche Selbstbewußtseyn, wie das Gewissen der Menschheit. Novalis hat mit Recht das Gewissen die welterzeugende Macht genannt und den Geist des Weltgedichtes.

Die Vergleichung der Idee mit der Wirklichkeit und die Beurtheilung der Wirklichkeit nach der Idee ist nach Krause zuerst erforderlich, damit das lebende Wesen in seiner individuellen Erscheinung verstanden und die Lebensstufe eines jeden lebenden Wesens richtig erkannt werde.

„Wer es sich vorsetzt, auf die Lebensentfaltung gesellschaftlicher höherer Individuen in der Menschheit einzuwirken, dem ist es unerläßlich, daß er das Lebensalter und die Entwickelungsstufe des Individuums richtig erkenne und würdige, dessen höherer Ausbildung sein Fleiß gewidmet seyn soll."

Zweytens zur Selbstkenntniß und Selbstbildung. Denn

„Ein Jeder bildet und macht zum Theil seine eigene Geschichte und wirkt auch zugleich als eine einzelne lebende Kraft, als ein einzelner Factor in seinem ganzen Lebenskreise mit, um die Geschichte auch anderer Menschen, die Geschichte seiner Familie, seines Standes, Stammes und Volkes mit zu Stande zu bringen und daran an seinem Theile nach Ideen mitzuwirken. Der Mensch ist Gottes Mitarbeiter an dem heiligen Werke des Lebens. Dazu soll er sich weihen im Geiste und im Gemüthe, zu dieser Mitarbeit an dem Werke des göttlichen Lebens sich heiligen, in Gott ähnlichem, rein sittlichem Wollen des Guten. Aber dieß ist nur dem Geiste möglich, der die Ideen kennt und anerkennt, der die ewigen Ideen auf die Wirklichkeit in der Zeit bezieht und das Wirkliche nach der Idee beurtheilt, würdigt und höher bildet. — — Was der einzelne Mensch der Menschheit seyn und werden kann, ist unbegränzt. Alle die ewigen Ideen, die jetzt schon als Sterne Gottes in unser Erdenleben hereinscheinen, sind zuerst durch einzelne Menschen den Völkern, ja dem ganzen Geschlechte verkündet worden."

Die innere Verwandtschaft und wesentliche Einheit der empirischen und apriorischen Erkenntnisse, die in jedem lebendigen Geistesacte verbunden wirken, zeigt sich am deutlichsten gerade in dieser Wissenschaft der Philosophie der Geschichte. Es ist keine ächte geschichtliche Anschauung möglich, ohne daß zugleich die ewigen Gesetze der Logik, der Ethik und Metaphysik dem Geiste vorschweben und Urtheil und Gefühl erleuchten, — und es ist keine apriorische Erkenntniß möglich, ohne daß die Erfahrung sie hervorruft und bestätiget. Das geschichtliche Factum ist ein sittlicher Begriff, der Urheber der geschichtlichen That ist von sittlichen Ideen ergriffen und bestimmt. Die Geschichte ist der Stoff der Ethik, sie ist das Reich der Geister, in dem alle sittlichen Wahrheiten sich verwirklichen, alle sittlichen Verheißungen sich erfüllen. So ist für den wahrhaft geschichtlichen Sinn und den wahrhaft speculativen Sinn das geschichtliche Factum selbst von ewigem Werthe: die Geschichte des Virginius bey Livius, das Leben Timoleons und Cato's Leben bey Plutarch sind Darstellungen ewiger Wahrheiten, die der Philosophie der Geschichte wie dem System der Ethik als integrirende Theile einverleibt werden können.

Ueber die Zusammengehörigkeit der Geschichtsforschung und der Philosophie hat auch Krause die richtige Einsicht. Die Philosophie der Geschichte setzt nach Krause nothwendig die reine Geschichte voraus als ihren Gegenstand und ihr Material, aber eben so ist die Philosophie der Geschichte das unentbehrliche Organ für die wissenschaftliche Vollendung der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung. Denn die Philosophie der Geschichte enthält für die Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung die Kriterien der Glaubwürdigkeit der historischen Zeugnisse, die übersinnlichen Grundlagen der Würdigung der Geschichte und die leitenden Ideen zur Darstellung der Geschichte. Ja die Philosophie der Geschichte ist selbst ein Organ der geschichtlichen Entwickelung, der Ausbildung des Lebens, indem sie uns zur sittlichen Freyheit, zur Weisheit, zur Aufopferungsfähigkeit bildet. „Der einzelne Mensch lernt erst in der Philosophie der Geschichte sich wahrhaft selbst erkennen, und den individuellen Lebensberuf als ein Mitglied des großen Ganzen finden; — — daß er, wenn ein höherer göttlicher Beruf in ihm ist, der Menschheit werde, was er ihr werden soll und werden kann."

Nach diesen Voraussetzungen zerfällt also die Philosophie der Geschichte in zwey Theile: 1) in die reine Philosophie der Geschichte, d. i. die Lehre was und wie gelebt werden solle; und 2) in die angewandte Philosophie der Geschichte d. i. die sittliche Beurtheilung und Würdigung der Geschichte. Die vorliegenden Vorlesungen beschränken sich nur auf den ersten Theil, auf die Darstellung der reinen Philosophie der Geschichte.

Der erste Theil des Buches behandelt zuerst die metaphysischen Voraussetzungen dieser Wissenschaft, die Lehre von Gott, von der Welt, vom Leben; sodann in der zweyten Abtheilung die Principien der besonderen Wissenschaften, die zur Begründung der Geschichtsphilosophie erforderlich sind, die Principien der Naturwissenschaft, der Wissenschaft vom Geist, der Menschheitslehre. Und zwar müssen wir mit dieser Darstellung die verwandten Abschnitte mit Krause's anderen Schriften vergleichen, im „System der Sittenlehre," im „Urbild der Menschheit," in den „Vorlesungen über das System der Philosophie," in dem „Abriß der Philosophie des Rechts," in den „Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft, auch in ihrer Beziehung zu dem Leben."

Mit eigenthümlicher Innigkeit kehrt Krause bey jeder Betrachtung zur Idee Gottes zurück, die Princip alles Erkennens, aller Wissenschaft Anfang und Ende, aller Weisheit Inbegriff ist. „Die Giltigkeit dieses höchsten aller Gedanken bedarf keines Beweises," — „sie kann nur auf unendliche Weise erkannt und anerkannt werden."

So sehr wir aber auch diese Methode metaphysischer Begründung als die einzig wahre anerkennen, so können wir doch den Mangel wissenschaftlicher Entwicklung in der Form uns nicht verbergen und können nicht mit der Art übereinstimmen, wie Krause die Kategorien der Metaphysik gefaßt hat. Denn — um in Beziehung auf den zweyten Punkt nur ein Beyspiel anzuführen, — nicht allein die Ganzheit und Selbstheit (Unbedingtheit und Unendlichkeit) sind ursprüngliche Momente des unendlichen Wesens, sondern auch Freyheit und Liebe und Seligkeit; und Ganzheit und Selbstheit stellen nicht die ursprünglichen Gegensätze der unendlichen Wesenheit dar, sondern die Selbstständigkeit ist eine innere Steigerung des Begriffs der Totalität. Der Mangel wissenschaftlicher Form aber liegt nicht nur in dem Gebrauche parataktischer Begriffe, wo wir syntaktische Verbindungen erwarten, z. B. an der Wesenheit schauen wir zuerst die „Einheit Gottes, ferner die Selbstständigkeit, dann die Ganzheit" u. s. f. — sondern es finden sich auch tautologische Wendungen statt der versprochenen Beweise z. B.: „daß die Vereinigung eines Wesens mit sich selbst der Selbstständigkeit nach Erkennen, der Ganzheit nach Empfindung oder Gefühl sey, dessen kann der endliche Geist in seiner eigenen Selbstwahrnehmung inne werden. Denn (!) indem wir selbst mit uns vereint sind, als Selbstständige, erkennen wir uns; und indem wir ganz für uns selbst sind, als ganze Wesen, empfinden oder fühlen wir uns."

Nicht abstracte Kategorien genügen dem Verfasser, um das Wesen Gottes auszudrücken, sondern er faßt alle metaphysischen Gedanken zusammen in der „Vollwesenheit Gottes:" mit dem Gedanken der göttlichen Vollkommenheit beginnt er sein Werk und in einer Anmerkung, die den Schluß des Werkes bildet, richtet er unseren Blick wieder empor zu Gottes Glorie, Ehre und Herrlichkeit.

Der Glaube an die göttliche Vorsehung und Weltregierung ist bey Krause eine selbstständige, wissenschaftliche Ueberzeugung. Und wenn sich auch in der Art, wie er das Verhältniß Gottes zur Welt deutlich zu machen sucht, der Einfluß der Naturphilosophie nicht verkennen läßt, so sehen wir doch, daß er dieser Einwirkung sogleich eine selbstständige sittliche Ueberzeugung entgegen gesetzt hat; er hat nie die Welt mit Gott, Gott mit der Welt identificirt. Die Welt ist ihm der Inbegriff aller endlichen Wesen; die Wesen der Welt sind ihm als ein Werk des göttlichen Geistes, göttlichen Wesens, aber nur „auf endliche Weise." Er faßt seine Vorstellung von der Welt im Verhältniß zu Gott in die Formel zusammen: „Die Welt ist außer Gott-als-Urwesen, aber in Gott-als-Wesen." Damit will er sagen, Gott sey nicht nur die Alles in sich begreifende Einheit der Welt, sondern auch ein für sich bestehendes, unbedingt unendliches, persönliches

Wesen; seine Lehre sey „weder Pantheismus noch Kosmotheismus, sondern Panentheismus.“ Indeß solche allgemeine Bezeichnungen sind im Grunde leer und bedeutungslos, für den bestimmten Sinn eines Systemes kommt Alles auf die ethischen Folgerungen dieser Lehre an. Wie Krause das Verhältniß Gottes zur Welt sich gedacht habe, zeigen folgende Stellen, die verschiedenen Ausführungen entnommen sind:

„Der Mensch und die Menschheit sind von Gott dazu berufen, das Gute nach Ideen in sittlicher Freyheit zu verwirklichen.“

„Gott ist alles Lebens Grund und Ursache: — — jedes endliche Wesen ist bestimmt, sein Gutes als ein Göttliches in der Zeit darzustellen.“

„Darin stimmt das endliche Vernunftwesen, welches seiner Endlichkeit, aber auch seiner Gottähnlichkeit inne geworden ist, mit Gott überein, daß es das Gute, weil es das Göttliche ist, will, daß also auch für das endliche Vernunftwesen kein anderer Antrieb, keine andere Triebfeder seines Willens statt findet, als die Göttlichkeit dessen, was gewollt und erstrebt wird.“

„Gott waltet individuell über und in der ganzen Geisterwelt. — — Daraus ergiebt sich zugleich, daß Gott in allen Individuen dieser Erde ist und zwar als individuelle Vorsehung.“

„Der Mensch, welcher auf diese dreyfache Weise gottinnig ist, — (Religiosität nennt Krause Gottinnigkeit) — daß er Gott erkennt, empfindet und will, hegt in sich Gottvertrauen, gegründet auf den Gottglauben, auf die Ueberzeugung, daß Gott das Leben der Menschheit in Liebe und mit Weisheit leitet und auf diesem Grunde hegt der gottinnige Mensch die ächte und reine Hoffnung in Gott, und zugleich ist in ihm die reine Liebe zu Gott lebendig; — — sein heiligstes Streben ist, mit Gott innigst vereint zu seyn und zu leben im Erkennen der Wahrheit, im Gefühl des Göttlichen und Schönen, im reinen Wollen und treuer Vollbringung des Guten.“

Eigenthümlich ist dem Verfasser ferner die Ableitung der Begriffe der Schönheit und des Rechtes aus dem Wesen Gottes und es vereinigt Krause, wie auch sonst, so auch in dieser Anschauungsweise in seinem Systeme die scheinbar entgegengesetzten

Tendenzen der kritischen und der Naturphilosophie. Durch den erhabenen Begriff von der Sittlichkeit und von dem Rechte, durch welche er der Identitätsphilosophie entgegen tritt, bewahrt er in sich die wahrhaft dauernden Resultate Kant's, und durch seinen Enthusiasmus für die Schönheit und das Ideal erfüllt er zugleich das Bedürfniß nach innerem und freyem Leben, welches in der Identitätsphilosophie am mächtigsten gewirkt hat.

Indem aber die Schönheit ihm eine Grundwesenheit Gottes ist, denkt er sie nicht von der Güte gesondert und in der Abstraction, in der sie von einer falschen Kunstwissenschaft aufgefaßt wird, sondern das Schöne nur in Verbindung mit dem Guten. „Güte und Schönheit sind in vollem Einklange, denn beyde sind das Göttliche, welches auf verschiedene Weise, in verschiedenen Hinsichten ihm erscheint.“ Wenn das, was K. von der Liebe sagt, einerseits ein Commentar zu Spinoza's tiefem Worte ist, daß Gott sich selbst mit intellectueller Liebe liebt (Ethik V. 35): so ist anderseits die Art, wie er den Begriff der Liebe mit dem der Schönheit verbindet, eine Methode, die an Platons Phädrus und Plotins Enneaden erinnert. „Der reine Trieb des Lebens, der auf Vereinigung gerichtet ist, ist Liebe. Gott liebt sich selbst mit unendlicher, unbedingter Liebe und diese Liebe Gottes umfaßt auch alle endlichen Wesen. In Gott lieben alle Wesen sich untereinander, soferne sie ein gutes und schönes Gleichnißbild der göttlichen Wesenheit darzustellen bestrebt sind.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Karl Christian Friedrich Krause's Vorlesungen über die reine d. i. allgemeine Lebenlehre und Philosophie der Geschichte ꝛc.

(Schluß.)

Und ebenso denkt er das Recht, als aus der göttlichen Gerechtigkeit stammend, in Einstimmung mit allen göttlichen Eigenschaften; es ist die Bedingung zur Verwirklichung des Guten. „Das Recht als eine göttliche Wesenheit gilt für die ganze Welt, hebt den Menschen über sich selbst, befreyt ihn von aller fehlerhaften Selbstheit; — — eine für jeden Moment giltige, unendlich bestimmte, aber nur auf endliche Weise vollstreckte Forderung. — — Was also nicht sittlich rein und gut ist, das ist gewiß nicht recht, so wahr Gott sich selbst gleich ist.“ Das Recht der Menschheit, so ferne es mit der Forderung der göttlichen Gerechtigkeit übereinstimmt, ist also der „Inbegriff der äußeren und inneren Bedingnisse und der aus beyden vereinigten Bedingungen der Vernünftigkeit.“

Der zweyte Theil des Buches stellt das „Leben als im Werden begriffen“ dar, die Entwicklung der Menschheit durch Lebensalter und Lebensstufen. Diese Vorstellung, die alle sittlichen und geistigen Evolutionen unter dem Bilde des organischen Lebens befaßt, ist an sich selbst nicht geeignet, die Mannichfaltigkeit und Fülle geschichtlichen Lebens, die religiösen und sittlichen Endzwecke der Menschheit zu umfassen. Krause macht von dieser Kategorie eine so ausgedehnte Anwendung, daß er überall, wo von geschichtlicher Entwickelung die Rede ist, überall, wo er von der Menschheit als einem Ganzen redet, die inhaltslose Phrase wiederholt, die ganze Menschheit müsse Ein Mensch werden. Das ist vielmehr das Gesetz der Menschlichkeit, daß der Mensch nur in der Schranke seiner Besonderheit ein wahres Glied der Gemeinschaft ist, die das Ganze darstellt. Nicht das organische Leben ist das Gesetz der geschichtlichen Entwickelung und des geschichtlichen Fortschrittes, sondern die lebendige Macht der Geschichte ist die Macht der sittlichen Wahrheit.

Für Krause's ethisches System ist indessen dieses falsche Princip unschädlich geblieben, indem er die Folgerungen einer solchen Naturansicht von dem Geiste durch die sittliche Ansicht von der Natur überwunden hat. Seine erhabenen Ansichten vom sittlichen Wesen des Menschen, die er im „Systeme der Sittenlehre“ und im „Urbilde der Menschheit“ dargestellt hatte, sind auch in diesem Buche in dem Abschnitte von der Menschheitslehre zusammengestellt.

Mit Unrecht hat man Schleiermacher als den Einzigen bezeichnet, welcher einerseits der ausschließlich subjectiv ethischen Richtung Kant's und Fichte's und andrerseits der ausschließlich objectiv ethischen Tendenz Hegels die Forderung einer beyde Gebiete der Sittlichkeit umfassenden Darstellung entgegenstellte; auch Krause hat nicht nur das Ideal des einzelnen Menschen, das bey Hegel verschwindet, sondern auch das System der sittlichen Gemeinschaften, das Kant nicht entwickelt hatte, in seinen ethischen Werken dargestellt.

Und zwar hat seine Darstellung der sittlichen Gemeinschaften einen eigenthümlichen Vorzug vor jedem ähnlichen Versuche, der vor Krause gemacht worden war. Denn während andere ethische Schriftsteller von Aristoteles bis Hegel diese Gemeinschaftsgebiete nur nach dem Princip quantitativer Erweiterung und Steigerung ordnen und das Verhältniß des Einzelnen zum Allgemeinen zum Eintheilungsprincipe machen, unterscheidet Krause die sittlichen Gemeinschaften nach ihrem Zwecke und ihrer inneren Bestimmung.

So ergeben sich ihm bey der Betrachtung des „inneren Gliedbaues der menschlichen Geselligkeit“ drey Ordnungen von Gemeinschaften: 1) Grundgesellschaften d. i. Vereinigung von Personen zur Ergänzung ihrer Persönlichkeit; 2) werkthätige Gesellschaften und zwar a) Vereinigungen für die Grundwerke der Menschheit, für Selbstbildung, für Wissenschaft und Kunst, und b) Vereinigungen für die Grundformen des Lebens, für Recht, für Sittlichkeit, für Schönheit, für Religion.

Die Grundgesellschaften sind nach Krause die Familie und die Freundschaft, der Ortsverein, der Stamm, das Volk, der Völkerverein, der Völkerverein eines Hauptlandes, die Menschheit eines Himmelskörpers, die Menschheit eines Systems von Himmelskörpern, die Menschheit des Weltalls. Tadeln müssen wir an dieser Gliederung, daß Krause die gewöhnliche Behandlungsweise, durch welche der Mensch in die widerspruchvollsten Collisionen gesetzt wird, hat gelten lassen. Der Ortsverein, der Stammverein, das Volk u. s. w. sind nur in einzelnen Fällen höher berechtigte Gemeinschaftsformen, als die Familie: die Familiengemeinschaft und die Volksgemeinschaft haben ganz verschiedene Quellen und Grundlagen, und können nicht in einer quantitativ aufsteigenden Reihe die eine der anderen subordinirt werden. Sehr schön aber ist die Darstellung derjenigen Gemeinschaften, welche die sittliche Cultur des Individuums voraussetzen, der Freundschaft und der freyen Geselligkeit. Die Alten haben von der Freundschaft groß gedacht, weil sie einsahen, daß die Freundschaft die Tugend voraussetze, daß sie selbst eine Tugend sey; nicht nur Theophrast, Cicero und Plutarch haben sie zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht, sondern auch Platon hat im Lysis über die Freundschaft philosophirt und Aristoteles stellt in der nikomachischen Ethik ihre sittliche Bedeutung ausführlich dar. In unseren Tagen ist der Sinn für die sittliche Würde der Freundschaft durch die ausschließlich objective Richtung der Ethik verloren gegangen. Hegel begreift die Freundschaft nicht als ein sittliches Verhältniß, weil er die Bedeutung der sittlichen Persönlichkeit verkennt. Schleiermacher und Krause haben an der wahren Einsicht festgehalten und mit dem Wesen der sittlichen Persönlichkeit zugleich das Wesen der persönlichen Gemeinschaften begriffen. Durch diesen Sinn für persönliche Vereinigung wurde der Antheil Krause's an den allgemeinen Zwecken der Menschheit nur noch gesteigert; für den Rechtsbund, für den Bund der Tugend, der Schönheit, der Religion, für die Vereine für Wissenschaft und Kunst zeigt er eine tiefe und innige Begeisterung.

Aber alle diese Vereinigungen sind nur untergeordnete Theile des allumfassenden Vereines „für das Ganzleben der Menschheit.“ Es folgt indeß aus den Gesetzen des Lebens, „daß erst in der Reife des Lebens der Menschheit die Forderung eines allgemeinen Menschenvereines für das ganze Leben erfüllt werden kann;“ und zwar ist die Menschheit dieser Erde erst im Anfang ihres reifen Jugendalters begriffen, so daß nun erst die Idee dieser allumfassenden Vereinigung als ein zarter Keim der Menschheit gefunden werden kann und gepflegt werden muß.

Von einem solchen, alle Menschen als Menschen umfassenden, alle besonderen Zwecke in sich vereinigenden, die Staats- und Religionsvereine, die Vereine für Wissenschaft und Sittlichkeit in sich aufnehmenden Vereine erwartet Krause „die Herstellung der ewigen Vollwesenheit der Menschheit.“

Es ist eine Täuschung, wenn Krause, verwandte Bestrebungen und die nächste Hilfe übersehend, die Forderung eines solchen Vereins als allein von ihm

ausgehend betrachtet. Denn wenn auch, wie er sagt, nicht ermittelt ist, ob in den Mysterien Keime einer solchen Idee zu finden seyen, ob im pythagoreischen Bunde, ob in den Geheimbünden des Mittelalters dieser Gedanke nachgewiesen werden kann, so haben doch Iselin, Lessing, Herder und Fichte ihn offen ausgesprochen. Vergleiche besonders Lessings „Ernst und Falk“ und Herders Briefe zur Beförderung der Humanität, wo er im 23. Briefe Lessings Gedanken ergänzt und erläutert. Krause will einen Verein, in dem ein jeder Mensch als Mensch geachtet und geliebt, ein jeder Mensch, wie mißgebildet und mangelhaft, wie verkümmert, wie krank an Geist und Leib, wie ins Elend versunken er sey, von Allen als ein Bruder geliebt, als ein Genosse des ewigen Lebens geehrt wird. Und dieser Verein soll kein Geheimbund seyn, sondern offenkundig und offenbar, wie das Sonnenlicht; im Zeitalter der Reife ist Offenheit und Lauterkeit die Form alles Lebens. In gleichem Sinne fordert Herder den Bund der Humanität und auch ihm ist der Bund der Menschenliebe ein Bund „reiner, heller, offenbarer Wahrheit.“

Die Hauptsache ist für die philosophische Betrachtung der Geschichte, daß wir nicht in theoretischer Befangenheit und selbstsüchtiger Ueberschätzung die Gegenwart für den Abschluß der Zeiten halten; die Theorie muß die Zukunft der Geschichte anerkennen, sie muß ein Ziel der Entwicklung anerkennen, das über den Bestrebungen der Zeit erhaben ist, an eine Zeit der Vollendung glauben, eine bessere Zukunft fordern.

Das zweyte Erforderniß zur wahren Philosophie der Geschichte ist dieses, daß die Forderung einer solchen fortschreitenden Vervollkommnung nicht formell bleibe, sondern sittlich gehaltvoll sey, daß der in der vollkommenen Gemeinschaft begriffene Mensch selbst sittlich in sich vollendet ist. Wenn Herder einen Bund der Humanität, in dem Vernunft und Wohlwollen herrscht, wenn Iselin und Kant die Vereinigung der Politik mit der Moral, wenn Schiller und Fichte die Entwicklung der Menschheit zur Freyheit und Vernunft, wenn Schelling, u. a. die Versöhnung endlicher Gegensätze, des Gegensatzes der Freyheit und Nothwendigkeit u. s. f., wenn Hegel den Begriff und das Selbstbewußtseyn, wenn Andre das Leben im Staate, noch Andre das kirchliche Leben, wenn endlich Krause die Vollwesenheit der Menschheit als das Ziel und den Endzweck der Geschichte betrachten, so müssen diese Auffassungen in soferne formell bleiben, als sie nicht mit der Darstellung der vollendeten, sittlichen Persönlichkeit verbunden sind. Sittlich, heilig ist ein Verein nur, soferne die in ihm begriffenen Persönlichkeiten in sich selbst Tugend und Heiligkeit darstellen: das Reich Gottes ist die Gemeinschaft der wahrhaft Guten und Weisen.

Drey Lebensalter unterscheidet Krause in der Entwicklung der Menschheit — nach dem Entwicklungstypus, der ebensowohl bey Fichte und Stutzmann, als bey Schlegel und Görres als Eintheilungsprincip der Weltgeschichte zu Grunde liegt. Erstens das Keimalter, in welchem die Menschheit in ihrer ungetheilten Einheit in innigerem Verhältniß zur Natur, zum Geisterreich, zu Gott steht, zweytens das Wachsalter, das Alter sich entgegensetzender Selbstheit, drittens das Reifalter der Menschheit, das Zeitalter „der vollwesenlichen vollständigen Vereinbildung, der organischen, rhythmischen, symmetrischen Harmonie, worin alle einzelnen Glieder und Theile der Menschheit ihre innere Vollendung erlangen.“ Dieses Zeitalter ist so zugleich die Vollendung und Reife aller Theilgesellschaften der Menschheit, aller menschlichen Werke und Bestrebungen. Die Wissenschaft müsse behaupten, daß die Menschheit in dieser dereinstigen Vollendung mit Gott, als dem individuellebenden Urwesen, individuell vereint sey. Aber auszuführen wie dieß geschehe, sey bey dem jetzigen Zustande der Wissenschaften unmöglich. —

Der Herausgeber hat diesem ersten Bande aus Krause's Nachlaß Nachträge und Beylagen beygegeben, und unter anderen eine Auswahl von Aphorismen voll treffender Wahrheit und von ächter Tiefe wie z. B. folgende:

„Die Allermeisten haben das Gefühl des Menschen für das Wahre, Gute und Schöne mißkannt, vernach-

läſſigt oder verachtet. Jener Urſinn für das Wahre treibt die Menſchen unabläſſig zur Wiſſenſchaftsforſchung, zur Philoſophie.“

„Die Vernunft weckt, unterſtützt, beſtätigt das Gefühl der Dankbarkeit.“

„Die Meynung, daß jede Gegenwart lediglich aus der Vorzeit erklärt und beſtimmt werden ſoll, iſt dadurch zu widerlegen, daß gezeigt wird, die Grundlage der ganzen Geſchichtsentfaltung fiele dann gar nicht in die Zeit. Der Neugeborne, das Kind, der Jüngling, der Mann, der Greis — der Menſch in allen dieſen Lebensaltern hat ſein Eigenleben-Weſenliches und Schönes.“

„So wie nur einmal der Keim eines neuen Urbegriffes und Urbildes auch nur durch einen Menſchen in die Menſchheit eingeht, ſo iſt ſelbiger nicht mehr zu vertilgen.“

„Je weiter und je gründlicher ſich die Cultur über die Erde verbreitet, um ſo mehr erliſcht das tragiſche Geſetz, daß die Völker, welche Träger der Cultur ſind, in Unſittigung zurückfallen. Daher ſteht zu hoffen, daß Europa nicht gegen Amerika und Auſtralien zurückfallen werde in einen Zuſtand vergleichungsweis niederer Bildung.“

„Daß Chriſtus gekreuzigt worden, iſt die höchſte Verſuchung und Prüfung der Welt, ob ſie des Heiligen noch werth ſein könne; denn wenn das Heilige nicht rührt, wenn es geſchmäht und gemißhandelt wird, iſt nichts mehr zu hoffen.“

„Der Schmerz iſt Ausdruck der Geburtsarbeit. Unweſenſchauige wiſſen nur daß er weh thut, ſowie von der Luſt nur, daß ſie kitzelt und ſchmeichelt. Auch ahnen ſie nicht den Schmerz, die Thränen, die nur Engel im Himmel weinen, nur ſie weinen können.“

„Aus dem Zuſtande der unſchuldigen gotterfüllten Kindheit ziehen ſich, wirkſamer Traumerinnerung ähnlich, die Myſterien herein in das ſinnzerſtreute Leben des ſich ſelbſt überlaſſenen, nach Licht und Gottvereinleben ringenden Menſchenkindes und in Keimen des Jünglingsalters ſchließt ſich an dieſes Myſterium der Urzeit, wie ein prophetiſcher Morgentraum das Myſterium der Bruderſchaft aller Menſchen an.“

Außerdem hat der Herausgeber das Buch mit einem ausführlichen Vorbericht begleitet, in welchem er Krauſes Verhältniß zur philoſophiſchen Literatur und ſeine Bedeutung für die Geſchichte des deutſchen Volkes zur Sprache bringt: — ein Zeugniß ſeiner Ergebenheit, Liebe und Treue gegen den Lehrer und Freund. Die Herausgeber und Beförderer des handſchriftlichen Nachlaſſes ſetzen dem edlen, hochgeſinnten frommen Manne ein herrliches Denkmal, ein Denkmal ſeines Werthes und ihrer Liebe. Herr v. Leonhardi, iſt unter den Schülern und perſönlichen Freunden Krauſe's, um dieſes Werk der Herausgabe des vollſtändigen Nachlaſſes zu fördern, wie es ſcheint der thätigſte.

Der Fortſetzung dieſes Buches, der angewandten Philoſophie der Geſchichte ſehen wir mit freudiger Erwartung entgegen. Iſt uns geſtattet, gegenüber der edlen und aufopfernden Thätigkeit des Herausgebers in Beziehung auf die Redaction dieſes Nachlaſſes einen Rath auszuſprechen, ſo wünſchen wir dringend, daß die Fortſetzung des Werkes in einer präciſeren, die Ueberſicht mehr erleichternden Form uns geboten werden möchte. Denn abgeſehen von der Formloſigkeit, zu welcher ein ſolches Uebermaß von ſpeciellen Ausführungen und Entwicklungen nothwendig führt, wird durch ſolche Ueberfüllung die Ueberſicht über den Stoff erſchwert und die Klarheit der Totalanſchauung getrübt. Gewiß! durch eine ſolche Vereinfachung würde dieſem wichtigen Werke eine größere Verbreitung, eine allgemeinere Anerkennung, eine tiefere Wirkung geſichert.

C. Bayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. März.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Jacobi Balde soc. Jesu Carmina lyrica. Recognovit annotationibusque illustravit P. Benno Müller O. S. B. Philosophiae et SS. Theologiae Doctor, h. t. Gymn. Professor et Rector. Praefixa est poetae imago. Monachii, 1844 (Litterarisch-artist. Anstalt). 8. Vorwort und Index XVIII., Text 466., Annotatt., ad lectorem epilogus, vita Baldaei und metra Horatiana, quibus in odis usus est Jac. Balde. 144 Seiten.

Jacob Balde hat sich durch seine Lyrica, das vollendetste Werk seiner fruchtbaren Muse, nebst seinem Ordensgenossen Sarbiewski unter den neuern Lateinischen Dichtern als Lyriker den ersten Rang gesichert. So sehr er aber den polnischen Sänger an Genialität, Erhabenheit und Stärke der Gedanken übertrifft, so steht er ihm doch an Feinheit des Geschmacks, an Ebenmaaß, Zierlichkeit und Reinheit des Ausdrucks bedeutend nach. Während Sarbiewski's Werke vom Jahre 1625., in welchem die ersten drey Bücher seiner Lyrica zum ersten Male in Cöln gedruckt wurden, bis zu dem Jahre 1803., wo die Straßburger Ausgabe seiner Oden, Epoden und Epigramme erschien, ein und zwanzig Male aufgelegt wurden, erlebten Balde's Lyrica nur fünf Ausgaben. Sarbiewski wurde nicht nur in seiner Heimat, sondern auch in Deutschland, Belgien, Italien und Frankreich gelesen und bewundert; Balde hingegen von seinen eigenen Landsleuten fast vergessen, bis einer der ersten Heroen humanistischer Bildung in Deutschland, Johann Gottfried von Herder, im Jahre 1795. in seiner Terpsichore das Andenken des deutschen Alkäos erneuerte (denn der von der feurigsten Vaterlandsliebe beseelte Balde ist ein ächt deutscher Dichter, wenn er auch in Römischen Weisen sang) und der Schweizer Johann Conrad Orelli in seiner Anthologia lyrica poetarum Latinorum recentioris aevi. Tom. I. Turici, 1805. 8. diejenigen Gedichte, welche Herder in das Deutsche übertragen hatte, in der Ursprache und mit gelehrten Anmerkungen begleitet herausgab.

Seit dieser Zeit fand der in so langer und unverdienter Vergessenheit liegende Dichter allmählig gerechte Anerkennung. Im Jahre 1820. erschienen nämlich mehrere der schönsten Erzeugnisse der Baldeschen Muse in Silberts Dom heiliger Sänger in den Versmaaßen des Originals übersetzt. Vier Jahre später besorgte Fr. Rohn Carmina selecta aus Balde's lyrischen Gedichten in Wien bey Bauer und Dirnböck. Im Jahre 1828. förderte J. B. Neubig den ersten Band seiner Verdeutschung unter dem sonderbaren Titel: Bavaria's Musen in Joh. Jak. Balde's Oden aus dem Latein in das Versmaaß der Urschrift übersetzt (München in Commission der Jak. Gielschen Buchhandl. und Kempten b. Kösel 1825 — 30. 3 Thle.) zu Tage. Auf eine sinnige Weise feyerten in dem nämlichen Jahre die dankbaren Bürger der Stadt Neuburg an der Donau am 9. August, als dem Sterbetag des Dichters, das Andenken des Verewigten, welcher dort lange segensreich gewirkt hatte, durch die Errichtung

eines prunklosen Denkmals und eine milde Stiftung *). Das darauf folgende Jahr brachte uns eine Auswahl des Trefflichsten aus Balde's Oden unter dem Titel: Jacobi Balde Carmina selecta summa diligentia recognita. Pars I — II. Aug. Vind. Libraria Kranzfelderiana. 8., für Studierende und Verehrer Lateinischer Poesie von einem Ungenannten (dem Professor Jos. Aigner, wenn wir nicht irren, dem wir auch eine zu Augsb. b. Matth. Rieger 1831. in gr. 8. erschienene Uebersetzung von Balde's Oden und Epoden in fünf Büchern verdanken) veranstaltet. Besondere Aufmerksamkeit schenkte unserem Dichter auch der gelehrte Joh. Caspar Orelli, welcher ein und zwanzig Oden in seine höchst schätzbaren Eclogae poetarum Latinorum in usum Gymnasiorum et Seminariorum philologicorum. Turici, MDCCCXXX. gr. 8. aufnahm; und erst vor Kurzem (im Jahre 1843.) gab Karl Clesca, Professor am Gymnasium zu Neuburg an der Donau, eine neue Auswahl, ebenfalls Carmina selecta überschrieben, mit einer zum Theil neuen und aus Quellen gearbeiteten kurzen Lebensbeschreibung des Dichters zum Schulgebrauche heraus.

Ohne irgend eine dieser Sammlungen (mit Ausnahme der Orellischen Anthologia) im Geringsten zu erwähnen, sagt der neueste Herausgeber in dem Epilogus S. 129: „Nos vero non ad usum scholarum tantummodo Horatium Germanicum, ut merito est dictus, nova hac resuscitavimus editione, verum etiam ad eorum, qui quae quondam in ludis didicerunt pueri, horis subsecivis libenter recolunt, vel delectationem vel animi consolationem.“ Ref. hätte jedoch, nach dem Titel zu urtheilen, vielmehr eine kritisch verbesserte und mit philologischen und historischen Anmerkungen für das gelehrte Publikum versehene Ausgabe erwartet.

*) S. die Feyer der Errichtung des Denkmales für den Dichter Jakob Balde zu Neuburg an der Donau am 9. August 1828. Zum Besten der Balde'schen Stiftung. Neuburg a. d. Donau, gedruckt bey Felix Grießmayer. Der Verfasser dieser gediegenen Schrift ist der geistliche Rath und hiesige Domcapitular Menzein, damals k. Studien- und Seminar-Director in Neuburg.

Wie man aus dem Epiloge ersieht, liegt hier nichts Geringeres, als die Absicht zu Grunde, den modernen Lateinischen Dichter in Bezug auf Zweckmäßigkeit für Jugendbildung weit höher zu stellen, als die klassischen Muster des Alterthums.

„Dedecori Christiano esse nomini,“ sagt er S. 128, „sic nostra aetate clarissimus unus Latinitatis arbiter *) asseverare ac de cathedra praedicare academica non dubitavit, non lectitari explicarique Christianis in scholis Lyricorum huius nominis praeclara poemata, Horatium aequiparantia: quid est, quod haec carmina, quae quum gravitate ac venustate rerum, tum poeticae dictionis elegantia et gratia tantopere excellant, nostrae tradere iuventuti haesitemus?

Daß der gelehrte Heinrich seine Eigenheiten und bisweilen sehr barocke Einfälle hatte, ist bekannt; doch möchten wir, wenn wir bedenken, wie unser Verf. in dem Vorwort: Herder an den deutschen Leser, welches er aus der Vorrede zur Terpsichore und aus dem Kenotaphium des Dichters Balde zusammentrug, ganz willkührlich änderte, indem er nach Belieben zusetzte und wegließ **), und wie er mit dem Texte seines Auctors nach Gutdünken

*) Karl Fried. Heinrich, Professor der Philologie zu Bonn, welcher schon am 20. Februar 1838. starb, nicht, wie in der unten angeführten Note unrichtig bemerkt wird, anno superiore (1843.)

**) Während sich Herder in dem Kenotaphium des Dichters Balde Th. XIV. seiner sämmtlichen Werke zur schönen Litteratur und Kunst S. 261. so ausdrückt: „So stehen auch seine (d. i. Balde's) heroisch-lyrischen Gedichte an Größe des Inhalts, nicht an Genie und Kunst, den Römischen (nämlich denen des Horaz) nach,“ läßt ihn S. VI. Hr. M. so reden: „Bringt man hiezu noch die hohe Bedeutsamkeit seiner Gesänge für die christliche Ueberzeugung in Anschlag, so stehen sie eben so wenig an Größe des Inhalts, als an Genie und Kunst den Römischen nach.“ S. 262. sagt Herder mit vollem Rechte: „Er (nämlich Balde) kann und soll uns nicht statt des Horaz, wohl aber Stimme und Vorbild seyn, wie auch wir, in und außer Horazens Weise, für unsere Zeit werden, was an uns unsre Zeit bedarf;“ Hr. M. hingegen S. VI.: „Er kann und soll uns Allen Stimme und Vorbild seyn ꝛc.

schaltete, fast zweifeln, ob der clarissimus unus Latinitatis arbiter sich wirklich so geäußert habe, wie er ihn reden läßt. Nach unserm Dafürhalten können Heinrichs Worte wohl keinen andern Sinn gehabt haben, als: man solle in unsern Schulen auch christliche Lyriker erklären, um sie mit den klassischen Mustern zu vergleichen. Ihm wird schwerlich in den Sinn gekommen seyn, Balde oder Sarbiewski an Horazens Stelle zu setzen.

„Nimirum integrum iuvenis pectus," fährt er sodann in ganz eigenthümlicher Weise fort, „ex fonte purissimo sapientiae verba adhibere desiderat: antiquos vero poetas non rarius libidinum iaculari ignes, quam semina spargant virtutum, constat inter omnes. Quamobrem Archilochum poetam egregium, sed impudicum scriptorem versuum Lacones una cum liberis eius urbe expulisse legimus. Atqui maxima certe debetur reverentia puero. Nec eadem est quam laudant illi probitatis ratio atque nostrorum. Nam si causam quaeras unde virtutes commendentur ab istis, nunquam non naturalem reperies; persaepe quae est vitiorum ac sceleris eadem radix, idem fons. At enimvero hoc longe secus est apud eum, modo quem illustravimus poetam. Huius enim laudationum omniumque causa actionum suprema semper ipsum est summum Numen, quae est omnis verissima una laudis nobilitas atque praestantia. Age assuescat saera progenies amare coelestia divinisque accendi virtutibus."

Betrachtet man diese Stelle etwas näher, so wird man leicht errathen, daß der gegen die alten Dichter im Allgemeinen ausgesprochene Tadel, wenn man den oben in den Worten Horatium aequiparantia angedeuteten Gegensatz zu dem neueren Lateinischen Lyriker Balde ins Auge faßt, zunächst gegen Horaz, den größten Römischen Lyriker, gerichtet ist, vermuthlich, weil seine heitere Lebensansicht dem Verfasser nicht zusagt, so daß er, auf Archilochus anspielend*), ihn, wie es scheint, lieber

*) Bekanntlich verglich sich Horaz mit Archilochus. „Parios ego primus iambos Ostendi Latio, fingt er Br. I. 19, 23. ff., numeros animosque secutus Archilochi."

aus den Schulen verbannt und durch den ernsten Balde *) ersetzt wissen möchte.

Horaz also, der Liebling der gebildetsten Männer aller Zeiten, soll, weil er ein Heide war, aus unsern Schulen verbannt werden! **) Weiß denn der Verf. nicht, daß man die Schriftsteller des Alterthums nicht einseitig nach modernen Principien und vorgefaßten Meinungen beurtheilen dürfe, sondern im Geiste ihrer Zeit würdigen müsse ***), wenn man

*) Sonach ging mutato nomine nur zu bald in Erfüllung, was der gelehrte Lobeck (Patholog. sermonis Graeci Prolegg. Praefat. Pag. IX. sq.) im Jahre 1813 voraussagte: „Et fiet fortasse ut pro Horatio Romano mox legatur Horatius Polonus, Sarbievskius, cuius odas et epodas nuper aliquis iuventuti Christianae commendavit, et pro Virgilio ethnico Christias illa, quam Alexander Rossaeus sub titulo Virgilii Christiani sive evangelizantis edidit."

**) Ganz anders dachte man in dem gewöhnlich so verrufenen Mittelalter. Man schrieb gerade in den Benedictiner Klöstern die Komödien des Terentius, die Gedichte des Horatius, die Satiren des Juvenalis und Persius und andere klassische Schriftsteller (s. Günthners Geschichte der litterarischen Anstalten in Bayern Bd. I. S. 262. f. u. 266.) sehr fleißig ab und überlieferte nicht engherzig diesen kostbaren Schatz der Nachwelt. Was leisteten nicht in dieser Hinsicht die Abteyen St. Emmeram, Tegernsee, Benedictbeuern, Wessobrunn u. a.? Vortrefflich sagt Herder in seinen Ansichten des klassischen Alterthums Bd. II. S. 331: Ueberhaupt sind die edlen und sittlichen Blumen auch der Römischen Sprache unverwelklich; selbst in den dunkelsten Zeiten haben Virgils Georgica, Horazens Sermonen, Boethius Tröstungen der Philosophie zu wirken nicht aufgehört, und nebst Bildung des Geschmackes und der Sprache auch in Sitten wohl ihr Gutes geleistet.

***) Es kommt, wie überall, auf den rechten Standpunkt an, von dem man ausgehend einen Gegenstand betrachtet. Wer die großen Alten im Geiste eines Herder und anderer vortrefflicher Männer studirt, wird sie mit ganz andern Augen betrachten, als wer, nur an der Schale klebend, nicht in den Geist derselben eindringt. Man vergleiche Herders Sophron Th. XII. seiner sämmtl. Werke

anders gegen sie, die Bildner aller Nationen und Jahrhunderte, gerecht seyn will?

Bedenkt man, mit welcher großmüthigen Fürsorge unsere erleuchtete Regierung eine Reihe von Ausgaben solcher Schriftsteller des klassischen Alterthums, welche für die Bildung der studirenden Jugend besonders geeignet sind, mit Beseitigung der gegen die Sittlichkeit anstössigen Stellen, zum Schulgebrauche veranstalten ließ, so ist solcher Eifer ganz zur Unzeit angebracht.

Um consequent zu seyn, hätte der Verf. nicht übersehen sollen, daß im ersten Buche der Balde'schen Lyrica die siebente, zehnte und achtzehnte Ode, im zweyten die neunte, zwölfte und sechzehnte, im dritten die achtzehnte und vierundzwanzigste, und die sechzehnte Epode für junge Leute nichts weniger als passend sind.

Uebrigens ist uns in dieser Stelle von Seite der Latinität Manches aufgefallen, was uns befremdete. Doch unsere Erinnerungen würden zu viel Raum einnehmen. Wir gehen auf Balde selbst über.

Dieser geistreiche, streng philosophische und gelehrte Dichter erfordert gereifte und denkende Leser. Zur Lectüre für Schüler an den Gymnasien passen nur die leichteren seiner Oden; die meisten aber sind wegen der dem Verfasser ganz eigenen Gedankentiefe, des dunkelen Ideenganges, der künstlichen Sprache und oft beträchtlichen Länge sehr schwer zu verstehen, während die Horazischen sich durch Großartigkeit der Gedanken, hohe Simplicität und bewunderungswürdige Klarheit auszeichnen und überdieß voll Anmuth und Grazie sind. Was sie für den gelehrten Unterricht noch besonders empfiehlt, ist die ächt klassische Reinheit und Correctheit der Sprache.

zur Philosophie und Geschichte S. 226. und dessen oben erwähnten Ansichten des klass. Alterthums Bd. II. S. 342. ff. 346. f. 356. ff. Beherzigenswerth ist auch, was einer der verdientesten Lehrer am Münchner Gymnasium, Franz Xaver Weinzierl, regulirter Chorherr zu Polling, in seiner schätzbaren Rede über den Werth und Zweck der Römersprache S. 17, 33, 45 und anderwärts über das Studium der klassischen Schriftsteller des Alterthums geäußert.

Balde ist allerdings „ein ungewöhnlich reich begabter Dichter," wie ihn August Wilhelm Schlegel nennt*); doch darf man über seinen Tugenden seine Fehler nicht übersehen.

„Nur wenige seiner Lieder," sagt der eben genannte Kunstrichter**), „erheben sich zu einer fleckenlosen Vollendung; manche werden durch die seltsamsten Ausschweifungen entstellt. Oft wird sein Ausdruck durch das Bestreben nach Kraft und Neuheit hart, gesucht und verworren; die Darstellung ist nicht selten überspannt und mit völliger Aufopferung der Natur und Wahrheit ins Ungeheure getrieben, sein Reichthum ermüdet, wenn er zuweilen gar kein Ziel zu finden und nichts zu verschweigen weiß. Von Schonung und dichterischer Enthaltsamkeit scheint er gar keinen Begriff gehabt zu haben; er verweilt manchmal, wie mit Wohlgefallen, bey eckelhaften und empörenden Schilderungen. Dennoch kann man ihm Gefühl für das Schöne nicht ganz absprechen, das er in einzelnen Stellen bis auf einen sehr hohen Grad erreicht. Eher gebrach es ihm wohl an eigentlichem Kunstsinn; wenigstens lassen viele seiner Lieder im Ganzen ihres Baues Rundung, harmonisches Ebenmaaß und zart gehaltene Einheit des Tons vermissen. Eine witzelnde Spielerey unterbricht dann und wann den Erguß der Empfindungen, ohne daß man doch zweifeln kann, es sey ihm der heiligste Ernst damit gewesen. Die Gränze des Schicklichen überspringt er oft bis ins Abgeschmackte hin."

Treffend bemerkt demnach Herder in dem Kenotaphium (Bd. XIV. für schöne Literatur S. 277.):

„Kein zierlicher Horaz, aber ein patriotischer Alcäus sollte er uns seyn;"

und S. 262:

„Er kann und soll uns nicht statt des Horaz, wohl aber Stimme und Vorbild seyn, wie auch wir in und außer Horazens Weise, für unsre Zeit werden, was an uns unsre Zeit bedarf."

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe dessen Charakteristiken und Kritiken Bd. II. S. 347.

**) A. a. O.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. März.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Jacobi Balde soc. Jesu Carmina lyrica etc.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nun sehen, was der Herausgeber in kritischer und exegetischer Hinsicht geleistet habe.

„In constituendo textu," heißt es im Epilog. p. 129., „usus sum antiquioribus editionibus omnibus, Monacensi utraque scilicet et Coloniensi, quarum Monacensis altera nonnullas praebet emendationes probissimas; utrum vero Baldaei manu scriptas, an Societatis (,) non liquet."

Diese Angabe jedoch ist nichts weniger, als genügend; wir hätten vielmehr eine genauere Aufzählung und eine Charakteristik der verschiedenen Editionen erwartet.

Demnach sey es uns vergönnt, zunächst hier dasjenige nachzuholen, was der Herausgeber versäumte.

Die erste Ausgabe der Lyrica des Balde erschien zu München bey den Erben Cornel. Leysers, churfürstlichen Buchdruckers, im Jahre 1643. in gr. Duodez, zugleich mit den ersten sieben Büchern der Wälder und mit von Wolfg. Kilian in Kupfer gestochenen Vignetten von Hans Jerg und Th. Hofmann. Da sie in des Verfassers Abwesenheit gedruckt wurde, so schlichen sich hie und da nicht unbedeutende Druckfehler ein.

Die zweyte, mit dem achten und neunten Buche der Wälder vermehrte und verbesserte und sehr elegant gedruckte, kam zu Cöln bey Jodok Kalkov im Jahre 1646. in gr. Duodez heraus. Diese wurde von der deutschen Gesellschaft Jesu und insbesondere von dem Cölner Collegium dem Cardinal Carafa zum Antritt seines Cardinalats gewidmet.

Die dritte, an Schönheit den vorigen weit nachstehend, bildet mit den neun Büchern der Wälder den ersten Band der in drey Theilen zu Cöln bey Jos. Busäus im Jahre 1660 in dem nämlichen Formate erschienenen Werke des Balde.

Die vierte, welche die vier Bücher der Lyrica und die Epoden nebst den neun Büchern der Wälder enthält, kam ebenfalls zu Cöln, bey Franz Metternich im Jahre 1706., in dem nämlichen Formate heraus und ist ein bloßer Abdruck der vorigen.

Die fünfte ist die von dem Herausgeber sogenannte Monacensis altera. Sie bildet den ersten Band der aus acht Bänden bestehenden, auf Kosten des Mart. Happach und Fr. Xav. Schlütter von Joh. Luk. Straub zu München im Jahre 1729. 8. gedruckten, Opera poetica omnia des Balde, und ist sehr fehler- und lückenhaft nach der ersten Cölner abgedruckt.

Besonderen Werth für die Kritik des Textes hat nur die erste Cölner, welche, da sie von den Vorständen des Cölner Jesuitencollegiums für den beabsichtigten Zweck veranstaltet wurde, ihre Vermehrung und ihre Verbesserungen offenbar von dem Verfasser selbst erhielt.

Die von dem neuesten Herausgeber sogenannte Coloniensis scheint die zweyte Cölner zu seyn, weil er bisweilen aus ihr, ohne sie zu nennen, Lesarten in den Text aufgenommen hat, welche bloß dieser und der aus ihr abgedruckten dritten Cölner eigen sind. Die erste Cölner aber kannte er nicht, da

sie, wenn er sich manchmal auf die zweyte Münchner beruft, als erste Quelle hätte anführen müssen.

Daß das erste Erforderniß der gediegenen Bearbeitung eines solchen Schriftstellers die sichere Begründung des Textes ist, leuchtet jedem Sachkundigen ein. Demnach hätte der Herausgeber vor allem darauf bedacht seyn sollen, sich mit der Litteratur der Balde'schen Schriften sorgfältig vertraut zu machen, die verschiedenen Ausgaben zu sammeln, genau zu vergleichen und die abweichenden Lesarten aus denselben zu excerpiren und zu ordnen. Auf solche Weise hätte er sodann bey gehöriger Umsicht das Geschäft der Kritik mit gutem Erfolge üben können; durch sein Verfahren aber hat er, wie wir sogleich sehen werden, den Text nichts weniger, als verbessert, vielmehr verschlimmert.

So z. B. nahm er Lyr. I. 14. 5. f., wo die besseren Ausgg. und mit ihnen Joh. Casp. Orelli: Frater, o fragrans animi medulla, Pars sacri maior meliorque veris, lesen, stillschweigend aus der 2. und 3. Cöln. A., mit welcher J. Conr. Orelli stimmt, flagrans für fragrans auf.

In der herrlichen Ode an Gottfr. Heinr. Grafen von Pappenheim, den berühmten Helden des dreyßigjährigen Krieges, welcher in der Schlacht bey Lützen fiel (I. 19, 1 — 4.), schrieb er:

> Fama, quid narras? Cecidit (:) nec ultra
> Se feret campo; fuit ille vester
> Hercules Suevus, (:) fuit (,) et triumphos
> Intulit umbris.

Daß die alte, von uns in Parenthesen angedeutete, Interpunktion nicht hätte geändert werden sollen, springt von selbst in die Augen. Im dritten Verse hat die einzige erste Münchn. A. Suevus; alle übrigen bieten mit Recht Franco; denn G. H. v. Pappenheim, der Sohn Veits von Pappenheim und der Gräfin Salome von Preysing, geboren zu Pappenheim am 29. Mai 1594. (s. Hormayrs Taschenbuch für die vaterländ. Geschichte. Neue Folge. I. Jahrg. 1830. S. 408.), und aus der Treuchtlinger Linie stammend, welche sein Sohn Wolfgang Adam, der im Jahre 1647 im 29. Jahre seines Alters in einem Duelle fiel, geschlossen, war kein Schwabe, sondern ein Franke.

Lyr. I. 20, 33 f.: Hirsuta buccae Sisyphus, ah sine, Faunique iactent et Satyrum chorus Vel si quis alter fronte portat Grandem oculi Polyphemus orbem. Die früheren Ausgaben lesen Sympulus f. Sisyphus, welches eine unglückliche Conjectur des Herausgebers ist und keineswegs in den Text hätte aufgenommen werden sollen, da er selbst an der Richtigkeit derselben zweifelte, wie man aus der beygefügten Anmerkung S. 14 ersieht. Passender, und dem Sympulus näher kommend dürfte Simulus seyn. Dieser Name, welchen man aus dem unter Virgils kleineren Gedichten befindlichen moretum kennt, bezeichnet recht eigentlich eine Silenen- und Satyrnatur (s. Lucret. über die Natur der Dinge IV. 1165. und J. H. Voß z. Virgils Ekl. VI. 14. S. 296.) und ist dem folgenden Fauni und Satyrum chorus ganz angemessen.

Lyr. I. 25, 40. gab er Dunquercana natat classis in aequore. Da aber alle Ausgg. Dunckerckana haben, so würde Ref., den Rost des Zeitalters ehrend, keine Aenderung vorgenommen, noch II. 10, 15. Schonga, welches alle Ausgg. anerkennen, in Sconga umgewandelt haben.

Lyr. I. 33, 13. f., wo bey ihm: Insana, nam quid dissimulo, iuvant Lamenta, steht, hat die erste Cöln. und zweyte Münchn. A. ganz richtig: Insana (nam quid dissimulo?) iuv. L. Wir bemerken dieses nur, weil sich der Herausgeber auf die von ihm eingeführte bessere Interpunktion viel zu Gute thut, indem er S. 129. des Epilogs bemerkt: „Expungenda (vielmehr expuncta) interpunctione vetere multum scriptori affudisse lucis mihi videor."

Lyr. I. 34, 13 f. lesen die besseren Ausgg.: Non nidor ex abdomine, non adeps Cubilis ullo gliscit in angulo. Der neueste Herausgeber aber schrieb, fumum dare cogitans, nach der 2. und 3. Cöln. A. fumat f. gliscit.

Lyr. I. 35, 15 f.: Vana leniri putet et tepentem Cedere luctum, geben die 1. Cöln. und 2. Münchn. repentem.

Lyr. II. 6, 9—12.: Calumniarum saepe Cerauniis Illisus (,) eheu (,) cum gemitu ratem Ad saxa non vitata franget Tristius Emanuele Sosa.

Sq die 1. Münchn. A., J. Conr. Orelli und unser Herausgeber; Emmanuele die 2. u. 3. Cöln. A. Doch ziehen wir mit der 1. Cöln. und 2. Münchn. das feyerlichere Immanuele vor.

Lyr. II. 13. in der Aufschrift: De Alberti Wallensteinii — tragico et fatali exitu, lassen die 3. Cöln. Ausgg. und die zweyte Münchner et fatali weg. Auf diese Ode passen so recht eigentlich Schlegels Worte: „Er verweilt manchmal, wie mit Wohlgefallen, bey ekelhaften oder empörenden Schilderungen.“ Ref. würde sie demnach, um das Zartgefühl der Schüler nicht zuverletzen, mit einer andern, aus den Wäldern geborgten, vertauscht haben.

Lyr. II. 19, 22—24. liest man: Et sitis crescit velut albus hydrops, Quam nec infuso vagus error Hebri Eluat auro, mit der Anmerkung (p. 40. der Annotatt.): Hebrus fluvius Thraciae aurifer. Daß aber Hebri, welches sich durch ein Druckversehen in die erste Münchn. A. eingeschlichen, ein Fehler ist, hätte von selbst einleuchten sollen; denn der Hebrus ist kein goldführender Fluß: es muß nämlich Hermi heißen. So verbesserte Balde selbst am Ende der Wälder in der nämlichen Ausgabe, und so lesen alle übrigen Ausgaben. Darauf hätten auch die schönen Verse des Dichters Lyr. II. 15, 13—14.: Illime nomen pulerius est scypho, Quem limus Hermi proluit aureus, so wie das Virgilische (Georg. II. 137.): auro turbidus Hermus, aufmerksam machen sollen. Der Hebrus hingegen wird von unserm Dichter, (Lyr. IV. 24. 16.) tumidus nive, so wie von Horaz (Ep. I. 3, 3.) nivali compede vinctus und (Od. I. 25, 19 f.) hiemis sodalis genannt. Man vergl. zur ersten Stelle des Römischen Dichters Theod. Schmidt, zur zweyten Joh. Casp. Orelli.

Lyr. II. 21, 25—28. schrieb der Herausgeber: Sin ames pravum, fugias petenda, Peior adversis, hilaris protervus, Saevus irasci, timidus dolere, Turpiter audax (mit der Bemerkung: Hilarus antique pro hilaris), gegen das Ansehen aller Ausgg., welche hilaris protervum bieten, woran selbst der gelehrte Joh. Casp. Orelli keinen Anstoß fand.

Lyr. II. 27, 17—19. hat die erste Münchn. A.: Uvam bis decimam recens Mutavit Bromius faetaque spiceo Divulsit capiti Ceres. Aus faetaque machte der Herausgeber foetaque. Allein welchen Sinn soll foetaque geben? Die richtige Lesart ist offenbar sertaque, welche Ref. in allen übrigen Ausgg. fand.

Statt der XXVIII. Ode, welche die Aufschrift führt, Enthusiasmus. Cum auctor ex theatro tragico Francisci Rosseti quaedam non sine horrore et indignatione perlegeret, wurde, weil sie hie und da anstössige Stellen enthält, die fünfte aus dem fünften Buche der Wälder eingereiht. Der Titel ist: Enthusiasmus, quem praesentibus sociis auctor passus est in antiquario Sereniss. Electoris Maximiliani, quum Romanas ibi statuas contemplaretur. Anno M. DC. XLI. Ebenso wurde statt der XLIII., welche Neronem Caesarem, insatiabile omnium cupiditatum mancipium, divitibus documento esse posse, ut ne se pravis animi desideriis transversos agi patiantur. Enthusiasmus in antiquario Sereniss. Electoris Maximiliani A. M. DC. XL. überschrieben ist, aus dem nämlichen Buche der Wälder die IV. Ode, betitelt: Paradoxon. Q. Horatium Flaccum imitari se nonnunquam non imitando, herübergenommen.

Lyr. III. 4. p. 196. ist am Ende der Aufschrift in extremo morbo, was die zwey Münchn. Ausgg. und die erste Cöln. anerkennen, nach der 2. u. 3. Cöln. ohne Grund mit in supremo morbo vertauscht worden.

In der Aufschrift der VIII. Ode hätte concio — habita Oeniponti exeunte vere (so mit Recht die 2. Münchn. Ausgg. und die 1. Cöln.) nicht nach der 2. und 3. Cöln. in das widrig klingende, concio — habita Oeniponte exeunte vere umgeändert werden sollen. In den Annotatt. p. 63. hingegen heißt es von dem Jesuiten Andr. Brunner: Obiit Oenoponti (sic).

Lyr. III. 12, 1—2. schrieb der Herausgeber: Quid mihi vobiscum est, stoae foetentis alumni || Deucalione sati? Die erste Münchn. A. und Joh. Conr. Orelli haben Stoae foet.; alle übrigen latebrae foet. In den Annot. p. 66. wird bemerkt: „Ed. Monac. II. corrigit: latebrae foetentes (vielmehr foetentis). Frustra. An Baldaei est correctio?“ Ref. zweifelt nicht im Geringsten.

Lyr. III. 15, 40. bietet ſt. musto die 2. Münchn. A. mulso, was Erwähnung verdient hätte.

Lyr. III. 17, 10 ff., wo alle Ausgg.: Qui dulcis ori risus inambulat, Mox flebit uxoremque caram Inter opes puerosque linquet, leſen, gab Herr M. für qui unbedenklich cui, nach der Conjectur Joh. Conr. Orelli's, der es jedoch nicht wagte, im Texte eine Aenderung vorzunehmen, ohne den Urheber derſelben zu nennen.

Lyr. III. 23, 1—4. hat die erſte Münchn. A. nebſt der 2. und 3. Cöln.: Si vis, Labruci, vivere Stoicus, Inquire primum munia nobilis Moreisque Stoae (wofür der Herausgeber, wie oben, stoae ſchrieb). Doch hätte die Lesart sectae, welche er in den Anmerkungen aus der 2. Münchn. A. anführt, und ſchon die 1. Cöln. hat, den Vorzug verdient, um ſo mehr, da Stoicus vorausgeht, und das ſo ſchnell darauffolgende Stoae auf das Ohr einen ſehr unangenehmen Eindruck macht.

Lyr. III. 26, 29. ff.: neque Horresce maneis (vielmehr Maneis) et superos tuos Sollerter indulge sepultis, bietet die erſte Münchn. A. weniger correct solerter. S. Cellar. Orthograph. Lat. unter d. W. sollers und solemne und Conr. Leop. Schneiders Elementarlehre der Lat. Sprache. Bd. II. S. 416. f. Der Conſequenz wegen hätte demnach auch oben I. 2, 13. 22, 43. 29, 14. II. 27, 4. III. 46, 12. IV. 23, 9. u. anderwärts die beſſere Schreibung vorgezogen werden ſollen.

Lyr. III. 31, 45. ff.: Namque et benignus candor et inclytae Magnaeque mentis copia fulgurat Ruptura per quascunque nubeis Consiliis agilique telo Sagacitatis. Statt magnaeque bieten die 1. Cöln. und die 2. Münchn. A. serena, was Beachtung verdient hätte.

Lyr. IV. 19. wurde in der Aufſchrift unnöthig Wolckium in Wolcium und V. 2. Wolcki in Wolci umgeändert. Unbegreiflich iſt es, wie dem Herausgeber IV. 27. V. 63. f., wo es heißt: Sunt tamen raucae tibi visa dignae Cura palumbes, der ſinnſtörende Druckfehler visa dignae entgehen konnte. Hätte er in der 1. Münchn. Ausg. das letzte Blatt der Wälder angeſehen, ſo würde er gefunden haben, daß der Verfaſſer dort digna visae verbeſſerte, und ſo leſen auch die 1. Cöln. und die 2. Münchn. Ausg.

Lyr. IV. 28, 23. ff.: Quanta, Juli, Funera Thessalicis humasti Vespillo campis! Rectius alteri Impensus hosti, Thracibus aut Dacis (,) Fuisset ulturusque Crassum Assyriis cruor ille Carrhis. — Dacis, wie die erſte Münchn. A., hat auch Joh. Conrad Orelli; alle übrigen bieten Dahis. Allerdings eine nicht unwichtige Variante, über welche jedoch der Herausgeber tiefes Stillſchweigen beobachtet! Unſeres Erachtens verdient dieſe von den beſſeren Ausgg. beſcheinigte Lesart den Vorzug. Nach dem Zeugniſſe des Suetonius (Jul. Cäſ. K. 44.) hatte ſich der Dictator vorgenommen, die Daker, welche ſich über den Pontus und Thracien ergoſſen hatten, zu bändigen; ſodann von Kleinarmenien aus die Parther zu bekriegen. Doch ereilte ihn über dieſen Entwürfen der Tod. Da nun die Daker, welche Thraciſcher Abkunft waren, *) in Thracien ſich ausgebreitet hatten und die Römiſchen Provinzen bedrohten, ſo ſind ſie hier nach Dichterweiſe durch den Namen Thracibus genügend bezeichnet, während auf der andern Seite die Daher, welche an der öſtlichen Küſte des kaſpiſchen Meeres über Hyrkanien hinaus, wozu ehemals Parthien gehörte, gegen den Orus hin ihre Wohnſitze hatten, als Nachbarn der Parther zur Bezeichnung der öſtlichen Feinde des Römernamens ganz paſſend geſetzt ſind, zumal, wenn man ſich der Virgiliſchen Verſe (Aen. VIII. 726 ff.): Euphrates ibat iam mollior undis, Extremique hominum Morini Rhenusque bicornis, Indomitique Dahae et pontem indignatus Araxes, erinnert. Um aber den Punkt, daß die Schmach, welche die Römer durch Craſſus Niederlage und Tod erlitten, hätte gerächt werden ſollen, beſonders herauszuheben, fügte der Dichter noch das Aſſyriſche Carrhä hinzu.

*) S. Mannerts Geographie der Griechen und Römer Bd. IV. S. 173. f.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

M. Terentii Varronis Saturarum Menippearum reliquiae. Edidit Franc. Oehler. Praemissa est commentatio de M. Terentii Varronis Satura Menippea. Quedlinburgi et Lipsiae. Typis et sumptibus Godofr. Bassi. MDCCCXLIV. VIII. 266.

M. Terentius Varro war von seiner Zeit wie von der Nachwelt als der Gelehrteste anerkannt, er hatte die verschiedensten Seiten des Wissens umfaßt und war kein Polyhistor im gewöhnlichen Sinne. Seine eigentliche Aufgabe bestand in Erforschung der Vorzeit, welche ihm schon als Alterthum galt, ohne seine Zeit geradezu auszuschließen. Die erhaltenen sechs Bücher über lateinische Sprache können hierin weniger als Maaßstab wie die vom Landbau dienen; dort kam es darauf an, die Resultate griechischer Grammatik auf lateinischen Boden zu verpflanzen, und die zweyte Hälfte besteht ganz aus griechischer Forschung, während die erstere eigene Versuche lateinischer Etymologie mit eingestreuten antiquarischen Notizen bietet. Seine Ausscheidung der ächten Plautinischen Stücke aus einer Zahl von mehr als hundert überlieferten Comödien kann als ein bis jetzt noch unerreichtes Muster der Kritik gelten. Aber er war nicht bloß Philolog, sondern selbst productiven Geistes, und seine Saturae waren als ein Muster heitern und belehrenden Spieles, in denen Ernst mit Scherz wechselte, im Alterthum allgemein beliebt.

Fast Alles, was sich davon erhalten hat, steht im Vocabularium des Nonius, eines Grammatikers, dem diese Satiren eine reichliche Ausbeute alten Sprachschatzes lieferten. Varro war kein Freund der neuen Manier, er schrieb nach altem nervigem Brauch; wer sein Latein nur aus Livius und Cicero gelernt hat, mag ihn schwerfällig nennen, aber näheres Studium mit den Resten der lateinischen Sprache bis in die letzten Zeiten der Republik wird darthun, daß seine Sprache durch Kraft und Gediegenheit alle Eleganz und Glätte seiner Zeitgenossen übertrifft. Die Satiren zumal sollten die Sitten und Ausdrucksweise des gewöhnlichen Lebens darstellen und forderten schon dadurch ein Heruntersteigen in das Volk; daher die Menge fremder und eigenthümlicher Wörter, die wir sonst nirgends finden. Da es häufig nur solche einzelne Wörter sind, welche Nonius anführt, oft nicht einmal ein vollständiger Satz in seinem Zusammenhange, so können wir aus ihm uns kein Bild der Varronischen Satira machen. Mehr lernen wir aus Gellius, der bisweilen wie XIII, 11 (S. 171.) den Inhalt theilweise näher bezeichnet, aber auch so gelingt es uns nicht, auch nur von einer einzigen — und H. Oehler hat die Namen und Fragmente von sechs und neunzig aufgezählt — Plan und Durchführung des Ganzen klar und deutlich sich vorzustellen. Dazu kommt, daß auch diese Bruchstücke bald wegen der seltenen den Abschreibern unverständlichen Ausdrücke, bald wegen Einmischung griechischer Wörter nicht unverdorben überliefert sind, so daß die Kritik hier weit schwieriger als in den vollständig erhaltenen Büchern wird; daß ihre Ausübung auch in diesen manchen Schwierigkeiten unterworfen ist, haben die neueren Bear-

beitungen nachgewiesen, und jetzt noch ist dort unglaublich viel nachzutragen, wie z. B. am Schluße des sechsten Buches bey der Etymologie lateinischer Wörter aus griechischen auch putare πυθέσθαι angeführt wird, was der Bedeutung nach zu ferne liegt und gegen die Sitte des Varro spricht, der kein griechisches Wort im Infinitivus des Aoristus, alle in dem des Präsens anführt; doch liegt das Richtige nahe, es ist putere, πύθεσθαι. Kann man aber schon in den zusammenhängenden Büchern oft das Wahre nicht finden, so muß man bey solchen Fragmenten, aus welchen wir die Satiren kennen lernen, gewöhnlich völlig darauf Verzicht leisten; die Aufgabe des Herausgebers ist dann, das Vorhandene und von andern Gesagte zusammenzustellen, und es ist nicht selten besser, selbst zu schweigen, als die verschiedenen unhaltbaren Einfälle anderer mit neuen ähnlichen zu vermehren.

Die erste Sammlung von den Bruchstücken der Varronischen Satiren lieferte Rob. Stephanus 1564, eine zweyte, zwar vermehrt aber doch ganz ungenügend, Aus. Popma 1599. Der Herausgeber war dieser Aufgabe nicht gewachsen; seit der Zeit blieben sie unbeachtet, und es ist ein Verdienst von H. Oehler, diese auf eine würdigere Weise ausgestattet zu haben. Die Philologen des 16. Jahrhunderts haben Alles, was den Varro betraf, mit ausnehmendem Fleiße behandelt, und so finden wir in den Schriften eines Scaliger, Muretus, Lipsius, und fast aller bedeutenden Männer jener Zeit oft stillschweigend beachtenswerthe Beyträge zu diesen Satiren, die unserm Herausgeber entgangen sind. S. 14 lesen wir, daß ein Exemplar mit handschriftlichen Bemerkungen der beyden Gothofredi in Leipzig, ein anderes mit Verbesserungen von J. Dousa in Leyden aufbewahrt werde; wir erinnern uns nicht, daß daraus Einiges angeführt wurde, und doch wäre vielleicht mancher Gewinn zu schöpfen gewesen. Referent erwähnt dieses, weil er selbst ein solches Exemplar kennt, in welchem sich Verbesserungen eines geistreichen Mannes (vielleicht des Erycius Puteanus) beygeschrieben finden, welche er hier mittheilen will. p. 93. 1 hac re für acre mit Turnebus. 94, 4. multis] cultis. 96, 11. lacte] lacte e, was das Metrum fordert und auch der Herausgeber erkannt hat, 101. 14 scio] l. sero aut serio. 196. 7. Galliea porta carros adcurat usque politos] Galla cohors carros adcurat adusque politos: intelligit esseda. 121. 35. En domum] endo domum. 147, 7 non producit. 157, 2 nam in humanis] numquam in hum. 196, 12 forum est hara. 10 vallem] l. callem. 229, 1 iacias] F. facias aut taceas. 157. 4 id] ideo. 176. 13 nata.

Diese Satiren waren dialogisch, Varro selbst wird p. 232 angeredet, und poetische Rhythmen jeder Art wechselten mit der einfachsten Prosa und der gewöhnlichen Umgangssprache; wir treffen die meisten bekannten römischen Metra, selbst Galliamben, und wie viele uns weniger bekannte mögen verborgen seyn? Die Namen sind oft in beyden Sprachen gegeben, um den Inhalt prägnant auszudrücken, z. B. die erste Aborigines, περὶ ἀνθρώπων φύσεως, worin der Naturzustand des Menschen, wie es scheint, geschildert wurde; auch von der Sprache war die Rede, ob sie φύσει oder θέσει sey, wie das Fragment 2 andeutet: mugit bovis, ovis balat, equi hinniunt, gallina pipat (gewiß nicht metrisch, und man sieht nicht, warum equi hinniunt statt equus hinnit). Ethische Tendenz lassen auch hier die Worte durchblicken: sed neque vetulus canterius quam novellus melior, nec canitudini comes virtus. So bilden diese humoristischen Unterhaltungen eine Quelle von Sentenzen, welche die verschiedenen redenden Personen nach ihrer Individualität geltend machen, und es wäre unrecht für jede derselben den Verfasser verantwortlich zu machen; so lesen wir p, 120:

postremo nemo aegrotus quicquam somniat
tam infandum, quod non aliquis dicat philosophus.

aber eben daselbst sehr schön:

denique avarus
quis sanu'st? cui si stet terra et traditus orbis,
furando tamen ac morbo stimulatur eodem,
ex sese ipse aliquid quaerat cogatque peculi.

daß der Geizige auch, wenn er Alles beſäße, das Stehlen nicht laſſen könne, zuletzt ſich ſelbſt beſtehlen würde; vielleicht cui si est et oder sit terra . . . eodem, ut ex sese. Abgeſehen von der Eigenthümlichkeit der Sprache, iſt dieſes, da wir nirgends den Zuſammenhang aufzufinden und uns ein Ganzes zu bilden vermögen, auch der einzige Reiz, den uns dieſe Fragmente Varroniſcher Satire gewähren.

Die griechiſchen Aufſchriften ſind ſehr unſicher; um ſo mehr hätten wir gewünſcht, daß H. Oehler überall die Einleitungsworte des Nonius mit Angabe aller Varianten vorausgeſetzt hätte, um der Mühe enthoben zu ſeyn, immer den Text nachzuſchlagen. Sein Vorgänger hat hierin unglaubliche Dinge erſonnen; er ſelbſt iſt oft nicht viel glücklicher geweſen; die metriſche Faſſung iſt bey einigen richtig hergeſtellt, bey andern verfehlt, im Ganzen hätte ſich der Herausgeber mehr darauf beſchränken ſollen, die Leiſtungen anderer anzuzeigen, als eigene Vermuthungen, welche aller Wahrſcheinlichkeit entbehren, aufzunehmen; ſo iſt gleich der Anfang Nro. 5 völlig verunglückt. Man muß nicht fordern, daß in dieſen Dingen Alles zurecht gemacht werden ſoll; wenn unſere Zeit ſich dieſer Bruchſtücke mit demſelben Eifer annimmt, wie die frühern Philologen, ſo kann noch mancher gediegene Beytrag geliefert werden; den Fleiß, den der Herausgeber verwendet hat, dieſe Reſte in neuer und beſſerer Geſtalt als bisher auftreten zu laſſen, wollen wir nicht verkennen.

Jacobi Balde soc. Jesu Carmina lyrica etc.

(Fortſetzung.)

Lyr. IV. 44, 25. ff., wo die älteren Ausgg. ſo leſen: At nos tot annis egregie geri Civile bellum credimus haud parum Incuriosi, quid tyrannus Orbis agat genitusque latro, übte der Herausgeber eine ganz eigene Art von Kritik, heu nimis f. haud parum unterſchiebend, mit der Bemerkung: „Ita scripsi pro haud parum, quod minus est Latinum.“ Daß ſich haud parum nicht billigen läßt, iſt nicht zu läugnen (ſ. Krebs Antibarbarus S. 347. f.); doch hätte im Texte keine Aenderung vorgenommen werden ſollen.

Epod. I. 26.: Quod Phoebus unum forsan haud praesenserat. In umgekehrter Stellung hat die erſte Cöln. Ausg. nebſt der zweyten Münchn.: Quod forsan unum Phoebus haut praesenserat. Unterhalb V. 29. lieſt man Alphaeus f. Alpheus (vgl. IV. 22, 49.). — V. 91. f.: Si fera bella placeant, placent et opima suasque Meritura laudeis ac secundos auspices, ſind die Worte placeant, placent verſchoben; man ſchreibe placent, placeant. Ebendaſelbſt V. 113., wo der Dichter räth, die Bürgerkriege zu enden und die Waffen gegen die Türken zu kehren, hätte pilis opponere pila ſt. peilis opp. peila verbeſſert werden ſollen; ebenſo oben Lyr. I. 7, 17.: Qui caret pilis (f. peilis) metuenda vibrat Tela, und Epod. XI. 22. antiqua lyra f. anteiqua lyra.

Epod. IV. 39. f., wo es heißt: Standum est, velut si Juppiter Statorius Olim sedere nescias, bieten alle Ausgg. mit Ausnahme der erſten Münchner, Stator Deus, was unſtreitig in den Text hätte aufgenommen werden ſollen. Allein darüber ſchweigen die Anmerkungen des Herausgebers. V. 57. f. ſchrieb Balde: Vultum virilem posco: pectini parum, Sed nil aratro debeat. Der Herausgeber aber verwandelte wieder, wie oben, ganz willkührlich parum, weil es nicht correct Lateiniſch iſt, in minus.

Epod. XVI. 4, 6. f. in der Rede der Voluptas: Poterisne nobis hospes antiquus sine Noctem vel unam ducere? ah hoc non potes. So die 2. und 3. Cöln. A.; die 1. Münchn. ah non potes; die 1. Cöln. hingegen und die 2. Münchn. nach Baldes Verbeſſerung am Ende der Wälder in der 1. Münchn. ah, id non potes. Ebenſo gab der Dichter unten V. 52. für ah non potes, welches die 1. Münchn. bietet. Des Verfaſſers Verbeſſerung nahmen die 1. Cöln. und die 2. Münchn. auf, während Herr M. nach gewohnter Weiſe der 2. und 3. Cöln. folgte, welche ah, nec hoc potes haben.

Daß auf genaue Orthographie und Gleichförmigkeit in der Schreibung der Wörter durchaus keine Rückſicht genommen wurde, iſt höchſt befremdend.

So findet man öfter nomina propria und von diesen abgeleitete adiectiva mit kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben. Z. B. linceus Lyr. I. 9, 4., camoena f. Camena Lyr. I. 16, 15 und 36, 9.; orcus Lyr. II. 28, 85. und 35, 37. IV. 45, 28: achates IV. 29, 54; nympha Lyr. I. 20, 28. II. 32, 12. 38, 1. IV. 22, 28. Epod. 15, 13. 16, 42.; auster Epod. 17, 4.; dryades Lyr. IV. 23, 35; fatum Lyr. I. 35, 28. II. 10, 78. und 80. 13, 90. Fata hingegen Lyr. II. 27, 22. Epod. 4, 91. 7, 67. 20, 1. und 100.; horae Epod. 17, 24., wo die alten Ausgg. richtig Horae haben; maneis Lyr. I. 35, 51. II. 23, 3. 32, 2. 33, 33. III. 41, 12. IV. 47, 22. 23, 3. 49, 21. Epod. 13, 21. 20, 74. und manes Lyr. II. 28, 72. Epod. 20, 119.; umbrae II. 10, 74. 13, 112. 50, 3.; pharos II. 50, 19.; sol Epod. 15, 17.; punicus I. 53, 27.; sicanus IV. 22, 50. Fehlerhaft steht Alipio f. Alypio. Epod. 16, 17.; Aemo f. Haemo Lyr. II. 3, 26.; Camoenas f. Camenas Lyr. II. 20, 35. 21, 31. 43, 7. 50, 2. III. 47, 1., wo die 1. Cöln. u. die 2. Münchn. A. richtig Camenae haben; Bizas f. Byzas IV. 37, 1.; Sicambri f. Sygambri III. 1, 64.; Tybris f. Tibris Lyr. I. 40, 34. und Tyberis f. Tiberis Lyr. II. 50, 22.; Tyburis Lyr. II. 20, 56. (wo Orelli richtig Tiburis hat); in den Anmerkk. S. 40. jedoch Tibur; Tirolensem in der Aufschrift zu Lyr. III. 1. und in den Anmerkk. S. 80. V. 72.; ferner III. 34, 1.; Tyroli hingegen in der Aufschrift Lyr. III. 2.

Ohne alle Beachtung der Etymologie schwankt der Herausgeber gar wunderlich zwischen foemina Lyr. I. 18, 36. IV. 11, 17. 22, 44.; foemineus Lyr. I. 3, 12. III. 17, 44. 34, 34. IV. 17, 30.; effoeminatus in d. Anmerkk. S. 5. Z. 18.; faemina Lyr. I. 10, 61. und femina II. 39, 85.; zwischen foetus (Subst.) Lyr. I. 35, 9., foetus (Adiect.) Lyr. I. 8, 11. 39, 53. IV. 22, 30. und fetus (Subst.) Lyr. II. 4, 8., wohin auch foecundus Lyr. IV. 5, 3. 10, 27. Epod. 12, 100. 16, 28. und infoecundus Lyr. IV. 42, 12. gehören; zwischen Caelites Lyr. I. 35, 34.; caelum II. 6, 41. 10, 29. 11, 13. 27, 39.

36, 35. und coelum Lyr. I. 5. in der Aufschrift Z. 3. und 7., im Texte V. 3 u. 75.; ferner I. 26, 14. II. 50, 25. III. 1, 8 u. 17.; coelicolae II. 20, 6.; zwischen autumnus Lyr. I. 10, 33. 27, 3. II. 8, 22. III. 35, 15, wo allenthalben die 1. Cöln. u. Münchn. A. auctumnus geben, und Epod. 1, 124. (hier hat die 1. Cöln. A. auctumnus; aut. die 2. Münchn.) und zwischen auct. Lyr. III. 34, 7. u. IV. 9, 138.

Ebenso findet man astringit Epod. 9, 106. (wo die 1. Cöln. A. und die 2. Münchn. adstringit lesen) und adstringitur Epod. 17, 15.; aspectu Lyr. I. 14, 15. II. 39, 91. u. Epod. 20, 34., wo die besseren Ausgg. adspectu bieten; lacrymae Lyr. I. 10, 39. 36, 8. II. 8, 41. 23, 12. III. 41, 24., lacrymanda ebendas. I. 33, 88; lacrimae hingegen in d. Anmerkk. S. 33. Z. 8. v. u.; litoribus Lyr. II. 1, 37. (littoribus die 1. Cöln. und die 2. Münchn. A.) und littori Lyr. II. 39, 1.; contemptam Lyr. I. 35, 73. u. contemta in d. Anmerkk. S. 122. Z. 6. v. u.; demsisse Lyr. IV. 39, 30. u. dempto Lyr. II. 1, 40. 33, 27., wie anderwärts emptor Lyr. I. 39, 50., emptum Lyr. I. 29, 18. II. 8, 43. u. s. w.; sumtibus Lyr. I. 15, 36 und sumptibus Epod. 12, 93., assumtus in d. Anmerkk. S. 57. Z. 7., sumptu Lyr. II. 34, 12., sumptuosa Lyr. I. 33, 67., sumpsit Lyr. I. 2, 26. II. 10, 10. 14, 15. und absumpsit II. 2, 14.; sepulchrum Lyr. I. 16, 66. und sepulcrum Lyr. I. 31, 23. II. 19, 43. 20, 59.; silva Lyr. II. 2, 23. 11. in der Aufschrift u. V. 33. u. 36. 14, 30. 39, 64. Epod. 15, 10. 20, 15. und sylva Lyr. I. 2, 65. 20, 58. 40, 4. II. 7, 10. 20, 60.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Anaximenis ars rhethorica quae vulgo fertur Aristotelis ad Alexandrum. Recensuit et illustravit Leonardus Spengel Monacensis. Turici et Vitoduri. 1844. 8. XII u. 275 S.

Die unter dem Namen des Aristoteles überlieferte Rhetorik *πρὸς Ἀλέξανδρον* bedurfte schon lange eine Bearbeitung, welche sowohl kritisch auch noch nach J. Bekker den Text behandelte, als auch durch Beleuchtung des Inhaltes den Werth der Schrift für die Litteratur selbst darlegte. Dieselbe ist nämlich ein praktisches Hülfsbuch für den Redner, sie enthält die Technik der sophistischen Rhetorik, aber nicht um sie zu widerlegen, sondern eben um sie zu lehren, und, wie H. Sp. in der Einleitung sagt, wer wissen will, was das *τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν* heiße, der lese diese Rhetorik des Anaximenes. Der Verfasser, der hiemit schon in ganz anderer Absicht sein Buch schrieb, als Aristoteles seine Rhetorik, theilt die Reden in zwey *γένη*, das *δημηγορικὸν* und das *δικανικὸν*; daß nämlich in den Handschriften, welche sämmtlich *τρία γένη* und *τὸ μὲν δημηγορικὸν τὸ δὲ ἐπιδεικτικὸν τὸ δὲ δικανικὸν* geben, dieser Fehler von dem Irrthume eines Lesers herrührt, der das Buch für aristotelisch hielt und die bey Aristoteles sich findende Eintheilung in dasselbe hineincorrigirte, — dieß hat H. Sp. aus dem Inhalte der Schrift selbst und aus Quintilian schon in seinen Artium Scriptores und gegen Lersch in der Zeitschrift f. d. Alterthumswissenschaft 1840. Nro. 154 gezeigt. Diese zwey *γένη* theilt dann Anaximenes in sieben *εἴδη*, nämlich: *προτρεπτικὸν*, *ἀποτρεπτικὸν*, *ἐγκωμιαστικὸν*, *ψεκτικὸν*, *κατηγορικὸν*, *ἀπολογητικὸν*, *ἐξεταστικόν*; und er giebt dann für die einzelnen Vorschriften über deren Behandlung, und zwar zunächst für das *προτρεπτικὸν* und *ἀποτρεπτικὸν*, wo sechs Gesichtspunkte angegeben werden, von denen aus sowohl der An- als Ab-rathende seine Rede anlegen kann; diese 6 *τόποι*, nämlich das *δίκαιον*, *νόμιμον*, *συμφέρον*, *καλόν*, *ἡδύ*, *ῥᾴδιον* können sowohl selbst nach ihrem Begriffe als auch das ihnen ähnliche oder entgegengesetzte oder über sie von Göttern und Menschen ausgesprochene benützt werden, was Alles in utramque partem mit Angabe der Rednerkniffe ausgeführt wird. Dann wird in der nämlichen Art von den siebnerley Gegenständen der an- und ab-rathenden Reden gehandelt, von *ἱερά*, *νόμοι*, *πολιτικὴ κατασκευή*, *συμμαχίαι καὶ συμβόλαια*, *πόλεμος*, *εἰρήνη*, *πόρος χρημάτων*. Dann folgt die Betrachtung des *ἐγκωμιαστικὸν* und *ψεκτικὸν*, wie hier die obigen sechs *τόποι* wiederkehren, aber die Rede sich immer in *αὔξησις* und *ταπείνωσις* bewegen müsse. Hierauf wird über das *κατηγορικὸν* und *ἀπολογητικὸν* gehandelt und gelehrt, wie der Kläger erstens entweder *πονηρία* oder *ἀβελτερία* nachweisen, zweytens den Stand oder Mangel der Gesetze darüber berücksichtigen, drittens die Ausflucht von Irrthum oder Unglück abschneiden, und viertens die Nothwendigkeit der Bestrafung zeigen müsse, — der Vertheidiger hingegen die That entweder läugnen oder als lobenswerth darstellen oder mit Irrthum und Unglück ent-

schuldigen könne. Nachdem dann noch die Aufgabe des εἶδος ἐξεταστικὸν, welches dem Anaximenes eigenthümlich ist, angegeben wurde, spricht Anaximenes zuerst von den Beweisen, welche wie die obigen 6 τόποι hauptsächlich der Berathungs-Rede und wie die αὔξησις und ταπείνωσις hauptsächlich der Lob- oder Tadelrede, so besonders der Proceßrede angehören; hernach dann von sechs anderen Dingen: προκαταλήψεις, αἰτήματα, παλιλλογίαι, ἀστειολογίαι, μῆκος καὶ μετριότης μήκους καὶ βραχυλογία, ἑρμηνεία, welche allen Redearten zukommen. Die Lehre aber von den Beweisen (πίστεις) wird natürlich am ausführlichsten behandelt; diese werden nämlich eingetheilt in solche, welche aus der Sachlage selbst hervorgehen: εἰκὸς, παράδειγμα, τεκμήριον, ἐνθύμημα, γνώμη, σημεῖον, ἔλεγχος, und in solche, die von Außen dazukommen (ἐπίθετοι): δόξα τοῦ λέγοντος, μαρτυρίαι, βάσανοι, ὅρκοι. Bemerkenswerth ist von den anderen auch der Abschnitt über die ἑρμηνεία (cap. 24 — 27) als Anfänge einer Grammatik. Nach allem diesen, mehr den Inhalt und die Herbeyschaffung des Materials betreffenden, wendet sich Anaximenes zu der Eintheilung, und handelt von προοίμιον, ἀπαγγελία oder δήλωσις (propositio), βεβαίωσις (argumentatio und refutatio) mit der προκατάληψις, und der παλιλλογία (recapitulatio) zuerst im Allgemeinen, dann im Einzelnen beym προτρεπτικὸν und ἀποτρεπτικὸν, beym ἐγκωμιαστικὸν und ψεκτικὸν, beym κατηγορικὸν und ἀπολογητικὸν, und beym ἐξεταστικόν. Hier und in dem Abschnitte über die Beweise ist die nach beyden Seiten ausbeutende Sophistik am deutlichsten anschaulich.

Schon aus dieser gedrängten Inhaltsangabe erhellt, wie wichtig diese Schrift für die Würdigung der erhaltenen Redner ist; die genauere Betrachtung aber, wie bey allen Gesichtspunkten so recht praktisch das pro und contra hervorgehoben ist, läßt den bedeutenden Unterschied zwischen den Rednern selbst in die Augen springen, je nachdem dieselben mehr oder weniger bloß nach den τέχναι ihre Reden bauten; und wie sich bey den Griechen Isokrates in dieser Beziehung von den Uebrigen unterscheidet, so möchte bey den Römern durch die Betrachtung des Autor ad Herennium an Cicero's Reden nur der Genuß der Betrachtung bleiben, daß solche Sophisterey nach einem einmal vorhandenen Schema sich gerade ohne große Kunst für alle möglichen Gegenstände hindurch abwandeln läßt. Wie aber gerade diese Betrachtung nur durch eine Behandlung, wie sie H. Sp. dem Anaximenes angedeihen ließ, möglich ist, fällt bey dem ersten Blicke in die Ausgabe von selbst in die Augen; und die Philologen können daher wohl Nichts mehr wünschen, als daß H. Sp. sein in der Vorrede gegebenes Versprechen, den Aut. ad Herennium ebenso herauszugeben, recht bald erfüllen möge.

(Fortsetzung folgt.)

Jacobi Balde soc. Jesu Carmina lyrica etc.

(Schluß.)

Da die 1. Cöln. und die 2. Münchn. A. Lyr. I. 14, 1. 26, 23. 33, 33. II. 8, 4. 38, 5. IV. 38, 43. 39, 41. Epod. 20, 46. 21, 46. exsul und III. 34, 62. exsulat f. exul und exulat bieten, und der Herausgeber selbst Lyr. I. 7, 4., ungeachtet die 1. Münchn. A. exul giebt, exsul schrieb, so hätte diese Form, als die herrschende fest gehalten werden sollen. Lyr. II. 15, 41. und 23, 25. nahm er exsilit auf, obgleich die 1. Münchn. A. exilit liest. Demnach hätte er Lyr. I. 5, 68. u. II. 10, 57. die erste Form, welche in der 1. Cöln. und 2. Münchn. befolgt ist, nicht verschmähen, und auf gleiche Weise Lyr. I. 5, 68. exsiliens (so die 1. Cöln. und die 2. Münchn.) st. exiliens und I. 9, 18. II. 6, 18. transsilit (vgl. II. 7, 4.), was die besseren Ausgg. bestätigen, f. transilit, geben sollen. Das Nämliche gilt von extinguere Lyr. I. 7, 10. 16, 30. 20, 59. Epod. 12, 96., wo die 1. Cöln. und die 2. Münchn. exstinguere lesen, wie auch von exultare (II. 13, 94. Epod. 15, 23.) und von exultim, wofür die nämlichen Ausgg. exsultare und exsultim bieten. Warum wurde statt des ungereimten cygnus Lyr. I. 23, 47. 29, 7.

II. 8, 36. 50, 23. nicht cycnus nach dem Griechiſchen κύκνος geſchrieben? Warum nicht Matthiam ſ. Mathiam in dem Lemma zu Lyr. I. 6., Sampso ſ. Samso in der Aufſchrift zu Lyr. I. 10. und V. 67. und III. 15, 53. Juditha, wie in den Anmerkk., ſ. Juditta?

Auch in der Bezeichnung perſonificirter abstracta mit einem großen Anfangsbuchſtaben wurde nicht immer mit der gehörigen Behutſamkeit und Conſequenz verfahren, ſondern öfter im Widerſpruch mit den frühern Ausgaben ein kleiner Anfangsbuchſtabe geſetzt. So z. B. in Pietatis Lyr. I. 16, 12., Gloriae Lyr. I. 16, 38. II. 6, 18. und Irae V. 39., castum Jus I. 24, 9., Venustas I. 28, 1., Famae I. 28, 20. IV. 47, 30. Epod. 18, 83., Fato I. 35, 28., Patientiae II. 6, 2., Amoris II. 9, 8. u. IV. 23, 42., Voluntas II. 10, 39, Ira — Amor V. 41., Dolor V. 42., Mentis V. 43., Timor V. 44., Animi V. 48., Veritas II. 15, 17., Mors II. 39, 29., Rumor II. 8, 15, Calva II. 39, 98—99., Lascivia IV. 23, 33., Voluptas IV. 23, 55, Virtus IV. 30, 17. 33, 11., Pestis Epod. 2, 47. und im folgenden Cura — Lites — Jurgia. Ferner in Desperatio Epod. 20, 70.

Ebenſo iſt in Hinſicht der Interpunktion Manches zu verbeſſern. Lyr. I. 17, 8. ſetze man vor num einen Doppelpunkt ſtatt des Strichpunktes. I. 36, 2. wurde vor alteram das Comma mit Unrecht geſtrichen. I. 39, 48. vermißt man vor und nach miles das Comma; ebenſo II. 6, 29 u. IV. 3, 81. vor und nach puto und II. 9, 6. IV. 49, 13. und Epod. I. 89. vor und nach precor. Ferner II. 13, 107. vor und nach malesane, II. 20, 31. vor colla und II. 20, 57—58. vor und nach Thessala Tempe. II. 36, 28. fehlt nach recordor das Einſchlußzeichen. II. 43, 24. ſetze man vor und nach deus Comma, II. 36, 30. vor und nach Somne, III. 38, 44. vor und nach Ursula, III. 47, 7. vor und nach io (vgl. III. 12, 11.), IV. 22, 63. vor und nach salsa Venus und IV. 23. in der Aufſchrift nach Arsacii Mamirodae fr. Epod. I. 110. mangelt nach barbaris der Punkt.

Ueber die beygefügten Anmerkungen läßt ſich der Herausgeber in dem Epilog S. 129. ſo vernehmen: „Tironum servituras studio atque literarum amantium otio adiectas habes annotationes breves; enodandas vero poetae sententias non placebat (vielmehr placuit) exercendis iuvenilibus praeripere ingeniis. In illis nihil, quod usui foret, neglexi eorum, quae ante me annotaverunt Herderus, Orellius, Neubigius, ne quid in hac editione desideraret lector.“

Das Schwierigſte alſo, die Entwickelung des dunklen Ideengangs des Dichters, glaubte der Verf. den Schülern überlaſſen zu müſſen, während er ſich nur gar zu ſehr in der Erklärung der bekannteſten mythologiſchen Namen und Sachen gefällt, die man in jedem Lexikon findet und bey Gymnaſiſten, die nur einigermaßen den Ovid, Horaz und Virgil kennen gelernt haben, vorausſetzen muß. Dunklere Anſpielungen auf mythologiſche Gegenſtände hätten allerdings berührt werden können. Das Beſte, was ſeine Anmerkungen bieten, verdankt er Orelli und Andern. Höchſt befremdend iſt S. 39. Z. 16 f. die Bemerkung: Landishuta oppidum Bavariae ad Licum inferiorem. Mit Lyr. II. 27, 24: Ultra Sauromatas deferar ultimos hätte füglich Juvenal Sat. II. 1. verglichen werden können. S. 5. Z. 14. ſollte Σπερχεῖος ſ. Σπερχειός geſchrieben ſeyn. S. 58. (Lyr. III. 1, 4.) iſt rumpe moras aus Virgil. Aen. IV. 569. entnommen. Zu Aetalae (Lyr. III. 2, 2.) hätten wir eine Anmerkung erwartet. S. 78. Z. 11. von unten wird Propertius poeta elegiacus immane obscoenus genannt. Ein vorſichtiger Schulmann würde dieſe Bemerkung vermieden haben. Bey Lyr. III. 28, 5.: Semper intersis populo benigna hätte auf Horaz Od. I. 2, 46.; ebenſo III. 29, 1. u. 36. auf Horaz Od. I. 27, 1. u. 20. hingewieſen werden ſollen. Lyr. III. 45, 22.: Vel lene sacrae propter aquae caput iſt ebenfalls eine Nachahmung des Horaziſchen (Od. I. 1, 22.): nunc ad aquae lene caput sacrae, ſo wie Lyr. IV. 40, 20.: Et longas reseca Pieridum moras an das Horaziſche (Od. I. 11, 7.): Spem longam reseces, erinnert. Die Stelle Lyr. IV, 9, 139. f.: Cyprium gemmis bibitur merum hätte aus Virgils Landbau II. 506. u. Aen. I. 728. f. und aus Propertius III. 5, 4. erläutert werden können. Außer Volpi

z. Propert. a. a. O. u. Joh. Heinr. Voß z. Virgil Bd. III. S. 447. vergleiche man hiemit Baluze's gelehrte Anmerkung z. Cyprians Brief an Donatus S. 383. Bey den Worten gemmaeque bibuntur hatte der Dichter vielleicht Macrob. Saturnal. II. 13. u. Sueton. Caligula c. 37. vor Augen. Epod. V. 1.: salve dulcissima rerum iſt dem Horaz (Sat. I. 9, 4.), ſo wie os humerosque deae similis in der 15. Epode V. 19. dem Virgil (Aen. I. 589.) nachgebildet. Die herrlichen Verſe (Epod. XIX. 49. f.): Spem cupidam voti nec citra mitte nec ultra; Ultraque meta nocet hätte der Herausgeber durch das Horaziſche (Sat. I. 1, 106. f.): Est modus in rebus, sunt certi denique fines, Quos ultra citraque nequit consistere rectum, und durch den bekannten Spruch des Venuſiners Br. I. 18, 9: Virtus est medium vitiorum et utrinque reductum, beleuchten, und zugleich auf die Hauptquelle dieſes Satzes, auf Ariſtoteles Eth. II. 6 — 9. u. Kategor. VIII. 22. S. 94. ed. Lewald (vgl. Seneca's Br. 120. S. 664. A — B. ed. Lips., Gregor von Naz. Lobrede auf Baſilius den Großen S. 819. D. in der Benedictiner Ausg. u. Mazaris in Boiſſonade's Anecdott. Gr. Bd. III. S. 147.), hinweiſen ſollen. Der erſte Vers der zwanzigſten Epode: Ultima iam venit Fatis urgentibus aetas, erinnert an Virgilius Eclog. IV. 4.: Ultima Cumaei venit iam carminis aetas.

Die auf den Epilogus folgende Vita Baldaei, welche wir vor dem Texte erwartet hätten, iſt aus dem erſten Bande der zweyten Münchner Ausgabe entnommen. Doch hätte durch Benutzung des Menginſchen Programms, deſſen nirgends, was uns befremdete, gedacht wird, und der Vita Jacobi Balde in Clesca's Sammlung allerdings etwas Beſſeres geliefert werden können.

Papier und Druck ſind gefällig; doch hätte die Correctur ſorgfältiger gehandhabt werden ſollen. Da der Herausgeber am Ende kein Erratenverzeichniß beyfügte, ſo wollen wir hier diejenigen Druckfehler, welche uns aufgefallen, verbeſſern.

Lyr. I. 24. corrigire man in der Aufſchrift incorruptae mentis aequitatem (wofür Hr. M. in den Anmerkk. S. 16. incorruptam m. aeq. zu leſen rieth) nach den früheren Ausgg. ſt. incorrupta m. aeq. III. 1, 98. ſchreibe man baltei f. balthei und im folgenden Verſe catenam f. ctenam. IV. 22, 35. cavernae für caverna. IV. 23, 27. Cythera für Cytheram. IV. 39, 21. manum für mnaum. Epod. IV. 33. summo für ummo. XI. in der Aufſchrift praelecturo f. praelectur. XII. 31. pudicam f. pudicum. XVIII. 57. foeda f. foedo. In den Anmerkk. S. 4. Z. 20. ſteht Tyde (sic) ſt. Tydei, und poeti ſt. poetice. In dem Epilogus S. 128. Z. 2. v. u. verbeſſere man Heinrichius ſt. Heinrichs.

Das dem Werke vorangeſetzte Bildniß des Dichters wurde nach dem in dem dritten Bande der von Neubig überſetzten Oden Balde's befindlichen gezeichnet. Letzteres iſt eine Copie von einem Gemälde, welches ſich der Exjeſuit Kraus nach dem in einem Zimmer der höchſt ſeligen Frau Herzogin von Neuburg Maria Amalia aufgehängten Originale verfertigen ließ, und ganz verſchieden von dem herrlichen Originalgemälde, welches auf der ehemaligen Hof- und Staatsbibliothek in dem erſten Saale des Locales der ſog. Jeſuitenbibliothek an der Decke angebracht iſt. Da die Väter der Geſellſchaft Jeſu jenen Saal an der Decke mit Bildniſſen der berühmteſten Gelehrten ihres Ordens verzieren ließen und vor allem auf Gediegenheit ſahen, ſo unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß es von einem großen Meiſter herrührt; denn es iſt höchſt geiſtvoll und ſprechend, den ehrwürdiger Dichter in dem beſten Mannesalter, ſo wie er Lyr. I. 34. 12 — 14. 17 — 18. 22 — 25. und III. 9, 5 — 8 ſich ſelbſt zeichnet, darſtellend, während das erſtere etwas düſter gehalten iſt und den kränklichen Greis verräth.

J. G. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. April.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Anaximenis ars rhetorica quae vulgo fertur Aristotelis ad Alexandrum.

(Fortsetzung.)

Was den Anaximenes, den Verfasser der lange pseudonym in Umlauf gesetzten Rhetorik πρὸς Ἀλέξανδρον, betrifft, so beruft sich H. Sp. auf das von ihm schon früher in den Artium Scriptores und in der Zeitschr. f. d. Alterthumswissensch. 1840 auseinandergesetzte, woselbst er die von Victorius zuerst aufgestellte Ansicht mit allen Gründen befestigt und durch Wegräumung handschriftlicher Entstellungen gegen jeden noch möglichen Einwurf gesichert hatte. Die Hauptgründe wiederholt H. Sp. hier. Auch die Daten für die Bestimmung der Abfassungszeit dieser Rhetorik finden sich schon in der eben erwähnten Schrift H. Sp.'s zusammengestellt, woraus nämlich hervorgeht, daß dieselbe zwischen 340 und 330 v. Chr., also noch vor der Rhetorik des Aristoteles, herausgegeben sey.

Von dem Briefe an Alexander, der am Anfange der Rhetorik sich findet, zeigt H. Sp., daß er auch nicht von Anaximenes sey, sondern von einem falsarius, der dabey vielleicht die Absicht hatte, dem Buche für eine gewisse Klasse von Leuten einen größeren Werth zu geben; es zeigt sich nämlich erstens die Sprache ganz abweichend von der einfachen in der Schrift selbst beobachteten, zweytens spricht der Verfasser des Briefes auf die albernste Weise mit Alexander, und dann ist diese ganze Rhetorik am allerwenigsten zum Gebrauche für einen Alexander geschrieben; auch zeigt sich Nachahmung des Isokrates. Ein Herbeyziehen von Notizen und Ueberlieferungen, wie es sich oft bey Verfassern von unterschobenen Dingen findet, und ein Gelehrtthun damit, wodurch sie sich zuweilen verrathen, scheint uns auch in folgenden Worten des Briefes zu liegen pag. 4. Z. 7. b. H. Sp.): ἔγραψας δέ μοι διακελευόμενος ὅπως μηδεὶς τῶν λοιπῶν ἀνθρώπων λήψεται τὸ βίβλιον τοῦτο, καὶ ταῦτα εἰδὼς ὅτι καθάπερ τοὺς ἐξ αὑτῶν γεννηθέντας οἱ γεννήσαντες τῶν ὑποβαλλομένων μᾶλλον φιλοῦσιν, οὕτω καὶ οἱ εὑρόντες τι τῶν μετεχόντων. Es stimmt nämlich dieß so sehr mit der bey Gellius N. A. XX. 4 überlieferten Anekdote überein, Alexander habe dem Aristoteles gezürnt, weil er die Bücher der Metaphysik veröffentlicht habe, und nun nicht mehr er allein im Besitze dieser Weisheit sey, — so daß vielleicht diese Angabe nur hier für die Rhetorik herübergenommen seyn könnte. So würde dieß etwa auch eine gegenseitige Bestätigung gewähren für Knebels Annahme, daß die gleich in den nächsten Zeilen im Texte folgende Erwähnung der pariſchen Sophisten aus Platos Apologie erdichtet sey. Auch ist der Verfasser des Briefes in offenbarem Widerspruch mit Anaximenes, da jener (p. 3, Z. 18) der platonischen Dreytheilung der Seele folgt, dieser aber in der damit zusammenhängenden Eintheilung der Tugenden offenbar von Plato abweicht, indem bey ihm die σωφροσύνη an den drey Stellen, wo er die Eintheilung giebt, fehlt (cap. 1, p. 6, l. 24 ψυχῇ συμφέρον ἀνδρεία σοφία δικαιοσύνη; cap. 35, p. 68, l. 15 τὴν δὲ ἀρετὴν εἰς σοφίαν καὶ δικαιοσύνην καὶ

ἀνδρείαν u. p. 71, l. 13 sqq.). Ebenso wie der Brief ist auch der letzte Theil der Schrift, wie H. Sp. bemerkt, von den Worten Τὰς δὲ θυσίας δεῖ an (p. 88) von einem Späteren, der einige Hauptpunkte excerpirte und so wiederholte.

Zu zeigen, daß die Schrift nicht aristotelisch ist, hatte H. Sp. gerade schon durch seinen Commentar auf doppelte Weise Gelegenheit; erstens nämlich weist Hr. Sp. oft auf den abweichenden Sprachgebrauch hin, obwohl es in diesem Punkte Leute giebt, die hierüber gar nicht belehrt werden können, wie die Ansichten beweisen, die von verschiedenen Seiten über das achte Buch der Physik, über das Buch περὶ κόσμου, über die Poetik und über diese Rhetorik ausgesprochen wurden; und wie H. Sp. in der Vorrede (S. X) sagt: qui enim philosophi opera plane perdidicit eiusque morem et inventionis et elocutionis, quem ex plurimis quae supersunt scriptis tenere difficile non est, cognitum habet, ubique alium in hoc libro autorem inveniet; qui non legit, eum frustra etiamsi plurima congesseris argumenta docebis.

Zweytens stellt Hr. Sp. die Lehre des Anaximenes mit der der übrigen erhaltenen τέχναι zusammen, wodurch einerseits gerade diese Ausgabe eine Anleitung zum Studium der Theorie der Rhetorik wird, und andererseits der Unterschied von Aristoteles aufs klarste in die Augen springt, zumal bey den Definitionen. So, wenn Anaximenes definirt: καλὰ δέ ἐστιν ἀφ' ὧν εὐδοξία τις καὶ τιμή τις ἔνδοξος γενήσεται τοῖς πράξασιν, so ist sowohl im Allgemeinen als besonders wegen der Frage über die Autorschaft Nichts belehrender, als die Definition des Aristoteles daneben zu stellen: καλὸν μὲν οὖν ἐστιν ὃ ἂν δι' αὐτὸ αἱρετὸν ὂν ἐπαινετὸν ᾖ, ἢ ὃ ἂν ἀγαθὸν ὂν ἡδὺ ᾖ, ὅτι ἀγαθόν (Rhet. I. 9). Anaximenes sagt cap. VIII von den Beyspielen, man müsse sie gebrauchen, wenn das Gesagte durch das εἰκός durchaus nicht glaublich gemacht werden könnte, und es gebe zwey Arten von Beyspielen κατὰ λόγον und παρὰ λόγον; Aristoteles hingegen, man könne entweder die Beyspiele bey Ermangelung eines Enthymems in geringer Anzahl am Ende setzen, wo sie die Stelle von μάρτυρες vertreten, oder in größerer Anzahl voraus mit einem nachfolgenden Enthymem, wo sie dann die Stelle eines epagogischen Beweises einnehmen; eine Theilung aber in παρὰ λόγον und κατὰ λόγον kennt Aristoteles nicht. Hier zeigt sich deutlich, wie die feine philosophische Distinction und Geltung des Beyspieles dem praktischen Redner nicht in den Sinn kam noch nöthig war; wozu auch trefflich die von Hrn. Sp. dann angeführten Beyspiele aus Demosthenes und Andocides ein Beleg sind. So zeigt auch H. Sp. zu cap. IX, daß die Redner in Betreff der τεκμήρια mehr der Bestimmung des Anaximenes folgen: τεκμήρια δέ ἐστιν ὅσ' ἂν ἐναντίως ᾖ πεπραγμένα τῷ περὶ οὗ ὁ λόγος, καὶ ὅσα ὁ λόγος αὐτὸς ἑαυτῷ ἐναντιοῦται, — während bey Aristoteles in der Anal. prior und in der Rhet. τεκμήριον die nothwendig bindende Gattung der προτάσεις ἀποδεικτικαὶ ist, welche bey ihm σημεῖα genannt werden, da hingegen jene πρότασις ἀποδεικτικὴ, welche nicht ἀναγκαία, sondern bloß ἔνδοξος ist, eigentlich ohne besondern Namen wohl auch σημεῖον heiße. Auch im Enthymem erkennt Anaximenes nur jene Unterart des rhetorischen Syllogismus, wo der Satz eine Entgegensetzung enthält, während Aristoteles das Enthymem viel weiter faßt. Ueber den Eid giebt Aristoteles Rhet. I, 15 eine erschöpfende Distinction nach den vier möglichen Fällen, während Anaximenes bloß Vorschriften angiebt, wie man denselben als hochwichtig oder geringfügig darstellen (αὔξειν ἢ ταπεινοῦν) könne. Die ganze παλιλλογία (cap. XX) kennt, wie H. Sp. angiebt, Aristoteles nicht. Einer der schlagenden Beweise H. Sp.'s ist, daß Anaximenes cap. XXX die narratio (ἀπαγγελία) beym genus deliberativum abhandelt, Aristoteles aber gerade dieß Verfahren (Rhet. III, 13) tadelt.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Plantae Preissianae, sive enumeratio plantarum quas in Australasia occidentali et meridionali-occidentali añis 1838—1841 collegit L. Preis. Vol. I. fasc. 1. Hamb. 1844.

Dr. H. F. Link, Jahresbericht über die bekannt gewordenen Arbeiten für physiologische Botanik in den Jahren 1842 und 1843. Berl. 1844.

Will. Jackson Hooker and G. A. W. Arnot, The botany of Captain Beechey's voyage. Part 10. Ende des Werkes. Lond. 1843.

W. v. Senger, Versuch einer Oryctographie der gefürsteten Grafschaft Tyrol. Innsbruck 1821.

Hr. von Meyer und Th. Plieninger, Beyträge zur Paläontologie von Würtemberg. Stuttg. 1844.

Sedgwick und Murchison, Ueber die ältern oder paläozoischen Gebilde im Norden von Deutschland und Belgien verglichen mit Formationen desselben Alters in Großbritannien. Bearbeitet von Dr. G. Leonhard. Stuttg. 1844.

F. J. Pictet, Traité élémentaire de Paléontologie ou histoire naturelle des animaux fossiles considéreés dans leurs rapports zoologiques et géologiques. T. I. Genève 1844.

Th. Mögling, Die Seidenzucht und deren Einführung in Deutschland. Stuttg. 1844.

Amtlicher Bericht über die 7. Versammlung deutscher Land = und Forstwirthe zu Altenburg im September 1843. Altenburg 1844.

Dr. J. A. Stoeckhardt, Ueber die Zusammensetzung, Erkennung und Benutzung der Farben im Allgemeinen und der Giftfarben insbesondere. Leipzig 1844.

A. Delvaux de Tenffe, De la situation de l'industrie du fer en Prusse, haute Silésie. Liége 1844.

Dr. C. F. W. Dieterici, Statistische Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im Preußischen Staate und im deutschen Zollvereine. II. Fortsetzung von 1840—1842. Berl. 1844.

C. O. Reventlow, Wörterbuch der Mnemotechnik nach eignem Systeme. Stuttg. 1844.

Dr. J. G. Th. Gräsſe, Die Sage vom ewigen Juden. Dresden 1844.

L. F. Alfred Maury, Les fées au moyen âge, — pour servir à la coñaissance de la mythologie gauloise. Par. 1843.

J. Gaume, Histoire de la société domestique chez tous les peuples anciens et modernes ou l'influence du christianisme sur la famille. T. 1. 2. Par. 1844.

J. Grimm, Deutsche Mythologie. 2. Aufl. Bd. 2. Götting. 1844.

Dr. L. Döderlein, Reden und Aufsätze, ein Beytrag zur Gymnasialpädagogik und Philologie. Erlang. 1844.

Dr. Ed. Meyer, Geschichte des Hamburgischen Schul = und Unterrichtswesens im Mittelalter. Hamb. 1843.

Dr. H. Ritter, Geschichte der Philosophie. Th. 7. Hamb. 1844.

Vincenz Gioberti, Grundzüge eines Systemes der Ethik. A. d. Ital. übers. von Sudhoff. Mainz 1844.

Dr. J. Martensen, Die Autonomie des menschlichen Selbstbewußtseyns in der dogmatischen Theologie unserer Zeit. Kiel 1844.

G. Mehring, Grundzüge der speculativen Kritik. Heilbronn 1844.

Dr. H. A. Oppermann, Encyklopädie der Philosophie. Hannover 1844.

Dr. M. W. Drobisch, Grundlehren der Religionsphilosophie. Leipz. 1840.

Dr. P. Belouino, Des passions dans leurs rapports avec la religion, la philosophie, la physiologie et la médecine légale. Vol. 1. 2. Par. 1844.

Victor Cousin, Oeuvres philosophiques du Pére André, avec une introduction sur sa vie et ses ouvrages. Par. 1843.

Dr. Ant. Schmitt, System der Uebereinstimmung der Philosophie mit der Theologie überhaupt und insbesondere mit der Lehre Jesu. Mainz 1844.

Dr. A. W. Bohtz, Ueber das Komische und die Ko-

mödie. Ein Beytrag zur ſpeculativen Aeſthetik. Göt-ting. 1844.

Giov. Bat. Niccolini, Opere in verse e in prosa. Vol. 1—3. Firenze 1831.

Die Reime des Fr. Petrarca, überſ. und erläutert von K. Kekule und L. v. Biegeleben. Stuttg. 1844.

Romancero Castellano ó coleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por G. B. Depping. T. 1. 2. Leips. 1844.

Cam. Bernay, Oeuvres dramatiques, suivies de poésies diverses et de fragments de prose. Par. 1843.

Poésies provençales des 16 et 17 siècles, publiées d'après les éditions originales et les manuscrits. T. I. Par. 1843.

J. O. Halliwell, An account of the only known Manuscript of Shakspeare's plays. Lond. 1843.

J. O. Halliwell, Shakesperiana: a catalogue of the early editions of Shakespeare's plays etc. Lond. 1841.

Cowden Clarke, The complete concordance to Shakspere. Part 1—7. Lond. 1844.

Der ungenähte Rock Chriſti: wie König Orendel von Trier ihn erwirbt. Altdeutſches Gedicht, herausgegeben von Fr. H. von der Hagen. Berlin. 1844.

Ludw. Uhland, Alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder mit Abhandlungen und Anmerkungen. Bd. I. Liederſammlung in 5 Büchern. Abth. 1. Stuttg. 1844.

F. A. Piſchon, Denkmäler der deutſchen Sprache von den früheſten Zeiten bis jetzt. Th. 4. von J. 1720—1770. Berl. 1845.

A. Mickiewicz, Pisma Adame Mickiewicza na nowo przejrzane dopelnione, i za zezwoleniem jego w tém siodmem s kolei wydaniu do druku podane. T. 1—4. Paryz 1844.

Correspondence of the Right Hon. Edmund Burke, between the year 1774 and the period of his Decease in 1797. Edited by Ch. William Carl Fitzwilliam and Sir Rich. Burke. Vol. 1—4. Lond. 1844.

Hoffmann von Fallersleben, Spenden zur deutſchen Literaturgeſchichte. Bd. 1. Aphorismen und Sprüchwörter aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Leipz. 1845.

Pietr. C. Selvatico, Sulla cappellina degli Scrovegni nell'arena di Padova e sui freschi di Giotto in essa dipinti. Padova 1836.

F. Naumann, Der Tod in allen ſeinen Beziehungen. — Als Beytrag zur Literaturgeſchichte der Todtentänze. Dresden 1844.

Fr. Knirim, Die endlich entdeckte wahre Maler-Technik des klaſſiſchen Alterthums und des Mittelalters, ſowie der neu erfundenen Balſamwachsmalerey. Leipz. 1845.

C. H. Balkema, Biographie des peintures flamands et hollandais qui ont existé depuis Jean et Hubert van Eyck jusqu'à nos jours. Gand 1844.

Galleria dell' J. e Reale Accademia delle belle arti di Firenze pubblicata con incisioni in Rame da una Società artistica. Fasc. 5. Firenze 1844.

Dr. G. Rathgeber, Annalen der niederländiſchen Malerey, Formſchneide- und Kupferſtecherkunſt. IV. von Franz Floris Tod bis zu Peter Paul Rubens Abreiſe nach Italien. Gotha 1844.

Alf. Michiels, Histoire de la peinture Flamande et Hollandaise. T. I. Bruxelles 1844.

J. Adrien de la Fage, Histoire générale de la musique et de la danse. T. 1. 2. Antiquité. 1. 2. Avec Atlas. Parr. 1844.

F. J. Fétis, Biographie universelle des Musiciens et biographie générale de la musique. Vol. 8. p. 2. Schluß des Werkes. Mayence 1844.

J. Venedey, John Hampden. Belle-Vue 1843.

H. C. v. Gagern, Mein Antheil an der Politik. Th. 5. der zweyte Pariſer Frieden. Th. 1. 2. Leipzig 1845.

Thomas de Quincey, The logic of political economy. Lond. 1844.

Ed. Ducpétiaux, De la condition physique et morale des jeunes ouvriers et des moyens de l'améliorer. Vol. 1. 2. Bruxelles 1843.

J. v. Würth, Die neueſten Fortſchritte des Gefängniß-weſens in England, Frankreich, Schottland, Belgien und der Schweiz. Wien 1844.

Rob. von Mohl, Die Polizeiwiſſenſchaft nach den Grundſätzen des Rechtsſtaates. 2. Aufl. Bd. 1. 2. Tübing. 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Anaximenis ars rhetorica quae vulgo fertur Aristotelis ad Alexandrum.

(Schluß.)

Hr. Sp. giebt zu den einzelnen Vorschriften die bezüglichen Stellen aus Aristoteles Rhetorik, Cicero, Autor ad Herennium, Quintilian, Emporius, den Rhetores u. A. zur Vergleichung an, und wo dieselben entscheidend sind, finden sie sich ganz ausgeschrieben; auch wo sich aus den Rednern selbst die Lehre erweitern ließe, ist darauf hingewiesen, wie z. B. zu cap. I, p. 10, l. 4, daß sich außer den von Anaximenes aufgezählten τόποι noch manche andere finden wie τὸ ἄξιον, καιρός, τὸ ἄπιστον, wobey die betreffenden Stellen aus den Rednern citirt sind. Auch das dem Anaximenes Eigenthümliche hebt H. Sp. besonders hervor, so cap. IV, p. 22, l. 16 sqq. die Vorschrift, man müsse bey den Verbrechen einen Unterschied machen zwischen solchen, für die in den Gesetzen die Strafe schon bestimmt ist, und jenen, wobey die Richter zum erstenmale das Strafmaaß bestimmen. Ebenso die Eintheilung des εἰκὸς in πάθος, ἔθος und κέρδος, mit welcher aber merkwürdig die von H. Sp. beygebrachte Stelle aus Isocr. antid. ἡδονῆς ἢ κέρδους ἢ τιμῆς ἕνεκα πάντας πράττειν übereinstimmt; übrigens paßt gerade die größere Ausführung des εἰκὸς zu des Anaximenes ganzem Verfahren, da bey diesem, eben weil es nicht bindend ist, der Gegenbeweis möglich bleibt und sich hier das pro und contra am freyesten bewegen kann. Von den Beweisen, welche Anaximenes ἐπίθετοι πίστεις nennt, ist ihm der aus δόξα τοῦ λέγοντος eigenthümlich, wie H. Sp. mit Beyziehung einer nicht zu verwechselnden Stelle aus Quintilian bemerkt. Daß das ganze εἶδος ἐξεταστικὸν dem Anaximenes allein angehöre, haben wir schon oben aus H. Sp.'s Angabe angedeutet.

Wenn sich so schon nach diesem, dem didaktischen, die Wichtigkeit dieser Ausgabe des Anaximenes für Theorie der Rhetorik herausstellt, so kömm nun noch die Hauptsache für die erhaltene rhetorische Litteratur hinzu, nämlich die Stellen aus den Rednern, worüber die einzige Bemerkung hinreicht, daß aus sämmtlichen attischen Rednern nebst Thukydides und Plato für alle rhetorischen Vorschriften die praktische Anwendung derselben in Beyspielen gesammelt ist; wie bey allen Regeln, welche Anaximenes giebt, so besonders bey jenen war dieses Verfahren nöthig, wo Anaximenes selbst seine Vorschrift nicht erläutern wollte oder konnte, wie z. B. cap. I, p. 7, wo für das κεκριμένον ὑπὸ θεῶν ἢ ὑπὸ κριτῶν ἢ ὑπὸ τῶν ἀνταγωνιστῶν ἡμῖν Anaximenes nur für das zweyte ein Beyspiel giebt, H. Sp. aber auch für das erste und dritte die Belege aus Isocr. Archid. beybringt; und so öfters. Wo H. Sp. sagt, kein Beyspiel gefunden zu haben, wie z. B. S. 201 u. 210, dürfen wir sicher seyn, daß Niemand eines finden wird.

Was die kritische Behandlung des Textes betrifft, so standen Hrn. Sp. neue Handschriften zu Gebote: zwey Pariser, drey Florentiner, ein Urbinas, ein Palatinus, ein Venetianer- und ein Münchner-Codex, wovon, wie H. Sp. sagt, keiner an

Alter vor den übrigen den Vorrang hat; im Ganzen folgte H. Sp. dem Parisinus 2039 (den er mit C bezeichnete), dem Florentiner, der von Philelphus geschrieben ist (F) und dem Münchner (M). Die Handschriften weichen zum Theil in Kleinigkeiten, worunter der Sinn nicht leidet, vielfältig von einander ab, zum Theile aber finden sich durch alle durchgehende Verderbnisse und besonders Lücken, wo einzelne Worte ausfielen, z. B. cap. 2, p. 11, l. 2, wo wohl wegen des wiederholten ὡς beyde Verba sowohl zu μεγαλοπρεπέστερον, als zu ταπεινότερον ausfielen, und gleich hernach l. 4 wahrscheinlich der ganze τόπος des νόμιμον; ebenso cap. 14 bey der Entgegensetzung des εἰκὸς, παράδειγμα, τεκμήριον und ἐνθύμημα fiel die Vergleichung von τεκμήρια und παραδείγματα aus; so cap. 28, p. 53, l. 12 die gewöhnliche Schlußformel, und cap. 36 init. die Worte καὶ τὸ ἀπολογητικόν. Aehnlich an sehr vielen Stellen; dazu kommen die Verderbnisse, welche sich zwar meist gleich durch den Sinn kund geben, aber die Herstellung des Wahren oft nicht so leicht machen; H. Sp. sagt (Vorr. S. VIII): in hoc libro multo plura ex ingenio quam ex codicibus sunt restituenda . . . . Sed criticam rationem in hoc libro exercitam minoris esse momenti censeo, ubique enim facile invenies quid autor voluerit, etiamsi verba saepius incerta nec fortasse sana sint; artem ipsam maxime attendi eamque ita enarravi, ut ex oratorum atticorum exemplis eius praecepta illustrarem.

Wenn nun Ref. es wagt, an einigen Stellen in Betreff des Textes eine Meinung auszusprechen, so geschieht dieß sicher mit dem Gefühl der Unebenbürtigkeit dem Hrn. Herausgeber gegenüber, und es möge das Folgende nur als Versuch genommen werden, wie es auch gegeben ist.

Cap. 1, p. 8, l. 14 sqq. in jener Ableitung des Rechtes des manumissor aus den Erbgesetzen (welche bemerkenswerth erscheint, da sich dasselbe nur noch bey Isaeus d. Nicostr. her. finden dürfte), könnte vielleicht das ἐγγυτάτω γένους αὐτὸς ὢν καὶ τῶν ἀπελευθέρων δίκαιος ἂν εἴην ἄρχειν noch gehalten werden in der Erwägung, daß der manumissor der κύριος des manumissus d. h. seiner Person war, und der Erbe nun in die Rechte des Verstorbenen eintretend dieselbe Eigenschaft erhalte, von der das ἄρχειν gebraucht wäre, wobey dann der Plural τῶν ἀπελευθέρων nur zur allgemeinen Aussprache des Gesetzes diene. — In demselben cap. p. 6, l. 6 scheint in den Worten ὥστε μηδετέραν τῶν ὑποθέσεων ἔχοντα λόγων ἀπορεῖν derselbe Sinn, welchen H. Sp. durch Streichen des ἔχοντα gewinnt, auch mit Beybehaltung desselben erreicht werden zu können, wenn man das ἔχοντα bloß statt σὺν faßt: „so daß man mit keiner der beyden Arten von Themata in Verlegenheit kömmt.“ — Cap. 2, p. 11, l. 22 sqq. lehrt Anaximenes, man solle, wenn es sich um großartigere Herstellung der Opfer handle, sagen: τὸ προστιθέναι τοῖς ὑπάρχουσιν οὐ καταλύειν ἐστὶν ἀλλ' αὔξειν τὰ καθεστῶτα· ἔπειθ' ὡς καὶ τοὺς θεοὺς εἰκὸς εὐνουστέρους εἶναι τοῖς μᾶλλον αὐτοὺς τιμῶσιν· ἔπειθ' ὡς οὐδὲ οἱ πατέρες ἀεὶ κατὰ τὰ αὐτὰ τὰς θυσίας ἦγον, ἀλλὰ πρὸς τοὺς καιροὺς καὶ τὰς εὐπραγίας ὁρῶντες καὶ ἰδίᾳ καὶ κοινῇ τὴν πρὸς τοὺς θεοὺς θεραπείαν ἐνομοθέτουν· ἔπειθ' ὡς καὶ ἐπὶ τῶν λοιπῶν ἁπάντων οὕτω καὶ τὰς πόλεις καὶ τοὺς ἰδίους οἴκους διοικοῦμεν. Hier bemerkt Hr. Sp. zu dem letzten ἔπειθ' ὡς: non novum est argumentum, sed quod praecedit hoc exemplo confirmatur, quare pro ἔπειθ' ὡς reponendum esse videtur ἐπεί. Aber vielleicht dachte der Rhetoriker so: 1) es ist ein αὔξειν, 2) die Götter lieben es, 3) das Aendern nach den Umständen ist allgemeine Regel, und zwar a) gleichsam in zeitlicher Ausdehnung, wenn wir die Vorfahren und ihr Verhalten auch nur bey den Opfern betrachten, — dann aber auch b) in räumlicher Ausdehnung, da bey allen Dingen, auch im Staate und im Hause sich dieses Princip zeigt; so daß die letzten beyden Glieder nicht wie Ursache der Wirkung subordinirt, sondern völlig coordinirt wären, wobey dann auch mit ἔπειθ' ὡς fortzufahren war. — Die Stelle cap. 2, p. 15, l. 30 sqq. könnte vielleicht so hergestellt werden: τὰ μὲν οὖν συμβόλαια καὶ τὰς προξενίας (statt πράξεις) ἀναγκαῖον κατὰ συνθήκας κοινὰς γίνεσθαι, συμμάχους δὲ ποιεῖσθαι κατὰ τοὺς καιροὺς τούτους, ὅταν τινὲς καθ' ἑαυτοὺς ὦσιν ἀσθενεῖς καὶ πόλεμός τις ἢ προσδόκιμος ἢ ἢ

διὰ τοῦτο ποιήσασθαι συμμαχίαν κ. τ. λ., denn bey συμμαχία scheint immer πόλεμος nöthig zu seyn, so daß nicht gesagt werden könnte: „wenn sie schwach sind oder ein Krieg zu erwarten steht; die Abweichung der Construction durch das wiederholte ποιήσασθαι συμμαχίαν bleibt so wie so; der Gegensatz aber gegen πόλεμος wäre gerade durch προξενίας und συνθήκας ausgedrückt. — In dem Fragmente aus des Euripides Philoktet cap. 18 λέξω δ' ἐγὼ, κἂν μου διαφθείρας δοκῇ κ. τ. λ. scheint auch bey H. Sp.'s Emendation κἀμοῦ διαφθείρας δοκεῖ das καὶ zu stören; vielleicht könnte gelesen werden:

λέξω δ' ἔγωγ'· ἆρ' οὐ διαφθείρας δοκεῖ
λόγους ὑποστὰς αὐτὸς ἠδικηκέναι;

worauf das folgende ἀλλὰ γὰρ in der Antwort gut passen würde. — Könnte etwa cap. 65, p. 68, l. 7 in den Worten καὶ αὐτὸν ἴσα, wovon H. Sp. sagt vereor ne gravius insit mendum, dieß gehoben werden, wenn καὶ θαυμαστὸν ὅσα gelesen würde?

Wir können diese Anzeige nur mit der Wiederholung des Wunsches schließen, daß H. Sp. recht bald seine Bearbeitungen der Rhetorik des Aristoteles und des Autor ad Herennium veröffentlichen möge.

— r —

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Ueber Befestigungen zur neueren Kriegführung. Wien 1843.

Dr. J. Schneider, Beyträge zur Geschichte der alten Befestigungen in den Vogesen. Trier 1844.

Ch. C. Wuth, Beyträge zur Medizin, Chirurgie und Ophthalmologie. Berl. 1844.

J. Gavarret, Allgemeine Grundsätze der medicinischen Statistik. A. d. Franz. von Dr. S. Landmann. Erlang. 1844.

South, Knochenlehre. Deutsch bearbeitet von Dr. J. Henle. Berl. 1844.

G. Schweig, Untersuchungen über periodische Vorgänge im gesunden und kranken Organismus des Menschen. Karlsruhe 1843.

Dr. C. Bruch, Untersuchungen zur Kenntniß des körnigen Pigments der Wirbelthiere in physiologischer und pathologischer Hinsicht. Zürich 1844.

J. J. Virey, De la physiologie dans ses rapports avec la philosophie. Par. 1844.

Dr. E. F. Gurlt, Anatomische Abbildungen der Haus-Säugethiere. Berl. 1844.

Dr. A. Foville, Traité complet de l'anatomie, de la physiologie et de la pathologie du système nerveux cérébro-spinal. P. 1. Anatomie. Atlas par E. Beau et F. Bion. Par. 1844.

D. F. Martini, Von dem Einflusse der Secretions-Flüßigkeiten auf den menschlichen Körper und insbesondere von dem Einfluß der Thränen auf das menschliche Auge. Th. 1. Belle Vue 1844.

Chr. Witt, Ueber die Eigenthümlichkeit des Klimas der Wallachei und der Moldau. A. d. Russ. übers. von W. Thalberg. Lpz. 1844.

Dr. J. C. F. Bornemann, Beobachtung und Reflexion im Gebiete der Heilkunst. Heft. 1. Berlin 1843.

A. Siebert, Technik der medizinischen Diagnostik. Bd. 1. Erlang. 1843.

Dr. W. Rau, Die Krankheiten und Bildungsfehler der Regenbogenhaut. Abth. 1. Bern 1844.

Dr. F. A. Puchelt, Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen. 2. Aufl. Th. 1. 2. Leipzig 1844.

Dr. J. Fr. Dieffenbach, Die operative Chirurgie. Heft 1. Leipz. 1844.

G. W. Bischoff, Medizinisch-pharmaceutische Botanik. Lief. 1—3. Erlangen 1843.

J. Wendt, Das Selbstbewußtsein, forensisch aufgefaßt. Breslau 1844.

Dr. J. H. Schürmayer, Gerichtlich-medizinische Klinik. Heft 1. Karlsruhe 1844.

Philosophische Vergleichung der Römischen, Preußischen und Französischen Civilgesetzgebung. Götting. 1844.

W. Belime, Philosophie du droit. Vol. I. Paris 1843.

J. A. B. Mortreuil, Histoire du droit Byzantin ou du droit romain dans l'empire d'Orient, depuis la mort de Justinien jusqu' à la prise de Constantinople en 1453. T. I. Par. 1843.

Codices Gregorianus Hermogenianus Theodosianus. Ed. Gust. Haenel. Supplementum. Insunt Constitutiones aliquot novae codicis Theodosiani, novellae constitutiones et XVIII constitutiones, quas Sirmondus edidit. Bonnae 1844.

Dr. Br. Schilling, Pandektenrecht für Studirende. Berl. 1844.

Dr. W. Rein, Das Criminalrecht der Römer von Romulus bis auf Justinianus. Leipzig 1844.

Th. Mommsen, Die römischen Tribus in administrativer Beziehung. Altona 1844.

Dr. B. W. Leist, Die Bonorum possessio. Ihre geschichtliche Entwickelung und heutige Geltung. Bd. 1. Götting. 1844.

Ch. L. Stock, Grundzüge der Verfassung des Gesellenwesens der deutschen Handwerker in alter und neuer Zeit. Magdeb. 1844.

C. F. Jäsing, Alphabetisches Promptuarium der älteren, neueren und neuesten sächsischen Gesetze. Grimma 1839.

Fdélestand du Méril, Mémoire sur la langue des glosses malbergiques. Par. 1843.

Darstellung der in den Preußischen Gesetzen über die Ehescheidung unternommenen Reform. Berlin 1844.

Dr. K. Th. Pütter, Die Lehre vom Eigenthum nach deutschen Rechten. Berl. 1841.

Dr. C. W. Wolff, Lehrbuch des gemeinen deutschen Privatrechts. Bd. I. Götting. 1844.

Fr. v. Sydow, Herrschaft und Gesinde. Weimar 1844.

Heinr. von Sybel, Entstehung des deutschen Königthumes. Frankfurt 1844.

H. Koken, Die rechtlichen Grundideen des deutschen Colonats, aus der Natur des Instituts entwickelt. Braunschweig 1844.

K. Fr. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 3. Aufl. Th. 3. 4. Götting. 1844.

Dr. F. W. Meinert, Grundsätze des im Königreiche Sachsen geltenden öffentlichen Straßenbaurechtes. Leipz. 1844.

J. N. Fr. v. Hempel-Kürsinger, Handbuch der Gesetzkunde im Sanitäts- und Medicinal-Gebiete. Bd. 1—3. und Fortsetzung Th. 1. 2. Wien 1832.

H. Klimrath, Travaux sur l'histoire du droit français, recueillis, mis en ordre et précédés d'une préface par Warnkoenig. T. 1. 2. Paris 1843.

Dr. M. C. A. Sapey, Les Etrangers en France, sous l'ancien et le nouveau droit, mémoire couronné par la faculté de droit de Paris. Par. 1843.

Jul. Sevicil de la Marsonnière, Histoire de la contrainte par corps. Ouvrage couronné en 1842 par la fac. de droit de Poitiers. Paris 1843.

Jo. Pedro Ribeiro, Indice chronologico remissivo da legislação Portugueza. P. 1—5. Lisboa 1805—18.

Dr. J. Schnell, Die älteste Gerichtsordnung von Basel von 1457. Basel 1842.

Henry Jeremy, An analytical digest of the reports of cases, decided in the courts of common law and equity in the year 1843. Lond. 1844.

Fed. Sclopis, Storia della legislazione italiana. Vol. II. Torino 1844.

M. Louis du Bois, Recherches historiques et physiologiques sur la Guillotine et détails sur Sanson. Par. 1843.

Die arabischen Aktenstücke über die Ermordung des P. Thomas in Damascus. In das deutsche übers. von A. v. Morell. Nürnb. 1843.

C. F. Oudot, Théorie du jury. Par. 1843.

Dr. C. G. von Wächter, Gemeines Recht Deutschlands insbesondere gemeines deutsches Strafrecht. Leipz. 1844.

Dr. A. W. Heffter, Das europäische Völkerrecht. Berl. 1844.

Dr. A. L. Michelsen, Polemische Erörterung über die schleswig-holsteinische Staatssuccession. Mit bisher ungedruckten Urkunden. Naumburg 1846.

K. Steinacker, Die politische und staatsrechtliche Entwicklung Deutschlands durch den Einfluß des deutschen Zollvereins. Braunschw. 1844.

H. Simon, Das Preußische Staatsrecht. Th. 1. 2. Breslau 1844.

Die Prädikatsfrage. Eine Abhandlung aus dem Gebiete des deutschen Staatsrechtes. Giessen 1845.

Holtzendorff-Vietmansdorf, Gemeinden-Steuern und Vertretung. Leipz. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. April.
Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe vom 1. Februar 1845 hielt Hr. Prof. Dr. Jos. Müller nachstehenden Vortrag über den Inhalt einer Pehlvi-Handschrift zu Kopenhagen.

Der Güte des Hrn. Dr. Spiegel, der, wie bekannt, mit Eifer und Glück dem Studium der altpersischen Sprachen und Sprachdenkmäler sich zugewendet hat, verdanke ich die Mittheilung der Kopie einer kleinen Pehlvihandschrift, die sich auf der k. Bibliothek zu Kopenhagen unter den von Rask aus dem Orient mitgebrachten Manuscripten befindet. Sie fehlt in der zu Paris aufbewahrten Anquetil'schen Sammlung, die mir bey meinen Untersuchungen allein zu Gebote stand.

Die Handschrift ist in klein Octav, enthält bloß 31 Seiten, ist aber nicht vollständig, denn sie bricht mitten in einer Exposition, ja mitten in einem Satze ab. „Dreymal," heißt es auf der letzten Seite, „bringt die Sonne den Menschen auf der Erde Befehle: am Morgen ermuntert sie dieselben im Namen Ormuzds Tugend zu üben ꝛc., am Mittag spricht sie Folgendes." Von dieser Rede sind nur noch zwey Worte erhalten, deren Deutung, bis sich ein anderes Manuscript mit der Fortsetzung findet, wir unterlassen.

Der Pehlvitert ist beynahe durchgängig mit Interlinearglossen versehen, die im Ganzen sehr schätzbar sind zum Verständniß der Worte, oft aber bloße Transcriptionen, selbst fehlerhafte, enthalten, so daß leicht hervorgeht, der Glossator habe nicht überall sich genaue Rechenschaft über den Sinn geben können. So wird das Zahlwort טרין (zwey) durch دل اين oder تل ين repräsentirt, אפיגומאן (zweifellos) durch اويكلمان אנאשטיא (Feindschaft) durch خواستنس etc. etc.

Das Büchlein ist rein religiös und will eine geordnete und zusammenhängende Darstellung dessen geben, was ein Ormuzddiener absolut wissen muß, sobald er das fünfzehnte Lebensjahr, in dem der parsische Jüngling als Glied der Gemeinde auftritt, erreicht hat.

Es beginnt mit Fragen, deren Beantwortung dann im Verlauf des Werkleins folgt: Wer bin ich? Wem gehöre ich an? Aus wessen Geschlecht bin ich? Was soll meine Anstrengung in dieser Welt seyn? Was ist mein Lohn in der übersinnlichen Welt? Bin ich aus einer geistigen Welt gekommen, oder war ich (von Haus aus) in dieser sinnlichen Welt? Gehöre ich Ormuzd oder Ahriman, den Deven oder Izeden? u. s. w. *)

---

*) Dieß reicht hin, um die Vermuthung Rasks zurückzuweisen, als ob unser Manuscript einen Bezug auf den Desatir hätte. cf. Journal asiatique. 1830. Manuscrits zends et pehlvis rapportés

Eine Discussion aller hier vorkommenden Fragen nebst ihrer Beantwortung würde zu einer allgemeinen Erörterung des gesammten parsischen Glaubenssystemes und der damit zusammenhängenden Sittenlehre führen, deren ich mich jetzt zu enthalten habe. Ich werde nur einen Punkt hervorheben, der mit einer bereits publicirten frühern Untersuchung (über den Anfang des Bundehesch, in den Denkschriften der Akademie der Wissenschaften III. Bd. III. Abth.) in nächstem Zusammenhange steht, und das, was ich dort aufgestellt habe, mit dem vergleichen, was die vorliegende Handschrift bietet.

Man kann die Frage über den Dualismus der Parsen in zwey auflösen: Giebt es eine über den zwey cosmogonischen Potenzen stehende Monade, von der sie hervorgebracht sind? und: in welchem Verhältnisse stehen beyde zu einander in Bezug auf ihr Hervortreten, ihre Wirksamkeit und endliche Entwicklung?

Nach der Lehre des Bundehesch haben wir das erste verneint, und, was das zweyte betrifft, einen absoluten Dualismus, nach der unwidersprechlichsten Exegese, abgewiesen, und dafür, wenigstens einen relativen Monarchismus Ormuzds statuirt.

Was sagt nun hierüber unsre Handschrift? Nicht nur kömmt überall nichts von einer „unendlichen Zeit“ als einem über und vor Ormuzd und Ahriman stehenden schöpferischen Wesen vor, dem diese ihren Ursprung verdankten, oder auf irgend eine Weise untergeordnet wären, sondern die Stellen, wo über die Agenten der Schöpfung gesprochen wird, sind von der Art, daß für eine unendliche Zeit in dem oben angegebenen Sinne gar kein Platz sich findet und sie absolut ausgeschlossen ist.

Solcher Stellen sind zwey.

I) pag. 7. אורזמד פנן איטיא אמאק
בוטיא אמאק גאוונטיא ואנושק אוטאיא
ואקנארקיא ואויזקיא ואארמן פנן רויטיא

Ich habe mir in der Transcription nur zwey Abweichungen erlaubt, nämlich die Setzung eines יא beym siebenten und zehnten Worte statt des in der Handschrift befindlichen ם: eine Aenderung, die übrigens gar keinen Bezug auf den Sinn hat, sondern bloß auf meiner Ansicht beruht, daß das ם, wenn es zur Bildung von Abstracten dient, nur als Verderbniß für ש anzusehen ist, welches Zeichen ich übrigens in diesem Falle, gegen Anquetils Lesung, aber gestützt auf sprachliche Gründe und auf das Beyspiel älterer Parsen, mit diacritischen Puncten versehe und als יא lese.

Die Uebersetzung ist folgende: Ormuzd mit der Qualität des Seyns, des Immergewesenseyns, des Immerseynwerdens, mit süßer Herrschaft, Unendlichkeit und Reinheit: Ahriman mit Nichtseyn. Die Ausdrücke enthalten keine Zweydeutigkeit oder Schwierigkeit, mit Ausnahme etwa des Epithetons von Herrschaft אנושק süß, welches etwas auffallend ist. Ich glaube, daß dafür ein andres Wort, nämlich אאושק immortalis gesetzt werden müsse. Sey dem, wie ihm will, so treten die Hauptbegriffe deutlich genug hervor, um keiner Art von Zweifel Raum zu geben. Ahriman ist allerdings etwas

---

par Mr. Rask. p. 465. „un petit fragment incomplet en pehlvi, avec une traduction persane, et qui porte le titre de Pendnameh, devient autant plus intéressant qu'un Pendnameh a été introduit dans le Desatir (dont il forme la quatorzième partie) mais ecrit en une ancienne langue inconnue (le Mahalad) et en persan (déri). Il n'est pas très invraisemblable que ce Pendnameh pehlvi, si ce fragment est réellement du pehlvi (ce qui n'a pas encore été examiné) puisse donner des indications sur l'origine et l'authenticité du Desatir etc.

Das von Rask angeführte Desatirische Pendnameh findet sich in der Mollafiruzischen Uebersetzung p. 146. Book of instructions for Secander. — Doch finde ich in dem mir mitgetheiten Manuscript keine Spur, daß es den Titel Pendnameh trägt, der übrigens nicht unpassend wäre.

kurz abgefertigt: dafür ist aber in der zweyten Stelle voller Ersatz.

II) Diese steht pag. 11. und 12. איוק ראסואומט ואיאט ואוורשט ורושניא ואויוק ואקנארקי דאטאר אורומזד אמאק בוט ואמאק גאווניט איוק ראסי דושמט ודושאואט ודושאורשט טאריקיא וקנאראומנדיא וארוספאנאקיא ומרגיא וסריטריא י נרמן דרונד גנאמינוי בוט אמט לא גאוונט אנד גומן האם גאווניט אמט לא גאווניט אנד דאמי אורומזד ופנן פרצאם אפסאיט

d. h. Einer ist der Weg des guten Gedankens, der guten Rede, und der guten Handlung; das Licht und die Reinheit des gränzenlosen Schöpfers Ormuzd, der immer war und immer seyn wird.

Einer ist der Weg des schlechten Gedankens, der schlechten Rede und der schlechten Handlung: die Finsterniß und die Begränztheit und die Allverderbung und Tödtung und Schlechtigkeit jenes Darvands, des Schuldgeistigen: es war (eine Zeit), da er nicht war in diesen Geschöpfen: es wird seyn (eine Zeit), da er nicht seyn wird in den Geschöpfen Ormuzds, und am Ende wird er verschwinden.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß das ו vor רושניא gestrichen oder zum vorhergehenden Worte als Sänftigung des ם gezogen werden muß; dieses geht aus dem Contexte und dem Parallelismus hervor. Dasselbe gilt von dem ו vor אקנארקי. Würde man das ו hier beybehalten, so müßte offenbar statt אקנארקי zu lesen seyn אקנארקיא, da natürlich bloß homogene Formen durch die Copula verbunden werden können. Die Uebersetzung wäre dann statt: „die Reinheit des gränzenlosen Ormuzds“ folgende: „die Reinheit und die Gränzenlosigkeit Ormuzds.“ Für diese letztere Conjectur würde das contrastirende Wort bey Ahriman „die

Begränzheit des Schuldgeistigen Darvands“ sprechen. Was man auch wählt, so bleibt der Sinn der nämliche; der Unterschied besteht bloß in der Fassung, ob die Qualität als Nomen abstractum im Annexionsverhältniß zum Träger derselben steht, oder ob sie in der Form eines Adjectivs von demselben prädicirt wird.

Aus diesen Stellen geht nun deutlich hervor, daß der Verfasser von der unendlichen Zeit weder als Erzeugerin Ormuzds und Ahrimans noch überhaupt als einem, unmittelbar die Welt und die Religion der Parsen bestimmenden, Wesen spricht; ferners daß von ihr in der bezeichneten Categorie gar keine Rede seyn kann. Denn wenn sie Ormuzd geschaffen haben soll, so kann dieser nicht gränzenlos seyn, nicht immer gewesen seyn, wie doch ganz bestimmt von ihm ausgesagt wird. Ich bemerke hiebey, daß ich das Beywort אקנארק, das hier von Ormuzd gebraucht wird, auch unbedenklich als Bestätigung meiner früher geäußerten Ansicht, daß im Bundehesch זמאן אקנארק אומנד sich als Adjectiv auf Ormuzd beziehe, in Anspruch nehme. Die Uebereistimmung ist zu auffallend an Fassung und an Ausdruck.

Was den zweyten Punkt betrifft, so ist ebenfalls die Congruenz mit der Lehre des Bundehesch in die Augen fallend; der Unterschied liegt nur darin, daß das letztere Buch vermöge seines Planes ausführlicher und bestimmter sich äußert. Aber auch hier sieht man deutlich, daß an einen absoluten Dualismus nicht zu denken ist. Es war eine Zeit, wo Ahriman noch nicht die Schöpfung Ormuzd behelligte; seine Opposition gegen die Lichtwelt ist keine ursprüngliche, sondern eine in der Zeit entstandene (wie dieser Umschwung eingetreten ist, wird in unserm Katechismus nicht gesagt, näher aber erörtert im Bundehesch): die Opposition Ahrimans wird endlich auch aufhören.

So einfach diese Begriffe sind, so ist doch zu verwundern, wie sehr man sich gegen die Evidenz verschließt. So hat der neueste Verfechter der unendlichen Zeit (Dr. John Wilson, in seinem Werk The Pársi Religion, as contained in the Zand avastá and propounded and defended

by the Zoroastrians of India and Persia, unfolded, refuted and contrasted with Christianity. Bombay 1843.) den Muth zu ſagen, wenn man dieſelbe nicht anerkenne, bleibe kein Mittel übrig, als den abſoluteſten Dualismus zu ſtatuiren; pag. 149: According to the universal testimony of antiquity, the ancient Persians must be considered as Dualists, holding the existence of two independent principles, either secondary to another being from whom they are said to have originated or themselves eternal in their own nature. The stress of the evidence, as will have been seen from the last chapter, is in favour of their being as secondary existences. Those who reject it will be obliged to admit the dualism of the Parsi in its most unmitigated form. Dem iſt aber durchaus nicht ſo. Ahriman iſt nicht vom Anbeginn in der Oppoſition: erſt nachdem er die Friedensbedingungen Ormuzds verworfen hat, tritt er als böſes Princip auf, und am Ende der Welt wird er beſiegt und ſeine Kraft erliſcht. Im Minokhered zeigt ſich auch die tiefere Anſicht dieſer Oppoſition, indem als Ziel derſelben die volle Verwirklichung aller guten Kräfte dieſer Welt beſtimmt und die Möglichkeit davon bloß durch den Kampf geſetzt iſt. Man ſieht, daß in dieſer Hinſicht das parſiſche Syſtem nur wenig von dem chriſtlichen abweicht, inſofern dieſes einen perſönlichen Teufel annimmt.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Monaten December 1844 und Januar und Februar 1845 in den Sitzungen der philoſophiſch-philologiſchen Claſſe vorgelegten Büchergeſchenke.

Vom Hrn. Caval. Luigi Canina in Rom:

La insigne e pontificia accademia romana delle belle arti denominata di San Luca ad onorevole memoria di Alberto Thorwaldsen suo consigliere e primo professore di scultura. Roma. fol.

Vom Hrn. Nicola D'Abuzzo, Architekten in Neapel:

Investigazioni preliminari per la scienza dell' Architettura civile. Napoli 1844. 8.

Durch die k. Akademie der Wiſſenſchaften in Stockholm:

Die Theogonie, Philoſophie und Kosmologie der Hindus von dem Grafen M. Björnſtierna ꝛc. Aus dem Schwediſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. R. Stockholm 1843. 8.

Von der Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg.

Mémoires. Sciences politiques, histoire, philologie. T. II. livr. 1. 1833. T. VI. livr. 4—6. 1844. T. VII. livr. 1. 2. 1843. St. Pétersbourg. 4.

Bulletin de la classe historico-philologique de l'acad. imp. des sciences. T. I. II. St. Pétersbourg 1844. 8.

Vom Hrn. Wilhelm Karl Kayſer:

Historia critica tragicorum graecorum. Gottingae 1845. 8.

Von der imprimerie royale à Paris:

Journal des savants September, October 1844. Par. 1844. 4.

Vom Hrn. M. Raoul-Rochette in Paris:

Choix de peintures de Pompéi la plupart de sujet historique lithographiées en couleur par M. Roux et publiées avec l'explication archéologique chaque peinture et une introduction sur l'histoire de la peinture chez les Grecs et chez les Romains par M. Raoul-Rochette. Paris 1844. gr. fol.

Vom Hrn. Prof. Karl Halm in Speyer:

M. Tulii Ciceronis oratio pro P. Sulla. Superiorum interpretum commentariis suisque adnotationibus explanavit K. H. Lipsiae 1845. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.
Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe vom 1. Februar 1845 hielt Hr. Prof. Dr. Jos. Müller nachstehenden Vortrag über den Inhalt einer Pehlvi-Handschrift zu Kopenhagen.

(Schluß.)

Dr. Wilson fühlte wohl, daß man den oben angebrachten Einwurf, der von der Ewigkeit Ormuzds gegen die Lehre von der unendlichen Zeit hergeleitet wird, auf seine Ansicht anwenden würde. Wie begegnet er aber diesem? Seite 121 heißt es: „Im Anfang des Bundehesch wird von Ormuzd gesagt: „janunid (sollte heißen janunt) hetu hamá janunid“ „Er war, und ist, und wird seyn.“ Dieß, was wohl zu bemerken ist, gilt bloß in Bezug auf die Zeit mit Gränzen (time-with-bounds), wie aus dem Contert erhellt.“

Nichts davon zu sagen, daß es aus dem Contert nicht erhellt, der kein Wort von der langen oder begränzten Zeit spricht, so fällt schon auf, daß Doctor Wilson in der Ueberseţung das Wörtchen hamâk „immer“ ausgelassen hat, das sicherlich nicht ohne Ursache dasteht. Dürfte man einen Bezug auf die „lange Zeit“ annehmen, so könnten sich doch bloß die zwey ersten Verba darauf beziehen; er war und er ist“ sicherlich aber nicht das letzte: „er wird immer seyn.“ Welcher Theologe wäre aber so ungeschickt in einem Athem die drey Zeiten fuit, est, semper erit hinter einander von einem göttlichen Wesen zu gebrauchen, und sie von zwey verschiedenen Perioden verstanden wissen wollen, ja, ohne diese Perioden nur näher zu bezeichnen. Wenn fuit von der begränzten Weltdauer zu verstehen ist, dann kann nicht mehr semper erit nachfolgen: denn in ihr gibt es kein semper, und wenn erit von der unbegränzten Zeit gebraucht wird, so kann im Sinne Wilsons nicht fuit vorangehen, sondern es müsste non fuit heißen. Wie ungeschickt es übrigens noch ist, das semper erit auf die lange Zeit beziehen zu wollen, geht schon daraus hervor, daß des Parsen höchste Ansicht und Hoffnung ist, daß gerade nach Aufhören dieser Weltdauer Ormuzd in seiner ungeschmälertsten Herrlichkeit, als Sieger über Ahriman, als unbestrittener Weltherrscher und Herr der allgemeinen Apokatastasis in Ewigkeit forteristirt.

Es wäre überflüssig Herrn Doctor Wilson in allen seinen Räsonnements über diesen Gegenstand zu folgen, da seine übrigen Gründe nicht stichhaltiger sind, als die obigen, und sein christlicher Bekehrungseifer ihn eher Unsinn als Verstand auf der Gegenparthey finden läßt. Einen Hauptbeweis jedoch darf ich nicht übergehen, weil Herr Wilson bey demselben einen philologischen Standpunct einnimmt; denn gerade die Hauptstelle des Bundehesch führt er an, die ich gebraucht habe, um die unendliche Zeit zu eliminiren. p. 135.

Pehlvitext: . . . . . .

Dain hama kana du vajarashna advak zak dâmé zamáné akanar humnad jagun Anhuma ved udén, uzamán Anhuma janunid uhét u hamá janunid.

„With regard to the existence of both (Hormazd and Ahriman) in time, each is the production of Time-without-bounds (Zamán akaran), namely Hormazd the most excellent, and the law and (in) time Hormazd was, and is, and allways will be.“

Wir haben hiemit wieder die alte, nur noch etwas verschlechterte, Anquetilische Uebersetzung, und sind um keinen Schritt weiter.

Die meisten Fehler habe ich schon früher (in der angeführten Abhandlung) corrigirt: existence of both soll heißen: zur Unterscheidung beyder; in time ist bloßer Zusatz des Uebersetzers und findet sich nicht im Original: aivak zak heißt nicht ein jeder sondern: dieser eine: ved (oder was dafür gelesen werden muß) ist nicht optimus, oder most excellent, sondern der Ort: das pharenthetische in vor time in der letzten Zeile ist geradezu Interpolotion.

Dieß ist hinreichend um die Uebersetzung im höchsten Grade verdächtig zu machen. Doch bleibt noch ein Punct übrig, der allerdings geeignet wäre, den gegründetsten Zweifel gegen unsre Erklärung zu erregen. Es ist das Wort dáme vor zamáni akanar, welches wirklich Geschöpf bedeutet: und wir hätten dann in der That die unendliche Zeit als vor und über Ormuzd stehend. Ich will nicht urgiren, daß, da zak aivak (advak) nicht jeder bedeutet, bloß von Ormuzd, nicht aber von Ahriman gesagt würde, er sey ein Geschöpf, nicht die vielen andern Inconsistenzen urgiren, die aus den übrigen Stellen, verglichen mit dieser, wenn dáme beybehalten wird, resultiren würden. Da in dieser Beziehung überhaupt alles bey Dr. Wilson mit der Anquetilischen Uebersetzung übereinstimmt, diese aber so genau als möglich von mir abgefertigt worden ist, so kann ich unbedenklich weiter gehen und verweise bloß auf die schon angeführte Abhandlung.

Betrachten wir den Wilsonischen Text näher. Es fällt schon auf, daß Wörter wie advak (aivak) mit dem zendischen d geschrieben werden: doch könnte dieß durch die Ungeschicklichkeit des Stempelschneiders entschuldigt werden. Es finden sich aber noch andre Merkwürdigkeiten, das Wort vajarashna bekommt im Wilsonischen Text nach dem R ein א, das in der Mitte und am Ende von Pehlviwörtern nur lang â (wenn es nicht Hauch ist) ausdrücken kann: woher soll aber dieser Vokal zwischen dem Verbalstamm und der Endung des Infinitivs kommen? das geht gegen die Grammatik; man darf aber nicht vergessen, daß dasselbe Zeichen im Zend ein kurzes ă bezeichnet. Ferners findet sich bey ihm in den Wörtern dâm und zmân das lange â durch die Form des zendischen entsprechenden Vokals ausgedrückt, statt des bloßen Alef, wie es im Pehlvi gebraucht wird. Es kommt allerdings im Pehlvi ein Buchstabe vor, der jene Gestalt hat, und ich habe ihn als eine Gruppe von אי erklärt. Zwar habe ich hierüber von einer Seite Widerspruch erfahren, bin aber nicht überzeugt worden. Gesetzt aber auch, meine dießfällige Ansicht ließe sich nicht halten, so bleibt dieß zu bedenken: Jenes Zeichen wird durchaus nicht promiscue gebraucht, sondern befindet sich bloß in gewissen nicht zahlreichen Wörtern, wie ראי (wegen zum Unterschied von רא oder לא nicht), נסאי, בואי, אית, אי, ꝛc. und zwar so, daß wenn diese Wörter vorkommen, sie immer jenes Zeichen, nie das gewöhnliche Alef, die übrigen nie jenes Zeichen sondern bloß das Alef haben. Man kann alle Pehlvihandschriften durchlesen, ohne jemals auf dâm, zmân mit jenem Zeichen zu stoßen. Woher also dasselbe bey Dr. Wilson?

Ferner schreibt Dr. Wilson das Beywort Ormuzds most excellent auf folgende Weise: pehlvi Vau am Anfange, zendisches Daleth am Ende: dieses letztere ginge noch an uns der vorher angegebnen Ursache: in der Mitte steht aber das zendische lange ê. Wenn das Wort vêd, wie Dr. Wilson will, gelesen werden soll, so ist dieß eine baare Unmöglichkeit. Ein Zeichen, das äußerlich dem zendischen ê ähnlich ist, kommt allerdings im Pehlvi vor; aber dieß ist kein einzelner Buchstabe, viel weniger

ein Vokal (wie wäre dieß zu begreifen, da in der Pehlvischrift das semitische System der matres lectionis herrscht, also bloß â, î und û ausgedrückt werden können), sondern eine Gruppe, die sich in die zwey Elemente ç und û oder ç und v auflöst; und wir hätten dann vaçûd. Wie verfällt aber Herr Wilson auf die Lesung vêd und auf die Bedeutung most excellent? Man kann sich merken, daß Anquetil in der lateinischen Interlinearversion optimus, in der französischen excellent hat; ferner, daß er in der Transcription das Wort veda (aber nicht vêda) ausspricht. Dieß läßt sich bey ihm noch begreifen. Er kam nämlich offenbar auf folgende Weise darauf: das schließende ç des in seinem Manuscript befindlichen Wortes * * * zog er nicht in Betracht, weil es ihm unbequem war: den auf das anfangende Vau folgenden Zug versah er mit dem diacritischen Zeichen des Daleth, und hatte so dâ, zusammen vedâ: bey ihm ist aber das e bey Vau nicht ein expliciter oder langer Vokal, sondern das jedem Anfangsconsonanten inhärirende fatha (kurz ă oder kurz ĕ). Dieses Wort heißt wirklich gut: nur darf es nicht mit Anquetil und seinen Lehren vau, daleth, alef punctirt, sondern vau, yod, alef gelesen werden ויא (es ist das parsische vih, veh, das neupersische خ). Wenn man von der Vernachläßigung das ç (samech) am Ende des Wortes absieht, so läßt sich bey Anquetil, wie gesagt, alles begreifen. Wie aber bey Wilson?

Doch könnte man sagen, es standen diesem Herrn zu Bombay Pehlvihandschriften zu Gebote! vielleicht sind jene bey ihm vorkommenden Wörter, zwar höchst bedenkliche, aber doch wirkliche Varianten.

Nun ist aber merkwürdig, daß, eine einzige Stelle ausgenommen, Herr Dr. Wilson, so oft er etwas aus den heiligen Schriften citirt, höchst sorgfältig angibt, aus welchem Buche, gedrucktem oder geschriebenem, es genommen ist, mit der genauesten Angabe des Bandes und der Seite: z. B. (Seite 155) Authors Mss. vol. I. p. 2 (Seite 158) Mss. vol. I. 119—121. (S. 167) Authors Mss. 129 (S. 273) Authors Mss. II. 272 (eine Stelle, die schon publicirt ist im lithographirten Vandidad p. 511) (S. 445) my own collection of Rawáyats p. 150. u. f. f. Bey der Stelle des Bundehesch steht aber keine Citation; hat er sie aus dem Manuscript einer öffentlichen Bibliothek genommen, oder aus dem Manuscript eines Freundes oder aus his own (the Authors) Msspts.? Keine Aufklärung hierüber! und wie wünschenswerth wäre sie gewesen! der Anfang des Anquetilischen Manuscriptes ist in Kupferstich facsimilirt: es mußten dem Herrn Doctor die gewaltigen Differenzen auffallen: er mußte sich darüber erklären; er mußte sagen, wie es komme, daß sein Text mit dem Anquetilischen in Widerspruch, seine Uebersetzung mit der dieses Gelehrten in Uebereinstimmung sich befindet.

Um so mehr mußte er dieses thun, da das Anquetilische Manuscript ein anerkannt altes und ziemlich correctes ist: für uns wäre es noch erwünschter gewesen, da das zweyte Manuscript, das wir benützen konnten (das von Herrn Romer) mit dem Anquetilischen übereinstimmt, also ebenfalls gegen die Wilsonischen Lesungen contrastirt; und dieses sogar noch mit einer Paraphrase versehen ist, die, wenn sie vielleicht auch den Sinn nicht immer gerade trifft, doch genau die Worte des Textes erkennen läßt.

Bevor ich zur Conclusion komme, muß ich noch die Stelle näher berücksichtigen, von der ich oben angeführt habe, daß bey ihr ebenfalls nicht angegeben ist, aus welchem Buch oder welcher Handschrift sie genommen sey. Sie *) enthält ein Fragment des Büchleins Ulemâi Islâm, über das ich schon bey einer andern Gelegenheit gesprochen habe. Ist sie vielleicht aus einem Authors Mspt. oder aus der von Jul. Mohl besorgten Ausgabe genommen? Keines von beyden, sondern sie ist bloß aus dem in lateinischen Lettern von Anquetil (Zendavest II. 344) transcribirten Text in persische Charaktere zurückgesetzt worden.

Dieß geht nicht allein daraus hervor, daß Herr Wilson gerade die falsche Lesart des Anquetilischen Manuscriptes خداائر زمان statt des richtigen جزر ائر زمان hat (denn es wäre möglich, daß auch in einem

*) Pag. 135 bey Wilson.

andern Mscrpt. sich dieser Unsinn fände) oder aus Mißverständnissen, die sich leicht bey einer Transcription ergeben (wie, wenn er das Anquetilische o als vau copulae statt als pronomen III pers.) faßt, sondern vorzüglich daraus, daß er die paar Puncte übersehen hat, die bey Anquetil vor dem letzten Satze stehen und eine Lücke ausdrücken sollen, und nun die Worte mâ der avel gofteh im ꝛc. unmittelbar an das vorhergehende anschließt, als ob es derselbe Fluß der Rede wäre. Jene Worte sind aber von den vorhergehenden durch mehr als zwey Seiten im Original getrennt (in Mohls Ausgabe Seite 2 Zeile 11 endigt der erste Theil, Seite 4 Zeile 15 beginnt der zweyte).

Es ist ein peinliches Gefühl sich zu gestehn, was für eine sonderbare Operation in der behandelten Stelle des Bundehesch vorgegangen ist.

Ein sehr gelehrter Mann, im Eifer der religiösen Controverse, sucht durch eine Hauptstelle seinen Gegner zu widerlegen. Sonst citirt er seine Quellen sehr eifrig, ja mit einer gewissen Ostentation: hier unterläßt er es. Wie er die Stelle gibt, findet sie sich nicht in dem publicirten Facsimile: er erklärt sich darüber nicht. Es finden sich Formen darin, die der Pehlvischrift und Pehlvisprache fremd sind: er kann sie also aus keinem Pehlvimanuscript genommen haben.

Auf der andern Seite gibt es eine Transcription dieser Stelle in lateinischen Buchstaben *): diese Transcription ist aber unrichtig, gemacht im Interesse der Anquetilschen Uebersetzung, welcher auch Herr Wilson folgt und folgen muß, wenn er seinen Zweck, die Parsen zu schlagen, erreichen will.

Aus jener Transcription kann man aber, wenn man nur zum Theil die Pehlvischrift kennt, und zum Theil sie mit der Zendschrift verwechselt, gerade die Stelle so herausbringen, wie sie Dr. Wilson gegeben hat.

*) Bey Anquetil.

Verzeichniß

der in den Monaten Juni, Juli, August 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XVIII. No. 16 — 26. Avril — Juin. T. XIX. No. 1 — 3. Juillet 1844. Paris 1844. 4.

Von der Imprimerie royale à Paris:

Journal des Savants. Mars — Mai inclus. 1844. Paris 1844. 4.

Vom Muséum d'histoire naturelle à Paris:

Archives. Tom. III. Livraison 4. Paris 1843. 4.

Von der Société française pour la conservation et description des monuments nationaux à Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France, dirigé par de Caumont. 10. Volume. No. 4. 5. 6. Paris 1844. 8.

Von der kaiserlich russischen mineralogischen Gesellschaft zu St. St. Petersburg:

Verhandlungen. Jahr 1842. 1843. St. Petersburg 1842. 43. 8.

Notiz über den alten rothen Sandstein an den Ischora von Graf A. Keiserling. — Bemerkung über die Kupfersandsteinbildung am westlichen Abhang des Urals von Dr. S. Kutorga.

Von der Society American philosophical of Philadelphia:

Transactions. Vol. VII. VIII. p. I — III. Vol. IX. p. I. Philad. 1841 — 44. 4.

Proceedings. Vol. II — IV. Jan. 1841 — Avril 1844. Philad. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April.
Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. Februar 1845.

1) Die von Hrn. v. Dusch, großherz. bad. Minister des Aeußern Exc., als Geschenk für die Akademie angekündigte geognostische Karte des Großherzogthums Baden wurde vorgelegt.

Der Classensecretär verliest Auszüge aus mehreren Briefen:

2) Des Generals Baron von Eschwege, d. d. Pena bey Lissabon 16. Januar 1845, worin derselbe über ein am 29. Dez. 1844 Nachmittags zwey Uhr dortselbst stattgehabtes heftiges Donnerwetter berichtet.

3) Des beständigen Secretärs des historisch-geographischen Instituts von Brasilien, Herrn Januario da Cunha Barbosa, d. d. Rio de Janeiro 24. August 1844, woraus Folgendes:

„Unser Mitglied, der Herr Canonicus Benigno José da Carvalho e Cunha, hatte vor zwey Jahren vom Institut den Auftrag erhalten, in den westlichen Wildnissen der Provinz Bahia Untersuchungen anzustellen, um die Reste jener alten verloren gegangenen Stadt aufzufinden, auf welche man durch eine handschriftliche Notiz v. J. 1753 in der Bibliothek von Rio de Janeiro aufmerksam gemacht worden war (Revista trimensal, Vol. I. p. 181). Geleitet von seinem Durste nach Entdeckungen, hat er sich seitdem dieser mühsamen Erforschung rastlos hingegeben. Er hat insbesondere die waldigen Distrikte in der Nähe der Serra de Sincora durchstreift, und dort unter großen Beschwerden, nachdem er und seine ganze Comitive längere Zeit durch bösartige Fieber zurückgehalten worden war, einen Buschneger aufgefunden, der sich länger in dieser Gegend aufgehalten und die Ruinen zu kennen behauptet. Er schreibt uns nun unter dem 24. Juni, daß er von dem Ufer des Paraquassu nach Westen aufgebrochen sey, voller Hoffnung, sich auf dem rechten Wege nach jenen merkwürdigen Ruinen zu befinden.“

„Der Oberstlieutenant Conrad Jacob von Niemayer ist fleißig mit der Redaction einer allgemeinen Karte von Brasilien beschäftigt. Diese Arbeit wird in dem Locale der öffentlichen Nationalbibliothek ausgeführt, der ich als Bibliothekar vorstehe.“

„Unser Mitglied Dr. Lund, in der Lagoa Santa, Provinz Minas, wohnhaft, ist fortwährend mit Ausgrabungen von Thierresten aus dem mergeligen Thone in den dortigen Kalksteinhöhlen und mit paläontologischen Untersuchungen über dieselben beschäftigt. Er hat uns vor einigen Tagen eine sehr interessante Abhandlung über seine neuesten Entdeckungen eingeschickt. Sie handelt von dem Funde der Knochen zweyer verschiedener Arten vom Pferd, welche zugleich mit Knochenresten untergegangener Gattungen vorkommen. Auch die Knochen eines kolossalen Pantherthiers und Schädel, welche denen der ägyptischen Mumien ähnlich sehen und statt der Eck-

zähne lauter Molarzähne enthalten sollen, hat er gefunden. Ueberdieß giebt sich Dr. Lund mit seinem gewohnten Fleiße auch geologischen Untersuchungen über die große Hochebene im Centrum von Minas hin."

Zu den hier gegebenen Nachrichten von den paläontologischen Untersuchungen des Dr. Lund in Lagoa Santa bemerkt der Classensecretär nachträglich noch Folgendes. Der dänische Arzt und Naturforscher Lund, sich seit vielen Jahren seiner Gesundheit wegen in Minas Geraes aufhaltend, hat bereits fast 200 von jenen Höhlen untersucht, welche sich in dem Kalksteine des westlichen Theiles von Minas, besonders in dem Gebiete des Rio de San Francisco befinden und durch den Reichthum an Salpeter in ihrer Erde die Aufmerksamkeit der brasilianischen Industrie auf sich gezogen haben. Bekanntlich hat er die Reste von 115 verschiedenen Säugethierarten in jenen Höhlen entdeckt, während die Zahl der jetzt dort existirenden Säugethiere sich nur auf 88 erstreckt. Der Zustand, in welchem sich jene Knochenreste dort befinden, hat ihn zu der Ueberzeugung geführt, daß die Knochen von Raubthieren hineingebracht worden waren, welche die Höhlen bewohnten. Während Dr. Lund in früherer Zeit keine menschlichen Knochenreste in jenen Höhlen aufgefunden hat, glückte es ihm in letzterer Zeit, Schädel und Skelete beyder Geschlechter zu entdecken, welche ohne Zweifel von Menschen abstammen. Es fanden sich diese Knochenreste in ein und derselben Höhle zugleich mit Resten von Säugethieren, welche entschieden ausgestorben sind, wie Platyonyx Bucklandii, Chlamydotherium Humboldtii, Chl. majus, Dasypus sulcatus, Hydrochaerus sulcidens, und sie stellten alle physikalischen Charaktere wirklich fossiler Knochen dar. Sie waren theilweise versteinert, theilweise von Eisentheilchen durchdrungen und dadurch von einem Metallglanze gleich Bronce und von außerordentlichem Gewicht. Ueber das hohe Alter dieser Knochenreste konnte kein Zweifel seyn; doch wagte ihr Entdecker nicht zu bestimmen, ob sie gleiches Alter mit den genannten Thierresten hätten; denn die Höhle, welche sie enthält, liegt nahe an einem Teiche, dessen Gewässer jährlich bey großem Regen eindringt. Aus diesem Umstande läßt sich schließen, daß diese menschlichen Reste zu den successiv aufgehäuften Thierresten später hinzugekommen seyn könnten, wie denn auch Dr. Lund zwischen den Resten untergegangener Arten andere von noch lebenden gefunden hat, welche in dem Zustande ihrer Conservation große Verschiedenheiten darboten, indem einige kaum von frischen Knochen verschieden waren, andere den metallisirten Zustand darstellten und der größte Theil eine Zersetzung zeigte, die zwischen diesen beyden Extremen in der Mitte liegt. Im Angesichte dieser Thatsachen kann über das Alter jener menschlichen Knochenreste im Vergleiche zu den Resten antediluvianischer Thiere nichts mit Sicherheit ausgesprochen werden. Dr. Lund legt inzwischen mit Recht ein hohes Gewicht auf den anatomischen Charakter der von ihm entdeckten Menschenknochen, weil sie jedenfalls von sehr hohem Alter sind. Die Größe der von ihm gefundenen menschlichen Skelete war die gewöhnliche, nur bey zwey Männerskeleten übertraf sie das gewöhnliche Maaß. Im Schädelbaue macht sich die außerordentliche Niedrigkeit der Stirne bemerkbar, ein Charakter, welcher zugleich mit der starken Hervorragung der Jochbeine, mit der Form des Kiefers und der Augenhöhle diese Schädel als der amerikanischen Race angehörig darstellt. Einige Schädel zeigen die Reclination des Vorderhauptbeins selbst in einem excessiven Grade, so daß sich die Stirne fast ganz verliert. Es geht aus dieser Beschaffenheit der ältesten Knochenreste vom Menschen, welche bisher aus Brasilien bekannt geworden sind, zur Genüge hervor, daß die Urbevölkerung jenes Landes in ihrem Typus mit dem allgemeinen Typus der amerikanischeu Race übereingestimmt hat — ein nicht unwichtiges Resultat, welches auch einen Schluß auf die geistige Entwicklung und Perfectibilität jener Urbevölkerung machen läßt. Ich bemerke übrigens noch, daß sich unter diesen Knochenresten, die Dr. Lund in den Denkschriften der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften (Vol. VIII. IX. 1841. 1842) größtentheils beschrieben hat, mehrere von reißenden Thieren von außerordentlicher Größe befinden. Sein Smilodon populator ist ein Raubthier, dessen Zähne und Klauen es der Gattung Felis nähern. Es war größer als der Löwe, seine Eckzähne hatten die ungeheure Länge von 9 Zoll. Gleichzeitig mit so

großen Raubthieren war damals Brasilien auch von zahlreichen Mammuthen und Megatherien belebt.

4) Die Classe vernahm hierauf eine Mittheilung des Hrn. Babbage, seine analytische Rechenmaschine betreffend; eine andere von der k. b. General-Bergwerks- und Salinen-Administration über Mittheilung technisch interessanter Gebirgssuiten, und gutachtliche Berichte.

5) Hr. Akademiker Lamont berichtete über die Resultate seiner wissenschaftlichen Reise nach England in Beziehung auf magnetische Beobachtungen, worüber derselbe eine Abhandlung einzureichen beabsichtigt.

6) Derselbe legte den Entwurf einer Hagelkarte von Südbayern, welche von dem Hrn. Steuerrath Posselt mitgetheilt worden war, vor und erbot sich zu einer weiteren Ausführung einer solchen Karte, zu welchem Behufe die Classe beschloß, die Verwendung der k. Ministerien für die Beyschaffung aller Materialien anzugehen.

---

7) Hr. Professor Schafhäutl verlas folgende Abhandlung:

Die neuesten geologischen Hypothesen und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft überhaupt.

Wenn sich selbst die allererste Idee von Wissenschaft überhaupt auf Erkenntniß und zwar auf ein gegliedertes nach Principien geordnetes Ganzes gleichartiger Erkenntnisse fussen muß; so sind Naturwissenschaften ohne die wahre Erkenntniß der sichtbaren Naturdinge um so weniger denkbar, als gerade die Naturwissenschaften (durch Principien a priori, z. B. der Cartesius'schen Philosophie zu einem luftig ergötzlichen Hirngespinste geworden) ihre Bedeutung dann erst erhalten hatten, als vor kaum 225 Jahren der Engländer Baco von Verulam iu seinem Novum Organon Scientiarum, den Weg der Demonstration a posteriori vorzeichnete, auf welchem der unsterbliche Newton der Schöpfer wahrer Physik und mit ihr der Naturwissenschaften überhaupt geworden ist.

Es sind eben diese allgemein logischen Erfahrungssätze (a posteriori), in denen sich alle durch sie bezeichneten Verhältnisse nur gerade so und nicht anders denken lassen, eben wegen der absoluten Uebereinstimmung aller inneren und äußeren Erfahrungen und Empfindungen; es sind eben diese Erfahrungssätze, die ein, wenn auch noch so sinnreich zusammengefügtes naturwissenschaftliches Gebäude erst zu einem wissenschaftlichen Ganzen erheben, und auch jener Zweig der Naturwissenschaften, Geologie genannt, fällt nur in so ferne in den Bereich der eigentlichen Wissenschaft, als er in seinen Elementen nach den obigen Principien herangebildet ist.

Die Geologie zerfällt, wie alle verwandten Naturwissenschaften, in zwey Haupttheile. Im ersten Theile als der eigentlichen Geognosie ist sie ein Zweig der angewandten Mineralogie. Sie betrachtet die Erdoberfläche in ihrer vollendeten Bildung als gegeben; ihr genügen physische Kennzeichen, äußere oder naturhistorische Kennzeichen; sie ist Naturbeschreibung und also verwandt mit Zoologie, Phytologie u. dgl.

Im zweyten Theile wird sie erst zur eigentlichen Geologie. Hier philosophirt sie über die Bildung und Entstehung der Erde und über die allgemeine Entwicklung dieser Bildungen; sie würde ins Gebiet der eigentlichen Naturgeschichte gestellt werden müssen, wenn die Bildungen, Verbindungen und Ausscheidungen, die sie zu beschreiben versucht, noch unter ihren Augen vorgiengen, wie die Entwicklung der Pflanze und des Thieres. In der Phytologie und Zoologie sehen wir die Gegenstände unserer Beschreibung ununterbrochen vor unsern Augen entstehen und vergehen; wir sehen die Natur in ihrem Wirken, in ihrer Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Monaten Juni, Juli, August 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Academy of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. II. No. 2. 3. March—Juni 1844. Phil. 1844. 8.

Von der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen in Prag:

Verhandlungen vom J. 1832 — 1843. Prag. 8.

Das vaterländische Museum in Böhmen, im J. 1842. Prag. 8.

Von der Académie R. des sciences, belles-lettres et arts de Rouen:

Précis analytique des travaux (Pendant l'année 1843). Rouen 1844. 8.

Von der Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Alterthumskunde in Stettin:

Baltische Studien. Zehnter Jahrgang, Heft 1. Stettin 1844. 8.

Von dem Vereine für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben:

Verhandlungen. Zweyter Bericht. Ulm 1844. 4.

Kunstblätter. Aus dem Chor-Gestühle des Münsters zu Ulm.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Hrn. M. Audin in Paris:

Histoire de la vie, des écrits et des doctrines de Marthin Luther. Tom. I. II. Paris 1841. 8.

Histoire de la vie, des ouvrages et des doctrines de Calvin. Tom. I. II. Paris 1843. 8.

Vom Hrn. Francis Baily Esq. in London:

Meridian ephemeris of the sun and planets for the year 1836. London 1835. 8.

Durch Hrn. Cavaliere Bianchini in Palermo:

Dell' uso e autorita delle leggi del regno delle due Sicilie etc. Opera di Niccola Rocco. Napoli 1837. 8.

Elogio Storico di Gio - Battista Vico. Napoli 1844. 8.

Il progresso delle scienze, lettere e arti. Gennaro e Febbraro, Marzo e Aprile 1844. Napoli 1844. 8.

Dell' associazione doganale Alemanna dalla sua origine fino al presente, discorso del Cavaliere Ludovico Bianchini. Pal. 1843.

Specchio della marineria mercantile. gr. fol.

Vom Hrn. Dr. Foelix in Paris:

Revue de droit français et étranger. T. I. livr. 6. 7. 1844.

Vom Hrn. Ambr. Fusinieri in Vicenza:

Annali delle scienze del regno Lombardo - Veneto. 4.

Vom Hrn. G. Göth, Prof. der Mathematik zu Grätz:

Das Herzogthum Steyermark, geographisch-statistisch-topographisch dargestellt und mit geschichtlichen Erläuterungen versehen. III. Bd. Grätz 1843. 8.

Von den Herren van der Hoeven und Vriese in Leiden:

Tijdschrift voor Natuurlijke Geschiedenis en Physiologie. Elfde Deel. 2. Stuk. Leiden 1844. 8.

Vom Hrn. A. M. Jomard, membre de l'institut royal de France à Paris:

Lettre sur l'utilité des musées éthnographiques etc. Paris 1843. kl. fol.

Discours sur la vie et les travaux de Baron de Gérando. Paris 1843. 8.

Collection de géographique de la bibliothèque royale. année 1843. Paris 8.

Rapport fait à la société d'encouragement pour l'industrie nationale. Paris 1843. 4.

Second voyage à la recherche des sources du Bahr. El-Abiad ou Nil-Blanc ordonné par Mahommed Aly. 8.

Documents et observations sur le cours du Bahr-El-Abiad ou du fleuve blanc, st sur quelques autres points de géographie; accompagnés de la carte du Bahr-El-Abiad par M. d'Armand. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 18.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. April.
Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. Februar 1845.

7) Hr. Professor Schafhäutl:

Die neuesten geologischen Hypothesen und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft überhaupt.

(Fortsetzung.)

Anders verhält es sich bey der Geologie. Die Entwicklung der Erde, deren Geschichte der Geologe beschreiben will, ist längst vollendet; die Zeit der Bewegung und Veränderung ist längst vorüber, und er sieht nur die stummen Zeugen ehemaliger, seit undenklichen Zeiten vorübergegangener Bewegungen und Ereignisse überhaupt. Intuitive Gewißheit wird er also hier nie mehr erhalten; aber er kann durch Schlüsse auf zwey Wegen zu Hypothesen gelangen, über die Vorgänge längst verschwundener Tage, nämlich auf dem Carteſius'schen a priori oder dem Neutonischen a posteriori. Den ersten Weg, von allen andern Naturforschern seit Jahrhunderten verlassen, sind die meisten Geologen bisher treulich gewandelt; *) den zweyten müssen sie jedoch wandeln, wenn es ihnen gelingen soll, künftig ein wirklich wissenschaftliches Gebäude zu schaffen. Der zweyte Weg a posteriori, der der Erfahrung ist schwieriger; aber, wie wir gesehen, der einzig naturwissenschaftliche.

Auf diesem Wege können wir zwar durch unmittelbare Beobachtung der Naturkörper in Ruhe nichts in Bezug auf ihre ehemalige Bewegung eruiren; aber bey der Unveränderlichkeit der Naturkräfte steht uns ein zweytes Auskunftsmittel zu Gebote, das uns nahe mit eben der Sicherheit zum Ziele führt, als die unmittelbare Beobachtung des Vor-

*) Ganz in diesem Sinne, sagt der Vater der deutschen Geologie; „gerade der Dolomit gibt ein merkwürdiges Beyspiel, wie nothwendig es sey, den Ursachen der Erscheinungen nachzuforschen, um nur die wirklich vorhandenen Thatsachen beobachten zu können." Aber gerade diese Beobachtungen, nach solchen Principien angestellt, haben den Werth dieses Weges aufs klarste dargethan; denn diese Beobachtungen wurden von allen nachfolgenden Beobachtern als unrichtig in ihren wesentlichen Daten dargethan. Gleiches Schicksal hatten die geologischen Beobachtungen in Norwegen, und der dort heimische Keilhau (Gaea Norvegica 2. Liefrg. p. 9. 280.), der das Land nicht nach einem blossen Spaziergange beurtheilt hat, sah sich sogar genöthigt, über die durchaus verkehrten und falschen Angaben eines durch Norwegen ambulirenden Hüttenmannes, durch seine geologischen Forschungen in Afrika bekannt, zu erklären: „Berichte solcher Art hätte man höchstens über afrikanische Gegenden wagen sollen." Ja ich bin überzeugt, daß zwey Drittheile unserer gegenwärtig cursirenden geognostischen Beobachtungen in ihr Nichts zusammenfallen werden, sobald man die oft nur nach einem Striche durchflogenen Gegenden mit der Unparteilichkeit und in dem Umfange studirt haben wird, als dieß Wahrheit und Wissenschaft erfordern.

ganges von Verbindungen, der für uns längst vorüber ist. Wir trennen nämlich die ruhige Verbindung der Elemente, überlassen jedes einzelne den freyen Wirkungen der Naturkräfte und studiren dann die Gesetze der Bewegung, die Wege selbst, wie und auf welche Weise die Natur diese einzelnen Elemente mit einander verbindet. Auf diese Weise wird die Geologie zur Experimentalwissenschaft und demnach ein Theil der angewandten Chemie und auch der höhern Mechanik.

Und so hätten wir deßhalb die ganze Geologie als einen besondern Theil der angewandten Chemie zu betrachten, indem selbst, wie sich Berzelius ganz gut ausdrückt, die eigentliche Mineralogie nichts anders ist, als die Chemie der Mineralien.

Weit entfernt, daß die Geologie diese ihre eigentliche Stellung zu den experimentalen Naturwissenschaften anerkannt, hat sie jugendlich kühn ihr Haupt erhoben, und sich (sie die beschreibende) als Lehrerin der experimentirenden Chemie, der analytischen und synthetischen Wissenschaft angeboten. Obgleich schon eine solche Zusammenstellung zweyer, wie sie bisher bearbeitet worden, heterogener, Wissenschaften unter eine Kategorie keinen großen Beweis logisch-geologischen Scharfsinnes abgibt, so konnte man solche Verirrungen als Menschlichkeiten geduldig übersehen. Aber der Weg, den die Geologie in ihren ersten Tagen, seit Hutton nämlich, eingeschlagen, aus speziellen vereinzelnten Daten und zum Theil wirklich falschen Beobachtungen durch Schlüsse falsch in materia und forma — ihre erste Hilfshypothese zu unterstützen, auf die sie ihr wankendes Gebäude aufzuführen bemüht war, und als letzten Beweis noch sogar die Möglichkeit eines Ereignisses, und erst künftig zu entdeckende Eigenschaften von Körpern zu Hilfe zu rufen — verdient die ernste Beachtung aller Männer, denen es um wahre Wissenschaft zu thun ist, um mit vereinter Kraft sich zum Kampfe zu rüsten gegen das Eindringen jener Gebilde einer spielenden Phantasie ins ernste Gebiet der inductiven Wissenschaften.

Das noch ganz frische Auftauchen einer neuen Hilfsfiction, vorbereitet in Deutschland, geboren in Frankreich, das mich eigentlich zu dieser Abhandlung veranlaßt hat, macht es nöthig, das sogenannte wissenschaftliche Wirken der beschreibenden und naturhistorischen Geologie in den neuesten Zeiten hier etwas näher zu beleuchten; denn nur in Verbindung mit dem ganzen geologischen Gewebe von Hilfshypothesen und Paralogismen der sonderbarsten Art kann der Werth jener Hilfshypothese recht begriffen werden.

Die früheren Geologen nahmen alle weißen erdigen Gesteine in den Urgebirgen in der Regel für Kalkstein, und classificirten diesen nach seinem äußern Ansehen gemäß ihrer beschreibenden Weise z. B. in dichten und verschiedene Varietäten von körnigem, dann in späthigen Kalkstein u. s. f., bis ums Jahr 1791 der berühmte Dolomieu auf einige wesentliche Merkmale aufmerksam machte, gemäß welchen sich eine Varietät des körnigen Urkalksteins von allen andern Urkalksteinen unterscheiden lasse. Weiter jedoch konnte der Geologe und der Mineraloge trotz allem Studium der äußern Eigenschaften dieses Urkalksteines nichts ermitteln; und die beschreibende Wissenschaft war hier am Ende. Selbst der Physiker Saussüre, der sogar eine Art von Analyse versuchte, glaubte in diesem körnigen Urkalkstein 5,86 pr. Ct. Thonerde gefunden zu haben, worauf ihn der Mineralog Hauy als Chaux Carbonatée alumini-fère in seinem Systeme aufgeführt hatte. Allein dieser Urkalk besaß zu feststehende und bestimmte Eigenthümlichkeiten, als daß man sie von dem Thonerde-Gehalte allein herleiten zu dürfen glaubte.

Als die Verwirrung immer größer wurde, sah sich sogar der Mineraloge nothgedrungen (so ungern dieß auch geschah) zum eigentlichen Chemiker seine Zuflucht zu nehmen.

Der berühmte Gründer der analytischen Chemie Klaproth, dem gleichfalls so wenig als dem Geologen und Mineralogen die Natur in ihrer Ruhe eine Antwort auf seine Fragen gab, hatte jedoch die Macht, die schlummernden Kräfte der Natur zu wecken und sie zum Wirken unter seinen Augen zu veranlassen. Er schritt zum Experimente. Erfahrung und nur Erfahrung allein durch das Experiment hatte ihn gelehrt, daß Sauerkleesäure mit Kalk eine Verbindung gebe, die im Wasser unauflöslich sehr leicht zur Entfernung alles Kalkes aus neutralen Flüssigkeiten, in denen er aufgelöst war, dienen könnte. Es war dieselbe experimentale Frage an die Natur,

worauf sie ihm zur Antwort gab, daß kohlensaures Natron die Bittererde aus ihren neutralen Auflösungen im Sieden fällt, und auf diese Weise hat er viele solcher vermeintlicher körniger Urkalke analysirt, und gefunden, daß alle diese im Wesentlichen mit dem von den Mineralogen Rautenspath genannten Minerale übereinkomme, worauf sie meistens getrennt von Rauten- und Bitterspath als eine eigene Species aufgeführt und von den Geognosten als eine eigene Gebirgsart im Urgebirge angegeben wurden.

Es gab aber noch eine eigene Art von Kalkstein im Flötzgebirge, auf den der Geologe erst sehr spät aufmerksam wurde; aus dem Feinkörnigen ins Dichte übergehend, gewöhnlich von graulicher Farbe, oft sehr zerklüftet und löcherig, die Löcher oft mit rhomboëdrischen Krystallen bekleidet. Der Chemiker Fuchs sah sogleich an den äußern Merkmalen desselben, daß auch dieß kein reiner kohlensaurer Kalk seyn könne, was die Analyse sogleich bestätigte; hierauf machte Gmelin in Tübingen mehrere Analysen bekannt, gemäß welcher dieser Kalk unwidersprechlich dem Dolomite angehörte, und so ergab es sich zum allgemeinen Erstaunen der Geologen, daß der Dolomit, den man früher als körnigen Urkalk nur als ein Eigenthum der Urgebirge kannte, in den Flötzgebirgen noch in viel größeren Massen vorkomme, als im Urgebirge selbst.

Der Mineraloge und Geologe wußten nur, daß ihr Kalkstein Bittererde in Verbindung hatte, was sie ohne das Experiment des Chemikers, ohne Studium der Naturkräfte durch das Experiment bis an der Welt Ende nicht erfahren haben würden, und der Geologe hielt sich nun hinreichend kräftig, künftig jeden vorkommenden Dolomit auch ohne Hilfe des Chemikers erkennen zu können. So glaubte man denn im verrufenen Fassathale in Süd-Tyrol einen Kalkstein, den man sogleich für Dolomit erklärte, unmittelbar über einem schwarzen Porphyr gefunden zu haben, welcher letztere durch Hilfe des Feuers entstanden seyn mußte, und auf diesen Fund wurde jene berühmte Dolomitisirungs-Hypothese ohne Hilfe der Chemie und allen Gesetzen der Natur zum Trotze gebildet, die noch jetzt den Geist des größten Theils der Geologen, wie von einem Zaubernetze umstrickt, gefangen hält. Diese Hypothese wurde sogleich von den Chemikern, als allen chemischen Gesetzen entgegen, verdammt, und von den Engländern gar nie angenommen, weil in England das Vorkommen des Dolomits gegen die deutsche Erklärung seiner Entstehung zu offenbar stritt; aber gerade von den deutschen geologischen Heerführern, um sich wechselseitig zu complimentiren, als das non plus ultra menschlichen Scharfsinnes erhoben, als der Geologe Zeuschner unglücklicher Weise 1829 zur berühmten Stelle des Fassathales kam und nachwies, daß ein Theil der Beobachtungen, worauf sich die ganze Hypothese fußte, offenbar unrichtig war; daß nämlich der Dolomit im Allgemeinen dort auf dem Sandsteine aufgelagert sey, anstatt auf dem schwarzen Porphyr, und daß er gerade da am mächtigsten hervortrete, wo sich kein Augitporphyr auffinden läßt. Dasselbe fand Wißmann, und trat öffentlich gegen die Dolomitisirungshypothese auf. Ihm folgte der Chemiker Petzholdt und zuletzt der Bergverwalter Fuchs. Was diese Beobachter vom Fassathale nachgewiesen, hat Dr. Andreas Wagner in München vom fränkischen Jura gelehrt. Dr. Wagner, im fränkischen Jura zu Hause, denselben von Kindheit an, und nicht bloß aus flüchtigen Spaziergängen kennend, hat dargethan, daß die Schichtenlage dieses Jura eine wohl erweisliche und eine ganz andere sey, als sie von v. Buch angegeben wurde, daß weit entfernt der Dolomit sey versteinerungsleer, derselbe von Versteinerungen wimmle, wie dieß auch durch Zeuschner vom Dolomit des Fassathales nachgewiesen wurde, dessen ungeheure Menge von Versteinerungen bloß deshalb ignorirt wurde, weil sie natürlich mit der Feuerhypothese nicht zusammenpaßte. Also, wie wir gesehen, in ihrem Wesen falsche Beobachtungen wurden die Basis jener wundervollen geologischen Doctrin von der Dolomitbildung, die wir sogleich betrachten werden.

Der Geologe, der überhaupt von Kalk- und Bittererde eben nicht mehr wußte, als ihm der Chemiker im Vorbeygehen gesagt hatte, kam nämlich auf den Gedanken, erklären zu wollen, auf welchem Wege die Bittererde dort zum Kalke gekommen seyn müßte. Da er an der Berührungsstelle des vermeintlichen Dolomits mit dem schwarzen Porphyr die Schichtung manchmal gestört fand,

so schloß er sogleich, der schwarze Porphyr könne allein dieses gethan haben, und er müsse, um so etwas zu verrichten, einmal nothwendig feuerflüßig gewesen seyn; und als ihm noch überdieß der Chemiker sagte, der schwarze Porphyr habe ein Mineral eingeschlossen, das Bittererde enthalte, so war sein Triumph ohne Grenzen, und er that den Ausspruch: Die Bittererde ist durch die Hitze aus dem feuerflüssigen Melaphyr verflüchtigt worden, und hat den Kalkstein durchdrungen.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß
der in den Monaten Juni, Juli, August 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

Vom Hrn. Dr. Carl Medicus in Wiesbaden:

Landwirthschafts-Kalender oder Handbuch für den praktischen Oekonomen von C. Mathieu de Dombasle. Karlsruhe und Freiburg 1844. 8.

Vom Hrn. Staatsrath Karl Morgenstern in Dorpat:

Dr. Gottlob Benjamin Jäsche, Univers. Senior, Staatsrath ꝛc. Kathedervortrag gegenüber dem Sarge des Verewigten. Dorpat und Leipzig 1843. 8.

Erklärungsversuch einer noch nicht bekannt gemachten Abraxas-Gemme. Dorpat und Leipzig 1843. 4.

Vom Hrn. Dr. Martin Ohm, Univers. Prof. in Berlin:

Der Geist der mathematischen Analysis und ihr Verhältniß zur Schule. Erste Abhandlung. Berlin 1842. 8.

Vom Hrn. Fil. Parlatore, Prof. di Botanica di Firenze:

Giornale Botanico Italiano. Anno. I. Tomo 1. Fasciculo 3. Marzo 1844. Firenze 1844. 8.

Monografia delle Fumariée. Firenze 1844. 8.

Sullo spirito delle scienze naturali nel secolo passato e nel presente prolusione. Firenze 1844. 8.

Sulla botanica in Italia e sulla necessità di formare un erbario generale in Firenze. Parigi 1841. 8.

In nonnullas Filaginis Evacisque species ex naturali Compositarum familia observationes. Pisae 1841. 8.

Sulle impronte de Vegetabili fossili di M. Massi e di M. Bamboli nella Maremma Toscana. Firenze 1843. 8.

Come possa considerarsi la botanica nelle stato attuale delle scienze naturali prolusione. Firenze 1842. 8.

Plantae novae vel minus notae opusculis diversis olim descriptae generibus quibusdam speciebusque novis adjectis iterum recognitae. Parisiis 1842. 8.

Vom Hrn. Giovanni Santini in Venedig:

Considerazioni intorno al Caliolo degli oculari per i canocchiali astronomici, ect. memoria del Cav. Giovanni Santini. Venezia 1842. 4.

Vom Hrn. Wilhelm Heinrich Suringar in Amsterdam:

Religiöse und moralische Betrachtungen. Ein Handbuch für Gefangene. (Frey aus dem Holländischen übertragen) Amst. 1841. 8.

Considérations sur la réclusion individuelle des détenus. Précédées d'une préface et suivies du resumé de la question penitentiaire par Z. Moreau-Christophe. Paris, Amst. 1843. 8.

Notice historique sur l'etablissement et les progrès de la société dans les pays-bas par Jean Etienne Mollet. Amst. 1838. 8.

Vom Hrn. Dr. Anton Valtas:

Beytrag zur Auflösung der höheren Gleichungen. Wien 1843. 8.

Vom Hrn. Elee Wartmann, Prof. in Lausanne:

Prémier mémoire sur divers phénomènes d'induction. 8.

Mémoire sur le Daltonisme. Genève 1844. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. April.
Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. Februar 1845.

7) Hr. Professor Schafhäutl verlas folgende Abhandlung:

Die neuesten geologischen Hypothesen und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft überhaupt.

(Fortsetzung.)

Die logische Ordnung dieser merkwürdigen Weise zu schließen, um sich eine Theorie zu modeln, möchte ohngefähr folgende seyn:

Die Geologen, sich — wie wir sehen, auf eine falsche Beobachtung stützend, nahmen an (also ganz ohne Grund), der kohlensaure Kalk, da wo er mit dem schwarzen Porphyr (Melaphyr genannt) in Berührung gefunden wird, ist immer mit kohlensaurer Bittererde gemischt, also in Dolomit verwandelt; der Melaphyr muß deshalb die Ursache seyn, der Dolomit die Wirkung. Bringen wir dieß nunmehr in die Form eines Syllogismus, so ergibt sich nachstehendes Schema:

Propos. maj. Aller Dolomit hat seine Bittererde hergenommen aus einem Gesteine
- a) bittererdehaltig und
- b) mit ihm in Berührung.

Propos. min. Nun finden wir den Melaphyr
- a) bittererdehaltig und
- b) mit dem Dolomit in Berührung.

Concl. Also ist vom Melaphyr die Bittererde hergenommen.

Wir sehen sogleich, daß der Hauptsatz erst als wahr oder wahrscheinlich erwiesen seyn müßte, wenn sich irgend etwas Wahres oder Wahrscheinliches auf solche Weise schliessen lassen sollte.

Es muß also zuerst im Hauptsatze als wahr bewiesen, oder durch Wahrscheinlichkeit dargethan werden, daß mit dem kohlensauren Kalke die kohlensaure Bittererde erst später, d. i. nach seiner Ablagerung und Erhärtung in Verbindung getreten sey.

Nun läßt sich über die Zeitfolge des ehemaligen Zusammentretens zweyer chemischen Verbindungen zu einem Körper durch bloße Beobachtung gar nichts festsetzen; der Geologe kann da, wo die Beschreibung nach physischen Kennzeichen endet, nichts weiter thun. Wir nun glauben beweisen zu können, es sey wahrscheinlicher, daß sich beyde Körper, der kohlensaure Kalk und die kohlensaure Bittererde zu gleicher Zeit mit einander verbunden haben, oder höchstens unmittelbar aufeinander folgend aus dem Urmeere niedergefallen seyen, weil diese Bildung mit allen Gesetzen der Natur, so weit wir sie gegenwärtig kennen, übereinstimmt; dagegen die Annahme des spätern Hinzutretens der gasförmigen Bittererde zum erhärteten kohlensauren Kalke allen Gesetzen der Natur, so weit wir sie jetzt kennen, widerspricht. Die höchste Idee der Wahrheit ist

aber auch von logischer Seite: Uebereinstimmung, die des Irrthums Widerspruch. Daß die Hypothese des Chemikers die Wahrscheinlichkeit für sich habe, folgt nämlich:

1. aus der Beobachtung;

denn es gibt z. B. neben dem regelmäßig geschichteten Zechstein Dolomit des Spessarts, wie Dr. Andr. Wagner darthat, *) eine ebenso deutlich geschichtete Dolomitbildung in England **), die sich von Tynemouth durch 147 englische Meilen und oft in einer Dicke von 600 Fuß bis Nottingham erstreckt. Dieser Dolomit liegt über einem Sandsteine, der auf der Kohlenformation ruht.

Gewaltige Verwerfungen dieser Kohlenformation erstrecken sich jedoch nicht in den Dolomit herauf; dieser muß also nicht nur lange nach der Ausbildung der Kohlenformation abgelagert worden seyn, sondern auch, nachdem die 540 Fuß betragende Verwerfung des Kohlenfeldes entstanden war. Daß diese regelmäßig stratificirten Schichten von dem Wasser abgesetzt seyen, hat auch der eifrigste Plutonist nie geläugnet, und daß die Bittererde, die mit dem Kalk in Verbindung, hier ein oft so krystallinisches Produkt bildet, wie der Dolomit des Fassathales, nicht durch Feuer in Gasform von unten herauf gekommen seyn konnte, ist schon dadurch klar, weil sie eine Menge Straten und zuletzt auch die Kohlenformation hätte durchdringen müssen, die jedoch durchaus unverändert erscheint. Es ist ferner Thatsache, daß, wo sich Niederschläge in dickflüssigen Flüssigkeiten bilden, die Niederschläge verschiedener chemischer Verbindungen sich nie gleichförmig mengen; sondern der Stelle nahe bleiben, wo sie entstanden sind, wenn sie nicht absichtlich durch Umrühren gemengt werden. Es wird deßhalb in einer dickflüssigen Kalklösung, wenn ein Präcipität von kohlensaurer Bittererde durch Ströme oder dergleichen hineingeführt wird, nur an der Stelle des Hineinfallens sich Dolomit bilden, während der übrige Kalk frey von Bittererde bleibt;

*) Beyträge zur Kenntniß der Zechstein-Formation des Spessarts. München in: Gelehrte Anzeigen XIII (1841.) pg. 270.

**) Dieser Dolomit besteht aus kohlensaurem Kalk 54, 35. kohlensaurer Magnesia 45, 65.

daß aber der vom Kalk umgebene Dolomit bey seinem Erhärten die Continuität der Schichtenlage oft unterbrechen müsse, weil der sich bildende Dolomit andere physische und chemische Eigenschaften hat, namentlich größere Dichtigkeit, als der reine kohlensaure Kalk, versteht sich wohl von selbst, und namentlich sind die Sprünge und Risse in der vom Kalke umlagerten Dolomitmasse eine nothwendige Folge dieser Verdichtung. Ja es gibt sogar Beyspiele, wo ein in einer Flüssigkeit gleichförnig vertheilter Körper sich beim Niederfallen zu größern oder kleinern butzenförmigen Massen zusammenzieht, so daß in der übrigen Flüssigkeit kaum mehr eine Spur zu finden ist.

So kömmt also die Erklärung des gleichzeitigen oder frühern Niederfallens der Bittererde mit dem Kalke in einer dickflüssigen Lösung mit der Beobachtung und allen Naturgesetzen überein. Dagegen widerspricht die Annahme eines Heraufsteigens der Bittererde in Gasgestalt, nachdem sie sich vom Melaphyr getrennt, allen Gesetzen der Natur; denn es läßt sich die Bittererde durch kein Feuer schmelzen, viel weniger allein noch auch in Verbindung mit andern Körpern verflüchtigen; ja sie ist sogar einer der unschmelzbaren Körper.

Aber wenn es auch nach unsern Kenntnissen möglich wäre, die Bittererde zu verflüchtigen, wäre es dennoch gewiß höchst gewagt:

1. Ihre Herleitung von dem darunter liegenden Melaphyre zu nehmen;

2. an ihre darauffolgende Verbindung mit dem bereits festen kohlensauren Kalke zu glauben;

denn die Bittererde müßte im Melaphyre, wie alle übrigen Basen, die sich in ihm vorfinden, an eine Säure gebunden gewesen seyn. Aus einer solchen Verbindung wäre sie durch keine Hitze von der sie fesselnden Säure zu trennen gewesen, auch wenn sie wirklich verflüchtigt werden könnte.

3. müßte sich die auch als gasförmig angenommene Bittererde noch mit einer an Gewicht sie sogar übertreffenden Quantität Kohlensäure zuerst verbinden, ehe sie den Kalk durchdringen könnte; denn im Dolomit ist sie als kohlensaure Bittererde. Wo hat nun die angenommene gasförmige Bitter-

erde dieses ungeheure Quantum Kohlensäure hernehmen können, um so mehr da es keinen festen doppelt kohlensauren Kalk gibt?

Aber wenn endlich auch für dieß enorme Quantum eine Quelle nachgewiesen werden könnte, so wird die Kohlensäure in der Glühhitze von der Bittererde noch viel weniger fest gehalten, als von der Kalkerde; eine gasförmige Bittererde würde sich deßhalb noch viel weniger mit der Kohlensäure vereinigen können, als eine kalte solide.

Was hatten nun die Geologen auf diese triftigen Einwürfe zu antworten? Wir wollen sie sogleich selbst reden lassen.

„Wenn gleich die Bedingungen solcher Erscheinungen noch nicht in den Laboratorien haben nachgeahmt werden können, so ist doch dasjenige nicht als unmöglich nachgewiesen, was bisher darzustellen mißlang.“ *) Denn die Chemie ist eine im Forschreiten begriffene Wissenschaft, sagt Cotta, und wird also künftig noch Eigenschaften an Körpern entdecken, die sie bisher noch nicht erkannte.

Dieß wissenschaftliche geologische Gebäude, das als ein Triumph des menschlichen Scharfsinnes unserer Zeit angesehen wurde, beruht also auf zwey Voraussetzungen: auf der Voraussetzung der Möglichkeit einer Erscheinung, die sich als Erscheinung selbst nur wieder auf Vermuthung gründet, und auf der Voraussetzung von Eigenschaften der Bittererde, die erst künftig entdeckt werden müßen! Welche ungeheure Satyre auf jede ächte Naturforschung, wie wir sie vom Anfange her bezeichneten, und wie sie aus Neutons Händen hervorgieng.

Es wäre schon gegen den Begriff von ächter Wissenschaft, eine als richtig bewiesene Thatsache durch eine Hypothese erklären zu wollen, die dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Kenntnisse widerspricht. Hier aber tritt sogar der unglückliche Fall ein, daß die erste Voraussetzung: „die Bittererde ist später zum schon erhärteten Kalk getreten“ eine durch nichts erwiesene und nie zu erweisende Vermuthung ist, und daß diese auf gar keinen logischen Grund gestützte Vermuthung durch eine zweyte noch unhaltbarere erklärt und gehalten werden soll, nämlich durch Eigenschaften, die man der Bittererde anzudichten sich gezwungen sieht; die man aber erst künftig wirklich zu entdecken hofft.

Gereicht eine solche Basis, auf die man ein wissenschaftliches Gebäude zu gründen sucht, nicht dem Jahrhunderte, in dem es entstehen konnte, eher zur Unehre als zum Ruhme?

Wir wollen hier absichtlich noch einer Erfahrung erwähnen, die den Chemikern sehr wohl bekannt ist, nämlich daß Körper, an und für sich nicht flüchtig, doch in Verbindung mit andern Körpern flüchtig werden können.

So verhält sich z. B. das Eisen in seiner Verbindung mit Chlor. Nun ist zwar die Verbindung von Chlor mit Magnesium nicht flüchtig, sowie überhaupt keine bekannte Verbindung des Magnesiums und der Magnesia mit andern Körpern.

Aber um so viel als möglich zuzugeben, laßt uns annehmen: die Magnesia könnte wirklich mittelst Chlor verflüchtigt werden; — sogar auch dann wäre es unphilosophisch, die kohlensaure Bittererde des Dolomits vom Chlormagnesium herzuleiten. Denn in rein chemischer Beziehung verlangt das Magnesium ein sein eigenes Gewicht um mehr als das Doppelte übertreffendes Gewicht an Chlor, um Magnesium-Chlorid bilden zu können. Woher nun die ungeheure Masse Chlor, um einen über hundert Meilen langen Gebirgszug bilden zu können, woher die Kohlensäure für die frey gewordene Bittererde nehmen, und was würde mit dem Chlor zu thun seyn, nachdem es das Magnesium verlassen hat.

Wenn auch selbst unter einer solchen Voraussetzung eine solche Erklärung höchst unphilosophisch wäre, so ist noch ein anderer Punkt vorzüglich im Felde der Naturwissenschaften zu berücksichtigen, von dem unsere Geologen bisher noch keine Ahnung gehabt zu haben scheinen.

Es läßt sich nämlich das Wesen von Ursachen und Wirkungen nie und nimmer deutlich einsehen, noch viel weniger darstellen, ohne Berücksichtigung von Maaß und Zahl, oder von mathematischen Verhältnissen überhaupt.

*) Hoffmann Geschichte der Geognosie pg. 147.

Wenn wir nun die Erscheinung des Eisenchlorids, wie es in der Natur hervorgebracht wird, in quantitativer Beziehung betrachten, und sie mit dem Quantum der übrigen chemischen Combinationen, die die Natur zu gleicher Zeit gebildet hat, vergleichen, so finden wir, daß zwischen der unendlich kleinen Menge des durch Chlor verflüchtigten Eisens und der ungeheuern Menge sich im Dolomite vorfindender Bittererde in der Natur keine Analogie mehr herrscht. Man findet z. B. den Eisenglanz durch Chlor in der Berührung mit Luft und Wassergas erzeugt, nur in den Ritzen der vulkanischen Krater des Aetna, Vesuvs, Epomäo, aber da nur so äußerst sparsam, daß nach wochenlanger Mühe kein $\frac{1}{2}$ Pfund gesammelt werden konnte *). Wenn wir nun den Vesuv als einen Kegel betrachten, dessen Basis 6 geogr. Meilen im Umfange hat, dessen Höhe 3600 Fuß ist, so bekommen wir einen Cubikinhalt dieses Kegels von 1,787,709,000000 Cubikfuß. Die Wahrscheinlichkeit der Bildung von 1 Pfund Eisenglanz zum Quantum der übrigen vulkanischen Producte verhält sich demnach wie 1 zu 1 Billion. So verflüchtigt die Natur also auch da, wo wir sie beobachten konnten, selbst in ihrer ungeheuern chemischen Werkstätte, ihre Elemente so schwierig und so selten, daß sie wenigstens eine Billion anderer chemischer Verbindungen schafft, bis sie eine Einheit Eisen vermittelst Chlor verflüchtigt und dann krystallinisch als Eisenglanz absetzt.

Wenn wir consequent zu rechnen und zu vergleichen fortfahren, was unsere Geognosten am allerwenigsten zu thun im Stande sind, so werden wir auch da, wo wir zwey Wege kennen, auf welchen die Bildung eines Products durch die chemischen Kräfte der Natur geschehen konnte, an der Hand der Wahrscheinlichkeit und der Analogie gar keine bedeutenden Schwierigkeiten finden, zu entscheiden, welchen der zwey Wege die Natur bey Bildung ihres Products eingeschlagen, wenn wir unsern Schluß nur nicht auf willkührliche unwissenschaftliche Vermuthungen, sondern auf Beobachtung der Wege stützen, die die Natur wirklich geht, und die wir sie gehen sehen. Wenn wir z. B. Kochsalz schmelzen, so erhalten wir gerade eine solche tesseral spaltbare Masse, als wie wir sie an aus Wasser krystallisirtem Kochsalze zu sehen gewohnt sind, und wir lernen daraus, daß es zwey Wege giebt, deren sich die Natur bedient haben konnte, um ihre Steinsalzlager zu bilden. Wenn wir aber diese Steinsalzlager untersuchen und finden, daß sie z. B. mit Infusionsthieren angefüllt sind, die sogar noch ihre organische Substanz besitzen, so wird es gewiß keiner vernünftigen Seele einfallen, die Natur im Verdacht zu haben, daß sie vermöge des Feuers diese Steinsalzlager gebildet haben könnte.

So findet man ferner die Kieselerde krystallinisch im Granite, Gneiß, und in wirklich oft gigantischen Krystallen in den Krystallkellern, so wie in Gängen. Nun könnte man der Analogie gemäß schließen, die Natur hat wieder zwey Wege, diese Krystalle zu bilden, nämlich wie beym Kochsalz den nassen Weg oder den feurigen Weg, obwohl es nie gelang, Kieselerde auf feurigem Wege krystallisirt zu erhalten, noch die Natur selbst zu belauschen, wie sie vor unsern Blicken solche Krystalle auf feurigem Wege schuf. Nehmen wir jedoch der Analogie gemäß an, es gebe zwey Wege, Kieselerde krystallinisch zu erhalten, so frägt es sich: wie können wir entscheiden, welchen Weg nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit die Natur eingeschlagen habe, um ihre Quarzkrystalle zu bilden? Eben so wissenschaftlich als einfach, indem wir die Wege der Natur beobachten, die sie vor unsern Augen geht, und dann der Analogie gemäß schließen, daß sie den Weg, den sie vor unsern Augen geht, auch gegangen seyn müsse, als wir sie nicht belauschen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Zersetzung der Laven durch saure Dämpfe überhaupt geht, wie Breislack schon bemerkte, nur an mit der Luft in Berührung stehenden Flächen vor sich.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 20.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. April.
Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. Februar 1845.

7) Hr. Professor Schafhäutl:

Die neuesten geologischen Hypothesen und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft überhaupt.

(Fortsetzung.)

Nun ist es aber, wie schon bemerkt, noch nie gelungen, Quarzkrystalle auf feurigem Wege zu erzeugen. Man fand Kieselsäure nur beym Ausbrechen von Hochöfen im Gestelle abgesetzt, aber nie in Krystallen, sondern nur als weiße zartfaserige zerreibliche Masse; in solcher Gestalt ist sie jedoch amorph und leicht in Kalilauge auflöslich, eine Eigenschaft, die, wie Fuchs gezeigt hat, nur der amorphen, also unkrystallinischen Kieselerde zukommt; dagegen hat auf nassem Wege 1) der berühmte Bergmann aus wäßriger saurer flußsaurer Kieselerde nach zwey Jahren Krystalle von Kieselerde erhalten.

2) Sah Siegling in einer 8 Jahre der Luft ausgesetzten Kieselfeuchtigkeit vierseitige *) Pyramiden von Quarz entstehen, die am Stahle Feuer gaben.

3) Fanden Northrop und Whitney *) in einer Kieselgeode eine Flüssigkeit eingeschlossen, die rasch verdampfte und aus der sich während des Verdampfens prismatische Quarzkrystalle bildeten.

4) Hat Holz, das unter Wasser versteinert ist, in seinen Spalten fast immer Krystalle von Kieselsäure.

5) Bildeten sich aus Wasser, in welchem ich im Papinianischen Topfe frisch gefällte Kieselsäure aufgelöst hatte, beym Verdampfen schon nach 8 Tagen Krystalle, die zwar mikroskopisch, aber sehr wohl erkenntlich aus sechsseitigen Prismen mit derselben gewöhnlichen Pyramide bestanden.

6) Erzählt Ripetti, daß die Krystalle im Marmor von Carrara sich nur in Höhlungen befänden, die gewöhnlich eine säuerliche Flüssigkeit enthalten, wovon man sich auch noch jetzt überzeugen kann.

Als man im Frühjahre 1819 einen großen Säulenschaft für die neue Kirche San Francesco in Neapel sägte, kam man auf eine Höhlung, auf deren Grunde ein faustgroßer Bergkrystall saß. Der Eigenthümer der Grube, Pantaleone del Nero, wollte diesen Bergkrystall eben von der Matrix ablösen, als er fand, daß der vermeintliche Krystall aus einer teigigen elastischen Masse bestand, die im ersten Augenblicke jede Form und jeden Eindruck annahm, später aber fest und undurchsichtig wurde. Auch behaupteten die Arbeiter und behaupten es bis auf den heutigen Tag noch immer, daß man in dem-

*) Er hat wahrscheinlich die zwey andern oft sehr zurückgedrängten Seiten übersehen.

*) Silliman Amer. Journ. Vol. VIII. Nro. 2. p. 282 u. Poggendorff Ann. VII. 512.

ſelben Marmor bisweilen weiche Quarzkryſtalle fände, die erſt nach dem Herausnehmen erhärteten. Eben ſo bemerkt Ripetti weiter, daß er aus den Spalten der Molaſſe, die mit Quarz- und Kalkſpath ausgekleidet waren, eine weiche, gallertartige, durchſichtige, klebrige Maſſe hervorquellen ſah, die er mit ſich nach Hauſe nahm, am Abende aber ſchon hart zerreiblich und rauh beym Anfühlen fand, die ſich wie reine Kieſelerde verhielt.

Wir haben demnach ein Beyſpiel, wo wir die Natur unmittelbar ſelbſt in der Bildung von Quarzkryſtallen auf naſſem Wege belauſchten, und fünf, wo dieſelbe Bildung in den Laboratorien der Chemiker vor ſich gieng, dagegen haben wir kein einziges Beyſpiel, wo die Natur oder Kunſt ihre Quarzkryſtalle auf feurigem Wege gebildet hätte! Wer ſähe demnach nicht ein, daß die Wahrſcheinlichkeit, die Natur habe ihre Quarzkryſtalle auf naſſem Wege gebildet zu derjenigen, daß ſie dieſelben auf trockenem Wege gebildet habe, ſich wie 6 zu 0 verhalte, die Wahrſcheinlichkeit alſo abſolut auf Seite der Bildung auf naſſem Wege liege.

Als Hilfsbeyſpiele zweyter Ordnung haben wir noch 1) ſehr ſchöne Quarzkryſtalle in Mergelkugeln von Marmaroſch in Ungarn, die offenbar nur Waſſergebilde ſind, wie alle Parteien zu geben.

2) Dann den Faſerquarz im Steinkohlengebirge bey Wettin unweit Halle, der gleichfalls gewiß nicht durch Feuer geſchmolzen zwiſchen die Steinkohlen hineingekommen ſeyn konnte.

3) Dann die Chalcedon- oder Feuerſteinkugeln in der Kreide, die aus den Ueberreſten von Bryozoen beſteht, alſo ein Waſſerabſatz iſt. Dieſe Chalcedone ſind nach Fuchs ein Gemenge von kryſtalliniſchem Quarze und Opal, welch letzterer ſich oft ganz verliert, wie in den Hornſteinkugeln von Haunſtadt bey Ingolſtadt.

4) Dann den poröſen Mühlſteinquarz z. B. im Becken von Paris, ein Süßwaſſergebilde von noch dazu verhältnißmäßig ſehr jugendlichem Alter, ja ſogar mit Süßwaſſergeſchöpfen angefüllt. Seine Höhlungen ſind manchmal mit deutlichen Quarzkryſtallen ausgekleidet.

5) Dann den Kieſelkalk, eine Süßwaſſerbildung, wie die Verſteinerungen darin beweiſen; ein weißer, dichter mitunter auch höchſt feinkörniger Kalkſtein, welcher durchaus von Hornſteinmaſſe durchdrungen iſt, die ſich in den Höhlungen immer zu Quarzkryſtallen ausgebildet hat.

Endlich die Afterkryſtalle oder die Pſeudomorphoſen des Quarzes, wobey ich nur der nach linſenförmigen Gypskryſtallen geformten ſchönen von Paſſy bey Paris erwähnen will, die ganz gewiß zu den jüngſten Bildungen gehören, weil ſie im Süßwaſſermergel vorkommen.

Dieſe ſchlagenden, von gar keinem Geologen widerſprochenen oder auch nur zweifelhaft gemachten Thatſachen würde gewiß kein Menſch bey unbefangener Forſchung ſo ganz unbenützt gelaſſen haben, hätte nicht der kryſtalliniſche Quarz einen Hauptbeſtandtheil des Granits ausgemacht, den die Geognoſten, dem Engländer Hutton nachtretend für ein Produkt feuriger Schmelzung erklärten.

Man fand ſich ſehr bald überaus heimiſch in dieſer weiten blinkenden Hypotheſe des Vulkanismus, um auf die leichteſte Weiſe mit dem Anſehen von größter Tiefſinnigkeit zu erklären, was kein Aug geſehen, kein Ohr gehört, kein menſchliches Herz begriffen hat. Die Führer wandelten triumphirend voran, und die Schüler ſorglos gläubig hintendrein, bis endlich und zwar zur ungelegenſten Zeit der Chemiker und Mineraloge Fuchs auftrat, dem 4 Jahre darauf Th. Scheerer, Prof. der Chemie zu Chriſtiania folgte, die beyde den Plutoniſten darthaten: „der Granit könne nie feeuerflüßig geweſen ſeyn, weil der Quarz, als der am ſchwerſten ſchmelzbare auch zuerſt unter allen Gebilden erſtarrt ſeyn müßte, worauf Glimmer und Feldſpath erſt hätten kryſtalliſiren können. Daß jedoch in der Natur beynahe ohne Ausnahme das Gegentheil ſtatt gefunden habe, daß nämlich Feldſpath, Glimmer, Granat, Turmalin, Hornblende ꝛc. zuerſt vollkommen auskryſtalliſirten, iſt ſchon dadurch bewieſen, daß der Quarz nachfolgend bloß die Lücken ausfüllen konnte, die die leichtflüßigen Kryſtalle ihm gelaſſen hatten. — Durch dieſe gewichtigen Einwürfe, gegen die

sich wirklich nichts Erhebliches aufbringen ließ, geriethen die Plutonisten in eine ungemeine Verlegenheit, so wenig sie, ihrem äußerlichen Betragen nach, von diesen Einwürfen Notiz zu nehmen schienen; und so wie sie, als der gewaltige Laplace mit dem Calcul in der Hand ihre Feuerflüßigkeit der Erde zu nichte machte, sich nach einem Mann umsahen, der mit denselben Waffen zu beweisen versprach, daß trotz einer Hitze von 238871° C. im Centrum der Erde oder überhaupt einer Hitze, so groß als man sie immer wollte, die armen Wesen auf der Erdoberfläche ganz gut erfrieren könnten, so erwarteten sie und fanden endlich auch einen neuen Messias in Fournet *), der sich allen Erfahrungen und aller Logik zum Trotz zu beweisen getraute, daß der Quarz, seiner größten Strengflüßigkeit ungeachtet, am spätesten habe erstarren müssen. Und da bey solchen Hypothesen der Name die Hauptsache ist, „denn gerade da, wo uns Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zu rechten Zeit sich ein," — so nannte man diesen geträumten Zustand des feuerflüßigen Quarzes und der übrigen ihm gleich geachteten Körper Surfusion, oder, wie ein deutscher Chemiker übersetzt: Ueberschmelzung — denn so wie z. B. eine elastische Drahtspirale, wenn man sie zu stark auseinander zieht, ihre Elasticität verliert und nicht wieder in ihre alte Form zurückkehrt, so sollte wahrscheinlich auch ein Körper, den man zu stark geschmolzen, also überschmolzen hat, nicht mehr oder nur sehr langsam in den Zustand der Erstarrung (seiner ersten Form) zurückkehren.

Es hatte nämlich Fuchs in seiner Lehre vom Amorphismus zuerst dargethan, daß flüßige amorphe Körper gewöhnlich vor ihrer Erstarrung in einen Zustand von Zähigkeit überzugehen pflegten, indem sie sich zu Fäden ziehen ließen, in einen Zustand, in dem einige Körper, wie z. B. Schwefel und Phosphor oft sehr lange auch nach dem Erkalten zu verharren pflegen. Diesen fügte M. Laurent (Académie des Sciences de Paris Séance du 24. Juin 1844), wie er sagt, gegen zwanzig Verbindungen von Chloruren des Naphthalin, und Stickstoffverbindungen des Benzoyls hinzu, die alle als vorzügliche Stütze von Fournets Lehre der Surfusion dienen könnten.

*) Annal. Compt. rend. 1844. XVIII. 1050 — 1057.

Obwohl schon die Bildung des Namens Surfusion die logische Stärke des Autors zu erkennen giebt, und Fournet selbst in aller Bescheidenheit versichert, „seine Hypothese sey gar keiner Widerlegung fähig und erkläre alle Thatsachen aufs Einfachste", was ihm auch mehrere unserer Landsleute, die, ohne in die Fußstapfen eines Vorausgehenden zu treten, überhaupt nicht vorwärts kommen können, gläubig nachgebetet haben, so will ich doch der Schwachen halber versuchen, die neue unwiderlegliche Hypothese Fournets mit Vernunftgründen etwas näher zu betrachten.

Surfusion ist eine Hilfshypothese und diese Hypothese, geschmolzene Kieselerde nach ihrem Schmelzen noch sehr lange weich bleiben zu lassen, ist angenommen worden zur Unterstützung und Tragung einer andern Hypothese, die gleichfalls durch keine unmittelbare physische Beobachtung unterstützt, in einem physisch-wissenschaftlichen Werke nichts taugt, nämlich zur Unterstützung jener ersten Hypothese, daß alle jene Gebilde, in denen krystallinische Kieselerde mit andern krystallisirten Körpern vorkömmt, sich in feuerflüßigem Zustande befunden haben mußten. Man hat hier wieder die im Eingange behandelte Dolomitisirungs-Geschichet nur unter andern Namen. Nun widerspricht aber die erste oder Haupthypothese allen Erfahrungen, allen Gesetzen, die man aus dem Studium der Eigenschaften der Körper entwickelt hat, denn wenn Granit geschmolzen wird, so bildet er eine ganz neue homogene Verbindung, und Kieselerde scheidet sich nie und nirgends daraus ab.

Zweytens widerspricht sie den Beobachtungen über das relative Verhältniß der Schmelzbarkeit zweyer oder dreyer feuerflüßiger Körper miteinander. Wären alle drey feuerflüßig gewesen, so hätte die Kieselerde zuerst krystallisiren müssen, weil sie die strengflüßigste ist, das lehren die Versuche. Kieselerde im Sauerstoffgasgebläse geschmolzen, verhält sich wie alle anderen geschmolzenen Körper, sie erstarrt, sobald sie nur etwas erkaltet. Und wenn es auch als ausgemacht angenommen wird, daß geschmolzene

Körper selbst in einer niederen Temperatur, als der zu ihrem Schmelzen erforderlichen noch flüßig bleiben können, so wird dieses bey allen strengflüßigen Körpern immer in einem zu ihrer größern oder geringern Schmelzbarkeit bestimmten Verhältnisse geschehen, und der strengflüßige Quarz wird auch dann noch immer früher erstarren müssen, als der leichtflüßige Glimmer und Feldspath.

Die zweyte oder Hilfshypothese ist nur zur Unterstützung der ersteren ersonnen. Man legt zu diesem Ende dem Quarze Eigenschaften bey, die er nicht besitzt und die erst wieder künftig entdeckt werden müssen, denn die Kieselerde, im Sauerstoffgebläse geschmolzen, läßt sich nur in dem zum Schmelzen erforderlichen Hitzgrade zu Fäden ziehen. Sie erstarrt plötzlich, sobald der Hitzgrad nachläßt. — Die Erfahrung lehrt, daß sie nicht weich bleibt, wie der Schwefel und Phosphor; daß sie auch schon deßhalb mit dem Schwefel und Phosphor nicht verglichen werden könne, wenn auch eine solche Zusammenstellung zweyer chemisch so wesentlich verschiedener Körper als eines einfachen Stoffes, oder einer ganz indifferenten organischen Verbindung und eines Oxydes oder einer im flüßigen Zustande so mächtigen Säure nicht schon von anderer Seite her betrachtet, ganz unzuläßig wäre. Der Chemiker hat auch hier wieder die Erfahrung, der Geologe nur die Vermuthung auf seiner Seite, eine Vermuthung, gestützt auf die Möglichkeit eines Ereignisses und auf künftig zu entdeckende Eigenschaften von Körpern, sogar in seiner Hilfshypothese.

Ist es glaublich, daß es einen Gelehrten gebe, der seine Hypothese durch folgendes Raisonnement zu tragen sucht, das wir, der leichtern Uebersicht wegen, nur in eine mehr syllogistische Form gebracht haben.

Es giebt gewisse Körper, die nach dem Schmelzen auch in sehr niederer Temperatur weich bleiben.

Die geschmolzene Kieselerde ist ein Körper; also bleibt die Kieselerde auch nach dem Schmelzen weich.

Wer sieht nicht beym ersten Anblicke, daß der Terminus medius im Untersatze ein anderer ist, als im Obersetze. Allein, wenn wir auch zugeben, wogegen jedoch alle Erfahrung spricht, daß geschmolzene Kieselerde auch noch in niederer Temperatur weich bleiben könnte, so wäre die analoge Zusammenstellung der Kieselerde im Granit und in Gängen mit dem Schwefel, Phosphor und den Laurentschen Chlorüren und Stickstoffverbindungen gegen die ersten Gesetze der Logik. Denn bey der Frage über die krystallinische Kieselerde im Granit und in Gängen handelt es sich nicht allein darum, ob bereits krystallisirte Silicate mit weicher Kieselerde beysamen bleiben können? sondern die Hauptfrage heißt: Ist es mit der Erfahrung übereinstimmend, daß eine im geschmolzenen Zustande so mächtige Säure wie die Kieselsäure, sich freywillig von den Basen trenne und als Säure rein sich ausscheide aus einer chemischen Verbindung. Es gibt kein Beyspiel solch eines Vorganges im ganzen weiten Gebiete chemischer Erfahrung. In keiner wahren Lava, in keiner Hochofenschlacke hat sich je Kieselerde ausgeschieden; und solch eine Annahme läuft allen bisher bekannten durch Erfahrung an allen Körpern festgestellten Grundgesetzen chemischer Verbindung und Trennung entgegen. Selbst das Glas, wenn es in anhaltender Hitze krystallisirt, theilt sich immer in zwey Silicate von definitiven Verbindungen, aber nie scheidet sich Kieselerde aus. Eine zweyte Thatsache darf gleichfalls nicht unberücksichtigt bleiben. Die geschmolzene Kieselerde ist amorph, und bleibt es auch unter fortwährendem Erhitzen; der Quarz dagegen ist krystallinisch. Aus seiner Eigenschaft, mit Basen zusammengeschmolzen, amorphe Körper (das Glas) zu geben, hat man auf das Weichbleiben der Kieselerde nach dem Schmelzen geschlossen, und, um den Widerspruch voll zu machen, vergessen, daß eben die mit dem Quarz zusammen vorkommenden Feldspath und Glimmer gleichfalls Silikate sind, die deßhalb, durch den Quarz amorph gemacht, an der Surfusion desselben theilnehmen und eben darum wieder zuletzt krystallisiren müßten.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April.
Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. Februar 1845.

7) Hr. Professor Schafhäutl:

Die neuesten geologischen Hypothesen und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft überhaupt.

(Fortsetzung.)

Aber gesetzt, es wäre erwiesen, daß die Kieselerde durch langes fortgesetztes Erhitzen in den krystallinischen Zustand übergehen könnte, so widerspräche die Weise, wie sie sich in der Natur vorfindet, der Annahme, daß sie aus dem Zustande der Surfusion in den krystallinischen übergegangen. Wenn der Schwefel z. B. aus dem amorphen in den krystallinischen Zustand übergeht, so ändert er nur seine Durchsichtigkeit, nicht seine äußere Form, die er im amorphen Zustande angenommen hatte, weil er bereits erstarrt, an dieser äußern Begränzung nichts mehr ändern kann; es bildet sich also nur eine krystallinische Masse, aber nie erscheinen deutliche Krystalle. Die krystallinische Kieselsäure bildet dagegen in den Krystallgewölben sehr oft mehrere Fuß lange Krystalle, die sich nur von einer Flüssigkeit umgeben gebildet haben können, oder aus einer nach Fuchs weichen wasserhaltigen Masse, die sich nach Belieben zusammenziehen konnte, herauskrystallisirt seyn mußten. Dazu kommt noch, daß diese mächtigen Quarz-Krystalle nicht selten expansible Flüssigkeiten eingeschlossen enthalten, was sich selbst aus dem hohen Drucke, den die Masse erlitten haben soll, durchaus nicht erklären läßt; denn die Krystallgewölbe und Gänge sind immer nur zum Theil mit den Krystallen ausgefüllt. Es würde jeder expansible Tropfen einer Flüssigkeit, auch wenn seine Expansion durch Gegendruck aufgehoben wäre, dennoch von dem in unermeßlicher Hitze fließenden Quarze abgestoßen, hydrostatischen Gesetzen zufolge seinen Weg sich nach den vom feuerflüssigen Quarze nicht erfüllten, mit andern comprimirten Gasarten angefüllten Räumen gebahnt haben. Noch weniger erklärbar ist es jedoch, wie theils leichttheils strengflüssige, theils im Feuer leicht zersetzbare Mineralien in nadelförmigen kleinen büschelförmigen Partieen mitten in die Krystallmasse hinein gerathen seyn konnten, z. B. Schwefelantimon, Bleyglanz, Schwefelkies, Arsenik-Kies, Rutil, Turmalin, Granat, Glimmer, Chlorit, Asbest, Flußspath, Eisenoxydhydrat, wasserhaltiges Eisenoxyd büschelförmig, vorzüglich in manchem Amethyst.

Bedarf es noch mehrerer Beweise, um einzusehen, wie in diesem Cirkel von Hilfshypothesen die Vernachläßigung wissenschaftlicher Consequenz die einzige aufzufindende Consequenz ist?

Freylich läßt sich der Grund davon nur allzuwohl begreifen. Noch ehe man nur eine Ahnung hatte von dem ungeheuern Gebiete, dessen Tiefen nach allen Richtungen durchdrungen werden mußten, versuchte man (durch einige Ideen Hutton's und des als Chemiker ganz unbekannten Hall veranlaßt,) auf dem kürzesten Wege alle nicht deutlich und

regelmäßig geschichteten und petrefacten = leeren Gesteine durch Hilfe des Feuers entstehen zu lassen. Bey den nachfolgenden sich immer mehr und mehr häufenden Entdeckungen im Gebiete der Geognosie, Physik, Chemie und Naturgeschichte blieb der Geognost, der in seinem Wesen nie etwas anders war, als beschreibender Beobachter, nothwendig weit hinter den Hilfs = und Elementar=Wissenschaften zurück, ohne deren Hilfe er eigentlich keinen Schritt in dem Gebiete der eigentlichen Geologie vorwärts zu thun im Stande war.

Zurückschreckend vor den Tiefen eigentlicher positiver Wissenschaft, deren Pflege sich mit den gemächlichen Ambulationen des Geognosten durchaus nicht vertrug, sah er sich gezwungen, statt eine auf naturwissenschaftliche Basis gegründete geologische Erklärung zu geben, alle zu erklärenden Erscheinungen in seine Feuerhypothese hineinzuzwängen. Daher charakterisirt auch die scharfsinnigsten Hypothesen eine gewisse Einseitigkeit in Bezug auf alles, was ins Bereich positiver Wissenschaften fällt, eine Unkenntniß schlagender Thatsachen, die oft der mit so vielem Kraftaufwande aufgebauten Hypothese geradezu widersprechen, oder endlich einer Inkonsequenz, gemäß welcher sie sich gerade heute auf dasjenige als Basis stützen, was sie gestern verworfen hatten. So wurde bey der Feststellung eines hypothetischen Gesetzes der Wärmezunahme nach dem Mittelpunkte der Erde hin, gemäß welchem dort eine Hitze von wenigstens 238871° C. herrschen mußte, der durch Experimente ermittelten Thatsache vergessen, daß sich eine geschmolzene Masse, so lange sie mit einer ungeschmolzenen Rinde überzogen ist, nicht über ihren Schmelzpunkt erhitzen lasse. So hat man zum Beweise der Feuerflüssigkeit des Erdinnern und der wachsenden Hitze nach dem Mittelpunkt zu, kein Bedenken getragen, flüssiges Gußeisen anzuführen, das trotz seiner Flüssigkeit mit einer starren Schlackenschichte überzogen sey — hat aber eben vergessen, daß wenn man die Hitze des dem Erstarren nahen Gußeisens nur um einige Grade steigern wollte, die starre Schlacke sogleich wieder in Fluß gerathen würde, und daß also zwischen einer dem Erstarren nahen Flüssigkeit des angeführten Gußeisens und einer Glut, die den Schmelzpunkt des Metalles mehrere hundertmal übersteigt, keine Analogie herrsche; daß eben dieses Experiment beweise, wie an eine Zunahme der Wärme nach dem Centrum zu, von der Feuerflüssigkeit des Erdkernes herrührend, so lange er mit einer so dicken starren Kruste überzogen ist, nicht zu denken sey. So hat Petzholdt an eine Anordnung der feuerflüssigen Metalle nach ihrem spezifischen Gewichte gedacht, wodurch alle Strömungen aufgehoben würden, während in einer progressiv nach dem Mittelpunkte zu wachsenden Hitze von einer ruhigen Absonderung der Metalle nach ihrem spezifischen Gewichte nicht mehr gedacht werden kann, sobald die geschmolzenen Metalle nur einige Grade über ihren Schmelzpunkt erhitzt worden sind, was um so mehr der Fall seyn muß, wenn sie gasförmig zu werden anfangen. So wird ferner angenommen, dieser Schmelzpunkt der Metalle sinke mit dem wachsenden Drucke, dem die Metalle ausgesetzt sind. Kein Experiment der Art hat je auf so ein Gesetz hingedeutet, ja alle gegenwärtigen Erfahrungen haben gerade das Entgegengesetzte gelehrt, daß der Ausdehnung der Körper durch Wärme keine physische Kraft entgegen zu wirken vermöge. So wendet der sonst so scharfsinnige De la Beche gegen die Beobachtungen des Engländers Moyle *) ein: „Aus Beobachtungen in einem mit Wasser gefüllten Schachte ließ sich nichts mit Sicherheit folgern, weil Strömungen im Wasser entstünden durch das Zubodensinken des kältern und das Steigen des erwärmtern Wassers.“ De la Beche hat von den physischen Vorgängen in seiner Wassersäule keine klare und deutliche Idee gehabt. Er hat nicht bedacht, daß die Abgabe der Wärme von den Wänden des Schachtes an das Wasser nicht stoßweise geschehen könne, und in unregelmäßigen Intervallen, sondern nach mechanischen Gesetzen mit größter Regelmäßigkeit statt finden muß. Daß jedes steigende Wassertheilchen ein eben in gleichem Verhältnisse sinkendes zur

*) Annals of Philosophy new series Vol. III. London 1822 pg. 308 et 415 Vol. V. 1823 pg. 43 oder meine Festrede: die Geologie in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Naturwissenschaften. München 1843. pg. 36.

Seite habe, und daß also trotz den regelmäßigen Strömungen, eben wegen der nothwendigen Regelmäßigkeit dieser Strömungen, die Wassersäule in jedem ihrer Querschnitte als ruhig angenommen werden könne. Er hat vergessen, daß es gerade die Luftsäule in solch einem Schachte sey, die das Gelingen aller Beobachtungen so sehr erschwert und daß um zwey Thermometer in Bezug auf ihren correspondirenden Gang zu prüfen, dieß eigentlich am leichtesten geschehe, wenn man sie in eine Flüssigkeit, z. B. in Wasser taucht. In gleicher Weise waren For und Forbes aufgetreten gegen die langen Beobachtungen von Moyle über die Temperatur der aufgelassenen sowohl als belegten, freyen als mit Wasser gefüllten Grubenbaue. Was thaten nun die Herren? Forbes führte z. B. zwey Untersuchungen an, wovon die eine das Resultat ergab, daß das Wasser eines alten unter der Meeresfläche sich findenden Werkes 400 Fuß unter dem Stollen 62° F. zeigte, während die Luft 66° hatte; was also gerade Moyles Beobachtungen bestätigte. Die Temperatur auf dem Grunde des Wassers war gar nicht angegeben, ohne welche Angabe die ganze Beobachtung einen untergeordneten Werth hat. Ein ähnliches Beyspiel gibt gleichfalls nur die Temperatur der Oberfläche eines Grubenwassers in einem zum Theil aufgelassenen Schachte an, und endlich bezieht sich Dr. Forbes noch auf ein Beyspiel, wo das hervorbrechende Wasser beym Durchschlagen eines sogenannten alten Mannes in der Ding-Dong Grube wieder seiner eigenen Theorie entgegen nur 52,5° F. = 11,3° C. hatte, ein Umstand, der gerade wieder das bewies, was Moyles Untersuchungen dargethan hatten. Aber die Feueranbeter unter den Geologen waren zufrieden, den Namen Forbes zu haben, und sein votum gegen Moyle, um die langen Beobachtungen des letztern für hinlänglich widerlegt zu halten! Die nicht zu läugnende Thatsache, daß die Temperatur in den Gruben zu sinken anfängt, sobald sie die Häuer verlassen haben, suchte man dadurch zu erklären, daß man annahm, die Grube werde abgekühlt durch die in jeder unten wärmeren Luft- oder Wassersäule entstehenden Strömungen von unten nach oben. Theoretisch schon läßt sich beweisen, daß, wenn wir annehmen, die tiefern Erdschichten besäßen durchaus dieselbe Temperatur, die man nach den in belegten Gruben und Artesischen Brunnen angestellten Beobachtungen calculirt hat — diese Abkühlung nie die mittlere Temperatur der Luft erreichen könnte — praktisch hingegen findet sich dieser Einwurf dadurch widerlegt, daß selbst bey künstlich erregten Luftströmungen die Temperatur in der Tiefe der Dalcoath Grube z. B. von 1400 Fuß die mittlere Temperatur der Erdoberfläche noch um 18° C. regelmäßig übertraf. Wenn nun ein durch Jahre niemals unterbrochner Luftstrom nicht im Stande ist — die belegte Grube unter die mittlere Temperatur der Erdoberfläche herabzubringen, wie sollte dieß eine ruhende Luftsäule bloß durch ihre beschränkten innren Strömungen zu thun im Stande seyn! Ich könnte eine gar lange Reihe solcher oft geschriebener und gedruckter Hypothesen anführen, die aller Analogie und allen logischen Principien Hohn sprechen; aber nur auf diese Weise war es möglich, daß einer der geologischen Koryphäen nicht nur seine Ueberzeugung, daß nämlich ein gegenwärtig chemisch und mechanisch todtes Gestein das andere mit demselben in Berührung stehende vor undenklichen Zeiten metamorphosirt habe, *) mit den von Keppler ermittelten berühmten Gesetzen verglich, sondern sogar drucken lassen konnte: die Metamorphose der Gesteine läugnen, heißt so verfahren, wie diejenigen, die Kepplers Gesetze verwarfen, ehe sie Neuton aus der Schwerkraft hergeleitet hatte. Die Kepplerischen Gesetze waren aber auf Beobachtungen von Bewegungen gegründet, von Tycho selbst zur selben Zeit angestellt, und aus Beobachtungen von Bewegungen eruirt, die zur Zeit der Beobachtung wie heut zu Tage noch immer dieselben sind, die Jedem in die Augen fallen und die Jeder leicht wiederholen konnte; der Geognost hingegen suchte seine Hypothese der Metamorphose der Gesteine aus Vorgängen zu erklären, die nicht, wie die Bewegung der Planeten unter seinen Augen statt fanden, sondern die ehemals vor sich giengen, vor Aeonen, wie sich die Herrn

*) Es gehen natürlich im Innern der Erde stets chemische Zersetzungen und Verbindungen vor sich, veranlaßt durch die Wirkung der Atmosphärilien ꝛc. Man muß diese Zersetzungen jedoch nicht mit der Metamorphose eines bereits starren ganzen Gebirgslagers durch ein mit ihm in Berührung stehendes gleichfalls starres verwechseln.

auszudrücken pflegen. Auf der einen Seite haben wir also Schlüsse aus beobachteten Bewegungen, auf der andern Seite Schlüsse aus einem bloſſen Vorhandenſeyn von ruhigen Gegenſtänden nicht nur auf ihre ehemalige Bewegung, ſondern auch auf den Weg und die Weiſe ihrer ehemaligen Bewegung.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Monaten September, October, November 1844 an die k. Akademie der Wiſſenſchaften eingekommenen Büchergeſchenke.

I.

Vom Inlande.

a. Von gelehrten Geſellſchaften:

Von dem hiſtoriſchen Vereine zu Bamberg:

Siebenter Bericht über das Beſtehen und Wirken des hiſtor. Vereins. Bamberg 1844. 8.

Von der pfälziſchen Geſellſchaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwiſſenſchaften in Landau:

Jahrbuch für prakriſche Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. IX. Heft I — IV. Landau1844. 8.

Vom landwirthſchaftlichen Vereine in Bayern in München:

Centralblatt. Juli — October 1844. München 1844. 8.

Vom hiſtoriſchen Vereine der Oberpfalz und von Regensburg in Regensburg:

Achter Band der geſammten Verhandlungen des Vereins. Regensburg 1844. 8.

Von dem hiſtoriſchen Vereine von Unterfranken und Aſchaffenburg in Würzburg:

Vierzehnter Jahresbericht für 1843/44. Würzburg 1844. 8.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Vom Hrn. Dr. Frhrn. v. Bibra in Schwebheim:

Chemiſche Unterſuchungen über die Knochen und Zähne des Menſchen und der Wirbelthiere mit Rückſichtnahme auf ihre phyſiologiſchen und pathologiſchen Verhältniſſe. Schweinfurt 1844. 8.

Vom Hrn. Profeſſor Dr. v. Hefner in München:

Die Römiſchen Denkmäler Oberbayerns und des k. Antiquariums. München 1844. 8.

Vom Hrn. Dr. Franz Anton Meyer, frey reſignirten Pfarrer in Eichſtädt:

Ein Dutzend antiquariſcher Rhapſodien. Tuttlingen 1844. 8.

II.

Vom Auslande.

a. Von gelehrten Geſellſchaften:

Von der Geſchichts- und Alterthums-forſchenden Geſellſchaft des Oſterlandes in Altenburg:

Mittheilungen. Bd. 1. Heft. 4. Altenburg 1844. 8.

Von der Koninklijk-Nederlandsche Instituut van Wettenshappen, Letterkunde en Schoone Kunsten te Amsterdam:

Nieuwe Verhandelingen der eerste Klasse. Deel 8. 1840. Eerste Stuk 1839. Deel 9. 1840. Deel 10. 1844. Stuk 1. 2. Amsterdam. 4.

Het Instituut of Verslagen en Mededeelingen, mitgegeven door de vier Klassen. Jare 1843. No. 4. Jare 1844. No. 1. u. 2. Amsterdam 1844. 8.

Naamlijst der Leden, Buitenlandsche Glassocieerden en Korrespondenten. op den Isten Januarij 1840. 12.

Verhandeling over het verschil tusschen de algemeene grondkrachten der natuur en de levenskracht door C. G. Ontijd, med. doct. etc. Amsterdam 1840. 8.

Von der hiſtoriſchen Geſellſchaft zu Baſel;

Die Schlacht bey St. Jakob in den Berichten der Zeitgenoſſen. Baſel 1844. 8.

Von der k. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Abhandlungen aus dem Jahre 1842. Berlin 1844. gr. 4.

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen. Im Monat July und Auguſt 1844. Berlin 1844. 8.

Von der Geſellſchaft für deutſche Sprache und Alterthumskunde in Berlin:

Neues Jahrbuch. Herausgegeben durch Heinrich v. Hagen. Bd. 6. Berlin 1844. 8.

Von dem Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher. Bd. 4. Bonn 1844. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April.
Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. Februar 1845.

7) Hr. Professor Schafhäutl:

Die neuesten geologischen Hypothesen und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft überhaupt.

(Schluß.)

Wem würde es einfallen — wenn unser Planeten-System plötzlich still stehen bliebe, nicht nur auf die ehemalige Bewegung dieser Planeten, sondern sogar auf die Form und Lage ihrer ehemaligen Bahn und auf die Zeit ihrer Umläufe zu schliessen. In diesem Falle nur wäre das astronomische Beyspiel mit der Hypothese von der Metamorphose der Gebirgsgesteine vergleichbar. Ja sollte man es glauben, diese Weise zu schließen wurde noch überdieß sogar von andern Geologen von Ruf als ein überaus glücklicher schlagender Gedanke bezeichnet und benützt, um die Richtigkeit der Hypothese von der Metamorphose der Gesteine recht siegreich hinzustellen.

Auf eine ähnliche Weise wurde nicht nur der Kern der Erde als feuerflüßig vorausgesetzt; sondern auch eine Veränderung der Rotationsachse der Erde zum größten Erstaunen aller eigentlichen Astronomen angenommen, um daraus berechnen zu können, daß jede Veränderung der Rotationsachse einen Durchbruch des feuerflüssigen Erdkernes durch die Erdrinde und zwar in parallelen Linien zur Folge haben müßte. Aber die Feuerflüssigkeit des Erdkernes selbst ist nur eine Hypothese, *) welche durch gar keine Nothwendigkeit begründet,

*) Ja sogar die alte Hypothese des Anaxagoras, daß die Sonne eine weiß glühende Kugel (μύδρον διάπυρον) sey, so wie ihre Flecken schlackenartige Erhärtungen auf der flüssigen Sonnenkugel schwimmend, wurde wieder hervorgesucht, um nur ein Analogon zur hypothetisch brennenden Erde aufzufinden, trotz dem, daß es schon Lalande sehr wahrscheinlich gemacht hat, daß der Körper der Sonne dunkel sey. Noch mehr wurde dieß durch Wilh. Herrschels Beobachtungen (Philos. Transactions 1801.) wahrscheinlich gemacht. Nach ihnen folgt, daß in der Sonnenatmosphäre, aus einer dreyfachen Schicht zusammengesetzt, sehr oft Risse entstehen, durch welche der dunkle Kern der Sonne gesehen wird. In jedem Falle bilden die Sonnenflecken eine Vertiefung in der Photosphäre der Sonne; denn die schwarzen Kernflecken liegen auf einer kleinern Kugel, als die sie umgebenden Nebel; die erstern bleiben nämlich am Sonnenrande immer gegen Osten zurück. Auch der jüngere Herrschel ist geneigt, den Ursprung der Sonnenstrahlen lieber in jeder andern physischen Ursache, als in der Verbrennung eines wägbaren Brennmaterials zu suchen, und Arago hat durch Polarisations-Versuche dargethan, daß sich das Sonnenlicht nicht wie das eines festen glühenden, sondern wie das eines gasförmigen Körpers verhalte.

bloß angenommen wurde, um nach Kants und Laplaces spielender Idee auf eine leichte Weise aus Dampf und Nebel sich die Erde verdichten lassen zu können.

Die Veränderung der Lage der Erd-Achse wurde angenommen, weil selbst der feuerflüssige Erdkern nicht im Stande war, die Erdkruste zu durchbrechen ohne eine solche Achsen-Veränderung. Gegen die erste willkührliche Hypothese streitet unläugbar eine Thatsache, die Präcession der Aequinoctien, seit alten Zeiten genau gekannt, und die aus ihrer wirklich bestehenden Größe von dem englischen Mathematiker Hopkins analytisch entwickelte Folgerung, daß nach eben diesen Gesetzen, welche die Weltkörper in ihrer Bahn und ihrem Laufe erhalten, der Erdkern höchstens zwischen dem $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{5}$ des Erdhalbmessers flüssig seyn und die beobachtete Wärme der Erde, so wie die Vulkane überhaupt deßhalb nicht von solch einem Kerne herrühren können. Seine Untersuchungen lehren ferner, was gleichfalls schon aus Laplaces, Lagranges und Poissons Calcul unwidersprechlich hervorgeht, daß dieselben Gesetze, welche die Planeten in ihren Bahnen erhalten, auch die Unveränderlichkeit der Rotations- sowohl als der großen Achse der Planeten verbürgen. Neben der Thatsache, daß auch der unregelmäßigste Körper wenigstens drey freye Rotationsaxen besitzt, die sich im Schwerpunkte des Körpers rechtwinklig durchschneiden, trägt selbst die Abplattung des Erdsphäroids dazu bey, die Stabilität der Erdachse zu sichern. Auch Athemars hypothetische Verrückung der Erdachse durch Eisklumpen, die sich bald an dem einen bald an dem andern Pole über 10 geographische Meilen hoch anhäufen sollen, ist ein ähnlicher Traum, unsre tändelnde Zeit so ganz charakterisirend. Die Quantität des Meeres selbst, das an dieser Verrückung Schuld seyn soll, ist wie Humboldt gezeigt noch viel geringer, als sie Laplace angenommen; aber auch nach Laplace's Annahmen wäre ihr Verhältniß zur ganzen Erdmasse so unendlich klein, und in Bezug auf ihr specifisches Gewicht noch überdieß durch die größere Dichtigkeit der Erde in der südlichen Hemisphäre so gut ausgeglichen, daß eine bedeutende Verrückung der Erdachse nach mechanischen Gesetzen unmöglich ist, und ebenso ein Diluvium von solcher Ursache herrührend, wenn es auch denkbar wäre, daß das Polareis an einem Pole in einem einzigen Augenblicke schmelzen könnte. Mögen sich deßhalb manche Geologen im Spiele ihrer Phantasie an Mährchen von Eiszeiten und Erdachsen-Verrückungen ergötzen; mag eine solche Geologie, von ihren Anhängern als das schönste wissenschaftliche Produkt unsers Jahrhunderts verkündet werden, — die wahre Wissenschaft hat keinen Theil an ihr; denn ihre ganze breite Grundlage sind Hypothesen und Hilfshypothesen, sich stützend auf die Möglichkeit einer Erscheinung und auf Eigenschaften, die erst noch künftig an ihren Körpern entdeckt werden sollen!

Historische Classe.

In der Sitzung am 15. März d. J. las Hr. Legationsrath Frhr. v. Aretin folgende Abhandlung:

Ueber eine lateinische Handschrift der k. Universitätsbibliothek dahier, die Geschichte der Maria Stuart von 1560 bis 1569 enthaltend.

Maria Stuart ist ohne Zweifel eine der anziehendsten Gestalten der neueren Geschichte. Ihre Schönheit, die so einnehmend war, daß Freund und Feind sie als das liebreitzendste Weib ihres Zeitalters schildern, ihr sanftes Gemüth, ihre hohe geistige Bildung, endlich ihre Frömmigkeit und ihr entschiedenes Festhalten am Glauben ihrer Väter mit Hintansetzung aller weltlichen Rücksichten — alle diese Vorzüge würden ihr jedenfalls eine bedeutende Stelle anweisen, wenn sie auch nicht geborne Königin von Schottland, Prätendentin der Krone England und Gemahlin des Königs von Frankreich gewesen wäre. Die Anmuth ihres Geistes offenbarte sich in Allem, was sie sagte und schrieb. Ihre Dichtungen haben einen eigenen Ausdruck naiver Einfachheit verbunden mit sehnsüchtiger Schwermuth; auch viele ihrer Briefe

bekunden einen seltenen Reichthum des Geistes und Gemüthes. Neben der Poesie war Musik ihre liebste Erholung. Sie spielte die Laute und sang dazu mit bezaubernder Stimme. Und ein so vorzügliches Geschöpf, das bestimmt schien, eine halbe Welt zu beglücken, nur Freude und Segen um sich zu verbreiten, ward durch eine unheilvolle Verkettung von Umständen von einem Unfalle zum andern, von Katastrophe zu Katastrophe gedrängt, bis endlich der Tod auf dem Blutgerüste der durch so viele Leiden Gebeugten beynahe als eine Wohlthat erscheinen mußte.

Herrschbegierde, weibliche Eifersucht, vor Allem aber der Fanatismus des Sectenhasses waren die Feinde, welche die liebenswürdige Frau in ihrem Leben verfolgten; — und, wer sollte es glauben, dieser Fanatismus ist noch nicht erstorben; noch in unsern Tagen hat er einen berühmten Geschichtschreiber zum moralischen Scharfrichter der unglücklichen Königin gemacht. Aber auch an zahlreichen Freunden und Vertheidigern hat es der Verfolgten niemals gemangelt, und namentlich haben in neuerer Zeit die Werke von Chalmers, Fraser-Tytler, Miß Strickland u. s. w., besonders die neuesten Untersuchungen von Stanhope-Buckingham, alle dunklen Puncte aufgehellt, alle ungerechten Beschuldigungen beseitigt, und durch die genauesten actenmäßigen Erörterungen die geschichtliche Wahrheit hergestellt.

Zu diesem verdienstvollen Streben möchten auch wir unser Scherflein beytragen, indem wir auf eine bis jetzt ungekannte Quelle aufmerksam machen, deren Nachrichten zwar im Allgemeinen mit den in oben genannten Werken gelieferten Aufschlüßen übereinstimmen, welche aber doch auch so manches Neue bietet, und dabey einen so unzweydeutigen Charakter der Wahrhaftigkeit trägt, daß sie nicht nur als größere Bestätigung des bereits Bekannten, sondern auch als neue Aufklärungen gewährend unsere Aufmerksamkeit in vollem Maße verdient. Es ist dieß eine aus dem letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts stammende Handschrift unter dem Titel: **De rebus in Scotia gestis post serenissimae Principis Mariae Scotorum Reginae ex Gallia in Scotiam reditum.**

Der Verfasser dieser Geschichte ist augenscheinlich ein Schotte, und zwar ein Mann, der hinter den Vorhang blickte, und dem der innere Zusammenhang der Ereignisse offenkundig wurde. Wir waren anfangs versucht, den vieljährigen Rathgeber und Vertheidiger der Königin, John Leslie Bischof von Roß, für den Autor zu halten. Allein die Schreibart scheint uns merklich verschieden von jener, welche in den gedruckten Schriften des genannten Bischofs gebraucht ist; auch äußert sich derselbe in dem Fragment der schottischen Geschichte, welches Jebbs in seiner Sammlung abdrucken ließ, und welches gerade da schließt, wo unsere Handschrift beginnt — nämlich bey Marias Rückkehr nach Schottland — ausdrücklich dahin, daß er es nicht an der Zeit finde, das zu beschreiben, was unter der Regierung der Königin in Schottland sich ereignet habe. Wie könnte ich, sagt er, das Elend, das sie erduldet, die hohe Frömmigkeit, die sie kund gethan, die Geduld, mit der sie bis jetzt Alles gelitten, in würdiger Weise schildern, ohne entweder zu großer Parteylichkeit und niedriger Schmeicheley gegen sie, oder des Hasses gegen ihre undankbaren Gegner beschuldigt zu werden. Selbst eine Art von nationalem Schamgefühl hat ihn, wie er beysetzt, davon abgehalten, vor dem Auslande aufzudecken, wie weit die Undankbarkeit und Treulosigkeit seiner Landsleute gegangen sey. *)

*) Die von ihm in englischer Sprache geschriebene Defense of Queen Mary's honour, welche er zuerst 1569 zu London anonym herausgegeben, und, nachdem sie hier auf Elisabeths Befehl unterdrückt worden, im J. 1571 unter dem angenommenen Namen Morgan Philippes zu Lüttich mit einigen Veränderungen wieder drucken ließ, ist eigentlich keine zusammenhängende Geschichte der Maria Stuart, sondern eine Widerlegung der Anschuldigungen, mit welchen die unglückliche Fürstin von ihren Feinden überhäuft wurde. Diese Vertheidigungsschrift findet sich auch in der Sammlung von Anderson, und neuerlich hat sie Buckingham seinen Memoirs of Mary Stuart beygefügt.

Die vorliegende Geschichtserzählung scheint aus einer jüngeren Feder geflossen zu seyn, und wir dürften vielleicht nicht sehr irren, wenn wir irgend einen jungen Geistlichen aus dem Gefolge des erwähnten Bischofs für den Schreiber halten. Auch der Umstand, daß augenscheinlich einige Mühe auf die Form verwendet ist, und der Verfasser offenbar eine Nachahmung klassischer Vorbilder beabsichtigte, — wie er denn einige Male den handelnden Personen Reden in den Mund legt, die wohl nicht ganz in dieser Weise gehalten worden sind, — scheint für solche Vermuthung zu sprechen.

Wenden wir uns jetzt zu dem Inhalte selbst!

Die Erzählung beginnt mit der Abreise Marias aus Frankreich. Bey ihrer Ankunft in Schottland fand sie den Calvinismus bereits im factischen Besitze der Herrschaft. Die Aussicht auf den Raub der Kirchengüter hatte die meisten Großen des Reichs der Religionsneuerung zugewandt. An der Spitze derselben stand der Bastardbruder der Königin, Jacob, Prior von St. Andrew's, der aber in Folge seiner Apostasie heirathete und sich zum Grafen von Murray ernennen ließ. Mit Hülfe des Fanatikers Knox, und unter dem Vorwande, die neuen kirchlichen Einrichtungen sicher zu stellen, wußte er die Leitung der Geschäfte ganz in seine Hände zu bringen. Die achtzehnjährige Königin aber ward durch Zerstreuungen aller Art, durch Jagden, Bälle, Schauspiele, Mummereien u. dgl. von den Regierungssorgen fern gehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Monaten December 1844 und Januar 1845 in den Sitzungen der historischen Classe vorgelegten Büchergeschenke.

Von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues Lausitzisches Magazin. 21., neuer Folge 8. Band. Heft 1 — 4. Görlitz 1843. 8.

Vom historischen Filial-Verein in Neuburg a/D.:

Jahresbericht für das Jahr 1843. Neuburg 1844. 8.

Collectaneen-Blatt für die Geschichte Bayerns insbesondere die Geschichte der Stadt Neuburg a/D. und deren Umgebungen. Jahrgang 1843. Bd. III. Heft 3. Neuburg a/D. 1843. 8.

Von dem Vereine für mekleuburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresbericht, herausgegeben von Lisch und Wex, Sekretären des Vereins. Jahrgang 9. Schwerin 1844. 8.

Register über die ersten fünf Jahrgänge der Jahrbücher und Jahresberichte. Register 1. Schwerin 1844. 8.

Quartalbericht. IX. 2. 3. X. 1. Schwerin 1844. 8.

Erster Bericht über die dem großherzogl. meklenburg. Antiquarium zu Schwerin in dem Zeitraum von 1834 — 1844 gewordenen Vermehrungen von Lisch, Archivar. Schwerin 1844. 8.

Vom Hrn. Dr. Foelix in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. I. livr. 11. Novembre. Paris 1844. 8.

Von der société française pour la conservation et description des monuments nationaux à Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. Vol. X. No. 7. Paris 1844. 8.

Vom Hrn. Joh. Friedrich Böhmer in Frankfurt:

Regesta imperii. Die Regesten des Kaiserreichs von 1246 — 1313. Stuttgart und Tübingen 1844. 4.

Vom hennebergischen alterthumsforschenden Vereine in Meiningen:

Einladungsschrift zur zwölften Jahresfeyer am 14. November 1844. Meiningen 1844. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 23.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. April.
Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 15. März d. J. las Hr. Legationsrath Frhr. v. Aretin folgende Abhandlung:

Ueber eine lateinische Handschrift der k. Universitätsbibliothek dahier, die Geschichte der Maria Stuart von 1560 bis 1569 enthaltend.

(Fortsetzung.)

Es spricht für die Unparteylichkeit unsers Verfassers, daß er — obgleich eifriger Anhänger seiner Monarchin — diese Schattenseite nicht übergeht. Um so mehr dürfen wir ihm Glauben schenken, wenn er gleich darauf in einer Angelegenheit, welche von den Feinden der Königin häufig zu ihrem Nachtheile ausgebeutet worden ist, eine von der bisher üblichen Darstellungsweise ganz verschiedene Erzählung giebt. Ein junger Edelmann aus der Dauphiné, Namens Chatellart, war nach Schottland gekommen, und bald darauf — wie man sagte, wegen eines Attentates auf die Sittsamkeit der Königin — öffentlich enthauptet worden. Wenn es auch hauptsächlich der überall Skandale aufspürende Brantome war, der diese Version in Umlauf setzte, so zeigen doch schon die von Raumer mitgetheilten mangelhaften Auszüge aus des englischen Agenten Randolph Berichten, daß gleich Anfangs Murray bemüht gewesen, der ganzen Sache diese Auslegung zu geben, ohne Zweifel, um die politischen Beweggründe zu verdecken. Unsere Handschrift aber sagt ausdrücklich: „Nobilis quidam Gallus Castellarus, illustris D. Danvillaei familiaris, ... dum apud reginam de quibusdam negotiis ageret, Moravio jubente in reginae odium capite plexus est.“

Man sieht, daß Murray schon damals so ziemlich alle Gewalt an sich gerissen hatte. Noch verstärkt wurde dieselbe durch den Sieg über den Grafen Huntley, das Haupt der Familie Gordon, der — empört über die gegen die Katholiken und ihre Kirche geübten Gewaltthätigkeiten — endlich zu den Waffen gegriffen hatte. Murray kühlte seine Wuth in dem Blute der Gordons; mit Mühe entriß Maria den zweyten Sohn Huntleys dem Beile des Nachrichters. Die vorliegende Handschrift berichtet alles dieses ausführlicher, als wir es irgendwo fanden, eben so auch die Unterdrückungsmaaßregeln, welche das hierauf versammelte Parlament sanctionirte.

Unterdessen hatten sich Gerüchte in Bezug auf eine bevorstehende Vermählung der Königin Maria verbreitet. Die gute Schwester und Nachbarin Elisabeth wurde dadurch beunruhigt. Um eine Heirath mit einem katholischen Fürsten zu verhindern, ordnete sie — wie unser Verfasser erzählt — eine eigene Gesandtschaft nach Schottland ab, und forderte von Maria ein Versprechen, sich nicht ohne ihre Einwilligung zu verehelichen, wogegen sie ihr die Thronfolge in England für den Fall des eigenen kinderlosen Ablebens zusagte. Maria antwortete möglichst ausweichend; aber die englischen Abgeordneten

hatten darum ihre Zeit nicht verloren; sie knüpften Verhältnisse mit den ehrgeizigen Großen an, und von dieser Zeit datirt das enge Bündniß zwischen Elisabeth und dem herrschbegierigen Murray, das als die Quelle alles folgenden über Maria hereinbrechenden Unheiles betrachtet werden muß.

Unsere Handschrift giebt einen ausführlichen Bericht über eine Unterredung, in welcher Murray sich bemühte, der Königin Maria alle Nachtheile einer Verbindung mit einem auswärtigen Fürsten auf das Lebhafteste auszumalen, — und als die Königin ihm endlich versicherte, sie sey zufrieden in ihrem Wittwenstande und würde nicht daran denken, ihn zu verändern, wenn sie nicht fürchtete, daß die Krone dann von den Stuarts an die Hamiltons fiele, — da zeigte sich seine Ehrsucht in voller Blöße. Er scheute sich nicht, der Königin vorzuschlagen, daß sie ein Parlament berufen und ihn — ungeachtet der Makel seiner Geburt — zu ihrem nächsten Thronerben einsetzen möchte. Als Maria, sagt unser Berichterstatter, diese unleidliche Herrschbegierde des Mannes erkannte, auf den sie bisher ihr Vertrauen gesetzt, konnte sie die Thränen nicht zurückhalten. Aber bald faßte sie sich und verwies dem Halbbruder in entschiedenem Tone seine verwegenen Absichten, deren Verwirklichung bey der großen Macht und dem offenbaren Rechte der Hamiltons nur Verwirrung und Unheil über ganz Schottland bringen würde.

Da Murray diesem Plane entsagen mußte, dachte er auf andere Mittel, seine Herrschaft zu sichern. Er wußte, daß die Oheime Marias in Lothringen fortwährend auf ihre Wiederverehelichung bedacht waren und dabey Verbindungen mit regierenden Häusern im Auge hatten. Von einem solchen Gemahle fürchtete er mit Recht eine Schmälerung seines unbeschränkten Einflußes und der bisher geübten Herrschaft. Deßhalb suchte er die Königin zu einer Heirath zu bewegen, welche ihm in dieser Beziehung gefahrlos schien, nämlich mit ihrem jungen Vetter Heinrich Stuart, der den Titel Lord Darnley führte und durch seine Mutter den nächsten Anspruch nach Maria auf den Thron von England hatte. Nach Melvils Memoiren rührte die erste Idee zu dieser Verbindung von Leicester, dem Günstlinge Elisabeths, her, der darin ein Mittel fand, einer Intrigue Cecils entgegen zu arbeiten. So viel ist sicher, daß Murray und Leicester darüber Briefe wechselten, und daß ersterer hoffte, der junge, unerfahrene, vergnügungslustige Darnley werde seiner Herrschsucht keinen Eintrag thun. Er war es auch, welcher denselben aus England kommen ließ und der Königin vorstellte.

Plötzlich aber ändert sich die Scene. Elisabeth sendet Trockmorton nach Schottland mit dem Auftrage, die beschlossene Verbindung auf jede Weise zu verhindern. Murray, der der Königin von England ganz ergeben ist, und vielleicht in Darnley die gehoffte Schmiegsamkeit nicht gefunden hat, erklärt sich nun ebenfalls gegen die Heirath. Unterstützt durch die Ränke und die Geldmittel des englischen Gesandten gelingt es ihm, für seine Absichten eine mächtige Partey unter den schottischen Großen zu gewinnen, welche bald darauf die Fahne des Aufruhrs erhebt. Aber Maria bleibt fest. Nachdem sie den 29. Julius 1565 ihre Vermählung mit Darnley gefeyert und diesem den Königstitel ertheilt, rückt sie selbst an der Spitze eines Heeres gegen die Empörer.

Wenn den Berichten des englischen Agenten, aus welchen Hr. v. Raumer mit so großer Selbstgefälligkeit alle diese grellen Schilderungen von Marias Unpopularität ausgezogen hat, einiger Glauben beyzumessen wäre, so wäre es freylich unbegreiflich, warum die Empörer, die über so bedeutende Streitkräfte zu verfügen hatten und durch englisches Gold unterstützt waren, so schnell die Flucht ergriffen. Sie wandten sich nach England, der „Zufluchtsstätte für alle schottischen Verräther.“

Auf den 10. März 1566 berief Maria die drey Stände des Reichs, um in gesetzlicher Weise über den Hochverrath der geflüchteten Großen das Urtheil zu fällen. Zugleich sollten alle gegen den Katholicismus erlassenen Edicte wenn auch nicht zurückgenommen, doch wenigstens gemildert werden. Der Geheimschreiber der Königin, David Riccio, ein Piemontese, welchen der savoyische Gesandte bey seiner letzten Anwesenheit der Königin überlassen hatte, betrieb diese beyden Angelegenheiten mit großem Eifer. Aber auch die in Schottland zurückgebliebenen Freunde

Murrays waren nicht unthätig. Vor Allem waren sie bedacht, die Eröffnung der Reichsversammlung zu verhindern, und den gewandten Piemontesen, der alle Einleitungen hiezu mit vieler Klugheit getroffen hatte, und der ihnen als eifriger Katholik und treuer Diener der Königin verhaßt war, aus dem Wege zu räumen. Es ward ihnen nicht schwer, den König, der ohnehin seit einiger Zeit nicht im besten Vernehmen mit seiner Gemahlin stand, und das Vertrauen, das sie dem italienischen Secretär schenkte, mit mißgünstigen Augen sah, zu ihrem Mitschuldigen zu machen. Am 1. März ward ein geheimer Vertrag zwischen ihnen und Darnley unterzeichnet, worin die Ermordung Riccios beschlossen wurde. Unsere Handschrift versichert, daß der schwache König bey dieser Gelegenheit mit den Verschwornen übereinkam, sie in ihre Aemter und Güter wieder einzusetzen, die Uebung jedes Gottesdienstes außer dem calvinischen gänzlich zu untersagen, und die Königin für unfähig zur Regierung zu erklären. Dieser letztere Punct findet sich jedoch nicht in den von Buckingham mitgetheilten Vertragsurkunden. Wahrscheinlich ward er nur mündlich verabredet.

Gerade einen Tag, ehe das Parlament seine Arbeiten beginnen sollte, geschah die Ermordung Riccios (9. März 1566). Unser Berichterstatter erzählt dieses Ereigniß ganz in der bekannten Weise. Doch wird auch durch seine Erzählung bestätigt, daß die Königin mit ihrer Halbschwester der Gräfin Argyle beym Abendessen saß, während mehrere Herren des Hofstaates, darunter auch Riccio, in der Nähe standen. Daß Riccio mit am Tische gesessen, ist eine verläumderische Erdichtung. Die unwürdige Behandlung, welche die Königin nach vollführter Gräuelthat zu erdulden hatte, beweist, daß man zum Aeußersten gegen sie entschlossen war. Schon am zweyten Tage nach dem Ereigniß kam Murray aus England zurück; er war längst nicht nur von Allem unterrichtet, sondern höchst wahrscheinlich der Urheber des ganzen scheußlichen Complottes gewesen. Die Verschworenen waren nunmehr Herren des Königreichs; das Parlament hatten sie durch die Autorität des Königs aufgelöst, ihn selbst bethörten sie dadurch, daß sie ihm für seine Person den Thron von Schottland versprachen. Die vorliegende Handschrift berichtet mit Bestimmtheit, daß bey dieser Gelegenheit die Verabredung getroffen wurde, der Königin, falls sie nicht zum Calvinismus sich bekehre, das Leben zu nehmen, alle Katholiken zu ermorden oder aus dem Königreiche zu verjagen und allen katholischen Gottesdienst bey Todesstrafe zu verpönen. (Andere Quellen geben die Versicherung, daß Maria um diese Zeit den Mordplanen der Verschwornen nicht entgangen wäre, wenn man nicht geglaubt hätte, daß sie ohnehin den Folgen des erlittenen Schreckens unterliegen müßte.)

Da erwachte aber Darnleys Gewissen. Er warf sich der Königin zu Füssen und enthüllte ihr die ganze Furchtbarkeit der gegen sie gerichteten Plane. Sie verzieh ihm und verabredete mit ihm die Mittel zur gemeinschaftlichen Flucht. Obgleich im sechsten Monate schwanger erreichte sie noch in derselben Nacht nach einem anstrengenden Ritte das Schloß Dunbar, wo alsbald der treu gebliebene Adel sich um sie versammelte. Diese Treulosigkeit, wie sie es nannten, konnten die Verschwornen dem unglücklichen Darnley niemals vergeben; von diesem Augenblicke war sein Untergang beschlossen.

Die Mörder Riccios — Morton, Lindsay und Ruthven — flohen nach England, wo sie bey Elisabeth Schutz und Verwendung fanden; Murray aber, seine Unschuld vorschützend und Unterwerfung heuchelnd, war geblieben und wußte zuletzt auch die Erlaubniß zur Rückkehr seiner Freunde zu erwirken.

Die Königin war unterdessen von einem Prinzen (dem nachherigen König Jacob VI.) entbunden worden. Den Oberbefehl ihrer Kriegsmacht hatte sie dem Grafen Bothwell, einem persönlichen Feinde Murrays anvertraut. Auf den Ehrgeitz dieses rohen Kriegers gründeten die Verschworenen ihre neuen verruchten Plane, deren Vollführung nicht nur Darnley, sondern auch Bothwelln und Maria selbst den Untergang bereiten sollte. Der erste Gegenstand ihrer Rache war Darnley, welchen sie für den an ihnen begangenen Verrath zu bestrafen hatten. Zu dem Ende nährten sie in Bothwell den Gedanken, daß er der passende Gemahl für die Königin sey; er habe nichts zu thun, als sich von seiner Frau

scheiden zu lassen, und den König aus der Welt zu schaffen; sie würden dann seine Verbindung mit Maria nach allen Kräften befördern. Bothwell gieng in die Falle; Darnley ward ermordet, das Haus, welches er bewohnt, in die Luft gesprengt. Die Verschwornen hielten sich unterdessen ganz ruhig; nur sorgten sie dafür, daß die Meynung des Volkes sogleich Bothwell als den Mörder des Königs bezeichnete. Elisabeth war höchst aufmerksam auf diese Ereignisse; sie schickte den gewandten Killegrew nach Schottland, unter dem Vorwande von Beyleidsbezeigungen; er hatte häufige Zusammenkünfte mit den Verschwornen, welchen der Beystand der Königin von England eine mächtige Stütze verlieh.

Das Trauerspiel nähert sich jetzt seiner Entwickelung. Bothwell, ungeduldig die Früchte seiner Mißethat zu genießen, raubt am 24. April 1567 die Königin auf dem Wege zwischen Stirling und Edinburg, und führt sie zuerst nach Dunbar dann in das Schloß von Edinburg, wo er sie zwingt ihn zu heirathen.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monat März 1845 vorgelegten Druckschriften.

Durch Herrn v. Reiffenberg in Brüssel:

Compte-rendu des séances de la commission royale d'histoire, ou recueil des ses bulletins. T. 1. (4 Août 1834 — 5 Août 1837) ed. 2. Bruxelles 1844. 8.

Von dem Vereine für Geschichte der Mark Brandenburg in Berlin:

Märkische Forschungen. Band 2., erste Hälfte. Berlin 1844. 8.

XV. Zweyte Fortsetzung der Uebersicht von den wissenschaftlichen Verhandlungen und Vorträgen in den Sitzungen des Vereins. Jahr 1843. 8.

Von dem Herrn Dr. Nikolaus Haas, Pfarrer bey St. Martin und erzbischöfl. geistl. Rath in Bamberg:

Geschichte der Pfarrey St. Martin zu Bamberg und sämmtlicher milden Stiftungen der Stadt. Mit 3 Abbildungen und 114 Urkunden. Bamberg 1845. 8.

Von dem Hrn. Dr. Madler, Revierförster in Amorbach:

Geschichte und Topographie der Stadt Miltenberg in Beziehung auf die bürgerlichen Wehranstalten. Amorbach 1842. 8.

Das Kloster auf dem Engelberg. Geschichtlich topographisch beschrieben. Amorbach 1843. 8.

Von der Société française pour la conservation et la description des monuments nationaux à Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France; dirige par M. de Caumont. Vol. XI. No. 1. Paris, Caen etc. 1844. 8.

Von dem Vereine für hamburgische Geschichte in Hamburg:

Zeitschrift. Bd. 2. Heft 1. Hamburg 1844. 8.

Von dem Herrn Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue de droit français et étranger. T. II. livr. 2. Février 1845. Paris 1845. 8.

Von der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen:

Antiquarisk Tidsskrift 1843 — 1845. Förste Hefte. Kjöbenhavn 1844. 8.

Jahresversammlung den 27. Januar 1844. (Nebst einer Continuationssitzung am 27. April.) Kopenhagen. 8.

Von dem Hrn. N. C. L. Abrahams, Professor an der k. Universität zu Kopenhagen:

Description des manuscrits français du moyen âge, de la bibliothèque royale de Copenhague. Copenhague 1844. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 24.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. April.
Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 15. März d. J. las Hr. Legationsrath Frhr. v. Aretin folgende Abhandlung:

Ueber eine lateinische Handschrift der k. Universitätsbibliothek dahier, die Geschichte der Maria Stuart von 1560 bis 1569 enthaltend.

(Schluß.)

Der Verfasser der vorliegenden Geschichts-Erzählung nimmt keinen Anstand, dem Glauben seiner Zeit gemäß den geringen Grad von Widerstand, welchen die Königin Bothwells Gewaltthätigkeiten entgegensetzt, den von diesem angewandten Zauberkünsten zuzuschreiben. („Neque vero hic silentio praetereundum est, quod plerique veritati maxime conforme referunt, reginae animum a Bothvellio magicis incantationibus delusum ad speciem illam matrimonii pertractum fuisse, cum non videam, quadam alia ratione dissimile adeo anteactae ejus vitae propositum extorqueri alioquin ab ea potuisset.“) Es läßt sich nicht läugnen, daß diese Verbindung mit Bothwell ein dunkler Flecken in Marias Geschichte ist. Wenn wir aber bedenken, daß die unglückliche, von Allen verlassene, überall mit Verrath umgebene Fürstin gegen den eigenen Bruder, der ihr Krone und Leben rauben will, Schutz und Hülfe suchen muß, und diese endlich bey dem thatkräftigen Kriegsmann zu finden hofft, der schon früher ihre Sache siegreich vertheidigt hat, so werden wir gewiß zu milderem Urtheil gestimmt. (Von den berüchtigten Sonneten und Briefen an Bothwell, deren Unächtheit der neueste Biograph Marias — Buckingham — mit überwiegenden Gründen dargethan, macht unsere Handschrift keine Meldung.)

Für Marias Feinde war nunmehr der Zeitpunct gekommen, sie auf immer zu Grunde zu richten. Demselben Bothwell, den das ganze Königreich als den Mörder ihres Gemahls bezeichnet, hat sie ihre Hand gereicht. Wie könnte sie dieß, wenn sie nicht seine Schuld theilte, sagen ihre Verfolger. Dem puritanischen Haße der calvinistischen Prediger ist ein weites Feld geöffnet, sie mit seinen Verläumdungen zu überschütten. Auf allen Kanzeln wird gegen sie geeifert; ihre Anhänger werden zum Schweigen gebracht. Murray zwar ist nach Frankreich gegangen, damit man ihn nicht beschuldigen könne, er habe gegen seine Schwester und Wohlthäterin die Waffen ergriffen; aber seine Freunde sind gut instruirt. Nachdem Bothwell die Königin nach Borthwick-Castle geführt, umringen sie das Schloß mit ihrem Kriegsvolk, so daß jene sich kaum retten können. Unterhandlungen werden nun eingeleitet; aber zugleich nimmt der Abfall unter Marias oder vielmehr Bothwells Truppen überhand. Sie selbst läßt sich endlich durch die Versprechungen der Verschwornen bethören; während Bothwell mit wenigen Anhängern die Flucht ergreift, überliefert sie sich in die Hände ihrer Feinde. Im Widerspruch mit den gegen sie eingegangenen Verpflichtungen wird sie ihrer

Freyheit beraubt zuerst nach Edinburg, dann in das Schloß Lochleven geführt, und hier wird sie von Lindsay — einem der Mörder Riccios — durch furchtbare Drohungen dahin gebracht, eine Entsagungs-Urkunde zu unterzeichnen. Gleich darauf wird ihr Sohn, ein Kind von einem Jahre, zu Stirling als König gekrönt; Murray wird Regent, und die erste Verfügung, die er trifft, ist die Entfernung aller Katholiken aus den öffentlichen Aemtern, die sie noch hie und da inne hatten.

Bothwell hatte sich zu Schiffe nach Norwegen und von da nach Dänemark geflüchtet, wo er seine letzten Lebensjahre in Gefangenschaft zubringen mußte. Die von Murray begehrte Auslieferung ward von dem Dänenkönig verweigert. Unsere Handschrift giebt ausführliche Nachricht über das Bekenntniß, welches Bothwell am 5. December 1576 kurz vor seinem Tode im Schloße zu Malmar in Gegenwart des Bischofs von Stone und vier adeliger Zeugen ablegte. Deren Namen werden — wohl nicht mit ganz richtiger Orthographie — in folgender Weise angegeben: „Baringus Caldver castelli de Malmar dominus, Octobace ex castello de Chingbrach, Paris Braun ex castello de Restur, et D. Gaillionstart ex castello de Fulmunster.“ Außerdem waren noch vier Richter derselben Stadt zugegen. Nachdem diese den Sterbenden gebeten, alles zu bekennen, was er über den Tod Darnleys wisse, und nachdem sie ihn an den Tag des jüngsten Gerichtes erinnert, an welchem auch das Verborgenste vor den Augen Aller offenbar seyn werde, gab er die bestimmte Versicherung, die Königin habe um jene Frevelthat nicht gewußt, noch viel weniger habe sie ihre Einwilligung dazu gegeben, sondern er selbst habe aus eigenem Willen den Untergang des Königs bewirkt; der Beystimmung folgender Herren sey er aber vorher versichert gewesen: Jacob Graf von Murray, Robert Abt von Heiligenkreutz, die Grafen Morton, Glencaren und Argyle, die Lords Fleming, Boyd, Glammes, Hume, Jacob Balfour, Grange, Lethington und mehrere andere, welche alle, obgleich nicht sämmtlich gegenwärtig, doch durch schriftliche Verpflichtung und durch Ertheilung von Rathschlägen ihre Theilnahme bethätigten. Eben so bekannte er, daß er Zauberkünste angewendet, um die Königin sich geneigt zu machen; besonders habe er sich hiezu gewisser durch Zauberey bereiteter süßer Wasser bedient — eine Kunst, welche er in Paris erlernt habe. Auf die Wahrheit dieser Beicht empfieng er das heilige Sacrament der Eucharistie, und gab bald darauf seinen Geist auf. So viel uns bewußt ist, enthält keine andere Quelle so vollständige und bestimmte Nachrichten über Bothwells letzte Aussagen.

Ein von Murray auf den 15. December 1567 berufenes Parlament sanctionirte nicht nur mehrere Decrete zur vollständigen Abschaffung des Papstthums im ganzen Königreiche, sondern ordnete auch die fernere Gefangenhaltung der Königin an, indem es die Verfügung über ihre Person dem Ermessen Murrays anheim stellte. Am 3. Mai gelang es aber Maria durch List aus dem Schlosse Lochleven zu entkommen, und in kurzem sammelte sich eine große Anzahl getreuer Edelleute um ihre Person. Ihr erstes Geschäft war jetzt, die ihr abgenöthigte Entsagung zu widerrufen; aber unglücklicher Weise ließ sie sich abermals in Unterhandlungen ein, welche von ihren Feinden nur dazu benützt wurden, einen Theil ihrer Anhänger abwendig zu machen. Nach der Niederlage von Langside eilte Maria der englischen Gränze zu; hier angekommen forderte sie Rath von ihren Begleitern. Die Lords Harris und Boyd stimmten für die Flucht nach England; Johann Hamilton, Erzbischof von St. Andrew's, dann die Lords Levingston und Fleming beschworen sie, die Gränze nicht zu überschreiten. Endlich entschloß sich die Königin — „nescio quam in Angliae regina spem falso repositam habens,“ sagt unser Berichterstatter —, dem Rathe der beyden erstgenannten zu folgen. Aber sie sah sich nur zu bald enttäuscht, indem sie auf englischem Boden sogleich als Gefangene behandelt wurde. „Poenitentia tandem, sed sera et inutilis, animum ejus subiit, quod tantorum virorum fideli consilio neglecto omnibus fortunae periculis imprudens sese commisisset.“ Unterdessen hatten die ihr treu gebliebenen Großen, namentlich die Grafen Huntley und Argyle ein Heer von zehntausend Mann gesammelt, mit welchem sie den Regenten so sehr in die Enge trieben, daß er sich Hülfe suchend an seine alte Verbündete die Königin Elisabeth wenden mußte. Diese Hülfe ward ihm

auch alsbald gewährt. Elisabeth wußte durch die süßesten Versprechungen Maria dahin zu bringen, daß sie ihren Freunden befahl, die Waffen niederzulegen, und den Ausgang der von der englischen Königin zu York angesezten Conferenzen zu erwarten, in welchen alle Mißverhältniße zwischen Maria und ihren rebellischen Unterthanen ausgeglichen werden sollten.

Diese Verhandlungen, die Anfangs zu York, später zu London gepflogen wurden, sind in unserer Handschrift mit großer Ausführlichkeit erzählt. Mit Abscheu erblickt man das ganze Gewebe von Argliſt und Heimtücke, mit welchem Elisabeth ihr unglückliches Opfer zu umspinnen wußte. Es würde uns zu weit führen, auch hier in Einzelheiten einzugehen, um so mehr als wir über die Geschichte dieser Verhandlungen bereits eine ausführliche Darstellung besitzen, nämlich die von dem Bischof von Roß in englischer Sprache geschriebene und in der Sammlung von Anderson abgedruckte actenmäßige Relation. Für die geheime Geschichte der Conferenzen zu York und Westminster liefert jedoch unsere Handschrift mehrere interessante Aufschlüße, namentlich über das Einverständniß zwischen Elisabeth und Murray. Der Verfasser versichert, diese Aufschlüße von den beyderseitigen Bevollmächtigten selbst erhalten zu haben.

Die vorliegende Handschrift führt uns bis zu den Unterhandlungen, welche — scheinbar mit Einwilligung der Königin Elisabeth — über eine Vermählung Marias mit dem Herzog von Norfolk Statt fanden. Hier bricht sie zu unserm großen Leidwesen mitten im Satze ab. Wie Schade, daß dieselbe kundige Feder nicht auch die beynahe zwanzigjährige Gefangenschaft der unglücklichen Maria und ihren heldenmüthigen Martyr-Tod geschildert hat. Vielleicht liegt diese Fortsetzung noch in irgend einer Sammlung begraben; es wäre ein wahrer Gewinnst für die Geschichte, wenn sie aufgefunden und zu Tage gefördert würde.

Verzeichniß

der in den Monaten September, October und November an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Société Linnéenne de Bordeaux:

Actes. Tom. IV — XIII. Bord. 1831 — 1843. 8.

Bulletin d'histoire naturelle. Tom. 3. 1829. II. ed. Tom. I. 1833. Bord. 8.

Von der kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher in Breslau:

Verhandlungen. Bd. 12. 1843. II. Abth. 1844. Bd. 19. 1. Suppl. 1843. Breslau u. Bonn. 4.

Von der Académie Royale des sciences et belles lettres de Bruxelles:

Bulletin. Tom. X. No. 8 — 12. Tom. XI. 1 — 8. Brux. 1843. 44. 8.

Observations des phénomènes périodiques. (Extrait du Tom. XVII. de mémoires.) Brux. 4.

Annuaire de l'académie (année 10.) Brux. 1844. 12.

Mémoires couronnés et mémoires de savants étrangers. Tom. XVI. 1843. Brux. 1843. gr. 4.

Instructions pour l'observation des phénomènes périodiques. Brux. 4.

Vom historischen Verein von Niedersachsen in Hannover:

Vaterländisches Archiv. Heft 1 — 4. 1843. Hannover 1843. 8.

Verzeichniß der Handschriften und Incunabeln der Stadtbibliothek zu Hannover von Grotefend. Hannover 1844. 8.

Von der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte in Kiel:

Nordalbinische Studien. Neues Archiv. I. Bd. 1. Heft. Kiel 1844. 8.

Von der Geological Society of London:

Proceedings. Vol. IV. No. 98. Lond. 1844. 8.

Von der Accademia reale delle scienze di Napoli:

Rendiconto delle adunanze e de lavori. No. 1—12. Napoli 1842. 43. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hébdomadaires des séances. Tom. XIX. No. 4 — 15. Juillet — Octbr. 1844. Paris 1844. 4.

Von der imprimerie royale à Paris:

Journal des Savants. Juin, Juillet, Août 1844. Par. 1844. 4.

Durch die kais. russische Gesandtschaft:

Katalog der Mongolischen, Thibetanischen, Sanskrit ꝛc. Handschriften aufbewahrt in der Bibliothek zu St. Petersburg. St. Petersburg 1844. 8.

Von der Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Alterthumskunde in Stettin:

Baltische Studien. Jahrgang 10. Heft 1. Stettin 1844. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Stockholm:

Öfversigt af Kongl. Vetenskaps Akademiens Förhandlingar. Årg 1. No. 1 — 7 1844. Stokh. 8.

Handlingar för år 1842. Stokh. 1843. 8.

Års-Berättelse om botaniska arbeten och upptächter för är 1838. Af. Joh. Em. Wikström. Stokh. 1842. 8.

Årsberättelse om zoologiens framsteg under åren 1840 — 1842. af S. Lovén. Stokh. 1844. 8.

Årsberättelse om framstegen i Kemi och Mineralogie afgifven den 31 Mars 1844. af Jac. Berzelius. Stokh. 1844. 8.

Tal af Akademiens Praeses Herr Friherre C. G. von Brinkmann etc. Den 31. Mars 1843. Stokh. 1843. 8.

Tal af Kongl. Vetenskaps-Akademiens Praeses Herr Järta etc. hället den 31 Mars 1839. På hundrade ärs dagen efter Akademiens instiftelse. Stokh. 1843. 8.

Von dem Vereine für Vaterlandskunde in Stuttgart:

Württembergische Jahrbücher. Herausgegeben von dem statistisch-topographischen Bureau. Jahrgang 1841. Heft 2. 1843. Jahrgang 1842. Heft 1. und 2. 1844. Stuttg. u. Tübingen. 8.

Beschreibung des Königreichs Württemberg. Heft 17 — 20. Stuttg. u. Tübingen 1842 — 44. 8.

b. Von einzelnen Gelehrten:

Vom Hrn. Dr. Bernhard Bolzano in Prag:

Versuch einer objectiven Begründung der Lehre von den drey Dimensionen des Raumes. Prag 1842. 4.

Vom Hrn. Marquis de Caligny, membre de l'acad. de Roy. des sciences de Turin:

Rapport sur la machine hydraulique à flotteur oscillant. 4.

Vom Hrn. de la Casa, Prof. in Padua:

Proposizioni fondamentali del metodo differenziale dimostrate sinteticamente etc. Padua 4.

Sulle e quazioni di terzo e quarto grado. Padua 1840. 4.

Vom Hrn. Prof. Doppler in Prag:

Ueber eine bey jeder Rotation des Fortpflanzungsmittels eintretende eigenthümliche Ablenkung der Licht- und Schall-Strahlen. Prag 1844. 4.

Vom Hrn. Dr. Foelix in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. prem. 9. 10. 11. livraison. Septbr. — Octbr. 1844. Paris 1844. 8.

Vom Hrn. Ambrosio Fusinieri in Vicenza:

Risposte su la rugiada, su la scomparsa della neve etc. ad Articoli dei signori Macedonio Melloni ed Angelo Bellani. 4.

Vom Hrn. van der Hoeven en de Vriese in Leiden:

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en physiologie. (Elfde Deel. 2. Stnk.) Leiden 1844. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Ueber die Iliade und das Nibelungenlied.

Neun literarische Abendunterhaltungen in dem Museum zu Carlsruhe von **Karl Zell**, Dr. philos., großherzogl. bad. Ministerialrath ꝛc. Carlsruhe, 1843. X und 382 S.

Die Zeichen der Zeit lassen gewiß jeden Versuch als dankenswerth erscheinen, wodurch das Band zwischen der Gegenwart und Vorzeit erhalten, und den Geistern mehr eine einfache und starke Nahrung, wie sie aus den klassischen Werken der Alten und unserer vaterländischen Litteratur geschöpft werden kann, als übergewürzte, krankhaft aufreizende Mittel geboten werden. Dieß läßt sich am sichersten erzielen, wenn die Gelehrten nicht bloß zur Bewahrung der uns von den Vorfahren überlieferten geistigen Schätze, sondern auch dazu beytragen, daß die Kenntniß derselben immer weiter ausgebreitet und daß, da im Reiche der geistigen Bildung alles innig zusammenhängt, all' das Gute und Schöne, was die Vorzeit als ein heiliges Vermächtniß in den Kreisen der Religion, der Sitte und der Litteratur uns zurückgelassen hat, immer vollständiger und richtiger erfaßt werde, damit, wie bey dem Fackellaufe an den griechischen Festen, einer dem andern die Fackel der Erkenntniß und Wissenschaft übergebe, und nach Vermögen dahin wirke, daß die Flamme der Fackel selbst weder ein buntes, durch Eitelkeit und Willkühr erkünsteltes Feuerwerk, noch eine Brandfackel werde, welche die Grundlagen der Gesellschaft bedroht, sondern daß sie ihr Feuer bewahre, und darin den Abglanz eines höheren, über allem irdischen Wechsel erhabenen Lichtes stets wiederstrahlen möge.

Der Herr. Verf. des vorliegenden Werkes, einer der geistreichsten und gelehrtesten Kenner des klassischen Alterthums und der neuen Litteratur, hat zur Erreichung dieses schönen Zieles schon sehr viel geleistet, und auch in diesem einen neuen, höchst schätzbaren Beytrag geliefert. Dasselbe verdankt seine Entstehung den Vorträgen, welche er im Museum zu Carlsruhe vor einem zahlreichen Publicum hielt, um die Aufmerksamkeit und Theilnahme größeren klassischen Meisterwerken der Poesie zuzuwenden, welche jetzt in dem Gedränge kleiner und leichter Lectüre so oft unbeachtet bleiben, und auf diese Weise das Interesse für wahre und ächte Poesie im Allgemeinen zu fördern. Wer dieß thut, der gewährt nicht bloß eine flüchtige, vorübergehende Unterhaltung, in so ferne dadurch, daß er das Interesse für wahre und ächte Poesie in uns und andern weckt und belebt, zugleich die Pflege und Veredlung der Phantasie und des Gefühles, welche beyde Seelenkräfte auf das menschliche Denken und Wollen einen so mächtigen Einfluß ausüben, gegen die einseitige Ausbildung des Verstandes gewahrt, der Werth, welchen das Schöne auch außer der egoistischen Richtung auf das materiell Nützliche an sich hat, anerkannt und die Seele zur Empfindung und Aufnahme der sittlichen Schönheit und Güte gestimmt wird. Die einseitige Richtung auf das ideale und poetische Element verleitet leicht zur Schwärmerey und Verweichlichung des Charakters, die entgegengesetzte einseitige Richtung aber führt nur zu oft zu einer gewissen

Gemeinheit der Gesinnung; deßhalb soll zum Nützlichen sich stets das Schöne gesellen.

Der Hr. Verf. wählte sich zum Gegenstande seiner Vorträge zwey der größten poetischen Werke aller Zeiten, die Iliade und das Nibelungen-Lied, welche außer ihrem hohen poetischen Werthe zugleich als wahre und würdige Repräsentanten des griechischen und germanischen Geistes gelten können. Obschon er seine Vorträge nicht für Gelehrte hielt, und bey der Herausgabe derselben zunächst die Freunde der schönen Litteratur und unsere mit den klassischen Werken beschäftigten Jünglinge, welche nicht zu Sprachgelehrten von Profession zu bilden, sondern zu einem Geist und Herz veredelnden Studium derselben anzuleiten sind, im Auge hatte, und solchen Lesern einigen Nutzen und einiges Vergnügen zu verschaffen suchte, so dürfte das Buch doch auch für Gelehrte nicht ohne vielfache Belehrung seyn. Es enthält einen großen Reichthum fruchtbarer Gedanken und wichtiger Aufschlüsse über bedeutende Punkte der Culturgeschichte, welche bey gehöriger Beachtung in manche bisher irrig oder nicht vollkommen klar aufgefaßte Gebiete Licht bringen dürften. Deßhalb halten wir eine Anzeige desselben der Bestimmung dieser Blätter ganz angemessen. Wir wollen zunächst eine Uebersicht des Inhaltes geben. Im ersten Vortrage betrachtet der Hr. Verf. das Epos im Allgemeinen nach seinem Wesen, Werthe, nach seiner Geschichte und seinen Hauptgesetzen (S. 1 — 26), im zweyten (S. 26 — 89) legt er den Inhalt der Iliade dar, welchen er im dritten (S. 90 — 141) näher erörtert und beurtheilt. Im vierten und fünften stellt er (S. 142 — 209) den Inhalt des Nibelungenliedes durch eine Wiedererzählung im verjüngten Maaßstabe dar, welchen er im sechsten und siebenten (S. 210 — 282), wie er bey der Iliade that, näher ins Auge faßt. Im achten (S. 283 — 323) spricht er von der Form beyder Gedichte, im neunten (S. 324 — 382) endlich handelt er von der Entstehung derselben.

Die erste und neunte Vorlesung scheinen uns bey weitem die inhaltschwersten, weßhalb wir dieselben besonders berücksichtigen und auf die Resultate aufmerksam machen wollen, welche der gelehrte Hr. Verf. durch seine gründlichen Studien der alten und neuen Litteratur gewann.

Wie in dem Jugendalter der Individuen, so herrscht in der frühesten Bildungsperiode der Völker unter den menschlichen Seelenkräften Phantasie und Gefühl vor (S. 5), eine Erscheinung, welche auf ihre Denk- und Anschauungsweise eine doppelte Wirkung hatte. Es wurden nämlich zuvörderst Personen, Ereignisse und Handlungen der wirklichen Welt in dem Lichte der Phantasie aufgefaßt, mannigfaltig geändert und ausgeschmückt und Wahrheit und Dichtung in einander geflochten. Die freyer und kräftiger waltende Phantasie verschönerte aber nicht bloß das Wirkliche, sondern sie stellte — und diese Wirkung ist noch beachtenswerther — mit freyem Schaffen Gefühle und Vorstellungen in ihrer Weise dar, und übersetzte gleichsam die Sprache des Verstandes und der allgemeinen Begriffe in ihre Bildersprache, oder richtiger gesagt, diese Bildersprache der Phantasie ist die erste, ursprüngliche und sie ist erst im Laufe der Zeit allmählig in die Sprache des Verstandes übersetzt worden. Was die alten Völker in ihrer Kindheit in erregter Stimmung fühlten, empfanden, ahnten, sprach sich bey ihnen nicht in Begriffen aus, sondern derselbe Stoff, welchen eine spätere Zeit in Begriffen ausdrückt, stellte sich hier durch das Medium der Phantasie in analogen Bildern dar. So wurden Kräfte und Erscheinungen der Natur auf jener frühen Stufe der Menschheit auf eine so sinnliche Weise aufgefaßt und bezeichnet, daß sie als lebendige Wesen, als Personen dargestellt wurden, welche die Phantasie dann auch als solche handeln und wirken ließ. Die uns in der Sage, welche als freyes Produkt der Phantasie das ganze Fühlen, Glauben, Denken, kurz das ganze geistige Leben der Vorwelt enthält, begegnenden Wesen und ihr Wirken sind also Geschöpfe der Einbildungskraft, aber diese sind nicht von der Willkühr und Laune einzelner Menschen ausgehende Einbildungen, sondern ihre Entstehung ist das Produkt der ersten, nach innerer Nothwendigkeit und nach gewissen Gesetzen vorgehenden Arbeit des menschlichen Geistes, der gleichsam unbewußt in lebensvollen Bildern veranschaulicht, was spätere Generationen in die Sprache des Verstandes und der philosophischen

Speculation übersetzten, so daß die Sage ihrem Wesen und Inhalte nach Poesie ist, was vorzüglich berücksichtigt werden muß, wenn man die älteste Geschichte der phantasiereichen Griechen gehörig würdigen und verstehen will.

Bey einem großen Reichthume von Sagen und poetischer Produktionskraft (S. 9) entstehen allmählig, besonders wenn die einzelnen Zweige eines Volkes sich mehr einander nähern und zu größeren Ganzen verwachsen, zahlreiche, in mannigfaltiger Beziehung zu einander stehende Sagenkreise, welche den Stoff zu entsprechenden Dichtungen bilden. Bey aller Verschiedenheit, welche sich nach dem individuellen Charakter der Völker in solchen Liedern offenbart, haben dieselben die Eigenschaft mit einander gemein, daß sie, wie wild wachsende Pflanzen, aus dem Boden der Volksthümlichkeit frey hervor blühen, und durch mündliche, lebendige Ueberlieferung sich erhalten. Wie die Sage den Stoff zu den ersten und ältesten Gesängen liefert, so bereichert und formt sodann auf der andern Seite auch wieder der Gesang die Sage, und entwickelt lebensvolle, aber nur erst aufsprossende Keime zu reichen und vollen Blüthen. Die epische Poesie kommt in der Regel zuerst und vor der lyrischen zur Ausbildung und Reife (S. 12). Da die lyrische den unmittelbaren Ausdruck der eigenen Empfindung enthält, so sollte man eher das umgekehrte Verhältniß erwarten. Wenn aber auch einzelne rhythmische Aeußerungen der Empfindung das erste Element der Poesie sind, so läßt sich doch wohl erklären, warum die größern Hervorbringungen gerade auf dem epischen Gebiete vorausgehen, und warum das Epos als Kunstgattung sich früher ausbildet. Was wir bey dem Kinde sehen, daß es anfangs mehr in Gegenständen und Personen außer ihm zum Bewußtseyn kommt, als in sich selbst, das findet sich auch im Kindesalter der Völker. Ungeachtet des unmittelbaren und mächtigen Eindruckes, welchen natürlicher Weise die eigenen Erlebnisse auf jedes Individuum machen, ja gerade wegen dieses mächtigen Eindruckes gewinnt das menschliche Gemüth nicht so bald die nöthige Ruhe, um die Empfindungen seiner persönlichen Zustände zum Gegenstande poetischer Darstellung zu machen.

Auch schienen lange die Erlebnisse einzelner Menschen diesen selbst nicht so wichtig und der Ehre des Liedes würdig, wie das Lob und die Verherrlichung jener höheren Wesen, der Gegenstände des allgemeinen Glaubens und der allgemeinen Verehrung, der Götter und Heroen, eine Erscheinung, die man sorgfältig beachten muß, wenn man über die Entstehung und den Inhalt der alten epischen Gedichte und ihre Bedeutung für die Geschichte richtig urtheilen will. Die Masse der Sagen gliedert sich (S. 18) in einzelne Sagenkreise, welche sich an einen bestimmten Mittelpunkt anreihen. Diesen bildet entweder ein großes Ereigniß oder ein gefeyerter Gott oder Heros oder ein berühmter Ort. So lange nun die Sage in voller Lebendigkeit im Bewußtseyn des Volkes lebt und gleichsam noch fortwächst, oder der Zustand der Gesellschaft mit den in der Sage dargestellten Personen und Handlungen lebendige Berührungspunkte hat, ist die günstigste Zeit für das Entstehen und die Blüthe epischer Dichtungen. Wenn in solcher jugendlich kräftigen, phantasiereichen Zeit, wo die Sage noch frisch und lebendig im Bewußtseyn des Volkes lebt, ein reich begabter Genius einem Volke zu Theil wird, dann sammeln sich gleichsam die poetischen Elemente in ihm, so daß er ein Organ der gesammten poetischen Stimmung und Anlage seines Volkes wird, und die Sagenkreise, welche seine Lieder verherrlichen, sich zu großen poetischen Werken gestalten.

Der Werth und das Interesse solcher epischen Gedichte (S. 10), welche wir zum Unterschiede von spätern Erzeugnissen derselben Gattung mit dem Namen des volksthümlichen, des National-Epos bezeichnen, besteht nicht allein in einzelnen poetischen und künstlerischen Schönheiten, so viele sich deren auch in solchen Gesängen finden, sondern dieser Werth und dieses Interesse besteht vornämlich darin, daß sie den Geist der Nationen aus der Periode ihrer Jugend unmittelbar und in der schönsten Gestalt gleichsam verkörpert darstellen, in so ferne der Stoff des Nationalepos die Erfindung oder Schöpfung eines ganzen Volkes ist (S. 15). Die Sage, welche zu dem ächten und ursprünglichen Epos, dem National-Epos, den Stoff giebt, enthält ihrer Natur

nach eine wichtige, eine bedeutende Begebenheit, sey es, daß diese auf geschichtlichem Boden wurzelt, oder daß sie einen Theil der Weltanschauung des Volkes in Bildern darstellt, was häufiger der Fall ist, so daß in dieselbe nur einzelne historische Züge verflochten sind. In beyden Fällen ist dem Dichter die Möglichkeit gegeben, durch geistreiche Benützung des mannigfachen und alle Erscheinungen des Lebens berührenden Materials ein getreues Bild der Zeit zu schaffen, welcher dasselbe angehört. Wählt der Dichter historische Stoffe, so können dieselben nur aus wichtigen Ereignissen und Thaten bestehen; denn nur diese machen einen solchen Eindruck bey dem Volke und leben so frisch in dem Bewußtseyn desselben fort, daß sie Gegenstand volksthümlicher Lieder werden, und Sagen, welche eine symbolische Bedeutung haben, und die Natur- und Weltanschauung eines Volkes enthalten, haben schon dadurch einen mehr oder minder großartigen und wunderbaren Gehalt.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

J. Euler, Ueber das Notariat in Rheinpreußen. Leipz. 1844.

Dr. J. W. Planck, Die Mehrheit der Rechtsstreitigkeiten im Prozeßrecht. Götting. 1844.

J. Bentham, Traité des preuves judiciaires. Vol. 1. 2. Par. 1830.

Afr. Arnobius, Adversus gentes libri VII. Ad fidem cod. Paris. recensuit et comment. illustr. G. F. Hildebrand. Halis 1844.

L. Duncker, Des heiligen Irenäus Christologie im Zusammenhange mit dessen theolog. und anthropologischen Grundlehren dargestellt. Götting. 1843.

Socratis Scholastici historiae ecclesiasticae libri septem ex rec. Valesii. Oxonii 1844.

H. Ewald und Leop. Dukes, Beyträge zur Geschichte der ältesten Auslegung und Spracherklärung des alten Testaments. Bd. 1. Ueber die arabisch geschriebenen Werke jüdischer Sprachgelehrten, von H. Ewald. Stuttg. 1844.

Dr. J. M. A. Scholz, Einleitung in die heiligen Schriften des alten und neuen Testaments. Th. 1. Köln 1845.

Dr. A. Schweizer, Die Glaubenslehre der evangelisch reformirten Kirche dargestellt und aus den Quellen belegt. Bd. 1. Zürich 1844.

Dr. A. G. Rudelbach, Ueber die Bedeutung des apostolischen Symbolums und das Verhältniß derselben zur Confirmation. Leipz. 1844.

N. F. S. Grundtvig, Vom wahren Christenthum. Leipz. 1844.

Thomas Arnold, Remarks on the rev. G. S. Faber's Primitive Doctrine of Regeneration. Lond. 1843.

J. R. Page, The Position of the church of England in the catholic World. Lond. 1844.

Dr. Sperr, Die katholische Bewegung in England und die anglokatholische Theologie oder der Puseyismus nach den Originalquellen dargestellt. Innsbruck 1844.

R. Weaver, A complete view of Puseyism. Lond. 1843.

W. G. Ward, The ideal of a christian church considered in comparison with existing practice. Lond. 1844.

Dr. K. Schrader, Die Verschiedenheiten der evangelischen und der päbstlichen Kirche. Leipz. 1844.

P. J. C. Debreyne, Essai sur la théologie morale, considérée dans ses rapports avec la physiologie et la médecine. Par. 1843.

Examen raisonné ou Décisions théologiques sur les devoirs et les péchés des diverses professions de la société par un ancien Professeur de Théologie. T. 1. 2. Par. 1844.

Franc. de Sales, Oeuvres complètes. Nouvelle édition. T. 1—4. Par. 1839.

Dr. J. Hamberger, Die Lehre des deutschen Philosophen Jakob Böhme. München. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. April.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Ueber die Iliade und das Nibelungenlied.

(Schluß.)

Allmählig tritt eine Zeit ein, wo nicht bloß die phantasievolle Welt der Sage, sondern auch sogar der Sinn dafür sich verliert. Sobald aber die Sage gleichsam abgeschlossen ist, und der Drang der schöpferischen Kraft der Phantasie abnimmt, folgt jene Periode der epischen Poesie, in welcher sie den Stoff der Sage mehr nur sammelt und aufbewahrt (S. 14), als durchdringt und verarbeitet. Je mehr die Sage als etwas Ehemaliges und Gewesenes aus dem Glauben und Denken des Volkes zurücktritt, desto mehr hört das Volksthümliche des Epos auf, und wenn dann noch epische Gedichte entstehen, so tritt an dessen Stelle willkührliche Auswahl gesuchter Stoffe, künstlerische Absichtlichkeit, gelehrte Nachahmung; an der Stelle des volksthümlichen, des National-Epos, erscheint das kunstmäßige, das gelehrte Epos. Wenn sich die verständige Weltansicht und die Wirklichkeit gegen die Phantasie und die ideale Welt mit der weitern Entwicklung der gesellschaftlichen Zustände immer mehr geltend macht, dann geht in demselben Maaße die Zeit des Epos immer mehr vorüber.

Die Ilias ist, wie das Nibelungenlied, National-Epos. Sie gehört, wie ihr Name ankündigt, zu dem Sagenkreise, welcher an den Krieg vor Ilium sich anschloß, von welchem sie nur einen kurzen, wenn auch wichtigen Abschnitt umfaßt, nämlich die Entzweyung des Agamemnon und Achilleus und ihre Wiederversöhnung nebst den unmittelbar an beyde Ereignisse geknüpften Folgen. So steht zwar das Gedicht allerdings in inniger Verbindung mit dem Schicksale Iliums, zunächst aber dient es zur Verherrlichung des Achilleus.

Der Ursprung der Ilias ist, wie jener des Nibelungenliedes (S. 325), in Dunkel gehüllt, und die Wurzeln dieser durch die Folge der Jahrhunderte hervorragenden und kräftigen Bäume in dem Haine der Poesie verlieren sich tief unter dem Boden der Geschichte. Die Gesänge Homers waren von denen der vor ihm lebenden Aöden, deren Namen er verdunkelte (S. 333), nicht nur dem Grade und der Ausdehnung, sondern auch der Anlage, der Composition, kurz der Art nach verschieden; mit Homer beginnt eine neue Periode der Kunst. Während nämlich die früheren Sänger einzelne abgesonderte Handlungen und Abentheuer aus der Heldensage nahmen, welche sie, jedes für sich, in kürzeren Gedichten darstellten, so daß diese Gedichte einzelne Stücke, abgesondert von einander waren, wenn schon diejenigen, welche sich auf denselben Helden oder dieselbe allgemeine Sage bezogen, sich durch dieses gemeinschaftliche äußere Band an einander anreihen ließen, und wenn schon einzelne Massen solcher Lieder besondern Sagenkreisen entsprachen, finden wir in den Homerischen Gedichten eine ganz andere Anlage und Behandlung, in so ferne hier, obschon auch nur eine einzelne Handlung, eine einzelne Geschichte aus einem Sagenkreise ausgehoben wird, wie der Hader zwischen Achilleus und Agamemnon, die Rückkehr des Odysseus von Troja, diese eine Handlung durch ihre Darstellung so gestaltet und entwickelt wird, und die Hauptpersonen mit vielen

andern Personen in solche Beziehung treten, daß diese eine Handlung, ohne aus ihrer Einheit herauszugehen, zu einer reichen Größe und Mannigfaltigkeit erwächst, so daß wir hier nicht mehr eine Reihe von Bildern, von denen jedes nur einige Figuren und eine beschränkte einfache Darstellung hat, sondern ein großes historisches Gemälde mit vielen Figuren, mit mannigfaltigen Gruppirungen voll charakteristischen Ausdruckes vor uns sehen. Dadurch erst war es möglich, die Charaktere der Götter und Helden vollständig darzustellen, und ihrer geistigen Persönlichkeit ein festes Daseyn zu geben. Durch diese intensive Art der Composition wurde der Darstellung einer einzelnen Handlung aus einem Sagenkreise fast der gleiche Reichthum und jedenfalls ein höheres, mehr concentrirtes Interesse verliehen, als einer extensiv viel ausgedehnteren Darstellung des gesammten Sagenkreises.

Wolf's Ansicht (S. 334), daß die Composition der Ilias nicht vom ersten Dichter herrühre, sondern das Werk einer viel späteren nachhelfenden Zusammenfügung aus einzelnen abgesonderten kürzeren Gedichten verschiedener Sänger sey, welche mit dem nämlichen Sagenkreise sich beschäftigten, ist seit den letzten zwanzig Jahren durch gründliche Untersuchungen über Homerus und die cyclischen Dichter vielfach modificirt und widerlegt worden, so daß sie jetzt nicht mehr als die herrschende gelten kann. In der Ilias ist eine so bestimmte organische Einheit (Seite 337), daß die erste Anlage nothwendig aus einem Geiste hervorgegangen seyn muß. Der Streit zwischen Achilleus und Agamemnon, die für die Griechen unglücklichen Kämpfe nach der Entfernung des erstern, des Patroklos Untergang, des Achilleus Rache an Hektor stehen in ihren Haupttheilen in einer so innigen Wechselbeziehung und sind so consequent durchgeführt, daß alles auf die ursprüngliche Conception eines Dichters hinweist. Für diese ursprüngliche Einheit sprechen überdieß noch äußere Gründe. Die auf die Homerische Zeit folgenden epischen Sänger, welche unter dem Namen der cyclischen Dichter bekannt sind, müssen die Ilias bereits in dieser Einheit und in diesem Umfange vorgefunden haben, da, wie wir wissen, die Gedichte derselben, welche den trojanischen Sagenkreis

behandelten, theils von dem Anfange dieser troischen Geschichte gerade nur bis dahin reichten, wo die Ilias beginnt, theils gerade an den Schluß derselben anknüpften, und die Geschichte bis zum Ende Iliums fortführten. Auch war bey den alten Griechen selbst dieses die allgemeine Ansicht, und namentlich gründete Aristoteles, der gelehrteste Litterator, seine Theorie der epischen Dichtkunst vorzugsweise auf diese Einheit der Ilias und Odyssee.

Zwar trugen (S. 338) die Aöden und Rhapsoden die Homerischen Gedichte nur frey vor, und dieser Weg des freyen, mündlichen Vortrages war für die epische, wie für die übrige Poesie das immer von den Griechen vorgezogene Mittel der Erhaltung und Verbreitung dichterischer Erzeugnisse. Auch wurden diese Gedichte durch mündlichen Unterricht den Zöglingen des Sängerstandes bekannt gemacht und eingeübt. Allein daraus folgt noch keineswegs, daß alle Rhapsoden ohne schriftliche Exemplare seyn mußten; im Gegentheile deutet vieles darauf hin, daß gerade in ihren Schulen am frühesten vom Schreiben Gebrauch gemacht wurde. Bey dem vorwiegenden mündlichen Vortrag und der vorwiegenden mündlichen Ueberlieferung, so wie bey dem volksthümlichen Charakter dieser Lieder war es allerdings natürlich, daß durch Zufall und Absicht Manches im Laufe der Jahrhunderte geändert, weggelassen, hinzugethan wurde. Aus solchen Interpolationen und der schon früher erfolgten Vereinigung verschiedener, oft einander entgegengesetzter Localsagen erklären sich die einzelnen Widersprüche und Ungleichheiten, welche wir in den Homerischen Gedichten vorfinden (S. 339).

Wir glauben nicht, daß Homerus seine Gedichte selbst aufgeschrieben, sondern daß er und die Aöden und Rhapsoden der nächsten Zeit bloß durch die Kraft des Gedächtnisses und das Eindringliche des lebendigen Vortrags sie aufgefaßt, behalten und überliefert haben. Auch sind wir nicht der Ansicht, daß die Ilias anfänglich ihrer Anlage und ihrem Umfange nach ein viel kleineres Gedicht war, welches durch die folgenden, dazu dichtenden Sänger erst später seine gegenwärtige Ausdehnung erhielt, sondern wir sind überzeugt, daß sie, wie die Odyssee, gleich anfangs nach Anlage und Umfang im We-

sentlichen so beschaffen war, wie sie uns jetzt vorliegt. Der gelehrte Hr. Verf. hat einen Umstand übergangen, welcher bisher, so viel uns bekannt ist, nicht gehörig beachtet wurde, obschon er zur festen Begründung der eben ausgesprochenen Meinung vieles beytragen dürfte. Wie die griechischen Völkerschaften sich in der Zeit vor dem trojanischen Kriege zu größeren Ganzen vereinigten, so wurden auch die Götter, welche dieselben verehrten, allmählig in nähere genealogische Verbindungen gebracht, und zu einer größeren Familie vereinigt, und es traten Sänger auf, welche die Darstellung ihrer gemeinsamen Abkunft und ihrer gegenseitigen Verwandtschaft sich zur Aufgabe machten. Auf gleiche Weise wurden auch die einzelnen Sagen zu größeren Sagenkreisen verknüpft, und bey dem Streben nach Vereinigung, welches sich in allen Verhältnissen jener Zeit offenbart, und selbst nach Homerus noch deutlich hervortritt, ist es nicht wahrscheinlich, daß ein Dichter auf dem epischen Gebiete mit einer einzelnen Sage sich befaßte, an die erst später andere verwandte angereiht wurden. Es war bereits so viel durch die Dichter der früheren Zeit vorgearbeitet, die Sagenkreise hatten eine solche Ausdehnung und die Heroen und Götter so feste Charaktere erhalten, daß es für einen Sänger keineswegs eine übermäßig große, geschweige denn eine unmögliche Sache war, ein Gedicht von jenem Umfange und jener Vortrefflichkeit zu bilden, die wir an der Ilias bewundern. Hätte Homer sich auf die Behandlung abgerissener Mythen beschränkt, so hätte er bey dem in seiner Zeit vorherrschenden Streben nach Vereinigung des Einzelnen zu größern Ganzen der allgemeinen Richtung widerstrebt, und sonach unmöglich auf besondere Theilnahme und Bewunderung rechnen können. Wo aber Homerus lebte, ob er bloß die Ilias dichtete, und die Odyssee von einem andern Verfasser herrührt, oder ob beyde Gedichte einem und demselben Sänger ihre Entstehung zu verdanken haben, dürfte sich schwerlich je mit so überzeugenden Gründen feststellen lassen, daß keine weiteren Zweifel erhoben werden könnten.

Während uns, wenn wir nach dem Urheber der Ilias fragen, ein bestimmter Name, jener des hochberühmten Homerus entgegentritt, welcher mit dem ihm zugeschriebenen Werke unzertrennlich verbunden ist, wie man sich auch die näheren Umstände der Entstehung vorstellen mag, ist der Verfasser des Nibelungenliedes völlig unbekannt. Die deutsche Heldensage, welche ihm zu Grunde liegt, ist, wie die griechischen Sagenkreise, nicht das Werk eines Menschen, sondern das Erzeugniß eines allgemein wirkenden Geistes (S. 342). Wenn uns auch der Verfasser dieser vollendetsten Darstellung dieser Sage unbekannt ist, so läßt sich doch die Zeit bestimmt angeben, in welcher das Gedicht nach seiner jetzigen Gestalt abgefaßt seyn muß, so wie auch im Allgemeinen wenigstens der Theil unsers deutschen Vaterlandes, welches seine Heimath ist. Nach der Art der Sprache, des Versmaaßes und der Reime, und nach den Anspielungen, welche in andern alten deutschen Gedichten darauf gemacht werden, kann es nur am Ende des zwölften oder am Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts abgefaßt seyn, so wie nach Sprache und Inhalt des Gedichtes kein Zweifel darüber ist, daß es seiner Entstehung nach dem südlichen Deutschland angehöre (S. 348). Die Frage aber, wie und durch wen das Nibelungenlied seine gegenwärtige Gestalt erhielt, dürfte sich kaum mehr auf eine überzeugende Art ermitteln lassen. Daß es viele alte Lieder gab, welche diesen Theil der Heldensage zum Inhalt hatten, kann keinem Zweifel unterliegen, da die deutsche Heldensage von der frühesten Zeit an, so lange sie in der lebendigen Theilnahme des Volkes forlebte, immer durch das Organ der Poesie sich erhielt und erneuerte. Man nimmt mit Grund an, daß unter den alten Liedern, welche Kaiser Carl der Große sammeln und aufschreiben ließ, auch Lieder aus dem Sagenkreise von Siegfried und dem Untergange der Nibelungen waren. Doch alle diese ältern Darstellungen dieser Sage in besondern Liedern sind untergegangen, und das Nibelungenlied ist für uns, wie das älteste, so auch das vortrefflichste deutsche Gedicht, welches diesen Gegenstand behandelt. Die andern, dem deutschen Mittelalter angehörenden, auf das Nibelungenlied folgenden Darstellungen desselben Gegenstandes, die selbst wieder unter einander in großen Abständen verschieden sind, können an Werth und Interesse

mit dem Nibelungenliede nicht zusammengestellt werden (S. 347). Was die Grundlage desselben anbelangt, so führt der Hr. Verf. (S. 369 ffg.) sowohl die Ansichten derjenigen Gelehrten an, welche dieselbe für historisch halten, als auch die derjenigen, welche annehmen, daß sie mythischer Natur sey. Wir vermuthen, daß, wie bey der Ilias, so auch bey diesem Gedichte die Grundlage der Mythologie angehört, daß aber im Laufe der Zeit historische Ereignisse an dieselbe geknüpft wurden. Auch Herr Zell neigt sich auf diese Seite, und rechtfertigt die mythologische Erklärungsweise (S. 375 ffg.) durch sehr triftige Gründe, die wir nicht vollständig anführen können. Wir wollen bloß den Schluß seiner Bemerkungen mittheilen.

„Viele Anzeichen und Gründe, sagt er, deuten darauf hin, daß, wie bey der Göttersage, so auch bey der Heldensage, ihrer unmittelbaren Fortsetzung nicht historische Begebenheiten und Personen, sondern vielmehr Anschauungen, Gedanken, Ideen die Quelle ihrer Entstehung, ihr Geist sind, die historischen Bestandtheile dagegen gleichsam nur ihr Leib, die Einkleidung jener Gedanken. Da wir nun bey allen Völkern finden, daß ihre Lebensansichten, Meinungen, Grundsätze, je weiter wir in die Vorzeit zurückgehen, immer um so enger mit ihrem religiösen Glauben zusammenhängen, so kann man wohl sagen, daß, wie bey der Göttersage, so bey der Heldensage Anschauungen und Sätze aus dem Gebiete des Glaubens den eigentlichen Kern der Sage bilden.“

Uschold.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

S. Jablonowski, Das religiöse und kirchliche Element in der gegenwärtigen Bestrafung u. s. w. Königsb. 1843.

Fr. Hurter, Reden und Predigten. Schaffhausen 1844.

J. Henry Newman, Sermons chiefly on the theory of religious belief, preached before the University of Oxford. Lond. 1843.

J. H. Newman, Sermons bearing on Subjects of the day. Lond. 1844.

M. Audin, Histoire de Léon X. T. 1. 2. Par. 1844.

J. Vignier, Les chroniques de l'Evêché de Langres, traduites du latin, continuées jusqu'en 1792 et annotées par M. Jobilois. Chaumont 1842.

M. D. Gousset, Les actes de la province écclésiastique de Reims. Vol. 1—3. Reims 1842—43.

S. R. Maitland, The Dark Ages; a series of essays intended to illustrate the state of religion and literature in the 9. to 12. centuries. Lond. 1844.

J. Marx, Geschichte des heiligen Rockes in der Domkirche zu Trier. Trier 1844.

Die Staatskirche Rußlands im Jahre 1839. Nach den neuesten Synodalberichten dargestellt. Schaffhausen 1844.

Artaud de Montor, Considérations sur le régne des quinze premiers papes qui ont porté le nom de Grégoire. Par. 1844.

Dr. J. C. L. Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 4. Aufl. Bd. I. Abth. 1. Bonn 1844.

Jules Simon, Histoire de l'école d'Alexandrie. T. I. Par. 1844.

Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica da S. Pietro sino ai nostri giorni compilato da Gaetano Moroni Romano. Vol. 1—25. A — Fo. Venezia 1840—44.

E. Fr. Dronke, Traditiones et antiquitates Fuldenses. Fuldae 1844.

L. Tosti, Storia della badia di Monte-Cassino, divisa in libri nove ed illustrata di note e documenti. Vol. 1—3. Napoli 1843.

Dr. H. Reuchlin, Geschichte von Port-Royal. u. s. w. Hamb. 1844.

F. Genin, Les Jésuites et l'Université. Strasburg 1844.

Des Jésuites; — par un Jésuite (P. A. Cahour). P. 1. 2. Par. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Strabonis Geographica recensuit commentario critico instruxit Gustavus Kramer gymnasii regii Gallici Director. Volumen I. Berolini prostat in libraria Friderici Nicolai MDCCCXLIV. XCIV. 470.

Eine tüchtige Bearbeitung Strabos mit dem erforderlichen kritischen Apparate war ein längst gefühltes Bedürfniß, und Kramers Ausgabe, seitdem bekannt geworden, daß er sich dieser Mühe unterzogen habe, von allen Philologen höchst ersehnt. Im Strabo liegt uns die alte Geographie zumeist im Großen erhalten, und wenn man auch sieht, daß er vieles von dem, was er beschreibt, nicht selbst besucht hat und nur andern folgt, wie wir dieses von den uns nahe gelegenen Gegenden, den Alpen, bedauern müssen, so ist er doch durch seine Zusammenstellung schon den Alten vorzugsweise ὁ γεωγράφος geworden, für uns aber dieses in einem so höhern Grade, als wir viele Hilfsmittel, welche die Alten noch außerdem besaßen, gänzlich entbehren.

Aber der Text ist in sehr verdorbener Gestalt überliefert und die erste Ausgabe von Aldus, d. h. die Vulgata aus einem der geringsten Manuscripte (Paris. 1395 bey Kramer p. XIX) geflossen; eine schon früher gemachte lateinische Uebersetzung des Guarinus giebt eben so wenig Aushilfe; erst Holzmann (Xylander) hatte im 16. Jahrhundert durch eine bessere Uebersetzung und beygegebene Bemerkungen den Grund zu einem besseren Verständniß gelegt. Zwar war ihm Strabo nicht was Plutarchus, aber mit guter Sachkenntniß ausgerüstet hatte er zuerst über viele Stellen Licht verbreitet und das Falsche weggeräumt, an andern aber den Weg zum Richtigen gebahnt. Wer sich an einem solchen Codex versucht hat, wird die Schwierigkeiten erfahren haben und das Geleistete zu würdigen wissen; uns ist jetzt vieles leicht, was damals dem Xylander, der außer dem Aldinischen Texte keine Handschrift benutzen konnte, unübersteigliche Schwierigkeiten darbot.

J. Casaubonus hatte in seinem 28. Jahre einen vollständigen Commentar geliefert; zunächst lag ihm an der Erklärung Strabos durch Vergleichung mit andern aus dem Alterthume erhaltenen Notizen, und wie er in der Exegese überhaupt ein unübertroffenes Muster bildet, und das rechte Maaß zu halten versteht, nichts umsonst und nirgends zu viel, wie sein Zeitgenosse Salmasius, sagt, so gehört auch sein Commentar zu Strabo zu dem Besten, was er geliefert hat, und reiht sich würdig seinem Athenäus an. Das Geographische, das so vielfach verschrieben und verdorben ist, wurde durch Zusammenstellung mit Plinius, Ptolomäus u. a. aufgezeigt und berichtigt. Eine Wiederholung dieser Anmerkungen würde als Beylage auch diese neue Ausgabe nicht verunstalten und müßte mit Dank angenommen werden.

Die große französische Uebersetzung war wenigstens Veranlassung, dem Strabo größere Aufmerksamkeit zu widmen und hatte zur Benutzung und Würdigung der Handschriften geführt, wenn schon der unmittelbare Gewinn für den Autor selbst wenig größer war, als die der deutschen Ausgabe des Textes durch Siebenkees — Tzschucke — Friedemann.

Dagegen muß Coraes Verdienst um den Text des Strabo um so höher angeschlagen werden; wir glauben nicht zu irren, wenn wir diese als die beste und vorzüglichste Arbeit dieses einzigen Griechen erklären; er arbeitete rasch und hat dadurch, wie im Plutarch, sich viele Vorwürfe mit Recht zugezogen; für Strabo aber war er schon früher bey der französischen Uebersetzung betheiligt, daher mit diesem Autor vertraut, so daß ein neues wiederholtes Studium diesem vorzüglich zu gut kam. Die Sprache ist es besonders, die hier berücksichtigt wurde, und man muß dem feinen Urtheile und der gründlichen Kenntniß dieses Hellenen fast immer beystimmen, aber auch die Sache ist mehr, als man von einem Neugriechen erwarten sollte, mit glücklichem Erfolge beachtet.

Großkurd hat in seiner deutschen Uebersetzung zuletzt viele Berichtigungen des Textes geliefert; wir kennen sie nur aus Kramer's Angaben, und müssen gestehen, daß er an einigen Stellen nicht bloß eine Lücke entdeckt, sondern sie auch vollkommen glücklich ausgefüllt hat, wie p. 169. 331.

Wir haben damit die Verdienste der Frühern um Strabo etwas billiger als der neueste Herausgeber beurtheilt, der namentlich gegen Koraes ungerecht ist. Das zweydeutige Lob, das diesem gespendet wird, gegenüber dem entschiedenen Tadel (p. VII cum .. neque omnino satis perspectum haberet, quod esset in tractandis veterum scriptis critici munus, spectavit magis quid scribendum fuisse putaret, quam quid fuerit scriptum, neque ea usus est diligentia iudiciique subtilitate, quae in tali negotio requiritur; inde factum est, ut cum permultos locos mutaret, haud paucos quidem egregie sanaret, non pauciores tamen corrumperet, multo plures denique eosque corruptissimos non attingeret.) nimmt sich ganz eigen aus, wenn man unbefangen das von beyden Geleistete entgegenstellt. Allerdings war Koraes Absicht nicht, alle Handschriften zu vergleichen, die Familien dieser zu bestimmen, den ältesten Zustand nachzuweisen, und auf diesen hin dem Autor die möglichste Integrität zu geben, wie wir es verlangen, aber er hatte auch so, mit den bis dahin bekannten Mitteln unterstützt, und andere bedeutendere hatte selbst Kramer nicht, eine Menge von Fehlern zuerst gesehen und glücklich gehoben, und was wäre Kramers Text ohne Koraes Recension, dem er selbst so oft folgt, und gewiß noch weit öfter gefolgt seyn würde, wäre er in demselben Grade wie jener der hellenischen Sprache mächtig gewesen?

Ohne handschriftliche Mittel ist, so wenig sie auch zureichen, in diesem Autor nicht weiter zu kommen; das hatte man schon frühe erkannt und bereits im 16. Jahrhundert hatte ein Schotte, Heinrich Scrimger, sechs Handschriften, darunter die älteste (A) zu eigenem Gebrauche verglichen, deren Benutzung theilweise wenigstens und mittelbar Casaubonus zu gut gekommen ist; Siebenkees fand das Exemplar in Rom wieder in der Barbarinischen Bibliothek p. XXXVIII. Ein besonderes Verdienst hat sich der Engländer Falconer in dieser Hinsicht erworben, der sich für seine Ausgabe die Vergleichung von fünf Pariser, vier Florentiner, einer Etoner, Madrider und Moskauer, also nicht weniger als von zwölf Handschriften zu verschaffen wußte. Von den bey Kramer p. XC aufgezählten drey und zwanzig Codices waren vierzehn schon vor ihm verglichen, von den übrigen neun hat er nur D, der die letzten acht Bücher, und F, der die letzten fünf Bücher enthält, vollständig durchgesehen, die andern aber in so ferne geprüft, um ihren Werth und ihr Verhältniß zu erkennen.

Das geographische Werk Strabos besteht in den Handschriften gewöhnlich aus zwey Theilen, wovon der eine die ersten neun, der zweyte die übrigen acht Bücher enthält.

Die älteste und merkwürdigste ist A (Parisiensis 1397) den ersten Theil enthaltend, von Scrimger, dann von Villebrun, zuletzt von Kramer (ipse quanta potui cura eum excussi) verglichen, so daß wir jetzt in allem den Angaben unsers Herausgebers trauen dürfen; dieses ist nebst der aufgefundenen Epitome des siebenten Buches die vorzüglichste Zierde der neuen Ausgabe.

Der Mediceus B, die ersten zehn Bücher enthaltend, von Abr. Gronov, dann von Bandini für Falconer verglichen, ist von Kramer nur im V. u. VI. Buche gebraucht worden.

Die Pariser C, früher von Brequigny, dann von Villebrun für Falconer, für Kramer von Philippi und Weiland verglichen, läßt noch viele Bedenken durch die beygesetzten Fragezeichen, die der Herausgeber beyzufügen sich genöthigt fand; es wäre zu wünschen gewesen, daß über die zweifelhaften Stellen eine wiederholte Einsicht sicheren Aufschluß ertheilt hätte. Außer dem obigen D, einem Venetus, F Vaticanus sind von einem vollständigen Vaticanus g die ersten neun Bücher durchgesehen.

Dieser neue Apparat des Strabo ist daher nicht so bedeutend und entspricht den erregten Erwartungen gar wenig; er ist mehr eine Revision des schon bekannten, und rechnet man die nochmalige höchst verdienstliche Vergleichung von A und die neue Zugabe von D, F und die theilweise von g ab, so sind wir in den übrigen auf die schon bekannten Collationen, wie sie die Oxforder Ausgabe bietet, beschränkt und in allem diesen um nichts sicherer als vordem.

Dagegen fand Kramer im Vatic. 482 (E) eine Epitome, welche dadurch besondere Bedeutung gewinnt, daß ihr Verfasser das VII. Buch, das in allen unsern Handschriften verstümmelt ist, vollständig vor sich hatte und reichhaltiger excerpirte, als der Epitomator des Codex Palatinus, der gleichfalls ein vollständiges Exemplar vor sich hatte. Diese höchst wichtige und erfreuliche Entdeckung, die uns für den verloren gegangenen Theil jenes Buches schadlos halten muß, hat Kramer in einem besonderen Programm bekannt gemacht, Tafel aber hat diese Vaticana Excerpta verbunden mit den Palatina neulich herausgegeben.

Ueber die Codices des Strabo, wie über die verschiedenen vorhandenen Auszüge giebt die Praefatio reichhaltige Belehrung. Da der Herausgeber außer der Etoner, Madrider und Moskauer, welche von untergeordneter Bedeutung und vielleicht aus A abgeschrieben sind, die andern Handschriften alle selbst eingesehen hatte und daher ihren Werth im Allgemeinen sicher bestimmen konnte, so ist diese Einleitung für den Zustand des Textes in den geschriebenen Büchern von größter Wichtigkeit, und kann zugleich als ein Muster für ähnliche Arbeiten betrachtet werden.

Besondere Schwierigkeiten bieten die Bücher VII. VIII. IX; die Pariserhandschrift A war hierin einst vollständig und ist demnach die einzig erhaltene, während alle andern in jenen Büchern Lücken tragen und nur Auszüge des Ganzen, nicht das Ganze selbst geben. Aber in jenem A sind ganze Quaternionen ausgerissen und die Ränder von I. VIII. IX bis in zwanzig Buchstaben hinein angefressen. Eine spätere Hand hat die Lücken großentheils ergänzt, nach Du Theil (der diesen Codex als die Quelle betrachtet, aus welchem alle vorhandenen abgeschrieben sind), aus Stephanus, Eustathius u. a., wie aber Kramer nachweist, aus einem Exemplare Strabo's, das selbst in einigen Theilen lückenhaft war. Da dieser erste Band der neuen Ausgabe nur sechs Bücher umfaßt, so muß die nähere Nachweisung aus dem zweyten Theile geholt werden, und wir wünschen, daß es dem Herausgeber gelingen möge, den ursprünglichen Zustand des Textes und die spätern Veränderungen überall klar und anschaulich zu machen.

Welchen Gebrauch der Herausgeber von seinen Mitteln gemacht hat, sagt er selbst p. XCIII: in scripturis horum codicum laudandis hanc secuti sumus rationem, ut ex iis qui auctoritatem aut magnam aut aliquam habeant, omnem discrepantiam quanta potuimus fide, adnotaremus, quatenus in nostram venerat notitiam: reliquorum autem scripturas in universum negligeremus, atque iis modo locis commemoraremus, quibus aut editionum priorum scriptura inde manavit, aut aliam ob causam notatu dignas eas iudicavimus. Man möchte gerne auf das Urtheil und die Kenntniß Kramers bauen, daß nichts Wesentliches übergangen ist, wenn schon dieses Verfahren nicht leicht allgemeine Zustimmung erlangen wird; indessen Varianten von codices, die aus A abgeschrieben sind und nichts Neues geben, können ohne Schaden entbehrt werden, und wenn Casaubonus etwas aus Handschriften anführt, was wir nicht angegeben finden, so wollen wir hierin Kramern trauen und jenes für einen Irrthum halten, vergl. XLI z. B. p. 325, wo Casaubonus sagt, statt Ἀτησινὸς hätten die veteres libri ἀτησιανος, was schon der Accent unwahrscheinlich macht.

Wenn wir den Werth dieser neuen Bearbeitung kurz bezeichnen sollen, so besteht dieser darin, daß wir jetzt wenigstens in den oben vom Herausgeber selbst verglichenen Handschriften sichere Angabe haben, und der Text nach den bisherigen Erfolgen der Kritik und theilweise eigenen Versuchen berichtigt erscheint. So ist manches besser gestaltet; der Parallelkreis, der sonst durch Thinae, διὰ Θινῶν, gezogen war, ist verschwunden und nach Handschriften in das richtige δι' Ἀθηνῶν übergegangen, suche die Amerk. p. 100; da die Stellen Strabos deutlich belegen, daß dieser Ort zwischen den Säulen des Herkules und dem Taurus zu suchen sey, so kann nicht der äußerste Punkt Indiens gemeint seyn.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Schluß.)

J. Crétineau-Joly, Histoire réligieuse, politique et littéraire de la compagnie de Jésus, composée sur les documens inédits et authentiques. T. 1. 2. Par. 1844.

A. Sayous, Etudes littéraires sur les écrivains français de la réformation. Vol. 1. 2. Par. 1841.

Th. Stephen, The history of the church of Scotland, from the reformation to the present time. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

Chr. Möhrlen, Das Buch der Wahrheitszeugen oder der protestantisch-evangelischen Kirche Fortdauer in allen Jahrhunderten. Bd. I. 1. Basel 1844.

Beyträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Livland. Heft 1. Livländische Kirchen- und Prediger-Matrikel (von Napiersky). Riga 1843.

Dr. C. Riffel, Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit von dem Anfange der großen Glaubens- und Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Tage. 2. verb. Aufl. Th. 1. Mainz 1844.

B. Glasius, Geschiedenis der chritelijke kerk en godsdienst in Nederland. Deel 3. en laatste. Amsterdam 1844.

H. Wegener, Geschichte der christlichen Kirche auf dem Gesellschaftsarchipel. Bd. I. Berlin 1844.

F. Trechsel, Die protestantischen Antitrinitarier vor Faustus Socin. Heidelb. 1844.

C. L. A. Sydow, Beyträge zur Charakteristik der kirchlichen Zustände Großbritanniens. I. Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse der schottischen Kirchenfrage. Potsdam 1844.

K. H. Sack, Die Kirche von Schottland. Th. 1. Heidelberg 1844.

Af. Nunes de Castro, Historia da vida, acções heroycas e virtudes insignes do glorioso S. Fernando rey de Castella e Leam. Lisboa 1728.

Ed. de Fleury, Histoire de Sainte Radégonde, reine de France au VI siècle et patronne de Poitiers. Poitiers 1843.

H. Petri, Leben des heiligen Johannes Capistranus. München 1844.

E. J. Delécluze, Gregoire VII. Saint François d'Assise. Saint Thomas d'Aquin. T. 1. 2. Par. 1844.

C. Bindemann, Der heilige Augustinus. Bd. 1. Berl. 1844.

Dr. J. N. Brischar, Beurtheilung der Controversen Sarpi's und Pallavicini's in der Geschichte des Trienter Concils. Bd. 2. Tübingen 1844.

Ad. Schliemann, Die clementinischen Recognitionen, eine Ueberarbeitung der Clementinen. Kiel 1843.

Dr. A. L. Richter, Antiqua canonum collectio, qua in libris de synodalibus causis compilandis usus est Regino Prumiensis. Marb. 1844.

Dr. M. Dupin, Manuel du droit public ecclésiastique français. Par. 1844.

Ant. Pereira de Figueiredo, Tentativa theologica, em que se pretende mostrar, que impedido o recurso a se apostolica se devolve aos Senhores Bispos . . . Lisboa 1769.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Strabonis Geographica recensuit commentario critico instruxit Gustavus Kramer.

(Fortsetzung.)

Die Verbesserungsversuche anderer sind in den Anmerkungen angeführt, wo einiges zu berichten ist z. B. 81, 18 ist ἡ δ' 385, 5 ἐγκατοικίσαντας nicht von Koraes, sondern von Casaubonus. 402, 6 ist λᾶον für λαοὶ schon lange vor Niebuhr von Xylander verbessert worden. 97, 5 ist καὶ schon vor Kramer von Brequigny zugesetzt. 343, 1 ist Ἀκουαιστατιέλλαι eine Verbesserung von Casaubonus, u. a., was bey einer so großen und beschwerlichen Arbeit unvermeidlich bleibt. Nur was Wahrscheinlichkeit hat, ist angeführt, was entschieden falsch, ist absichtlich übergangen, ein Verfahren, das wir nicht mißbilligen, wenn wir gleich nicht begreifen, wie es kommt, daß so manche beachtenswerthe Vorschläge Casaubonus stillschweigend übergangen sind, z. B. p. 325, 1, wo er εἰς tilgt, p. 366, 27, wo der Weg von Ostia bis Rom zu 190 Stadien (gewiß zu viel!) angegeben ist, Casaubonus aber aus Plinius **III, 5 XVI MP** im Texte ρλ vermuthet. P. 365, 8 καταπλαγέντες τὴν ἀρετὴν τοῦ τε Ῥωμύλου καὶ τῶν μετ' ἐκείνου βασιλέων ὑπήκοοι πάντες ὑπῆρξαν. So hat Kramer ohne Bemerkung, sollten wirklich die Codices dieses geben? jeder wird ἐκεῖνον herstellen, was ich in den Ausgaben finde; fast sollte man vermuthen, daß es nur ein arges Druckversehen sey.

Im allgemeinen hält sich der Herausgeber mehr an die Handschriften gegen Koraes, wo gleichwohl die Sprache nothwendig das fordert, was dieser zuerst hergestellt hat, während wir umgekehrt an einigen wenigen Stellen die handschriftliche Lesart gegen jenen in Schutz genommen hätten; er hätte unserer Ueberzeugung nach noch viel weiter gehen sollen, da auch Koraes vieles übergangen hat.

Wer sich mit so mühevollen Arbeiten je beschäftigt hat, weiß aus Erfahrung, wie das Zusammentragen und Anordnen des Materials nicht vortheihaft wirkt, den Gegenstand selbst unbefangen zu betrachten und zu fördern, der Geist wird durch jene Last gedrückt und die Aufmerksamkeit zu sehr auf das Aeußere gerichtet, daher Leser, welche den reinen Genuß solcher Arbeiten haben und ungestört die Sache allein betrachten, manches sehen und finden, was dem Herausgeber entgangen ist. Niemand mag die Wahrheit dieser Bemerkung mehr und unangenehmer empfunden haben, als Immanuel Bekker; nachdem er die Varianten der besten Handschriften, die er verglichen, mit aller Mühe zusammengestellt hatte, sind andere gekommen und haben den Werth von diesen nachgewiesen und damit dem Texte selbst eine ganz andere Gestalt gegeben. So denke man ja nicht, daß wir mit Strabo dem Abschluße viel näher gerückt seyen; vielmehr kann jetzt erst auf der fester gewonnenen Basis mit größerer Sicherheit fortgeschritten werden.

Der Herausgeber hat einiges mit Glück hergestellt; dahin rechnen wir zunächst p. 143, 11, wo eine untrügliche Rechnung die Aenderung von μύρια τρισχίλια in μύρια ἑξακισχίλια ὀκτακόσια, nothwendig macht, so weit auch die Worte von dem Ueberlieferten abgehen. p. 110, 5 παρ-

ἔχουσι für περιέχουσι, geistreich obschon unsicher ist p. 234, 15 Ὀλυσιπ[ὼνα] für ὄλοσιν. p. 364, 23 ὅ γε Κοίλιος, der Geschichtschreiber Coelius Antipater für κύλιος oder ὁ κεκύλιος, woraus man Καικίλιος gemacht hat. p. 365, 18 Λανουίῳ statt Λαουινίῳ, ferner vergleiche man p. 137, 30. 274, 16. 314, 19. 331, 19. 370, 7. 432, 19 Γελῴων für Ἰώνων, was die Spuren der Handschriften λέγω ιων und die historischen Nachrichten bestätigen; eine Verbesserung, dergleichen wir recht vielen in diesem Autor zu begegnen wünschten; dagegen müssen wir anderes als völlig verunglückt betrachten, wie wenn neue Wörter gebildet werden p. 9, 24 διακρατύναντας. 85, 3 καθ' ἑκάς, oder 54, 19 aus προστίθησι ein neuer Imperativ προστίθητι in den Text genommen wird, wie denn Grammatik nicht die stärkste Seite Kramers zu seyn scheint; eben so wenig verstehe ich, wie 376, 16 ἡ μὲν οὖν ἡ πόλις ἐφ' ὕψους κεῖται, wo das zweyte ἡ nur aus Aldus aufgenommen ist, irgend wie griechisch seyn soll. Einiges konnte leicht entfernt werden, wie p. 259, 6 πέμπονται δ' ἀπ' αὐτοῦ δύο πρεσβευταί, wo die Sprache ὑπό fordert. 146, 22 εἰ . . τέμνῃς, wo τέμνοις zu ändern war.

Das Streben aus der Verwechslung der Buchstaben in Uncialschrift eine Correction anschaulich zu machen, ist allzu bemerkbar und wir wünschten dieses in den folgenden Bänden möglichst vermieden. Ist die Verbesserung richtig, so bedarf es dessen gewöhnlich gar nicht, denn der Leser sieht es von selbst; ist aber die ganze Deduction dieser Art verunglückt, wie hier so oft der Fall ist, so schadet es doppelt.

Wir haben damit den Charakter dieser Ausgabe bezeichnet mit ihren Vorzügen und Gebrechen, vielleicht scheint unser Urtheil weniger günstig als man erwartete, aber nur wer den Zustand Strabos nicht kennt, kann darin einen unbilligen Tadel finden. Wenn wir es im Folgenden versuchen, Einiges von dem, was uns bey der Lectüre dieses Bandes aufgestossen ist, hervorzuheben, so glauben wir durch obige Bemerkung jedes Mißverständniß weggeräumt zu haben, dem Herausgeber aber gerade so thatsächlich zu beweisen, welch hohen Werth wir seiner Bearbeitung beylegen, und wie sehr wir die baldige Beendigung des Ganzen wünschen.

Die ersten zwey Bücher enthalten eine Einleitung in die Geographie; sie sind ermüdend und langweilig durch die verkehrte Bewunderung Homers, die in dem Dichter alle spätern Entdeckungen finden will und das vernünftige Urtheil des Eratosthenes vergebens bestreitet; aber sie sind auch höchst wichtig und interessant, weil hier allein und sonst nirgends die allmählige Ausbildung geographischer Kenntniße bey den Griechen vorliegt, und man lernt, wie sie mit vielen Kämpfen und Irrthümern erst allmählich zur richtigen und deutlichen Anschauung gelangt sind. Die Beschreibung beginnt im dritten Buche von Westen mit Spanien, geht im vierten auf Gallien und Britanien und die Alpen über und behandelt im fünften und sechsten Buche Italien und Sicilien.

Pag. 12, 4 Hipparchus sagte, daß geographisches Studium ohne die dazu gehörigen astronomischen Kenntnisse nicht möglich sey, οὗτος δὲ δὴ ταῦτά φησιν. Ἅπαντές [τε] ὅσοι τόπων ἰδιότητας λέγειν ἐπιχειροῦσιν, οἰκείως προσάπτονται καὶ τῶν οὐρανίων καὶ γεωμετρίας. Hier ist τε von Kramer beygefügt, der die Bemerkung macht: δὲ frustra tentatum a Cas. et Grosk. cf. p. 9. 18. 33 passim. Was Casaubonus wollte, erfährt man gar nicht, er wollte aber vollkommen richtig οὗτός τε δή, nur daß er falsch dann ἅπαντες δὲ vermuthete, während die Sprache fordert: οὗτός τε δὴ ταῦτά φησι καὶ ἅπαντες. Es hätte beachtet werden sollen, daß δὲ δή wie hier gar nicht griechisch ist; hier wird das eine abgemacht, und mit diesem verbindet sich etwas neues, zu welchem der Uebergang geschieht; das kann aber nie und nimmer δὲ δή, sondern muß immer τε δή . . καὶ . . seyn, bey einigen Autoren sehr gewöhnlich, wie Pausanias, bey andern wie Strabo nicht ganz selten. P. 317, 19. 352, 23. 37, 18. Wer wird sich nicht wundern, daß Kramer 106, 16 τούτους γε δὴ τοιαῦτα λέγειν καὶ τοὺς ἀρχαίους πίνακας τούτοις ὁμολογεῖν Coraes sichere Emendation τε δή nicht aufgenommen hat, wo γε δή gleichfalls ungriechisch ist? eben so richtig hat Coraes 50, 10 ταῦτά τε δή geschrieben und 313, 10 ταῦτα δὴ νομίζεται ἐξ

αὐτῆς καὶ δέρματα καὶ ἀνδράποδα. τε δὴ hergestellt. Eine andere bis jetzt nicht beachtete Stelle ist 14, 13 ἐκ δὲ δὴ τῆς παλαιᾶς μνήμης καὶ ἐκ τοῦ λόγου μαρτυρεῖται τὰ λεχθέντα ἐν ἀρχαῖς ὑφ' ἡμῶν. διαφερόντως δὲ ἐπάγεσθαι δοκεῖ μοι πρὸς τὰ νῦν ἐκεῖνος ὁ λόγος, διότι τῆς γεωγραφίας τὸ πλέον ἐστι πρὸς τὰς χρείας τὰς πολιτικάς, wo es augenscheinlich wieder ἔκ τε δὴ heißen muß. Es ist dieses nämlich der dritte Punct von den von Strabo angeführten 13, 19 (die gewöhnliche Abtheilung ist ganz falsch;) nämlich daß die Geographie großen Nutzen bringe und dort finden wir diese Partikeln: Ὅτι δὲ καὶ τὸ ὄφελος μέγα . . ἔκ τε τῆς παλαιᾶς μνήμης δῆλον καὶ ἐκ τοῦ λόγου. Diese παλαιὰ μνήμη ist abgethan und er geht zum λόγος über, also muß es heißen: ἔκ τε δὴ τῆς παλαιᾶς καὶ ἐκ τοῦ λόγου, die nächsten Worte διαφερόντως δ' knüpfen sich unmittelbar daran und dürfen nicht durch ein Punctum getrennt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern. Letzte gänzliche Umarbeitung. Abgedruckt im siebenten Bericht über das Museum Francisco-Carolinum etc. Linz, 1843 8., S. 1 — 97, nebst einem Facsimile der Schlußstelle des Congestum Arnonis.

Ohne Widerrede gehört die Frage: „Ob der heil. Rupert ein Jahrhundert früher oder später in Bayern angekommen," zu den Lebensfragen der ältesten bayerischen Geschichte, deren Erörterung und Beleuchtung aus den Quellen für den vaterländischen Geschichtsfreund und Forscher immerdar vom höchsten Interesse seyn muß. Aus diesem Grunde glauben wir daher, auf oben stehende Schrift aufmerksam machen zu müssen, zumal Hr. F. dieselbe als die letzte gänzliche Umarbeitung dieses Gegenstandes auf dem Titel selbst bezeichnet und wiederholt versichert, daß „seine mühevollen, vieljährigen Untersuchungen in keiner andern Absicht unternommen und fortgesetzt worden seyen, als die Wahrheit zu finden und dadurch die Ehre Gottes zu befördern, und in welchen ihm das feste Vertrauen Muth gegeben, daß derjenige, welcher redlich nach Wahrheit forscht, sie gewiß auch finden werde." — „Da ich," so schließt er ferner sein Vorwort, „bereits schon in dem höhern Alter vorgeschritten und seit mehreren Jahren in ein dem geschichtlichen Studium ganz entgegengesetztes Dienstverhältniß gesetzt bin, so muß ich diese nur mit größter Mühe noch zu Stande gebrachte Abhandlung als mein letztes Wort über das wahre Zeitalter des heil. Rupert betrachten. Jedoch andere Gelehrte, ich weiß es gewiß, werden dieses Wort als ein wahres aufnehmen und fortsetzen; sie werden auf dem Grunde fortbauen, den ich gelegt, und mir die Anerkennung verschaffen, daß ich der Wahrheit Zeugniß gegeben habe." —

Wir haben demnach in dieser Schrift die letzten Resultate der Forschungen eines Mannes vor uns, der seit dem Jahre 1831 eifrigst bemüht gewesen, das Traditionssystem der Salzburger Kirche von St. Rupert's Ankunft im Jahre 582 zu vertheidigen, die Gegner desselben aber zu entwaffnen. Schon vor einigen Jahren war in diesen Blättern (Gel. Anz. 1837. 4. Oct. — 8. Novbr., 1838, 8. März, und 23., 27. März) theils ausführlicher theils kürzer die frühere oder spätere Ankunft des h. Ruperts zur Sprache gebracht worden, und der Unterzeichnete äußerte die Ansicht: „dem literarischen Streite hierüber sey nicht sein Ende, sondern eine noch längere und heftigere Fortdauer bereitet." Um so mehr glaubt er hier an dem Eingang seines Berichtes sein Bedauern aussprechen zu müssen, daß Hr. F. mit diesem letzten Wort über den fraglichen Gegenstand aus den Reihen, die er zeither angeführt, scheiden und jedes weitern Kampfes sich begeben wolle. Indessen geben Freunde wie Gegner die Hoffnung immer noch nicht auf, er werde noch einmal das Wort nehmen und mit seiner allerletzten Aeußerung über Ruperts Zeitalter auch ein Facsimile jenes ältesten handschriftlichen Gedenkbuches von St. Peter (ordo Regum, ducum etc. defunctorum, virorum cum conjugibus et liberis), so ferne ihm dieses möglich ist, mittheilen, wie er ein solches vom Congestum Arnonis vorstehender Abhandlung beygegeben. —

Hr. F. hat sein Werk in drey Abtheilungen getheilt; in der ersten bemüht er sich, aus dem Congest, den Brev. Notit., dem Arnold von Bohburg, der Vita primigenia S. Ruperti, dem Decrete Gregors II. zu zeigen, daß S. Rupert unmöglich der Zeitgenosse Childeberts III. gewesen seyn könne. Diese Abtheilung ist für uns bey weitem die wichtigste.

Die zweyte Abtheilung beschäftigt sich damit, die bayerische Herzogsreihe zu untersuchen und neu festzustellen aus den Angaben der ältesten einheimischen Chroniken, aus dem ordo ducum defunctorum, und aus der Zahl und Folge der sechs ersten Nachfolger St. Rupert's.

Die dritte Abtheilung beginnt mit Polemik gegen Klein und Mabillon, des Letzteren System sucht Hr. F. zu widerlegen, und wendet sich sofort gegen Hansiz' Behauptung der Metropole von Lorch, welches Assert er ausführlich beleuchtet und widerlegt. Zum Schlusse kehrt er sich auch gegen Hansiz System in Bezug auf S. Rupert's spätere Ankunft, und nennt das Congestum eine Erfindung des zwölften Jahrhunderts und ein falsches Zeugniß. Sein Urtheil über dasselbe glaubt er so begründet zu haben, „daß es nicht mehr bestritten werden könne." —

Das kurze „Vorwort" macht die Leser mit des Hrn. F. Absicht bekannt: Seinen Beweisen über den fraglichen Gegenstand, sagt er, „habe es an jener überzeugenden Kraft gefehlt, welche apodictische Gewißheit gewährt."

Im vorliegenden Aufsatze wollte er diese Gewißheit erstreben, indem er seine Beweise möglichst verstärkt zu haben glaubt. Blumberger und Rudhart *) haben des Hrn. F. Ueberzeugung nicht zu erschüttern vermocht, da sie in ihren Untersuchungen nicht mit jener Gründlichkeit verfahren zu seyn scheinen, welche der Wissenschaft wirklichen Gewinn bringt. „Schon seit mehr als 200 Jahren hat das auf falschem Grunde gebaute Mabillon-Hansizische System der wahren Geschichte unersetzlichen Schaden gebracht. Seit dem Aufkommen dieses betrügerischen Systemes ist wahres Verderben in das historische Studium gekommen; falsche Documente gelten als wahre und die wahren sind entweder verdächtig, oder man versteht sie falsch, oder erklärt sie unrichtig; die historische Kritik ist theils unterdrückt, theils in eine falsche Richtung gebracht worden. Es ist daher hohe Zeit, jenem falschen Systeme die Larve abzureißen ꝛc." —

*) Wenn ich dem Hrn. F. Gelehrsamkeit und Scharfsinn in seiner bisherigen Bearbeitung des fraglichen Gegenstandes zuerkannt habe, so darf daraus sofort nicht gefolgert werden, daß ich um dieser Eigenschaften willen auch seinem Systeme beypflichten müsse. Wie viele Irrthümer in den Zweigen des menschlichen Wissens tragen das Gepräge des Scharfsinnes an sich und sind deßungeachtet — Irrthümer! Nicht Blumbergers Recension hat mich ermuthigt; sondern ein paar Jahre vorher war meine Arbeit über Rupert's Zeitalter bereits gefertigt.

Man erkennt aus dem so eben Mitgetheilten, daß es Hrn. F. völliger Ernst und fester Entschluß sey, dem Systeme seiner Gegner den Todesstoß beyzubringen. Nach den Versicherungen desselben wäre im vorstehenden Werke das wahre Zeitalter Rupert's über alle Anstände und Zweifel hinaus erwiesen und festgestellt, und alle Anhänger des Mabillon-Hansizischen Systemes müssen sich jetzt, liegt ihnen anders die Wahrheit am Herzen, von demselben ab- und zu der von Hrn. F. begründeten Tradition wenden. — Die Darlegung dieser Gründe des Hrn. F., aber auch die Prüfung derselben soll uns nun beschäftigen; die letztere wird mit aller Ruhe und Besonnenheit vorgenommen werden, wie sie die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischt.

„Einleitung."

Gleichzeitige authentische Urkunden, so meint Hr. F., über das Jahr der Ankunft des h. Rupert in Bayern und seines Todes zu Salzburg giebt es nicht; dennoch läßt sich durch die noch vorhandenen einheimischen und wahren Documente das Unrichtige des Mabillon-Hansizischen Systemes apodictisch beweisen. Die richtige Auffassung und Erklärung der wahren Documente bringt zur Ueberzeugung von der Falschheit des bisher angenommenen Verzeichnisses der Herzoge von Bayern und zur vollen Gewißheit, des h. Rupert's Wirksamkeit in Bayern müsse zwischen die Jahre 576 und 623 gesetzt werden. Es bedarf hiezu nur ein richtiges Auffassen und Erklären der bekannten Quellen.

Erste Abtheilung.

A. Das Congestum.

Mit dem im Jahre 798 verfertigten Congestum, dessen Eingangsworte, so wie die unmittelbare Folge der Herzoge von Theodo bis Tassilo er mittheilt, beginnt Hr. F. seine Untersuchung. „Das Congestum," sagt er, „giebt das erste Zeugniß, daß Rupert unter Herzog Theodo dem letzten und König Childebert III. nach Bayern gekommen sey."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. April.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Strabonis Geographica recensuit commentario critico instruxit Gustavus Kramer.

(Fortsetzung.)

Ich vermisse im letzten Satze noch einen nothwendigen Begriff, und glaube daß Strabo zu πρὸς τὰς χρείας τὰς πολιτικὰς die Worte καὶ τὰς ἡγεμονικὰς gesetzt habe. Das hat er oben angegeben p. 4, 11 und darauf bezieht ich unsere Stelle ἡ ὠφέλεια ποικίλη τις οὖσα ἡ μὲν πρὸς τὰ πολιτικὰ καὶ τὰς ἡγεμονικὰς πράξεις, wo sich selbst wieder ohne Bedenken τὰς πολιτικὰς schreibe. Daß dieser Begriff nicht fehlen darf, lehren 15, 1 wo als Bestätigung des Satzes recapitulirt wird, δῆλον οὖν ὅτι ἡ γεωγραφικὴ πᾶσα ἐπὶ τὰς πράξεις ἀνάγεται τὰς ἡγεμονικάς, und noch deutlicher 16, 30 τὸ μὲν δὴ πλέον ὥσπερ εἴρηται πρὸς τοὺς ἡγεμονικοὺς βίους καὶ τὰς χρείας, fehlen demnach die Worte oben καὶ τὰς ἡγεμονικὰς, so kann Strabo sich gar nicht darauf berufen, wie hier geschieht ὥσπερ εἴρηται, es ist aber die ganze Untersuchung vorzugsweise auf die ἡγεμόνες gerichtet, wie denn auch der Schluß sagt; 17, 11 εἴπερ οὖν ἡ πολιτικὴ φιλοσοφία περὶ τοὺς ἡγεμόνας τὸ πλέον ἐστιν, ἔστι δὲ καὶ ἡ γεωγραφία περὶ τὰς ἡγεμονικὰς χρείας κ τ λ. vergl. 21, 4. 19, 10.

Pag. 15, 15 ἀλλ' οὐδ' οὕτως, die Sprache fordert οὐχ, eben so durfte der gleich folgende Soloecismus nicht unberührt bleiben: καὶ προσήκει ταῦτα διὰ πλειόνων ἐμφανίζειν, ἵν' εἴη γνώριμα und hätte in das legitime ἵνα ᾖ geändert werden sollen. P. 420, 21 steht der Optativ bey ἵνα in indirecter Rede.

Pag. 20, 5 ich verstehe nicht, wie Kramer ἄλλως πως als Frage erklären kann, der Gedanke ist, wer diese Anfangssätze des mathematischen Unterrichts gelernt hat, der mag immerhin noch in der Geographie nachkommen; wer aber die Anfangsgründe von jener nicht kennt, für den ist auch diese Geographie nicht, ἄλλως πως ist, wie das attische ἀμωσγέπως, gewisser massen, so p. 98, 6 viertausend Stadien weit ist Britanien einigermassen noch bewohnbar, οἰκήσιμον ἄλλως πως, das weiter nördlich gelegene ist οὐκέτ' οἰκήσιμα. — 20, 23 lies προσήκει statt προσῆκε.

Pag. 22, 23 nicht alle hat man zu widerlegen, sondern nur die bedeutendsten Männer, ἐπεὶ οὐδὲ πρὸς ἅπαντας φιλοσοφεῖν ἄξιον, πρὸς Ἐρατοσθένη δὲ καὶ Ποσειδώνιον καὶ Ἵππαρχον καὶ Πολύβιον καὶ ἄλλους τοιούτους καλόν. Die Ordnung ist hier nicht beachtet, und die Worte καὶ Ποσειδώνιον gehören nach Ἵππαρχον, es sind die, gegen welche Strabo im folgenden spricht, gegen Eratosthenes p. 23, gegen Hipparchus p. 106, gegen Posidonius p. 142, gegen Polybius p. 155—63. Hipparchus ist so nahe mit Eratosthenes verbunden, daß er durchaus nicht von ihm getrennt werden kann. Das zeigen auch die nächsten Worte p. 23, in welchen Strabo sofort seine Berichtigungen gegen diese Vorgänger vorbringt: πρότερον δ' ἐπισκεπτέον Ἐρατοσθένη, παρατιθέντας ἅμα καὶ τὴν Ἱππάρχου πρὸς αὐτὸν ἀντιλογίαν. Hier hätte aus dem Zusammenhange Kramer sehen sollen, daß nicht πρότερον stehen könne und die Aenderung

πρῶτον δὴ ἐπισκεπτέον unabweislich sey. Von Eratosthenes wird gesagt, er sey οὐχ οὕτως εὐκατατρόχαστος ὥστε . . οὔτ' ἐπὶ τοσοῦτον πιστός, jeder wird, der etwas griechisch gelernt hat, οὔθ' schreiben, wie Coraes gethan hat, Kramer hat weder hier noch an andern Stellen das aufgeben wollen was seine Handschriften bieten, und betrachtet dieses als eine Individualität seines Autors, vergl. seine Anmerkung p. 33. 65, so lesen wir unerhörte Dinge, wie p. 34 ἀλλ' οὔτ' für οὐδ'. Wir hätten gewünscht, daß zuerst untersucht worden wäre, ob der Genius der Sprache so etwas auch nur zulassen könne, Coraes hat hier aufgeräumt und kaum das eine oder andere ist ihm entgangen, wie p. 124, 13. 18 wo für οὐδὲ zweymal οὔτε gesetzt werden muß; ferner p. 27, 18. 281, 8. 163, 19. — Ebendaselbst 23, 10 οὐχ ἱκανὸν δ' οἶμαι τοῦτο, ἀλλὰ τὸ κρίνειν καλῶς οἷς μᾶλλον προσιτέον, es ist von den Philosophen die Rede, welchen man sich anschließen müsse; ich zweifle an der Richtigkeit von προσιτέον, ist auch sonst φοιτᾶν u. a. von Philosophen nicht ungewöhnlich, so eignet es sich doch hier nicht; daher hat eine zweyte Hand in A πιστέον, d. h. πειστέον und dieser Begriff wird gefordert; vielleicht aber schrieb Strabo οἷς μάλιστα προσεκτέον.

Pag. 26, 8. Die Poesie wirkt auf das Gemüth der Zuhörer, und die Charaktere der Personen erregen das Streben ihnen ähnlich zu werden, λέγω δὲ τὸ πολλῶν ὑπάρξαι τόπων ἔμπειρον ἢ στρατηγίας ἢ γεωργίας ἢ ῥητορικῆς, ἅπερ ἡ ἀκρόασις, ὡς εἰκὸς περιποιεῖ. Es wird nachgewiesen, daß diese vier vorzüglichen Eigenschaften Homer dem Ulysses aneignet, in derselben Folge wie sie dort aufgezählt sind, ἀλλὰ μὴν ταῦτά γε πάντα ὁ ποιητὴς Ὀδυσσεῖ προσῆψεν, ὃν τῶν πάντων μάλιστα ἀρετῇ πάσῃ κοσμεῖ· οὗτος γὰρ αὐτῷ

πολλῶν ἀνθρώπων ἴδεν ἄστεα καὶ νόον ἔγνω,

οὗτός τε ὁ

εἰδὼς παντοίους τε δόλους καὶ μήδεα πυκνά.

οὗτος δ' ὁ πτολίπορθος κ τ λ.

hier ist οὗτός τε auffallend, es ist aber erweislich dieses sammt dem folgenden Verse Il. III. 202 ein falscher Zusatz, weil nicht die minderste Andeutung von Länderkunde (πολλῶν ὑπάρξαι τόπων ἔμπειρον) ausgedrückt ist; die Worte des vorangehenden Verses νόον ἔγνω haben jemanden, der den Zusammenhang des Gedankens und die Absicht Strabos nicht beachtete, zu diesem falschen Zusatze bewogen. Solche poetische Embleme sind in diesem Autor nicht selten; außer Coraes hat Kramer mehrere, meistens mit Grund, nachgewiesen, dieses ist ihnen entgangen.

Pag. 27, 6 πότερον δ' * οὐδ' * ἀρετὴν ποιητοῦ λέγοιμεν ἂν ἡντινοῦν ἄλλην, ἢ τὴν μιμητικὴν τοῦ βίου διὰ λόγων; Negationem tollendam esse viderunt interpretes Par. orta videatur ex litterarum proxime praecedentium repetitione. Was daraus für ein Gedanke und in welch richtiger Form entstehen soll, sehe ich nicht; Strabo sagt, der größte Vorzug eines Dichters, der alle übertreffe, sey die μιμητικὴ ἀρετὴ τοῦ βίου διὰ λόγων. Was liegt also näher, als προτέραν δ' οὐδ' ἀρετὴν, und dieses hätte um so weniger verkannt werden sollen, als einige Handschriften πρότερον geben.

Pag. 28, 8 hier wird ἦν zugesetzt und αὐτοῖς getilgt; durch Umstellung einiger Worte wird alles klar, αὕτη δὲ μετ' ᾠδῆς ὑπῆρξε παρ' ἐκείνοις, τὸ ἀείδειν αὐτοῖς τὸ αὐτὸ τῷ φράζειν.

Pag. 35, 10 der erforderliche Gedanke dieser corrupten Stelle wird durch die einfache Aenderung des καὶ in κἀκ hergestellt, τῶν συγγραφέων τῶν ταὐτὰ θρυλούντων κἀκ τῆς κατὰ τοὺς τόπους ἐπιχωριαζούσης φήμης die Logographen geben dieselben Sagen, wie die Dichter, nicht aus diesen, sondern aus den einheimischen Localsagen, p. 36 συγγραφεῦσιν ὅσοι τὰ περιχώρια λέγουσι τὰ περὶ τὴν Ἰταλίαν καὶ Σικελίαν.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nach den Gaben der Herzoge folgen die Schenkungen der Freyen vom Anfang der Regierung Tassilos 748 bis zu Ende derselben. (? Die Worte: reliqua vero quod ibi traditum est de genere nobilium hominum esse videtur, quam quidem aliqui homines injuste eam sibi usurpare uolentes dominus rex . . . . . ad jam dicto monasterio per missum suum . . . studuit revocare, beziehen sich auf einen ganz bestimmten Ort, welchen Tassilo an die Salzburger Hauptkirche verschenkte, der im Texte des Congests ausgelassen zu seyn scheint. Obige Worte bilden nicht den Schluß, weil ja Gunthers Schenkung von Otting noch angeführt ist.)

Es folgt sodann die kurze Anzeige von der Stiftung der cella Ottinga durch Comes Gunthar mit nur zwey Gütern, und daran schließt sich ein Verzeichniß von Kirchen im Salzburggau und Chiemgau, im pagus Intervalles und im Isengau, nach welchem unter Bischof Arno im Jahre 798 (richtiger 788) nur 14 Kirchen im Salzburggau bestanden, auch ist von keiner einzigen der Stifter oder Wohlthäter, d. i. der Ankunftstitel angegeben. Also ist dieses Verzeichniß unvollständig.

Wir bemerken dagegen: Bey einer einfachen Aufzählung der Pfarrkirchen (ecclesiae parochiales), so wie bey der Kürze —, daher die so oft wiederkehrende abkürzende Formel: tradidit per licentiam ut supra (24mal) —, deren sich der Verfasser der Copie befleißigen mußte, wenn er anders Alles auf eine Seite bringen wollte, beabsichtigte er wohl gar nicht, Ankunftstitel den einzelnen Kirchen beyzufügen. Von den Kirchen im Salzburggau ist es richtig, daß kein solcher beygesetzt ist; dagegen findet er sich p. 26 bey uindaha ecclesia (im Chiemgau) cum uillula seu cum omni pertinentia ad ipsum uicum tradidit ragenbertus cum mansos VI. — Genau gezählt bietet das Verzeichniß 19 Pfarrkirchen im Salzburggau und 5 im Chiemgau; überhaupt in allen 4 Gauen 60 Pfarrkirchen dar. Wir werden später zeigen, daß der Vorwurf der Unvollständigkeit das Congest nicht treffen könne.

Das Congest kommt wieder (berichtet Hr. F. weiter) auf S. Ruperts Bau des Frauenklosters zu Salzburg und dessen Begabung durch Herzog Theodebert zurück, berichtet jedoch beydes, den Bau, wie die Dotirung so „zurückhaltend und zweydeutig, daß man nicht deutlich und bestimmt erkennen kann, ob dieser Bau noch unter dem Herzog Theodo, oder unter seinem Sohne Theodebert geschehen."

Die Leser dieser Blätter können sich aus der hier unten *) mitgetheilten, das Congest und die Breves

*) Congest p. 28, 29.

Herzog.	Gau.	Object der Dotirung.
quod traditum est a Theodeberto duce.		
Theodebertus dux.	*Salzburgaoe.*	uilla *ainheringa*, 30 Mans.
memoratus dux.	in predicto pago.	locell. *fischaha*, 5 Mans.
idem dux.	in eodem pago Salzbg.	in loco *talagaoe*, 1 Kirche, Wiesen, Wald, und die Hälfte der Fischerey im *maninseo.*
idem dux.	supradict. pag.	*cucullos.*
ipse dux.	in ipso pago.	*hal*, 9 fornaces, *nana* et *mona.*
ipse dux.	Salzburgaoe.	uilla *titamaninga*, 60 mansos.
Similiter *idem* dux.	in pago suprascripto.	per *diuersa loca* 116 *romanos*, die Jagd zwischen *Gaizloberch* bis *Stega.*
	in eodem pago.	Alpes IIII *cuudicus*, *cuculana alpicula*, *lacuana monte*; den dritten Theil der Fischerey de *abriani lacu.*
prescriptus dux.	in pago *Chimingaoe.*	uilla *uuaginga*, 40 mansos.
jam dictus dux.	„ „ „	uilla *Chamara*, 14 mans.
idem dux.	„ „ „	an der *druna* 80 *romanos* mit ihren Mansen.
supra dictus dux.	in pago *adragaoe.*	3 *Romanen* mit ihren Mansen.
ipse dux.	in pago *drunense.*	20 *tributarios* mit ihren Mansen.
predictus dux.	in pago matagaoe.	4 *tributarios* mit ihren Mansen.

Notitiae über die Gründung des Frauenklosters vergleichenden Tabelle augenfällig überzeugen, daß mit weniger Ausnahme das Congestum gerade dieselben Vergabungs-Objecte enthält, wie die Brev. Notit., daß den schenkende Herzog im Congest immer und ohne Wanken und Zweydeutigkeit Theodebert ist, wie eben in den Brev. Notit. auch. 14mal kommt Theodebert theils mit ganz deutlichen Worten, theils mit unverkennbarer Hinweisung auf seinen Eingangs angeführten Namen vor; so daß es uns nicht wohl möglich scheint, bestimmter und entschiedener über denjenigen Herzog sich auszusprechen, unter welchem der Bau und die Dotirung des Nonnenklosters vollführt worden sind. Nichts ist hier zurückhaltend, zweydeutig oder überhaupt undeutlich und unbestimmt! —

Den Beschluß des Congestum, heißt es bey Hrn. F. weiter, macht der Bericht vom Bau der Maximilians-Zelle im Pongau durch Rupert unter dem Herzog Theodo, der, eingeladen vom Heiligen, bey der Einweihung der Kirche gegenwärtig war und sie mit drey Milliarien ringsum beschenkte. Zwey Brüder, Tonazan und Urso schenkten ihre ganze Besitzung in der Villa Albina hierzu und empfahlen dem Bischof ihre beyden Neffen Wernhar und Dulcissimus zur Erziehung und zum Unterricht im Kloster Juvavo.

(Fortsetzung folgt.)

Brev. Notit. p. 33, 34.		
Herzog.	Gau.	Object der Dotirung.
Theodebertus dux.	ohne Gauangabe.	villa *einheringa*, 30 man.
ipse dux *Theodebertus.*	Ebenso.	villa *Glasa* mit tributalen.
		Marciago, ad eundem locun in *diversis locis* Romanos colonos 113.
"	"	in *talgov*, Kirche, Wiesen, Wald, und den dritten Theil der Fischerey im *mannsee* und deßgleichen im (o) *parnse* den dritten Theil.
"	"	ad *cucullas*, 6 Kolonen, Wiesen, Wald und 4 Alpen (nicht genannt).
idem dux *Theodebertus.*	"	ad *Vischaha* 6 Mansen, Mühle und Wiesen.
		ad *Salinas*, 9 fornaces, in *mona*(sterio) et in *nana*.
"	"	*Waginga*, 40 Mansen.
	in eodem pago, ohne daß derselbe jedoch vorher angegeben wäre.	villa *Chameren*, 14 Mansen.
	in eodem pago.	iuxta *Truon*, *Trunuualha* romanos tribut. 80.
	ohne Gauangabe.	ad *tietramingen* (titmaning) super *Salzaha*, 60 Mansen.
	in *Matergau.*	4 *Tributalen* cum colonis suis.
idem dux *Theodebertus.*	in pago *trunsee.*	15 *Tributalen* cum colonis suis.
	ohne Gauangabe.	*venationem* in *sylva* et alpibus a monte *Keizperch* usque ad *Stegen.*

Ueberall, im Congest wie in den Brev. Notit. ist es derselbe Herzog Theodebert, unter dem der Bau des Nonnenklosters und die Dotirung geschieht. Nirgends Zweydeutigkeit und Zurückhaltung! —

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. April.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Strabonis Geographica recensuit commentario critico instruxit Gustavus Kramer.

(Fortsetzung.)

Pag. 61, 20 hat Kr. nach Koraes hergestellt εὐτυχίας [καὶ] εὐτεχνίας, aber καὶ ist nicht nothwendig, da εὐτυχίας nur eine unnütze Variante von εὐτεχνίας ist; Strabo's Tendenz, wie die Homerischen Verse, lehren, daß nur von der Kunstfertigkeit der Sidoner, der εὐτεχνία, nicht von ihrer εὐτυχία die Rede ist.

Pag. 68, 22 der Zusatz τὴν Ἄλκηστιν ist keineswegs nothwendig, da der Vers selbst sie und ihren Sohn sogleich nennt, um so Auffallender aber finde ich, daß Strabo sie τὴν ἀρίστην nennt, während Homer sie als εἶδος ἀρίστη rühmt; man möchte fast καλλίστην vermuthen. Die folgende Stelle über die Argonauten-Fahrt ist nach dem jetzigen Texte unverständlich; Coraes hat den Fehler gefühlt, ihn aber nicht gründlich gehoben. Die Richtigkeit der Worte ἐκ τῶν ἔτι νῦν δεικνυμένων καὶ πεπιστευμένων gegen die Aenderung δεικνυμένων πεπιστευμένον erhellt aus dem folgenden; entweder sind sichtbare Ueberreste und Denkmale übrig (δείκνυται), oder es sind allgemein geglaubte übereinstimmende Sagen im Volke vorhanden. Der Gedanke scheint dieser: daß die Fahrt nach dem Phasis statt gefunden, hat in dem Auftrage des Pelias seine Wahrscheinlichkeit, die Rückkehr der Argonauten, ihr Aufenthalt an manchen Orten, in den Sagen und noch vorhandenen Monumenten. Darnach constituiren wir die Worte auf folgende einfache Art: ὡς μὲν γὰρ ἅπαντες λέγουσιν, ὅτι ἐξ ἀρχῆς [ἦν] ὁ πλοῦς ἐπὶ Φάσιν, ἔχει πιθανόν τι τοῦ Πελίου στείλαντος, καὶ ἡ ἐπάνοδος . . . καθάπερ καὶ τῷ Ὀδυσσεῖ καὶ τῷ Μενελάῳ ἐστὶν ἐκ τῆς Ὁμήρου φωνῆς, ἐκ τῶν ἔτι νῦν δεικνυμένων καὶ πεπιστευμένων. vergleiche besonders p. 74, 4. — P. 70, 15 von der Erzählung, daß die Argonauten den Ister aufwärts in das adriatische Meer gekommen seyen (vergl. p. 87) τὰ δὲ οὐκ ἀπιθάνως οὐδ' ἀπίστως λέγοντες. wer hat je so gesprochen oder wer kann dieses verstehen? verständlich ist es mir, wenn es heißt τάδε οὔτε πιθανῶς οὔτε ἀπίστως λέγοντες.

Pag. 85, 6 ἐπειδὴ τὸ συνάπτειν σημαίνει καὶ τὸ σύνεγγυς καὶ τὸ ψαύειν, ὥστε εἰ ὕδατα εἴη, σύρρουν εἶναι θάτερον θατέρῳ. Das Verbum kann durch keine Conjunction oder Adverbium, sondern nur wieder durch ein Verbum ausgedrückt werden, und so wird συνεγγίζειν nothwendig gefordert, vergl. v. 8. 24.

Pag. 98, 1 fehlt das Subject zu εἴρηκε, dieses ist nicht Ἵππαρχος, sondern wie man aus 110, 172 sieht ὁ Πυθέας, da man es nicht aus dem Zusammenhange ergänzen kann, so muß es ausgefallen seyn.

Pag. 128, 4 von den Siegelflächen der Eratosthenischen Karte ἡ δὲ τρίτη σφραγὶς τελέως ἀπερίγραφός ἐστιν, οὔπω γε ἀφορισθεῖσα. was soll οὔπω γε? schon die Sprache zeigt, daß die Partikel nicht hieher gehöre. Strabo schrieb οὕτω γε, oder οὕτως, so nämlich, wie Eratosthenes diese dritte Seite darstellte und abgrenzte. Ebendaselbst v. 19 von derselben Theilung καὶ τῆς διαλέκτου

δὲ μέχρι νῦν διαμενούσης τῆς αὐτῆς τοῖς τε ἐκτὸς τοῦ Εὐφράτου καὶ τοῖς ἐντὸς τὰ ἐνταῦθα μέντοι τοιούτῳ μερισμῷ διασπᾶν ἔθνος γνωριμώτατον . . ἥκιστα ἂν πρέποι. Daß τὰ unstatthaft ist und τὸ gefordert wird zum Infinitiv, hat Coraes erkannt und steht das richtige in einer Handschrift, gleichwohl behielt Kramer jenes τὰ, aber auch μέντοι kann nicht bleiben, es muß heißen τὸ ἐνταῦθα μὲν τοιούτῳ. Pag. 130, 23 ὥστ' ἡ συμπίπτουσα γραμμὴ τούτῳ γε τῷ παραλλήλῳ καὶ τῷ διὰ Ῥόδου . . οὐκ ἂν εἴη παράλληλος οὐδετέρᾳ nothwendig ist τούτῳ τε zu schreiben.

Pag. 132, 12. Ich begreife nicht, wie Groskurd und Kramer dieses für Worte des Hipparchus halten können und darum ein φησίν einsetzen zu müssen glauben. Es sind, wie das vorausgehende, deutlich Worte des Strabo, der den Eratosthenes gegen Hipparchus in Schutz nimmt und sagt, abgesehen von dem oben bemerkten habe Erat. Indien eine rhombusartige Gestalt gegeben, und damit schon bezeichnet, daß der Indus nicht eine gerade südliche Richtung nehme, vid. v. 3.

Pag. 137, 6 Θαψάκου Βαβυλῶν ἀνατολικωτέρα ἐστὶν οὐ πλείοσιν ἢ χιλίοις σταδίοις. zweymal lesen wir diese Angabe oben 124, 23 und 125, 8; aber an beyden Stellen heißt es nicht so, sondern vielmehr μικρῷ πλείοσιν, auch hier wird, denke ich, dasselbe gefordert, und nicht etwa οὐ πολύ. — Bald darauf §. 39 vertheidigt Strabo den Eratosthenes gegen Hipparchus; dieser suchte als Mathematiker die Bestimmungen des erstern durch geometrische Rechnungen umzuwerfen, Strabo aber behauptet, daß die geographischen Angaben nur im allgemeinen, und nicht so genau zu nehmen seyen, geometrische Beweise daher bey nicht sichern Prämissen wenig geeignet seyen. Wenn daher Hipparchus durch gezogene Dreyecke und den pythagoreischen Lehrsatz den Eratosthenes ad absurdum führt, so beweist unser Autor, daß diese Linien keine Dreyecke bilden, alles Absurdum also den Eratosthenes auch nicht treffe. Hier im vorliegenden Falle ist es etwas anders; Eratosthenes hat den Abstand von Thapsakus bis zu den Κάσπιοι πύλαι zu 10000 Stadien angenommen, Hipparch zeigt, daß diese Distance in gerader Richtung viel zu groß sey und nur durch große Umwege möglich werde. Nämlich Thapsakus und Κάσπιον ὄρος lägen unter demselben Meridian; nun seyen aber die Κάσπιοι πύλαι von Κάσπιον ὄρος weit weniger entfernt als 10000 Stadien, folglich also auch von Thapsakus; jene große Summe könne also nur durch eine κυκλοπορία herausgebracht werden. Ich habe das Argumentum des Hipparchus gegeben, wie es seyn muß, wenn es beweisen will; der griechische Text ist hier nicht rein: τρόπον δή τινα ἐπὶ τοῦ αὐτοῦ μεσημβρινοῦ κεῖσθαι τήν τε Θάψακον καὶ τὸ Κάσπιον· τούτῳ δ' ἀκολουθεῖν τὸ ἀφεστάναι ἴσον τὰς Κασπίους πύλας Θαψάκου τε καὶ τοῦ Κασπίου, πολὺ ἐλάττους [δ'] ἀφεστάναι τῶν μυρίων, ὅσους φησὶν ἀφεστάναι Ἐρατοσθένης τῆς Θαψάκου· ἄρα πολὺ ἐλάττους ἢ μυρίους ἀφεστάναι τοὺς ἐπ' εὐθείας. κυκλοπορίαν ἄρα εἶναι τοὺς μυρίους, οὓς λογίζεται ἐκεῖνος ἐπ' εὐθείας ἀπὸ Κασπίων πυλῶν εἰς Θάψακον. Hier ist ein doppelter Fehler, in der Sache, weil der Terminus Κάσπιον ὄρος, der zum Beweise genommen wird, plötzlich aufgegeben ist und verschwindet, was falsch ist und wie niemand, so am wenigsten Hipparchus zugeben konnte, dann in der Form, weil ἄρα den Satz beginnt, was den spätern Philosophen, nicht aber dem Strabo eigen ist, δ' hat man, um eine Verbindung herzustellen, eingesetzt, aber alles wird klar, wenn man die nöthigen Worte wiederholt, die leicht ausfallen konnten, Θαψάκου τε καὶ τοῦ Κασπίου, τοῦ δὲ Κασπίου πολὺ ἐλάττους ἀφεστάναι τῶν μυρίων, ὅσους φησὶν ἀφεστάναι Ἐρατοσθένης τῆς Θαψάκου· τῆς Θαψάκου ἄρα πολὺ ἐλάττους κ τ λ.

Pag. 145, 7 διαφοραὶ τρεῖς εἰσιν αἱ γενικώταται καὶ συντείνουσαι πρός τε τὰς τῶν ζῴων καὶ φυτῶν συστάσεις καὶ τῶν ἄλλων * ἡμισυσταλεῖς * τῶν ὑπὸ τῷ ἀέρι καὶ ἐν αὐτῷ ἐκείνῳ, ὑπερβολὴ θάλπους καὶ ἔλλειψις καὶ μεσότης. Grosk. ἡμισυσταλεῖς delendum esse atque genitivos ad συστάσεις quod praecedit, referendos iudicavit: atque intelligere mihi videor, quomodo nata sit scriptura, quae tam diu torsit VV. DD. Adscripserat enim ni fallor, aliquis supra ἄλλων inter versus ΗΓΝΣΤΣΤΑΣΕΙΣ h. e. ἤγουν

συστάσεις, quae postea corrupta atque in ordinem recepta sunt. Dieſes eines von den vielen Beyſpielen der leidigen Selbſttäuſchung, die uns in dieſer ſchönen Ausgabe ſo unangenehm berühren; wie ſollte hier jemand zu ἄλλων das Wort, das gerade vorausgegangen iſt und jeder von ſelbſt verſtehen mußte, hinzu geſchrieben haben? und wie konnte Kramer entgehen, daß das ſichere τε alle Verſuche der Art ein für allemal entſchieden zurückweiſt, und ein Subſtantivum das mit συστάσεις auf gleicher Linie ſteht, unentbehrlich macht?

Pag. 168, 2 διὰ τῶν πόλων, ebenſo Zeile 4 und 8. dort mit der Variante διὰ τὸν πόλον, ich vermiſſe was Strabo ſonſt ſagt, ungerne an dieſen Stellen, nämlich διὰ τοῦ πόλου p. 167, 5. 169, 3. 1. 170, 7. 175, 8. 200. Daſelbſt v. 22 προκείσθω δὲ ἡ μὲν νῆσος. Es iſt ein Fortſchritt von p. 167 ὑποκείσθω δὴ . . νοείσθω δὴ . . alſo auch hier προσκείσθω δή. Gleich darauf p. 169, 13 in der Stelle welche Groskurd ſo ſchön ergänzt und deren Gedanken nachgewieſen hat, iſt nur τὸ δ' ἔλαττον von der Breite ſo auffallend, daß es vielleicht nicht verwegen iſt an der Richtigkeit zu zweifeln und an τὸ δὲ πλάτος zu denken, wenn nicht ſichere Beyſpiele für die Vulgata vorgelegt werden können.

Pag. 254, 21. ἐλαίας δὲ πέρι καὶ ἀμπέλου καὶ συκῆς καὶ τῶν παραπλησίων φυτῶν ἡ καθ' ἡμᾶς Ἰβηρικὴ παραλία πάντων εὐπορεῖ, συχνὴ δὲ καὶ τῶν ἐκτός. ἡ μὲν παρωκεανῖτις ἡ πρόσβορρος ἀμοιρεῖ διὰ τὰ ψύχη, ἡ δ' ἄλλη τὸ πλέον διὰ τὴν ὀλιγωρίαν τῶν ἀνθρώπων. man hat dieſer Stelle verſchieden nachzuhelfen geſucht, Xylander lieſt συχνὴ δὲ καὶ ἡ ἐκτός. ἡ δὲ παρ. Kramer will τῆς ἐκτός, wie aber auch die Gegend außerhalb den Säulen ſo fruchtbar ſeyn kann, da ſogleich behauptet wird, daß ſie nichts hervorbringe, und zwar die am Ocean gelegene Seite nicht wegen Kälte, die andere nicht, weil die Leute zu faul ſind das Land zu bebauen, das verſtehe wer kann. Um eine Conſtruction hineinzubringen, müßte man mit einer Verbeſſerung in *B* μὲν in μέντοι verwandeln; ich glaube der ganzen Stelle durch die Tilgung eines nicht hieher gehörigen Wortes ihre urſprüngliche Faſſung zu geben: συχνὴ δὲ [καὶ] τῶν ἐκτός. ἡ μὲν παρωκεανῖτις ἀμοιρεῖ διὰ τὰ ψύχη, ἡ δ' ἄλλη τὸ πλέον κ τ λ.

(Schluß folgt.)

Hiſtoriſch-kritiſche Abhandlung über das wahre Zeitalter der apoſtol. Wirkſamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung ſeiner biſchöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortſetzung.)

Während ihrer Unterrichtszeit baten ſie den h. Rupert, er möge ihnen die Hälfte jener Beſitzung ihrer Verwandten zum Nutzgenuß auf ihre Lebenszeit verleihen, was auch geſchah. Dieſe Zöglinge brachten dann auch die andere Gutshälfte auf ihre Neffen, ſo lange dieſe lebten und ſo blieb dieſes Gut ein Lehen der Salzburger Kirche bis auf Otilo, welchen ſein Kapellan Urſo um Lehensverleihung der ganzen Beſitzung in der Villa Albina bat. Das that Otilo und nahm dem Münſter zu Salzburg ſein Eigenthum mit Gewalt. Der Abt Virgil bat um Wiedererſtattung desſelben und Otilo wollte es ihm gegen ein anderes bey Laufen abtauſchen, was aber Virgil ablehnte und ſo verharrte Otilo auf der ungerechten Zurückhaltung deſſen, was er der Kirche Salzburg entzogen hatte. So Hr. F.

In Erzählung dieſes Ereigniſſes kommt im Congestum auch nicht ein Wort von der Villa Albina vor auch ſtellt ſich daſelbſt das Verhältniß mit den beyden Gutshälften etwas anders dar, als bey Hrn. F., denn es heißt S. 30: „et ita fecit dominus hrodbertus, et illam aliam medietatem jussit servire ad sanctum Petrum ad Salzburch. Ipsi autem suis nepotibus illam aliam (d. h. hier, die ihnen von S. Rupert zu Lehen gegebene Hälfte, die andere diente mit ihren Erträgniſſen der Salzburger Kirche, wie es der Heilige befohlen) medietatem complacitabant usque ad obitum eorum,“ was noch deutlicher aus Brev. notit. S. 36 wird: „tunc autem cepit Virgilius Episcopus medietatem inde quaerere propter illum servum S. Rudperti tonazanum; et qui hunc ipsum cum Latino (Ledi, des Urſus Bruder) vicino suo invenit. Eine Hälfte alſo blieb immer bey der Salzburger Kirche bis auf Otilo's Kapellan Urſus, der ſich das Ganze zu Lehen erbat (Cong. S. 30 ut ei ipsas res ex integro daret beneficium). Der eine Theil beſtand in der Hälfte der Villa Albina, die der Maximilians-Zelle von den Brüdern Ledi und Urſo

geschenkt worden war, so wie in der Hälfte der von ihnen gerodeten Grundstücke in der Gegend der Maximilians-Zelle; der andere Theil war dem Tonazan zuständig und bestand in der andern Hälfte der Villa Albina und in der andern Hälfte der von ihm gerodeten Grundstücke. Als nun Otilo auf Virgils Begehren der Rückgabe nicht eingieng, weil er durch Entziehung des Lehens seinen Kapellan nicht betrüben wollte, forderte gleichwohl Virgil wegen jenes Knechtes des h. Rupert, Tonazan, die Hälfte des Lehens. Und diese konnte ihm der Herzog Otilo nicht in Abrede stellen (Illam tamen medietatem, quam quaesivit Episcopus, non potuit ei Otilo Dux contradicere).

Hr. F. giebt nun die Uebersetzung der bekannten Schlußschrift des Congests „Notitiam — ad memoriam sui“ mit dem beygefügten Zeugenverzeichniß, und sagt vom Congest, man habe es von jeher als eine Urkunde des Bischofs Arno erkannt, weil es der Aufschrift zufolge (über sie siehe Kleinmayern im Anhang S. 19, Not. a. „Vielleicht sind die Worte: anno 788 congestum gar nicht originel, und wenigstens die Jahre 798 später nachgetragen worden“ ꝛc.) im J. 798, d. i. im 11. Jahre seiner Regierung zusammengetragen worden und er am Ende selbst bekennt, daß er die letztere Nachricht von alten glaubwürdigen Männern erforscht und zum Andenken habe aufschreiben lassen. Einige hielten das Congest für ein Autographum, andere wenigstens für die älteste Abschrift desselben aus dem neunten Jahrhundert. Man schloß aus dem Inhalt, Arno habe den Besitzstand seiner Kirche zur Vorlage an Karl M. und zur Erholung seiner Bestätigung desselben aufschreiben lassen. Doch Arno hatte nicht den mindesten Antheil an dieser Aufschreibung, denn 797 hatte ihn Karl in wichtigen Geschäften nach Rom gesandt und im J. 798 wurde er gleich nach seiner Rückkehr von da nach Pannonien zur Bekehrung der dortigen Völker geschickt. Eine Güterbeschreibung war damals, 798, nicht mehr nothwendig, weil Karl schon im December 791 dem Arno eine Bestätigungsurkunde über alle von der Kirche Salzburg erworbenen und noch zu erwerbenden Güter ertheilt hatte.

Hiezu bemerken wir: der wahre Zeitpunkt der Abfassung des Congests ist das Jahr 788, denn es heißt „eodem anno quo ipse (Carolus) baioariam regionem ad opus suum recepit.“ Allerdings hat es mit dem gegebenen Nachweis des Alibi Arno's im J. 798 seine volle Richtigkeit; allein in dem für die agilolfingische Dynastie so verhängnißvollen Jahre 788 wird ein solches Alibi des Bischofs kaum beygebracht werden können.

Den Hauptangriff auf das Congest vollführt Hr. F. also: „Ueberdieß zeigt die absichtlich angenommene barbarische, dem Arno und seinem Zeitalter nicht mehr angemessene Schreibart, die Unvollständigkeit der aufgezählten Güter, worunter nur die von den Herzogen und einigen Freyen, keineswegs aber die Schankungen des zahlreichen Adels begriffen sind, — das Zweydeutige und Zurückhaltende besonders in dem vorletzten Berichte — die absichtlich verkehrte Ordnung in der Erzählung, um zum Schlusse ein Zeugenverzeichniß zu erhalten, und endlich die freche Beschuldigung des Herzogs Otilo, daß er der Kirche von Salzburg ihr Eigenthum entrissen und nicht mehr zurückgegeben habe, was dem bekannten wohlthätigen und edlen Charakter dieses Fürsten, der selbst in dem Congestum unter den Hauptwohlthätern erscheint, gänzlich widerspricht, — daß man das Andenken des großen Kirchenhirten und Staatsmannes Arno nicht tiefer herabwürdigen kann, als wenn man ihn zum Urheber oder Verfasser dieses Congestums macht, und es für einen urkundlichen Nachlaß von ihm hält; und wie kann man hieran eine Abschrift aus dem neunten Jahrhundert erkennen, da der Schriftcharakter nach dem Urtheile der größten Kenner der alten Schriften ganz bestimmt in die letzte Hälfte des zwölften Jahrhunderts gehört?.“

Nachdem Hr. F. auch noch die äußere Form dieses Documentes — es besteht aus zwey größeren Pergamentstücken und einem kleinern, die nach des Hrn. F. Behauptung später zusammengenäht wurden — verdächtig und die falsche Absicht des Schreibers kund gebend findet, und vom Mangel an alten Abschriften hievon, so wie vom Stillschweigen der Zeitgenossen über selbes gesprochen, schließt er seine Kritik über das Congest mit folgenden Worten: „Diese Gründe sind es, aus welchen uns dieses Document sehr verdächtig seyn muß, und obgleich der größte Theil seines Inhaltes wahr seyn mag, so kann man doch wenigstens der Schuld, die es auf den Herzog Otilo wirft, keinen Glauben beymessen und die bestimmte Aussage, daß Herzog Theodo, der Großvater Hugberts, der erste Wohlthäter des heil. Rupert gewesen, kann nur in dem Fall als wahr und richtig angenommen werden, wenn auch die Aussagen der übrigen einheimischen Documente damit übereinstimmen.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Strabonis Geographica recensuit commentario critico instruxit Gustavus Kramer.

(Schluß.)

Pag. 260, 10 von den Inseln *Πιτυοῦσσαι* und *Γυμνησίαι* wird gesagt: *εἰσὶ δὲ καὶ πελάγιαι μᾶλλον αἱ Πιτυοῦσσαι καὶ πρὸς ἑσπέραν κεκλιμέναι τῶν Γυμνησίων*. bekanntlich vielmehr umgekehrt, ein Irrthum welchen man dem Strabo nicht zumuthen darf. Plinius III, 5, 76 Pityusae . . angusto freto interfluente . . patent XLVI M. passuum . . tantundem a Pityusis in altum Baleares duae. Was vielleicht: *εἰσὶ δὲ πελάγιαι καὶ μᾶλλον αἱ Πιτυοῦσσαι πρὸς ἑσπέραν*? die Epitome p. 463 läßt wenigstens das erste *καὶ* aus.

Pag. 342, 15—19 die ganze Stelle kann so, wie sie jetzt ist, nicht richtig seyn. Strabo geht von einem festen Puncte, Placentia, aus, um andere Orte zu bestimmen. 36 Millia (man sieht aus diesem lateinischem Maaße, daß er hier seinem römischen *χωρογράφος* folgt) aufwärts am Zusammenfluß des Padus und Ticinus ist Ticinum, seitwärts davon Clastidium, Derthon, Aquästatiellä. Westlich den Padus und Durias hinauf führt der gerade Weg nach Ocellum; an den Bergen (wird dann weiter gefahren) die oberhalb Luna liegen, ist Luka, eine Stadt u. s. w. Derthon liegt in der Mitte von Genua und Placentia, auf diesem Wege ist auch Aquästatiellä. So wenig nun die Erwähnung von Luca hieher gehört, so ist doch damit nicht abgeholfen, daß man mit Cluver den ganzen Artikel versetzt; lassen wir das ganze weg, so ist die Frage, warum werden die zwey Orte, Derthon und Aquae wiederholt und näher bestimmt, dagegen Clastidium stillschweigend übergangen? fast möchte man glauben, daß obige Beschreibung von diesem Orte gemeint, und die Stelle etwas arg interpolirt sey, dahin führt auch, wie die Worte in den Handschriften geordnet sind, welche Kramer nicht hätte ändern sollen, *πρὸς δὲ τοῖς ὄρεσίν ἐστι πόλις τοῖς ὑπερκειμένοις τῆς Λούνης Λοῦκα*.

Pag. 359, 22 *ἐν δεξιᾷ δὲ τῆς ὁδοῦ βαδίζοντι ἐκ τῶν Ὀκρίκλων εἰς Ἀρίμινον Ἰντέραμνά ἐστι καὶ Σπολήτιον καὶ Ἄσισιον καὶ Καμέρτης ἐν αὐτοῖς τοῖς ὁρίζουσι τὴν Πικεντίνην ὄρεσι. κατὰ δὲ θάτερα μέρη Ἀμερία τε καὶ Τοῦδερ εὐερκὴς πόλις, καὶ Εἰσπέλλον καὶ Ἰγούιον, πλησίον τοῦτο ἤδη τῶν ὑπερβολῶν τοῦ ὄρους*. Ich gestehe, daß ich nicht wenig betroffen war in Strabo Assisi zu finden, aber es ist nur eine Conjectur des Herausgebers, die Handschriften haben alle *Αἴσιον*, das sey ein Ort den niemand kenne, Asisium contra inter Spoletum et Camerinum situm fuisse omnibus notum. Vielleicht hat ihn Casaubonus Note verleitet, der aus Ptolemaeus anführt *Αἰσίσιον Καμερῖνον Νουκερία κολωνία*. Aber jenes *Ἄσισιον* ist grundfalsch und der klaren und deutlichen Angabe des Schriftstellers entgegen; hätte Strabo es wirklich gekannt und genannt, so würden wir es nicht hier, sondern auf der andern Seite mit Ameria, Tuder u. s. w. aufgezählt lesen. Assisi liegt nicht rechts von der Strasse von Ocriculi, sondern links, und billig muß man sich wundern, wie der Herausgeber, dem wie er

selbst sagt, das Glück zu Theil geworden fast drey Jahre in Italien zu leben, und der gewiß diese Gegenden aus eigener Anschauung kennt, einen solchen Mißgriff machen konnte.

Pag. 363, 1 μυθεύονται μὲν οὖν ἐξ Ἄρεως γενέσθαι τοὺς παῖδας, ἐκτεθέντας δ' ὑπὸ λυκαίνης ὁραθῆναι σκυλακευομένους. da man μυθεύειν, nicht aber μυθεύεσθαι als Deponens sagt, so kann man der Aenderung μυθεύουσι oder μυθεύεται schwerlich entgehen.

Pag. 385, 2 von den ursprünglichen Bewohnern der Campanier: Ἀντίοχος μὲν οὖν φησι τὴν χώραν ταύτην Ὀπικοὺς οἰκῆσαι, τούτους δὲ καὶ Αὔσονας καλεῖσθαι. Πολύβιος δ' ἐμφαίνει δύο ἔθνη νομίζων ταῦτα· Ὀπικοὺς γάρ φησι καὶ Αὔσονας οἰκεῖν τὴν χώραν ταύτην τὴν περὶ τὸν κρατῆρα. ἄλλοι δὲ λέγουσιν οἰκούντων Ὀπικῶν πρότερον καὶ Αὐσόνων * οἱ δ' ἐκείνους, κατασχεῖν ὕστερον Ὄσκων τι ἔθνος, τούτους δ' ὑπὸ Κυμαίων, ἐκείνους δ' ὑπὸ Τυρρηνῶν ἐκπεσεῖν. Diese für die älteste Geschichte wichtige Stelle ist vielfach versucht worden. Xylander und mit ihm Casaubonus wollten εἶτ' für οἱ δ' und verstanden sprachwidrig τόπους zu ἐκείνους. Tyrwhitt verbesserte μετ' ἐκείνους, ihm folgte Coraes, und — was wohl hätte bemerkt werden sollen, Niebuhr Röm. Gesch. I, 67 Not. 180. Kramer, der überall einer Buchstaben-Aehnlichkeit nachjagt, sagt: quod nimis abhorret a codicum scriptura. Equidem malim σὺν ἐκείνοις. Aber alle diese Aenderungen bringen den Schriftsteller mit sich selbst in Widerspruch. Wenn nämlich nach den Opikern und Ausones diese Gegend von einem Oskischen Volke besetzt wurde, so war es ja dieses wodurch jene vertrieben wurden, nicht aber konnten die einen durch die Kumäer, die andern durch die Hetrusker verdrängt werden, so daß kein Mensch sieht, wie jenes Oskische Volk hereinkommt. Schon dieses hätte aufmerksam machen und auf das richtige Verständniß der Stelle hinführen sollen. Die Worte sind ganz untadelhaft und bilden nur eine Parenthese des obigen, οἱ δ' ἐκείνους κατασχεῖν ὕστερον Ὄσκων τι ἔθνος, sie sagen nichts anderes aus als: einige aber behaupten, jene, (die Opiker,) ein Oskischer Stamm, hätten nach den Ausones, also nicht, wie die andern angeben, gleichzeitig mit ihnen diese Gegenden in Besitz genommen. Dagegen fordert die einfache Sprache Strabos die Tilgung von δ' nach τούτους. Darnach berichtige man Niebuhr's Urtheil über diese Angaben Strabos; von den zwey verschiedenen Nachrichten hat der eine ungenannte Autor die Ὀπικοὶ zwar nicht, wie er hätte thun sollen, mit Ὄσκοι identisch, aber doch für verwandt und einen Theil dieser gehalten.

Doch genug solcher Beyspiele, die sich ohne Mühe beliebig vermehren lassen; wir haben nicht einmal solche gewählt, welche uns besondere Gelegenheit geben, den Ansichten des Herausgebers entgegenzutreten, nicht als stimmten wir seinem Urtheile gewöhnlich bey, vielmehr müssen wir seine Kritik öfter, als uns lieb ist, bestreiten, eben so haben wir uns einer nähern Vergleichung der Verdienste Kramers mit seinem nächsten Vorgänger Koraes enthalten, (sie wäre nicht zu seinem Vortheile ausgefallen) wir wollten nur darthun, was im Strabo noch alles zu leisten bleibe. Eine sichere diplomatische Ueberlieferung dessen was die Handschriften bieten, wird immer die Grundlage bilden, auf welcher fortgeschritten werden kann; darum stellen wir auch die eigenen Vergleichungen des Herausgebers sehr hoch. Da aber diese in den ersten neun Büchern erstaunlich wenig sind und über den lückenhaften A und den wahrscheinlich aus diesem abgeschriebenen Vaticanus g nicht hinausgehen, so sollte man doch erwarten, daß das von andern zusammengetragene Material, wie es in der Oxforder Ausgabe vorliegt, vollständig benutzt sey. Wenn wir auch gerne Kramern mehr Glauben als den Angaben des Casaubonus schenken, so können wir uns doch nicht erklären, wie so viele gar nicht verächtliche Varianten bey Falconer stillschweigend übergangen sind. Kramer durfte das um so weniger, als er nicht die Meinung Du Theils billigt, daß alle vorhandenen Codices aus A abgeschrieben seyen, also auch noch andere Quellen annimmt. P. 394, 3 haben die Ausgaben τῆς θαλάττης. Tyrwhitt verbesserte τὴν θάλαττα und so hat Kramer ohne eine Bemerkung; kurz vorher p. 393, 21 ist zu τῆς θαλάττης bey Falconer angegeben, daß Med. 1 ex corr. τὴν θάλαττα lese, (vielleicht sogar auf obige Stelle bezüglich);

bey Kramer ist nichts zu finden. Pag. 402, 9 hat Kramer richtig verbessert χωρία * ἃ * τῆς δ' ἑτέρας οὐχ ἥπτοντο θαλάττης. aber die Bemerkung ist nicht giltig ἃ τῆς δευτέρας codd. οἳ τῆς ἑτέρας Sbk. Cor. Einmal sagt schon Casaub. Manuscripti τῆς ἑτέρας und in Eton. ist die Verbesserung γρ. ἑτέρας von späterer Hand, dann geht οἳ τῆς ἑτέρας von Cluver aus. Pag. 409, 6. καλουμένου Σικελικοῦ Par. 1. v. 11. συνέστησαν] συνεστήσαντο Par. 1. 411, 25 ἄκραν om Par. 1. v. 29 ἰόνιον Escur. 412, 13 εὐνομηθέντες Διονύσιος δ' ἐκπεσών Par. 1. Von allem diesen finden wir bey Kramer nichts, und in dieser Art geht es fort. Hat der Herausgeber solche Angaben für unnütz gehalten und bezieht sich seine obige Erklärung darauf, so hat er eigene Begriffe von diplomatischer Kritik die niemand mit ihm theilen wird; sind sie aber durch Versehen übergangen, so ist mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu wünschen; wie es jetzt stehet, wird es immerhin für den, welcher diesen Autor kritisch behandeln will, gut seyn, die Orforder Ausgabe nebenbey einzusehen.

Druck und Papier sind vortrefflich; Druckversehen sind uns mehrere aufgestossen, die wir, da die Ausgabe vielleicht auf Jahrhunderte die Grundlage bilden wird und es daher wünschenswerth ist, daß wenigstens im Nachtrage alles Falsche berichtiget werde, hier angeben wollen, 79, 6 nach ἔδαφος sind die Worte τοῦ τῆς Προποντίδος ausgefallen, ebenso 170, 5 nach πέντε die Worte καὶ εἴκοσι, beyde so arg, daß die Blätter umgedruckt zu werden verdienten. 40, 27 ἓν εἰς statt εἰς ἕν. 53, 12 πάντας. 95, 3. 136, 13. 156, 24. 167, 21 ὃν statt ἄν. 220, 24. 228, 1. 437, 9. 455, 3.

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wir hätten es gern gesehen, wenn die so eben vorgetragenen Anschuldigungen, die Hr. F. dem Congest macht, besser begründet worden wären. Manche derselben, wie das Zweydeutige und Zurückhaltende im Bericht über das Frauenkloster, haben wir oben als durchgehends unbegründet zurückgewiesen. Die vom Congest eingehaltene Ordnung betreffend, so wurde diese schon 1837 in diesen Blättern S. 611, 612 von uns dargelegt und gezeigt, daß nach der Aufzählung aller von den bayerischen Herzogen, von Theodo bis Tassilo II. an die Hauptkirche von Salzburg gemachten Vergabungen, nach Aufführung der Schenkungen der freyen Bajoarier an dieselbe Hauptkirche und nach dem Verzeichnisse der 60 Pfarrkirchen der Verfasser des Congests alsdann erst zur Gründung und Dotirung von Nonnberg und der Maximilians-Zelle und zum Streit über letztere zwischen Ursus und Virgil fortgehe und schließe. Von einem Abbrechen der Theodebertischen Schenkungen kann also bey einem solchen Plane des Verfassers nicht die Rede seyn; wohl aber ist diese Unterbrechung an der Brev. Notit. nur allzusehr bemerkbar, cap. II. S. 32—33, woselbst die Geschichte der Dotirung der Maximilians-Zelle erzählt, dann plötzlich wieder auf S. Ruperts Stiftung von Nonnberg, cap. III. eingelenkt, und hierauf die andern Schenkungen Theodeberts und Hucberts an die Hauptkirche Salzburg bis auf Otilo, dem Gefangenen der Franken, vorgetragen wird (cap. IV. V.), der aber nach seiner Heimkehr wiederum Vergabungen an den Salzburger Bischofssitz gemacht hat. Erst cap. VI. und VII. ist der oben cap II. abgerissene Faden wiederaufgenommen und der Streit zwischen Virgil und Ursus, in welchem Otilo für seinen Leidensgefährten in der fränkischen Haft Parteo genommen, bis zur Excommunikation der vom Ursus erbauten Kirche fortgeführt. Folgen alsdann die Schenkungen desselben Otilo an die Maximilians-Zelle cap. VIII. und die Vergabungen an die Hauptkirche Salzburg von Seite der Hiltrud und des noch unter der Vormundschaft seines mütterlichen Oheims Pippin stehenden Tassilo, an welche sich die Vergabungen der edlen Bajoarier c. X. XI. XII. anschließen ꝛc. An diesem Documente sind also mehrere Einschiebsel und Di-

gressionen bemerkbar, nicht aber am Congeste, dessen Verfasser seinem gefaßten Plane durchgehends treu bleibt. Doch bemerken wir, daß die Brev. Notit., obwohl sie sich die gleiche Aufgabe, wie das Congest gesetzt, doch viele zum Theil ausführliche histor. Notizen aufgenommen hat, z. B. Wanderung Ruperts, Gründung Salzburgs, ausführliche Erzählung, wie des h. Maximilians Grabstätte gefunden und die Zelle dort gegründet ꝛc. wurde, der verheerende Einbruch der Slawen u. a. m.

Von besonderer Wichtigkeit in Bezug auf die Untersuchung, ob das Congest ein falsches Document sey und die ihm von Hrn. F. widerfahrene Verdächtigung verdiene, ist die Beantwortung der Frage: In welcher Zeit, in welchem Jahre endigt das Congest? — Ueber das Jahr 788 hinauszugehen verbietet die oben mitgetheilte Schlußschrift, eodem anno — — recepit. Die letzte der Vergabungen Tassilos II. ist die cella Garoz an Salzburg, und die letzte Schenkung der liberi baioarii ist die cella Ottingen mit hulthusis und Usinga durch den Grafen Gunthar gleichfalls an die Hauptkirche Salzburg; die ungerechter Weise dieser Kirche entzogene cella hat der König (dominus rex) zurückzugeben befohlen. Die Brev. Notit. S. 39 klären uns über den Namen dieses Königs auf. Es ist der am 24. Sept. 768 zu St. Denys verstorbene Pippin (dahin ist unsre Meinung in den gel. Anz. 1837 p. 675 zu berichtigen). Die Cella wurde während Tassilo's II. Minderjährigkeit gegründet und begabt. Des Königs Vormundschaft endigte sich mit dem Jahre 757 auf der Reichsversammlung zu Compendium. Die weiteren Schenkungen Gunthers und seiner Frau mögen einige Jahre später fallen (postea vero una cum consilio et consensu Tassilonis ducis petiit (Guntharius) Dominum Pippinum Regem, qui concessit ei tributales viros de suo ministerio manentes XIIII ibidem ad firmamentum), erreichen aber das Sterbejahr Pippin's auf keine Weise. Die Villa Garoz, — welche, nebenher bemerkt, im ganzen Contexte der Brev. Notit. nicht zu treffen ist, — muß noch vor der Uebergabe von Otting mit Zugehör an die Salzburger Kirche gekommen seyn, weil sie vor der Vergabung von Otting vorgetragen ist. — Wir haben also von des minderjährigen Tassilo's Regierungsantritt im J. 748 bis in die 60ger Jahre, vielleicht 762 — 764, mithin in einem Zeitraum von 14 — 16 Jahren die Schenkungen zu rechnen, und innerhalb desselben zählt uns das Congest 34 Wohlthäter mit 36 Schenkungen an die Salzburger Kirche auf. Das Verzeichniß der Pfarrkirchen mag im J. 788 den Schenkungen, die, wie gesagt, früheren Datums sind, beygefügt worden seyn.

Nach den eben geschilderten Verhältnissen kann man also billiger Weise von Unvollständigkeit der aufgezählten Güter im Congest gewiß nicht reden oder mehr Güter aufgezählt fordern, als das Congest kennt. Der weitere Vorwurf des Hrn. F., es seyen unter den aufgezählten Gütern nur die von den Herzogen und einigen Freyen, keineswegs aber die Schenkungen des zahlreichen Adels begriffen, stellt sich in seiner ganzen Nichtigkeit durch den Blick auf diejenigen Personen dar, die unter der Rubrik: „liberi Baioarii“ aufgeführt sind. Einmal gebührt die Bezeichnung „liber homo“ selbst dem höchsten Adel; dann erscheinen: Sigibaldus judex, Grimbertus comes Mazzo (Brev. Not. p. 41, vir nobilis), Guntharius comes; Jacob und Alexandra seine Mutter sind homines potestativi (Brev. Not. p. 42), Helmoin (Helmo, Br. Not. p. 42, 43) Illustris vir, Egilulfus, Dignolus (Br. N. 40) viri nobiles, Tisa im Cong. libera geheißen, ist der Br. N. eine nobilis foemina, u. a. m., zum Beweise, daß unter den liberis Bajoariis des Congests auch der Adel begriffen war; aber auch, daß beyde Documente, Congest. und Brev. Not., einander wechselseitig ergänzen (Gel. Anz. 1837 S. 676). Daß die Brev. Not. in die Zeit des Erzbischofs Arn (798 folgende) reihen, — doch auch hier nicht ohne Untermischung von Schenkungen aus Virgils Zeit, — lehrt cap. XIII. und daher erklärt sich ihr größerer Reichthum in Aufzählung der Vergabungen und der Schenker.

Die absichtlich angenommene barbarische, dem Arno und seinem Zeitalter nicht mehr angemessene, Schreibart anlangend, antworten wir, daß dieselbe allerdings barbarisch sey, allein um nichts barbarischer, als andere unverdächtige Documente in der 2. Hälfte des 8., und in den 1. Decennien des IX Jahrh. eben auch. Es kann nicht schwer fallen, Beyspiele in Menge hiefür beyzubringen. Selbst der Ausdruck im Congest: ad opus suum recipere kommt in dem einzigen Capitulare de villis nicht weniger als fünfmal vor. Man vergleiche hieher die Documente der Tassilonischen Zeit, wie die Stiftungs-Urkunde von Kremsmünster, das Concil. Aschaimense ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Beyträge zur Geschichte der kaukasischen Länder und Völker aus morgenländischen Quellen von Bernhard Dorn. Petersburg 1840, 1841 und 1844 (in den Mémoires de l'Académie imperiale VI série, Sciences politiques, Bd. IV. und V.).

Die Berge und Schluchten sind in allen Gegenden der Erde die Zuflucht und der Schirm der Bedrückten — der letzte Hort der Freyheit. Dieß ist aber bey dem Kaukasus häufiger der Fall, als bey den andern Gebirgsketten der alten und neuen Welt. An seinen Rändern im Norden und Süden, im Osten und Westen hausten bis vor wenigen Jahrzehenten und hausen zum Theil noch wilde barbarische Völker, die, mit seltener Unterbrechung weniger Friedensjahre, fortwährend einen Vernichtungskampf gegen einander führen. Ein Rest der Unterliegenden flüchtet gewöhnlich auf die Alpen und in die Querthäler des benachbarten Gebirges; deßhalb die mannigfachen Völkerschaften und grundverschiedenen Sprachen innerhalb und ringsum des Kaukasus. Es ist in Wahrheit ein glücklicher Gedanke unsers Landsmannes, des russischen Akademikers Dorn, die Nachrichten, welche in den zahlreichen, überdieß zum größten Theil bloß handschriftlich vorhandenen historischen und geographischen Werken der muhammedanischen Völker, der Araber, Perser und Türken über diese Völkerreste des Kaukasus zerstreut sind, zu sammeln und sie in Uebersetzungen theils mit theils ohne die Texte den Geschichtsforschern des Morgenlandes zugänglich zu machen. Dieses Unternehmen ist auch deßhalb zu loben, weil die wenigsten Werke des Morgenlandes es verdienen, vollständig bekannt gemacht und übersetzt zu werden. Von diesen Arbeiten über den Kaukasus sind uns bis jetzt zugekommen: Bruchstücke aus der Geschichte der Schirwanschahe; Mittheilungen aus der folgenden Geschichte Schirwans unter den Statthaltern und Chanen von 1538 — 1820; Beyträge zur Geschichte der Georgier und Tabary's Nachrichten über die Chosaren.

Wenn die Geographie, die Völkerkunde und die Geschichte Schirwans auf einem sicheren Grunde auferbaut werden soll, so muß man nothwendig mit den zahlreichen Nachrichten der armenischen Geschichtschreiber beginnen. Hr. Akademiker Dorn, welcher uns, wie gesagt, bloß die Nachrichten der Muhammedaner mittheilen wollte, hat natürlich auf die Berichte der Schirwan benachbarten Armenier keine Rücksicht genommen. Den Alten sind diese gebirgigen Gegenden unter dem Namen Albania oder Alania d. h. Gebirgsland bekannt gewesen, und ihre Einwohner wurden ganz einfach Albanier, d. h. Aelpler, Bergleute genannt. Der Name Arran, welcher sich hie und da bey den muselmanischen Scribenten findet, ist bloß eine andere Form für Albania. Aus demselben Grunde wird auch die armenische Provinz Arzach, die häufig zu Albanien gehörte, nicht selten Arhan genannt. (Indschidschean Altarmenien, Venedig 1822 S. 301). Die hoch über der Meeresfläche wohnenden Haigk haben eine Menge Kehlenlaute, nnd verwechseln häufig l mit ch; sie nennen demgemäß dieses Land

und seine Bewohner Achuank; denn auch bey ihnen wird die Gegend, wie bey den Deutschen, nicht selten mit der Mehrheitsform des Namens der Bevölkerung belegt. Der Zusammenhang dieser Achuank mit den Afghanen ist aber ein eben so eitles Mährchen, wie die Abstammung des letzteren Volkes von den zehn Stämmen Israels. Es ist zu verwundern, daß Mannert (Norden der Erde 412) und Alexander Burnes auf solche Irrwege gerathen konnten.

Die Armenier unterscheiden zweyerley Achuank oder Alania, erstens das Haikanische, welches im Laufe der Jahrhunderte bald zu Armenien bald zu Alania gehörte, dann zweytens das eigentliche Achuank, welches sich vom Kurflusse bis nach Derbend im Norden, dann von den Ufern des Kaspisees im Osten bis an Großarmenien und Georgien im Westen erstreckt. Es ist dieß das Land, welches seit den Zeiten der Sassaniden unter dem Namen Schirwan bekannt ist — der Ursachen dieser Benennung werden verschiedene angegeben, — worüber Rußland im Jahre 1805 die oberste Lehensherrlichkeit errang, um es 15 Jahre später, nach hergebrachter Sitte, in eine Provinz seines Reiches zu verwandeln. Der General Jermolow hat diesen Akt vorgenommen. Die Einwohner, erzählt uns Hr. D., äußerten darüber ihre aufrichtihe Freude, und versprachen treue Unterthanen Rußlands zu bleiben. Zwar suchten im Jahre 1826 Mustapha Chan, der vertriebene Fürst von Schirwan, und Husain, der ehemalige Chan von Baku, die muselmanischen Provinzen, die Lesgier und andern Bergvölker gegen Rußland aufzuwiegeln, aber ihre Bemühungen waren erfolglos und Schirwan blieb für Mustapha verloren.

Der Umfang dieses Landes, welches äußerst fruchtbar ist und uns von den Alten wie ein Paradies geschildert wird, steht nicht weit hinter dem Frankreichs und Preußens zusammen zurück (14,500 Quadratmeilen), und doch wird jetzt seine Bevölkerung von Köppen nur auf 161,000 Seelen geschätzt. Ich sage geschätzt, denn eine Zählung ist wohl niemals vorgenommen worden. In solcher unverzeihlicher Weise haben die Barbaren mit Gottes herrlicher Erde geschaltet!

Die Bruchstücke der muselmanischen Ueberlieferungen aus der Geschichte Schirwans zu den Zeiten der Sassaniden sind ganz unbedeutend. Bey weitem reichere Materialien zur Geschichte der Gebirgsbewohner längs der südöstlichen Gestadelandschaften des Kaspisees liefern die armenischen Geschichtschreiber. Die Iberer — Wirk im Armenischen — und die Albanier oder Alanen werden häufig neben einander genannt. Das Christenthum ward auch, nach den armenischen Quellen, frühzeitig unter den Albaniern verbreitet und Mesrop hat für sie, gleichwie für seine Landsleute und die Iberer ein Alphabet erfunden oder zusammengesetzt, das, was wir erst vor kurzem erfahren haben, von dem Armenischen nicht sehr verschieden ist. Hr. C. Boré hat uns zuerst berichtet, daß sich dieses sogenannte achuanische Alphabet in der Bibliothek zu Etschmiadsin befinde und der Procurator der armeno-gregorianischen Synode an dem alten Sitze der haikanischen Katholici [1]), Herr Korganof, hat ein Facsimile dieses Alphabets an die Akademie zu St. Petersburg eingesandt (Bulletin der historisch-philologischen Section Bd. I. No. 4.), mit andern die Geschichte Albaniens betreffenden Denkmalen. — Die armenische Literatur besitzt überdieß ein eigenes, wie es scheint, ausführliches Werk über den Ursprung und die Geschichte der Achuank von Moses Kachkantewatsi, das in einer Handschrift der Bibliothek zu Etschmiadsin enthalten ist, wovon sich jetzt ebenfalls eine Abschrift zu Petersburg befindet. Der Herr Procurator sandte auch Grundzüge einer achuanischen Sprachlehre an die russische Akademie und wir erfahren bey dieser Gelegenheit, daß die Sprache noch von den Bewohnern der Provinz Udi gesprochen wird, welche in manchen Zeiten zum alanischen Königreiche gehörte. Udi, Arzach und Phaidagaran sind nämlich die drey haikanischen Provinzen, die das oben erwähnte armenische Achuank bildeten.

Wenige Jahre nach dem Tode Muhammeds drangen schon die Muselman in diese Gegenden und

1) Rußland hat gleich nach dem Frieden zu Turkmantschai die Macht des Katholikos durch die Einsetzung einer Synode gebrochen. Der vom Czar ernannte Procurator lenkt sie nach Belieben.

so weiter aufwärts durch die engen Bergpässe in den Kaukasus. Der Feldherr des Chalifen Othman Selman ben Rebiah zog, nachdem er Armenien erobert und geordnet hatte (645 u. Z.), gegen Schirwan, wo die Muhammedaner mit den Chasaren in Streit geriethen, auf den wir weiter unten zurückkommen. Die Statthalter Schirwans oder die Schirwanschahe hatten auch mit andern benachbarten Völkern viele Kämpfe zu bestehen, und wurden in alle Revolutionen und Stürme Vorderasiens verflochten. Es knüpft sich aber an das wiederholte Schlachten und Morden keine Idee; es ist folgenlos für die Menschen und Staatenbildung geblieben und erregt deßhalb nur in geringerem Grade die Aufmerksamkeit des denkenden Geschichtsfreundes.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wendet Hr. F. dagegen ein, der Verfasser des Congests habe sich gerade solcher Vorbilder bedient, um seinen Betrug zu verbergen; so hätte Hr. F. erst förmlich und gewissenhaft nachzuweisen, daß vom Verfasser ein solcher wirklich begangen worden sey, sonst bleibt sein obiger Ausdruck eine unbegründete Verdächtigung: denn weder die Unvollständigkeit der Güteraufzählung, noch das Zweydeutige und Zurückhaltende im Berichte über Nonnberg, noch die absichtlich verkehrte Ordnung in der Erzählung, also alle bisher vorgebrachten Anschuldigungen können, wie wir eben gezeigt, vor einer unbefangenen Kritik bestehen. Auch der Vorwurf: der Verfasser des Congests beschuldige frecher Weise den Hzg. Otilo, der Salzburger Kirche ihr Eigenthum entrissen und es behalten zu haben, verliert seine Härte bey näherer Besichtigung und durch Vergleichung der Aussage der Brev. Notit. mit jener im Congest. Otilo hörte die gegründete Beschwerde des seiner Kirche Eigenthum reclamirenden Virgils: Er erkannte dessen Recht an, weil er ihm einen Tausch mit Gütern zu Laufen antrug, den jedoch Virgil zurückwies, et ita otilo permansit retinendo injuste quod de Salzburch monasterio

subtraxit. Allerdings wäre es, auch nach geschehener Verleihung des ganzen Lehens an Ursus, des Hzgs. Pflicht als oberster Richter gewesen, das Eigenthum der Kirche seinem rechtsmäßigen Herrn dem Bischof zurückzugeben, aber er that es, nach vergeblich angebotenem Tausch, nicht und handelte demnach ungerecht: was er that, war ein Gewaltstreich (et tulit hoc per vim) in den Augen des Salzburger Kirchenvorstandes, der vom Richter die Rückerstattung gefordert hatte und diese nicht erwirken konnte. Sagt das Congest, Otilo habe verharrt im unrechtmäßigen Behalten jenes Gutes, so giebt es ihm, als dem Richter die Schuld, dessen Sache es gewesen wäre, durch rechtlichen Spruch an den wahren Besitzer das dem Ursus ertheilte Lehen zu überweisen. Die ungelenke Schreibart des Verfassers mag den starken Ausdruck entschuldigen. Und in der That unterstützte Otilo, der nach Virgils Anklage über das Recht der Salzburger Kirche ganz im Reinen war, seinen Kappellan Ursus, wie die Br. Nr. bezeugen: Hoc igitur Otilo dux reddere noluit, und vorher, weßhalb er so verfuhr: et Otilo noluit eundem Presbyterum suum contristare, neque tollere ei illud beneficium. Virgil selbst bezeichnet S. 36 gegen Ursus diese herzogliche Verleihung und Ursus Weigerung der Herausgabe geradezu als widerrechtliche Hinwegnahme, nam si tu illis (S. Peter und S. Rudbert) hoc injuste abstuleris etc. Obwohl nun Otilo die dem Tonazon zustehende Hälfte, die Virgil gefordert, nicht vorenthalten konnte, — auf welcher der Bischof sofort eine Kirche erbaute und die Einkünfte seiner Hälfte bezog —; so ließ doch auch Ursus una cum adjutorio Otilonis Ducis eine andere daselbst (ibi) errichten, wodurch er beabsichtigte, diese Hälfte der Gewalt der Salzburger Kirche zu entziehen (fecit ibi aliam ecclesiam, cum qua n(v)oluit (siehe Basnage lectt. antiqq. T. III. P. II. p. 466) ipsam medietatem Sancto Petro a Juvavensi potestate abstrahere. Auch hier handelte Otilo unrecht, indem er den Ursus gegen Virgil unterstützte. Daß Virgil diese Kirche der discordia mit dem Bann belegte, und daß sie in diesem Zustand verblieb, so lange Virgil lebte, schließt die Erzählung des Streites, dessen endliche Beylegung auch in der Brev. Not. nicht vorgetragen ist. Dennoch ist anderweitig bekannt, daß Virgil schon im J. 747 des Herzogs Otilo vollestes Vertrauen sich erworben hatte, was die Brev. Not. einigermassen anzudeuten scheint: ipsam Cellam S. Maximiliani, quam beatus Rudpertus Episc. primo per concessum Theodonis ducis construxit (vergl. cap. II. S. 32 und Cong. S. 29), quamque idem dux ad Juvaum tradidit sedem, cepit Ottilo dux diligere et in amore Dei ampliare etc.

Das mitgetheilte Facsimile der Schlußstelle des Congests, wofür H. F. Dank verdient, zeigt wirklich den

Schriftcharakter des 12. Jahrhunderts. Für eine Abschrift haben wir es schon früher gehalten; daß diese Copie aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts ist, benimmt deßhalb dem im Texte des Documentes Vorgetragenen seine Glaubwürdigkeit so wenig, als jene der Br. Not.; die gleichfalls eine Abschrift und zwar, nach des Hrn. F. Aussage, aus dem 13. Jahrhunderts ist.

Ueber die äußere Form des Congests, die wir nicht aus eigener Anschauung, sondern aus der Abbildung im Chronicon Gotwicense kennen, können wir eben deßhalb kein Urtheil abgeben. Zum Zusammenflicken des Pergamentes, zumal wenn der Raum für dasjenige, was darauf und zwar auf eine Seite geschrieben werden sollte, nicht gehörig vom Schreiber überschlagen worden war, mochten die Mönche in ihren Klöstern durch die Oekonomen, die ihnen solches nur sparsam verabreichten, mitunter selbst gezwungen werden. So klagt der St. Gallener Mönch Winithar: „se plura editurum, si oeconumi pergamina dederint.“ — Auch über die spätere und nicht gleich anfängliche Zusammenfügung der Pergamentstücke, welche mit Hinweisung auf die heute noch erkennbaren Büge und Falten vom Hr. F. gefolgert wird, vermögen wir aus dem vorher angegebenen Grund nicht zu entscheiden. Wenn aber der Mangel an alten Abschriften vom Congest als ein Grund des späteren Anfügens der Pergamentstücke angegeben ist, so wissen wir in der That auf einen so seltsamen Grund keine passende Antwort.

Heinrich Canisius, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts lebte, hat den Text des Congests schon im J. 1602 zu Ingolstadt in 4. herausgegeben, Tom II. p. 483 seqq. der Lection. antiqq., und zwar wie er auf dem Titel sagt: nunc primum e Msto. Codice edita. Ob Canisius nun das fragliche Congest mit seinem wunderlichen Formate oder eine Abschrift davon vorliegen hatte, wage ich aus seinen Worten nicht zu bestimmen. Auch M. Welser kannte und benutzte das Congest, und Gewolds Additiones zu Hunds Metropolis geben auch das Congest; desgleichen der Abt Albert im J. 1646, 4., und Frz. Dücker in seiner Chronika.

Nach Widerlegung sämmtlicher vom Hrn. F. über das Congest aufgestellten Behauptungen — bis auf jene, das Congest sey dem Schriftcharakter nach aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts —, können wir das Urtheil des Hrn. F., „dieß Document müsse sehr verdächtig seyn,“ ein unbegründetes und deßhalb ungerechtes nennen. Der Satz: „obgleich der größte Theil seines (des Congests) Inhaltes wahr sein mag“ verdient alle Beachtung.

Wenn es damit seine volle Richtigkeit hat, wie wir es überzeugt sind, wo steckt denn eigentlich das Verdächtige dieses Documentes? Etwa in der äußern Form, d. i. in den drey an einander genäheten Pergamentstücken; oder richtiger in dem 3. und kleinsten Pergamentstreifen, rechts mit der Beschuldigung Otilo's, links mit der Schlußschrift? Allein weder auf der einen noch auf der andern befindet sich die Hauptsache d. i. das Verzeichniß der herzoglichen Schenker und der geschenkte Gegenstand. Nicht die äußere Form, nicht die schwere Anschuldigung des Herzogs, auch nicht die Zeugenliste sind es, die irgend einen Einfluß auf den Inhalt des Congests ausüben, denn sie unterdrücken keine Schenkung und sie verdrängen keinen der schenkenden Herzoge von seinem Platze oder aus seiner Verbindung vom unmittelbaren Vorfahr zum gleich darauf und ohne die mindeste Unterbrechung kommenden Nachfolger. Es ist aber klar, daß gerade auf diesem Punkt die Entscheidung der ganzen Streitfrage beruhe. Muß Hr. F. selbst eingestehen, der größte Theil des Inhalts möge wahr seyn, und folgert er selbst, daß dieß Document das erste Zeugniß gebe, Rupert sey unter Herzog Theodo dem Letzten und König Childebert III. nach Bayern gekommen; so ist mit solchem Geständnisse der Streit förmlich entschieden zu Gunsten des Mabillon-Hansiz'schen Systemes, und zwar dieß um so vollständiger und siegender, als alle gegen das Congest von Hrn. F. vorgebrachten Anschuldigungen und Verdächtigungen in ihrer Haltlosigkeit nachgewiesen worden sind.

B.

Die kurzen Nachrichten.

Das Alter der Handschrift, sagt Hr. F., ist aus dem Verzeichnisse der Salzburger Kirchenvorstände zu entnehmen, welches in gleicher Schrift bis zum J. 1288 fortgesetzt ist. Diese Handschrift ist aber eine Abschrift von einer um 100 Jahre älteren, welche ein ungenannter Schüler des Erzbischofs Eberhard I. (1147—1164) gemacht hat. (Der Beweis hiefür ist wenigstens hier nicht gegeben). — Hr. F. legt sodann den ganzen Inhalt der Brev. Notit. ausführlich dar, was wir hier um so mehr übergehen können, als wir dieß schon früher mit aller Unbefangenheit gethan. Nur einige dem Congeste auch hier wieder gemachten Anschuldigungen, und Forderungen, die dieses seinem Wesen nach gar nicht zu erfüllen im Stande ist, sollen deßhalb an dieser Stelle zur Sprache kommen, weil des Hrn. F. unverkennbare Absicht darauf gerichtet ist, den Werth des Congests, den er durch seine Verdächtigungen nicht zu schmälern vermochte, herabzudrücken und jenen der Brev. Not. durch ein solches Verfahren möglichst zu heben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Beyträge zur Geschichte der kaukasischen Länder und Völker aus morgenländischen Quellen von Bernhard Dorn.

(Fortsetzung.)

Der Forscher der georgischen oder dschordschischen Geschichte hat den Vortheil, mit den einheimischen Quellen die Berichte der benachbarten Völker der Byzantiner und Armenier, der Araber und Perser vergleichen zu können. Auch die zerstreuten Nachrichten bey den Genuesern und Venetianern, bey den christlichen Sendboten und Reisenden dürfen nicht übersehen werden. Die einheimischen Schriftsteller scheinen, nach dem zu urtheilen, was uns bis jetzt vorzüglich durch die Bemühungen der Herren Brosset davon mitgetheilt wurde, auf einer sehr niedern Stufe der Bildung zu stehen; sie haben keinen Begriff von Zeitrechnung und geregelter Darstellung; sie zeigen in Allem, was sich auf die Verhältnisse selbst der nahen kaukasischen Völklein bezieht, eine erstaunliche Unwissenheit. Es ist deßhalb sehr dankenswerth, daß Hr. Dorn uns nach und nach mit den Berichten der muhammedanischen Geschichtschreiber und Geographen über diese eben so entsittlichte wie schöne kaukasische Menschenfamilie bekannt machen will. Der vorliegende erste Beytrag zur Geschichte der Georgier enthält Auszüge aus der handschriftlichen Geschichte der Sefiden des Iskender Munschi, welche bis zum Tode des vierten Nachfolgers Ismaels Sefi, Abbas I. (1627) reicht. Das christliche Georgien ward nach wiederholten blutigen Kämpfen bald von den Sefiden, bald von den Osmanli unterjocht und beyde scheinen zu wetteifern in der Verwüstung des unglücklichen Landes und der Vertilgung seiner uneinigen Bewohner. Man gedenkt später, wenn mehrere ähnliche Bruchstücke vorliegen, die verschiedenen Mittheilungen über die georgische Geschichte zusammenzufassen und sie mit den Angaben der byzantinischen und armenischen Schriftsteller zu vergleichen. Die Geschichte dieses Landes verdient es, von Neuem geordnet und dargestellt zu werden; das Werk von Breidenbauch (Geschichte der Staaten von Georgien. Memmingen 1788) genügt jetzt auch für den gewöhnliche Gebrauch nicht mehr.

Die Chasaren sind wegen ihres innigen Zusammenhanges mit den frühesten Schicksalen der Ungaren und russischen Slaven von größerer Wichtigkeit als Georgier und Albanier. Ihre Geschichte ist uns früher bloß durch die Byzantiner in sehr mangelhafter Weise bekannt gewesen. Durch die Mittheilungen aus den arabischen Schriftstellern von Frähn, d'Ohsson und Dorn sind uns erst die äußern Schicksale und innern Zustände dieses Volkes, welche ein überraschendes Licht in die so dunkeln Anfänge des ungarischen und des russischen Staates werfen, bekannt geworden. Die nachfolgende Darstellung enthält die wesentlichen Ergebnisse der Forschungen dieser ausgezeichneten Orientalisten. Auch hier boten die armenischen Quellen reichlichen Stoff dar zur Ergänzung und Berichtigung der byzantinischen und muselmanischen Nachrichten.

Die Nachkommen der Turco-Scythen im Norden des schwarzen und kaspischen Meeres erscheinen in den vielen Jahrhunderten ihrer Geschichte unter

mannigfachen Benennungen; der Name Chasaren ist aber einer der bekanntesten und am weitesten verbreitet. Viele Scythen mochten sich, der gothischen und hunnischen, der sarmatischen und bulgarischen Oberherrlichkeit entweichend, bald zu dieser, bald zu jener Zeit weiter gen Süden, innerhalb der Bergschluchten des Kaukasus, gezogen haben, von wo aus sie, wie wir sahen, in die Alpenlandschaften Iberiens und Armeniens Einfälle machten und bereits im Beginne des dritten Jahrhunderts unter mancherley Namen, vorzüglich aber unter dem der Chasir oder Chaser auftreten [2]). Bey den griechischen und lateinischen Schriftstellern erscheinen sie erst, wenn man nicht das mächtige Volk der Siraki, Sirachi oder Sirakeni, die in derselben Gegend wohnten [3]), für die Chasaren halten will, einige Jahrhunderte später und zwar unter den wechselnden Benennungen Akatiri, Akatziri und Katziri [4]). Sie zogen unter Kaiser Julianus gegen die Sassaniden [5]), machten mit ihren Gebietern, den finnischen Saraguren, und einem sonst wenig bekannten Volke, Barsilier genannt vereinigt, in Iberien [6]), Armenien und Persien [7]) häufige Einfälle, wurden durch wiederholte Kämpfe, nach den Sagen der Georgier, Herrn des ganzenn Kaukasus [8]) und besetzten selbst große Länderstrecken südlich des Kaukasus. Als Nuschirwan das alte Land der Albanier, welches nach dem Beynamen des Siegers, oder wie es in einer andern Sage heißt nach dem Namen des besiegten Fürsten, Schirwan genannt wird, erobert hatte, errichtete oder verstärkte er die Mauer bey der Pforte der Pforten, ließ Wachtthürme erbauen und versah sie mit bedeutenden Besatzungen; dem Marspan oder Markgrafen des Kaukasus ward, um sein Ansehen bey den benachbarten wilden Völkerschaften zu erhöhen, gestattet, bey Gerichts- und andern öffentlichen Verhandlungen sich auf einen goldenen Thron zu setzen, wovon dann in der Folgezeit mehrere Fürsten dieser Gegenden sich Serir-eddahab oder die vom goldenen Throne nannten [9]). Aber alle diese weisen Vorkehrungen vermochten die nordwestlichen Gränzprovinzen Persiens nur auf kurze Zeit gegen die Einfälle der Chasaren zu schützen [10]). Sie erscheinen wieder als Bundesgenossen des Kaisers Heraclius und verheeren wie ehemals die Länder der Sassaniden [11]).

Als die Muselman in die Alpenlandschaften des Kaukasus vorgedrungen waren, mußten auch sie, um das eroberte Land zu schützen, ihre Waffen gegen die Chasaren kehren. Man kämpfte, im Laufe des achten Jahrhunderts, in der Umgebung Der-

2) Mos. Chor. II, 65, S. 298. Tschamtschean, Geschichte Armeniens. Venedig 1784. I. 358. Indischean, Armenische Alterthümer, Venedig 1835. I. 412. Aus der gleichen Schreibart des Namens im siebenten und achten Jahrhundert (Tschamtschean II. 371. Indischean I. 338) sieht man, daß Moses dasselbe Volk im Auge hatte.

3) Mannert, Norden der Erde 349. Sirachi werden sie in einer Inschrift vom Jahre 194 u. Z. genannt, wo sie mit den Scythen in Verbindung sind. *Πολεμήσας δὲ καὶ Σιραχοὺς καὶ Σκύθας.* Boeckh, Cod. Inser. II. 1009.

4) Stritter I. 489. Die Handschriften des Jordanis haben ebenfalls Akatziri (Zeuß 715), nicht, wie im Gedruckten steht, Agazziorum gens. Der Geograph von Ravenna IV. versichert ausdrücklich, die Akatziren sind die Chasaren.

5) Des Peuples du Caucase. Par M. C. d'Ohsson. Paris 1828. 47. Tabary bey Dorn VI. 450.

6) In Firdusi, Regierung der Lohrasp, wie in der Chronik des Wachtang (Klaproth, Reisen in den Kaukasus II. 64. 86) wird der Name der Chasaren bis in die mythischen Zeiten hinaufgerückt.

7) Priscus 44. Stritter I. 571 zum Jahre 457.

8) Wachtang's Chronik bey Klaproth a. a. O. II. 64. und St. Martin, Mémoires sur l'Arménie II. 189.

9) Herbelot unter Serir Aldeheb. Deguignes, Geschichte der Hunnen I. 514. d'Ohsson 3. Manche arabische Schriftsteller, wie Masudi (I. 310 ed. Sprenger) sprechen sogar von einem Volke Serir im Kaukasus, das natürlich niemals existirt hat.

10) Herbelot, Biblioth. orient. s. v. Khozar. Bayer, de muro Caucasio in dem ersten Bande der Comment. Acad. Petropol. und Opusc. 94. Dorn 451 folg.

11) Stritter III. 550.

bends, in Georgien und Armenien, wo die blutigsten Schlachten geliefert wurden, wiederholt mit abwechselndem Glücke. Bald drangen die Muselman jenseits der Pforte der Pforten bis hoch hinauf in die Bergschluchten des Kaukasus, bald streiften die Chasaren jenseits des Araxes weit hinab in die Gauen Persiens [12]). Um dieselbe Zeit erweiterten die Chasaren ihre Herrschaft gen Norden und Südwesten, eroberten Taurien, wovon ein Theil noch Jahrhunderte nach dem Untergange ihrer Herrschaft Gazaria genannt wird [13]) —, und bezwangen auch, ungeachtet eines von dem Bischof Johannes geleisteten [14]) langen Widerstandes, die hier an der Südküste der Halbinsel zwischen Balaklawa und Sudak oder Soldaia wohnenden Ostgothen. Es waren dieß eifrige Christen, wie die andern Gothen, höchst wahrscheinlich in der Weise des Arianismus [15]). Reste dieses Volkes mit eigenthümlicher deutscher Sprache und Sitte haben sich hier, unter mannichfach wechselndem Drucke, bis nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erhalten [16]). Später und namentlich zu unserer Zeit konnte man in der Krim, aller Nachforschungen ungeachtet, keine Spuren eines altdeutschen Wesens entdecken [17]).

(Fortsetzung folgt.)

12) Die Geschichte dieser Kämpfe giebt Tabary bey Dorn am ausführlichsten. Die Nachrichten der Byzantiner (Stritter III. 72) sollten nicht übersehen werden; sie dienen zur Ergänzung und Bestätigung der arabischen.

13) Josafa Barbaro bey Ramusio II. 92. A. 105 f. Atlas en langue Catalane vom Jahre 1375. Notices et extraits des manuscrits XIV 2. 83.

14) Vita S. Joannis ap. Bolland. 5 Jun. 190. 191.

15) Procop. de bell. Goth. IV. 4. Stritter I. 245.

16) Zeuß 432.

17) Die jetzt in der Krim lebenden Deutschen sind erst in neuerer Zeit dahin ausgewandert. Kohl, Reisen in Südrußland I. 211.

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Was wir gleich im Cap. I bey Theodo's Bekehrung de paganitate ad Christianitatem durch St. Rudpert vermissen, ist die in der Vita primogenia erzählte Donaureise usque ad fines pannoniae inferioris. Es heißt ganz einfach: „Item Theodo dux dedit ei potestatem circumire regionem Wabarorum et eligere sibi locum ad Episcopi sedem.“ Daß Herzog Theodo im Lande unter der Enns und auch in der Pannonia inferior nichts zu sagen hatte, ist wohl unbestritten; diese Bezicke gehörten nicht zur regio Wabarorum. —

Im Congestum, sagt Hr. F., ist von der Bekehrung Theodo's und von der Gründung der Peters-Kirche durch Rupert „kein Wort zu finden, daher es auch die Schenkung Theodo's zur Kirche am Wallersee gänzlich übergeht.“ — Allein eine förmliche Erzählung dieser Vorfälle beabsichtigte der Verfasser des Congests gar nicht, wie es denn gleich der Eingang besagt: De hoc quod ad episcopatum etc. traditum fuit.

Das ist seine Aufgabe und so fort geht er zur selben über. Wenn er hier die Dotirung der ersten Peterskirche am Wallersee ausgelassen; so finden sich in der Brev. Not. andere Orte, — wie Garoz —, die aus ihr hinweggeblieben sind. Ueberhaupt sollte man nie außer Acht lassen, daß beyde Documente sich wechselseitig stützen und ergänzen, und hier im vorliegenden Fall, daß der Verfasser des Congests in seinen Raumsparenden Bemühungen wohl deßhalb der Kirche am Wallersee Dotirung anzuführen unterlassen, weil unter Theodebert eine Vergabung von 20 Mansen, einem Walde und aquarum decursio in fluenta Fischaha aus der villa Walarseo vorkommt.

Die Krankheit des Herzogs Theodo ꝛc., sagt Hr. F., macht den Erzähler auf dasjenige vergessen, „was man aus der Aufschrift erwartete,“ womit Hr. F. die, häufigen Digressionen sich hingebende Weise des Verfertigers der Br. Not. andeutet. „Das Congestum,“ fährt Hr. F. fort, „verschweigt nicht nur den Tod des Herzogs Theodo, sondern läugnet ihn sogar, indem es diesen Herzog

(Theodo) selbst bey der Einweihung der Kirche und Zelle persönlich erscheinen und sie beschenken läßt. Beyde Documente stehen sich also hier im geraden Widerspruch." — Die Wahrheit ist, daß auch die Brev. Not. den Tod Theodo's nicht expressis verbis erzählt, sondern nur seine Krankheit; also auch sie verschweigt ihn. Jedoch das nicht wieder Erscheinen Theodo's, das sofortige Auftreten seines Sohnes Theodebert erlaubt es, seinen Tod hier anzunehmen. In der Brev. Not. selbst ist noch einmal die Rede von diesem Theodo, welcher dem hl. Rupert die Maximilians-Zelle zu erbauen erlaubt (S. 37). Eine der beyden Erzählungen ist ungenau im Punkte des dotirenden Herzogs: die Gründung erlaubte, beyden Nachrichten zu Folge, Ruperts Theodo. Man kann zugeben, daß der Verfasser des Congests, durch seinen knapp zugemessenen Raum gedrängt und jede historische Notiz von seiner Absicht, — nur die Schenker und Geschenke der Salzburger Kirche zu verzeichnen — fernhaltend, hier bloß den, die ursprüngliche Gründung erlaubenden Herzog mit dem Dotator verwechselt und Erstern mit ex omni parte miliarios III. aufgeführt hat, welche die Br. Not. de foreste suo (ducali) tria milliaria nennt. — Ein gerader Widerspruch würde hier erst dann statt finden, wenn das Congest die Gründung der Zelle, gleichviel ob durch Theodo oder durch seinen Sohn Theodebert ohne weiteres in Abrede stellte, welche doch die Brev. Not. ausführlich erzählt. Aber das Congest trägt dieß Ereigniß nur mit der Abweichung vor, daß es dem Theodo die Dotirung vornehmen und bey der Einweihung anwesend seyn läßt, ohne der Krankheit dieses Herzogs und seines Sohnes Theodeberts Nachfolge zu gedenken. Ohne Zweifel hatte Theodo Ruperts neue Kirche, deren Bau er erlaubt, mit jenen Gürern beschenken wollen, die der Stiftung am gelegensten waren, sie waren bereits von Theodo als solche zur Dotirung ausersehen, allein die Krankheit hinderte den Vollzug, und so empfahl er sterbend St. Ruperts Kirche überhaupt und noch insbesondere die unter ihm begonnene (Concedentibus ducibus Theodone et Theodeberto filio ejus) Maximilians-Zelle seinem Sohne Theodebert, der alsdann die vom Vater projectirte Dotirung ins Werk richtete.

Solche Abweichungen in den Quellen kommen dem Geschichtsforscher nichts weniger als selten vor, und sie beeinträchtigen die Wahrheit auf keine Weise, stehen auch, wie erwähnt, in Ansehung des Ereignisses nicht im geraden Widerspruche. Da das Factum durch beyde Documente bezeugt wird; so muß der weniger genaue Bericht vor dem genaueren zurückstehen. Die Krankheit des alten Theodo ist ein Ereigniß, das, zur Geschichte der Maximilians-Zelle beygezogen, den Vollzug der Dotirung durch den alten Herzog und also auch seine Anwesenheit an Ort und Stelle nicht mehr zuläßt: deßhalb steht der weniger genaue Bericht des Congests über denselben Gegenstand nach. Den Ausdruck: „das Congest leugnet den Tod Theodo's," würden wir in: „das Congest erzählt ihn nicht" umwandeln.

Für den Streit über Ruperts frühere oder spätere Ankunft entscheidet diese Abweichung der Quellen ganz und gar nichts; denn Theodebert ist in beyden Documenten Theodo's Sohn und Nachfolger.

Großen Nachdruck legt Hr. F. auf den langen Besitz des von St. Rupert ertheilten Lehens an Wernher und Dulcissimus, die Neffen des Lediz und Ursus, die selbes multo tempore genossen und dann auch auf ihre Neffen gebracht haben, welche gleichfalls multis temporibus hoc habebant in beneficio. „Zwey Generationen hindurch blieb das Gut noch immer bey der Kirche Salzburg. Unterdessen brachen die heidnischen Slaven in das Pongau, vertrieben die Mönche und verwüsteten Kirche und Zelle, welche dann viele Jahre (multis temporibus) verödet lagen, von welchem Einfall der Slaven im Congestum keine Spur zu finden." Das Letztere aus dem oben schon angegebenen Grund, weil das Congest dergleichen geschichtliche Notizen, die seinem ursprünglichen Zwecke fremd sind, ausschließt. Die Ausdrücke: multum tempus, multis temporibus wird man im Sinne der Hagiographen und Documente gebrauchen, und mit Mabillon, der so viele hundert von Legenden kritisch beleuchtet, annehmen dürfen: annorum multorum circuli seyen eine Zeit von 9—10 Jahren, longinqua spatia temporum 40 oder 50 Jahre.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. April.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Beyträge zur Geschichte der kaukasischen Länder und Völker aus morgenländischen Quellen von Bernhard Dorn.

(Fortsetzung.)

In dem Chasarenreiche waren nicht bloß die Anhänger einer jeden Religion geduldet, sondern sie erfreuten sich auch gleicher bürgerlicher und staatlicher Rechte. Die Familie des Chakan und die Großen des Volkes hatten sich einst — die Angaben über die Zeit, wann dieses geschehen, sind verschieden — zum Islam bekannt [18]); sie sind später, nach den übereinstimmenden Aussagen der Araber, zum Judenthum übergetreten, gestatteten jedoch ihrem Volke unbeschränkte Freyheit der Gottesverehrung. Man fand hier Juden und Christen, Muselman und Anhänger des mittelasiatischen alttürkischen Naturcultus [19]) im friedlichen Verkehr mit einander. Damit der Leidenschaft und der Selbstsucht so viel als möglich gesteuert sey, waren Richter und Beamte aus den verschiedensten Religionen aufgestellt; jedem ward sein Recht durch seine Glaubensgenossen gesprochen und für die Streitigkeiten der Anhänger verschiedener Religionen ein gemischtes Collegium angeordnet. Der Staat der Chasaren suchte sogar seinen Schutz über alle Religionen außerhalb seines Landes auszudehnen, um in den benachbarten Reichen wenigstens allgemeine Duldung zu erzielen. So nahm sich der Chakan mosaischen Glaubens der Christen an, welche in den Ländern der Muselman verfolgt wurden. Als dieß nichts fruchtete, ward an den Muhammedanern seines Reiches Rache verübt wegen der Unbilde, welche die Christen unter der Herrschaft des Chalifats erleiden mußten [20]). Dem Chakan selbst, dessen Würde in der herrschenden jüdischen Familie forterbte, ward bloß eine Art religiöser Verehrung gezollt, wie dem Dalai Lama in Tibet und dem Dairi in Japan; seine Gemahlin ersten Ranges ward gewöhnlich aus dem verwandten usischen Clane der Barsilier genommen, die um die Mündungen der Wolga sassen [21]). Die eigentliche Macht des Staates war in den Händen der Großen des Landes, an deren Spitze ein Hausmeier stand, der alle Regierungsgeschäfte besorgte. Ihm ward ebenfalls, wie in den Jahrhunderten der Merowinger, die Anführung der Truppen anvertraut [22]). Auch die übrigen Staatseinrichtungen zeugen von einem gewissen ordnenden Verstande; man erhob directe und indirecte Steuern,

18) d'Ohsson 66.

19) Frähn, de Chasaris in den Mém. de l'Académie de St. Pétersbourg VIII. 590.

20) d'Ohsson 66. Masudi, in Klaproth, Magazin asiatique I. 267. u. Masudi's Historical Encyclopaedia. By Alois Sprenger. London 1841. c. 17. I. 407. Frähn, de Chasaris.

21) St. Martin, Mém. sur l'Arménie II. 354. „Der König des Nordens ist der Chakan, d. h. der Herr der Chasaren, und die Königin ist die Chatun, d. h. die Gemahlin des Chakan, aus dem Geschlechte der Barsilier." Diese Stelle in der Geographie des Moses von Chorene ist sicherlich ein späterer Zusatz.

22) Frähn a. a. O. 613. 619.

begann Krieg und machte Frieden, je nachdem es der Vortheil des Staates erheischte, und so erhielt sich der Staat der Chasaren lange Zeit auf einer hohen Stufe von Macht.

Die Fürsten standen großentheils in gutem Vernehmen mit dem byzantinischen Reiche. Neben ihrer alten Hauptstadt Balangiar, das jetzige Astrachan, unfern der Mündung des Flusses Itil [23]), ein Wort, das heutigen Tages noch in der Sprache der kasanischen Türken und Tschuwaschen einen großen Strom bedeutet [24]), ließen sie sich durch byzantinische Baukünstler eine neue befestigte Stadt, Sarkel oder Weißstadt genannt, erbauen, welche den Chasaren in der Folzezeit, nachdem die Petschenegen von den Usen bereits über den Don gedrängt waren [25]), als Gränzfestung gegen das erstere Volk diente. Sore-kill oder Sarkel, welches heutigen Tags noch im Türkischen, wie es die Tschuwaschen sprechen, weißes Haus bedeutet, führt denselben Namen bey den Slaven; es ist dieß Bjelaweza oder der Weißthurm in der Nähe der katschalinischen Kosakenstaniza. Die Stadt lag schon im Jahre 1300 in Trümmern [26]). Mit den griechischen Baumeistern kam auch wohl Konstantin aus Thessalonich, der sich später Cyrillus nannte, in das Land der Chasaren und bekehrte das ganze Volk oder wenigstens einen Theil desselben, wenn wir der Sage trauen dürfen, zum Christenthume; er habe zu diesem Endzweck, heißt es in der Legende, zu Cherson die Sprache der Chasaren erlernt [27]). Die ungenauen kirchlichen Scribenten folgender Zeiten nennen aber, nach dem Namen ihrer ehmaligen Gebieter, alle Bewohner der Krim und der Uferlandschaften des schwarzen und kaspischen Meeres Chasaren, weßhalb man noch im Laufe des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts so viel von christlichen Sendboten liest, die zu den Chasaren oder ins Chasarenland ziehen [28]).

(Fortsetzung folgt.)

---

23) Der Name erscheint zum erstenmal in der Geographie des Moses von Chorene unter der Form Ethil. St. Martin, sur l'Arménie II. 354. Dann bey den Griechen zum erstenmal bey Menander (Excerpta de Legat. p. 309 ed. Bonn) unter dem sicherlich verschriebenen Attila. Das türkische Wort für Fluß ist auch in dem *Ἀτέλκ - οὔζου* des Constant. de Adm. Imp. 38 enthalten. **Atelk Usu heißt der Fluß Usu, d. h. der Dniepr. Anstatt *Ἐτὲλ καὶ Κούζου* an einer andern Stelle (c. 40) muß wohl auch *Ἐτέλκ - οὔζου* gelesen werden. Itil, Atel und Atelch sind ein und dasselbe Wort. Ptolemäus kennt bekanntlich den einheimischen Namen Rha, wie heutigen Tages noch die Mordwinen den Fluß nennen. Der Flußname Rha, Rhin, Rud, Roha, Reca, Rhodanus scheint auf Rinnen, Fließen hinzudeuten und findet sich in den meisten Sprachen der Erde. Müller, Samml. russischer Geschichte III. 337. Der Name Wolga findet sich zuerst in der russischen Chronik des Nestor und wurde von den Slaven über den Westen verbreitet. Was der Name bedeutet und aus welcher Sprache er stamme, weiß Niemand zu sagen. Schafarik, Slavische Alterthümer I. 499. Müller (Ferd. Heinr.) der Ugrische Volksstamm II. 81.**

24) **Müller, Samml. russ. Geschichte. II. 40. III. 337. Auch im Altpreußischen oder Lettischen heißt Isla Fluß, woraus Vistula oder Weichsel entstanden ist. Doch sind die Meinungen über den Ursprung des Namens Visula oder Vistula sehr verschieden. Schafarik I. 494.**

25) **Cedren sagt fälschlich, dieß sey gleich im Anfange der Fall gewesen. Lehrberg Untersuchungen 398. Die Petschenegen wurden erst um das Jahr 894 die westlichen Gränznachbarn der Chasaren.**

26) **Stritter III. 567, Bayer, Geogr. Russ. in Comment. Acad. Petropol., Vol. IX. und Karamsin I. 256, welche die Festung an den Donez legen, sind im Irrthume.**

27) **Nestor III. 154. Schlözer läugnet, 229, diese Bekehrung, jedoch, wie es scheint, mit Unrecht. Dombrowsky, Legende von Kyrill 81. Schafarik II. 473.**

28) **Raynald XIII a. 1253. XIV a. 1288. XV a. 1369.**

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Sowohl die Neffen des Lediz und Ursus-Wernher und Dulcissimus —, als auch deren Neffen werden von dem Verfasser der Brev. Not. unredlicher Absichten gegen die Kirche Salzburg beschuldigt; worin mag wohl das Unredliche ihrer Absichten bestanden haben? Darin, daß sie die andere Hälfte des Lehens, welches St. Rupert der Salzburger Kirche hatte bewahren lassen, auch an sich zu bringen suchten; wie es denn dem Kapellane Ursus aus demselben Geschlechte gelungen ist, das Ganze vom Herzog zu erhalten. Wir möchten jedoch die Neffen der Neffen von dieser versuta intentio, mit welcher sie Salzburg dienten, zur Zeit des Streites Virgils deßhalb freysprechen, weil sie in diesem Rechtsstreite als Zeugen gegen ihren eigenen Verwandten Ursus und für Virgil und der Salzburger Kirche Rechte auftreten (S. 36, vergl. S. 40). S. 36 sind auch die Namen der Neffen mitgetheilt, so wie sie bey einer andern Schenkung an Salzburg, noch unter Virgil, wieder zum Vorschein kommen. —

Zwey Generationen rechnet Hr. F. heraus: Allein von den ersten Neffen Wernher und Dulcissimus kommt zu bemerken, daß sie Zeitgenossen St. Ruperts waren, den sie überlebten, worauf sie sich, um ihren Neffen das von ihnen genossene Lehn zu verschaffen, an die Lenker der Kirche Salzburg wandten, die ihrem Wunsche willfahrten. Mithin ist hier vom ersten Ertheilen des Lehens durch die Hand St. Ruperts, — vorausgesetzt, daß gleichzeitig mit der Dotirung der Zelle, also 717, im Todesjahre Theodo's, auch Lediz und Ursus vergabten; und daß innerhalb Jahresfrist die Belehnung erfolgte, — bis zu Virgils Gelangen zur Vorsteherwürde und zum Ausbruch des Streites, 745, nicht mehr zu rechnen, als eine Zeit von 27—28 Jahren, sohin nicht einmal eine Generation. (Siehe Tabelle I. *)

Nach Darlegung unsrer Berechnung mag hier gleich jene des Hrn. F. vorgetragen und beleuchtet werden:

„Herzog Theodo der Letzte oder der Großvater Hugberts starb um 718," (dagegen setzt der Catalagus Ducum Bajoariae aus dem XIII. Jahrhunderte bey Mederer

*) Tabul. I.

N. Vater.

Ledi (Latinus. p. 36.)	Ursus	N. Bruder oder Schwester. Gemahlin. Gemahl.
	N. Wernher.	Dulcissimus.
N. Ursus Kapellan des Herzogs Otilo	Dulcissimus Presbyter. p. 30. 36. 40.	Otmar presb. p. 40. p. 36.

Tabul. II.

p. 36. Chuniald, socius S. Ruperti

Isinhardus, vir nobilis et filiolus Presbyteri senis Chunialdi, post 745. p. 36.

Isinhart, vir nobilis, sub Tassilone duce tradit filium suum W. et suam proprietatem super lacum Walrsee. p. 40.

Wolchenhard, sub Tassilone, p. 40. p. 42. abbas Wolchardus, sub Arnone Archiepo. i. e. post 798 ad Anthering et ad perge Super Walrsee.	Kundbald (Gumbolt) p. 42. p. 290.

St. III, p. 199, not. u u u. Anno DCCXVII. Theodo II. Dux Wawariae, qui Germaniam (Wawariam) ad Christum convertit, obit, also 717.); „drey Jahre darauf unter dem Herzog Theodebert geschah die Lehensertheilung Ruperts an seine Zöglinge.“ (Es heißt aber: cum didicerunt (Wernh. etc. Dulciss.), ceperunt rogare dominum Hrodbertum etc.; sie warteten also nicht, bis die Lernzeit vorüber, sondern stellten ihr Gesuch während derselben; so nimmt es auch Hr. F. S. 11.: In jenen Zeiten wurden Vergabungen häufig unter der Bedingung gemacht, daß der vergabte Gegenstand dem Schenker zur Nutznießung ꝛc. verbleibe. Nicht wohl kann daher die Belehnung Ruperts an die Neffen erst drey Jahre nach der Schenkung vor sich gegangen seyn), „also um das J. 721. Hugbert der Sohn Theodeberts regierte von 725 bis um 737, Otilo bis 748. Von der Lehensertheilung Ruperts 721 bis zum ersten Jahr Virgils 745 sind nur 24 Jahre, und doch weiß Otilo nichts von dem hl. Rupert“ (dieß sagt auch nicht Ein Document, weder das Congest, noch die Brev. Not., genauer ausgedrückt müßte es heißen: und doch weiß Otilo nichts von der unter Rupert entstandenen Kirche und Zelle im Pongau), „nichts von der Schenkung Theodeberts dahin! Doch muß Virgil die vier ältesten Männer vernehmen lassen, um zu erfahren, was sie von ihren Vorfahren gehört haben! Ja unter den geistlichen Zeugen wird sogar der Priester Madelhoch genannt, ein Sohn Madelgor's, welcher Kanzler des Herzogs Theodo gewesen; doch gehört dieser Madelhoch nicht unter die Greise, welche gefragt werden, sondern unter die Zuhörer!“ —

Wir bemerken dagegen: die Zeugenliste im Processe Virgils, — denn hier ist die Rede von einem ordentlichen Rechtsstreit, — ist im Texte der Juvavia durch Schreibfehler und Wiederhohlungen etwas entstellt: deßungeachtet kann man die Zeugen in drey Klassen theilen: 1. Die Viri valde senes; unter denen einige der Schüler S. Ruperts sich befinden; (bey Kleinm. Juvav. Anhg. S. 36 heißt es irrig: Quia vero ex eis etc., dafür ist: Quidam vero ex eis zu lesen, wie bey Basnage. III. P. II. p. 466.), Isinhard, der Sohn des Priesters Chuniald, Maternus, Dignolus und Joannis, alle vier Schüler des h. Rupert. Daß es Discipuli S. Rudberti im J. 745 oder 746 noch geben konnte, erhellt aus der mitgetheilten Tabelle der Neffen des Lediz und Ursus; denn mehr genealogische Glieder der linea recta descendens, als von den durch S. Rupert belehnten Neffen bis auf deren Neffen, die wieder in der Zeugenliste vorkommen, giebt es nicht und sind auch nach dem in den beyden Documenten Vorgetragenen nicht wohl gedenkbar. Chuniald, der Genosse S. Ruperts, hatte den eigenen Sohn in dessen Schule gegeben. Mit der Ausflucht, alle Mönche des Klosters St. Peter

habe man Jahrhunderte nach Ruperts Tode, ja bis auf die neueren Zeiten mit dem für sie schmeichelhaften Titel: „discipuli St. Ruperti“ belegt, kann man hier eben so wenig durchkommen, wie mit einer andern; Isinhard, der erste Zeuge (wohlgemerkt Chunialds Sohn!) sey wahrscheinlich ein Abkömmling eines weit ältern Isinhards, den der selige Chuniald bekehrt und getauft hatte. Auch hier glauben wir den genealogischen Zusammenhang vom Urgroßvater (Chuniald), Großvater (Isinhard unter Virgil), bis auf den Sohn (Isinhart unter Tassilo) und Enkel (Wolchenhard) getreu nach der Quelle (in Tabula II) angegeben zu haben. Diese vier Discipuli eröffnen die Zeugen-Reihe.

2. Die 2. Klasse besteht aus: alii quoque, qui hoc (was Virgil verzeichnen ließ) a senioribus audierunt, haec ita omnia narrantes; diejenigen, die das Ganze von den ältern (Vorfahren) gehört haben. Wir können uns die Uebersetzung dieses Wortes Seniores gefallen lassen, es wären die durch die Aussagen älterer Leute über die streitigen Verhältnisse belehrten Priester, Diacone ꝛc. von Salzburg.

3. Die 3. Klasse endlich sind die Laien, lauter Edle, voran die Beamteten d. i. die Gaugrafen und Richter, als der Oertlichkeiten und der Rechte im hohen Grade kundig; sie sind die wahren Sachverständigen. Ihnen kommt eigentlich der Titel „Seniores“ zu. In ähnlicher Art erweist der Erzbischof Arno im Streite über einen Wald an der Fischaha durch die edlen Männer des Gaues (per ipsos Pagenses viros nobiles attestantes) zweymal das Anrecht von St. Peter gegen die Romanen, die denselben als ihr Eigenthum ansprachen. Es war das alte Rechtsverfahren, wo Urkunden verloren gegangen oder überhaupt nicht vorgezeigt werden konnten, die Aussagen der ältesten Männer, der in der Sache Unterrichteten und vorzüglich der Gau-Behörden zur Richtschnur zu nehmen. Was daher Virgil in seiner Angelegenheit that, war ganz den Rechten gemäß. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Qui hoc à senioribus audierunt wäre etwa so zu fassen: Was die Priester von Salzburg theils aus den Nachrichten ihres Klosters, theils diese vervollständigend durch die gemeinen Aussagen der Gau-Behörden erfahren, das sagten sie aus.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. May.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Beyträge zur Geschichte der kaukasischen Länder und Völker aus morgenländischen Quellen von Bernhard Dorn.

(Fortsetzung.)

Doch muß man bedenken, daß lange nach dem Untergange seiner Herrschaft — ein Theil entfloh in den Kaukasus [29]) — die größere Masse des Volkes in den ursprünglichen Gegenden der Heimath zurückgeblieben ist; diese Länder konnten also mit einem gewissen Rechte Gazaria genannt werden.

Die eigentlichen Chasaren waren, nach dem Zeugnisse der verschiedensten Schriftsteller, Türken [30]), wie überdieß aus den Benennungen ihrer Fürsten, Ilk, Beg, Chakan und andern Wörtern, aus den Eigennamen ihrer Könige und Großen so wie der Regierungsweise des Reiches deutlich genug herrorgeht [31]). Auch in vielen Sitten gleichen sie vollkommen den andern türkischen Völkern Mittelasiens, namentlich in dem gränzenlosen Despotismus — dem Stolz und Ruhm barbarischer Fürsten. „Sagt der Chakan zu einem seiner Unterthanen, gehe hin und tödte dich, so gehorcht der Mann zur Stunde“ [32]). Bedenkt man, daß den Chasaren viele Völker andern Stammes gehorchten, welche dann ebenfalls Chasaren genannt wurden, so wird man leicht die widersprechenden Angaben über dieses Volk, über seine Sprache und sein Aussehen begreifen [33]).

Die Chasaren standen in der zweyten Hälfte des neunten Jahrhunderts auf der höchsten Stufe ihrer Macht; ihr Reich erstreckte sich vom Jaik bis zum Dniepr und dem Bug; dann vom caspischen Meere, welches nach ihnen bey vielen östlichen Völkern heutigen Tages noch das Meer von Chosar heißt, dem Pontus und den südlichen Abhängen des Kaukasus um Derbend, wo es an die muhammedanischen Besitzungen gränzte [34]), bis zur mittlern Wolga, zum Quellgebiet des Donez und über Kiew hinaus bis zur Oka [35]). Ihnen gehorchten eine Menge finnischer und slavischer Stämme, die von jedem Hause ein Eichhornfell als Tribut zahlen mußten [36]), und ohne Zweifel auch eine große Anzahl stammverwandter türkischer Horden. Das Andenken dieser Chasarenherrschaft hat sich bis auf den heutigen Tag in mehreren russischen Ortsnamen erhalten [37]).

Einer der Hauptstämme des türkischen Volkes heißt Changar, dessen Ursprung bis zu dem my-

---

29) Frähn 65.
30) Ibn Haukal 143.
31) Frähn 393. d'Ohsson 186.
32) Ibn Haukal 189.
33) Ibn Haukal 188.
34) Abulfedae Geogr. in Büsching's Magazin V. 307.
35) Nestor II. 138. Schlözer. Schafarik II. 118.
36) Nestor II. 154. Schlözer. Es werden die Polanen um Kiew, die Sjeweranen, Wjatitschen und Radimitschen namentlich aufgeführt. Schafarik II. 63. 119. 127. 129.
37) Schafarik II. 65.

thischen Oghuz Chan zurückgeleitet wird. Bereits die alten Griechen und Römer, so wie die Chinesen scheinen diesen Namen vernommen zu haben, die ersteren schreiben ihn fälschlich Kandar [38]); die andern wegen der Mangelhaftigkeit ihres Idioms bald Kangkiu bald Kangli (unter welchem Namen jetzt noch eine Abtheilung der Usbek in Kiptschak bekannt ist [39]), wovon jenes die weiter östlichen Wohnsitze des Volkes in Bochara und Samarkand bezeichnet, dieses aber die westlichen Gegenden. Seit den ältesten Zeiten durchzogen die Changar die Länder Mittelasiens und erstreckten sich gen Westen nordöstlich des caspischen Meeres bis zum Jaik und zur Wolga. Dieß mag auch der Grund seyn, weßhalb die Osmanli heutigen Tages noch bey den Türken und Mongolen Mittelasiens Changar heißen [40]); diesen Namen führten auch die vorzüglichsten tapfersten Stämme der Petschenegen, — Kangar galt als eine Ehrenbenennung des Volkes [41]).

Wir finden die Petschenegen, welche wahrscheinlich, gleichwie die Seldschuken, von einem ihrer Anführer diesen Namen erhielten [42]), zuerst in den Gegenden der mittleren Wolga und des Jaikflusses, noch oberhalb der finnischen Bertasen und Bulgaren [43]). Im Westen gränzten sie an die Chasaren und im Osten an andere türkische Horden, welche in den Steppen der Kirgis-Kaisaken herumzogen und sich Usen oder Ghusen, das heißt die Freyen [44]) nannten; sie sollen auch Kun genannt worden seyn [45]), ein Wort, das höchst wahrscheinlich aus Kumanier verdorben ist. Diese theilten sich, gleichwie heutigen Tags ihre Nachkommen die Kirgis-Kaisaken, in drey Abtheilungen, in die obere, untere und mittlere Horde [46]). Damals mußte aber bereits eine Mischung stattgefunden haben; denn die Ghusen waren kleiner als die Türken gewöhnlich sind, und hatten die kleinen blitzenden Aeuglein der heutigen Kirgisen [47]). Sie nomadisirten nordöstlich des kaspischen Meeres über Chuaresm hinaus gegen Bochara und die westlichen Steppen Transoxiana's, wo heutigen Tags die zahlreichen Stämme der Turkman herumziehen.

Zwischen diesen beyden türkischen Völkern, den Chasaren und Petschenegen, gab es im Laufe des achten und neunten Jahrhunderts häufig blutige Kämpfe, wobey die ersteren nicht selten unterlagen. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts verbanden sich aber Chasaren und Usen, die sich früher häufig befehdet hatten [48]), fielen zu gleicher Zeit von beyden Seiten auf die Petschenegen, welche alsbald diesen vereinigten Angriffen unterlagen.

(Fortsetzung folgt.)

---

38) Mannert, Norden der Erde 455.

39) Mouraview, Voyage 373.

40) Hammer-Purgstall, Geschichte der goldenen Horde 23, und Schmidt daselbst 608.

41) Const. Porph. de Adm. Imp. c. 38. 39. *Ἰστέον ὅτι Κάγκαρ ὀνομάζονται οἱ Πατζινακῖται, ἀλλ' οὐχὶ πάντες . . . . ἀνδρειότεροι καὶ εὐγενέστεροι τῶν λοιπῶν. Τοῦτο γὰρ δηλοῖ ἡ τοῦ Κάγκαρ προσηγορία.* Daß die Petschenegen Türken sind, versichert Istachri, der am Anfange des zehnten Jahrhunderts lebte, ausdrücklich. Frähn, de Baschkiris, Mém. VIII. 628.

42) Der Name lautet in den lateinischen Chroniken, wie bey Thietmar und den sogenannten sächsischen Annalisten Polenii, Petinegi, Pedeni u. s. w. Schlözer zum Nestor III. 71.

43) Ibn. Haukal 87.

44) Const. Porph. a. a. O. Stritter III. 737. 938. Frähn, Ibn Fozzlan 44. 239. 243.

45) Hammer. Sur les Origines russes, extraits de manuscrits orientaux. St. Pétersbourg 1825, 45.

46) d'Ohsson 146.

47) d'Ohsson 149.

48) Massudi, in Klaproths Magazin Atiatique I. 274.

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Unwissenheit Otilo's und seiner Hofherrn (ihrer ist in der Brev. Not. nicht gedacht, es heißt bloß: et Otilo dux nescius erat etc. — et quia hoc nescivit (Otilo); sie dürfen daher hier billig wegbleiben) finden wir bey einem Blick auf sein bewegtes Leben recht wohl erklärlich. Die wilden Awaren drohend an der Ostgränze und nach Abwehr dieser Gefahr das wichtige Geschäft der Eintheilung seines ganzen Landes in vier Bisthümer durch Bonifacius im J. 739. Nach Karl Martells Tode (741) die Mißhelligkeiten zwischen dem Herzog und des Hammers Söhnen, Hiltrudens Flucht nach Bayern; ihre Heirath Otilos gegen der Brüder Willen; die kriegerische Haltung, die Otilo in solcher Lage, zumal bey Karlmanns Zug in das benachbarte Alamannien, beobachten mußte, der großartigste Widerstand, welchen er durch Gewinnung neuer Genossen in Aquitanien, Sachsen, Alamannien und Awarien gegen die Frankenmacht bildete, sein Kriegsunglück 743 und seine Gefangenschaft mögen ihm schwerlich Zeit gelassen haben, an die parva ecclesia in Pongove zu denken, wenn er ja um ihre Existenz gewußt. Wie kann man von einem so vielfach nach Außen und Innen thätigen Regenten fordern, daß ihm die Rechte einer kleinen und noch dazu durch die Slawen-Einfälle beschädigten und in ihren Gütern verwüsteten Kirche genau nach ihrem Ankunftstitel und ganzem Umfang bekannt seyen?! — Anders wurde es nach seiner Rückkehr, als er, mit Erlaubniß der Hausmeier wiederum Herr seines Landes, die Anhänglichkeit seines Kapellans belohnen wollte, der vom Geschlechte von Alben sein Auge auf das Ganze, nicht bloß auf die Hälfte des Lehens geworfen. Otilo, unkundig der Verhältnisse, gewährte dessen Bitte und beging damit eine Ungerechtigkeit gegen Salzburg: der Fremdling Virgil hingegen sprach, sobald er sich von dem seiner Kirche in diesen Gegenden zustehenden Recht überzeugt, das dem Ursus Zugetheilte von dem Herzog an ꝛc.

Solche Bewandtniß hat es mit Otilos Unwissenheit, mit dem Zuratheziehen aller Wahrheitsliebenden, der Sache kundigen Männer, ohne daß man zu so gezwungenen Erklärungen des Textes der Brev. Not. cap. IV, wodurch fast jedem Worte Gewalt angethan wird, seine Zuflucht zu nehmen nöthig hätte. Zugestandenermaßen ist der Theodebertus dux, der Cap. IV ad Juvavensem sedem Vzilingen, zu Salgov, zu Cucullas, zu Titmaningen, Torleheim, Ehartingen, zu purch und tisingen bey Tuzzlingen, endlich Opinga vergabt, eben derselbe der Cap. III Nonnberg dotirte, der Gönner und Beförderer von S. Ruperts und Erentrudis Anstalten, also der Sohn Theodo's, der den hl. Rupert aufgenommen: denn es heißt nach Aufzählung der an Nonnberg vom Herzog Theodebert geschenkten Güter: Hucusque bona S. Erentrudis Virg. Ad ipsam namque Juvavensem sedem tradidit idem dux Theodebertus etc.

Nach der zuletzt angeführten Schenkung von Opinga durch Theodebert knüpft der Verfasser der Brev. Not. sofort daran die Vergabungen seines Nachfolgers und Sohnes: Eadem quoque intentione Hucbertus dux filius et successor Theodebert Ducis tradidit in rotagov villam nuncupatam Saversteti cum curtiferis et territorio, ac silva et mansis XX cum omnibus appendiciis suis ad Juvav. sedem etc. Also Hucbert, der Sohn des Theodebert und zwar des Nonnberg dotirenden Theodeberts, der zuletzt auch noch Opinga an Salzburg schenkte. Nirgends im Texte gewahren wir eine Unterbrechung, Alles geht im gehörigen Zusammenhange, vom Vorgänger auf den unmittelbaren Nachfolger, vom Vater zum Sohn fort, der ihm im Herzogthume folgt. Damit, daß Hucbert mit seinem vollen Titel als Herzog und Nachfolger seines Vaters aufgeführt wird, ist nur eine Abwechslung in den Vortrag der Namen und Titel der Herzoge selbst gebracht, weil hier die Schenkungen eines neuen Wohlthäters der Salzburger Kirche beginnen, der dieselben frommen Absichten gegen sie hegt, wie sein Vorgänger und Vater, und daher im Rotagov Saversteti mit 20 Mansen schenkt. Das Congest sagt: „denn der Nachfolger (Theodeberts) sein Sohn Hucbert hat im Rotagave die Villa Sauarstedi mit 20 Mansen gegeben.“ — Hier sagt jedem Unparteyischen das Congest gerade das, was die Brev. Not. und umgekehrt. Des Herzogs Theodebert, des Gründers von Nonnberg Sohn und Nachfolger ist daher ohne Widerrede der Herzog Hucbert: das Vergabungs-Object in beyden Documenten bis auf die Mansenzahl entscheidet hier, wollte auch Hr. F. die Phrase: Hucbertus Dux, filius et successor Theodeberti Ducis durch seine wahrhaft ans Lächerliche gränzende Unterscheidung von zwey Theodeberten, einem früheren und einem späteren, für sich ausbeuten; denn es kann nicht zufällig seyn, daß der Schankungs-Gegenstand und sogar die Zahl der Mansen in der Brev. Not. genau ebenso stehen wie in dem Congeste. Darum läßt auch derselbe Gegenstand mit dergleichen Mansenzahl in beyden Documenten, da

Hucbert im Congeſt für Theodeberts Sohn und Theodo's Enkel vom Hrn. F. anerkannt worden iſt, ein und dieſelbe herzogliche Perſon in der Brev. Notit., wie im Congeſt, hier wie dort Hucbert, Theodeberts Sohn und Theodebert Hucberts Vater, erkennen.

Es ſteht uns nicht zu, den Verfertigern von Documenten, wie die vorliegenden, zu befehlen, wie ſie hätten ſchreiben ſollen. Von der obigen Stelle der Brev. Notit. begehrt dieß Hr. F. gerade ſo, wie in dem in „barbariſcher Schreibart" abgefaßten Congeſte; Successor namque filius ejus Hucbertus Dux hätte geſagt werden müſſen. Hr. F. ſetze ſtatt des Pronomen relativum das Substantiv, hier alſo das Nomen proprium; ſo wird der Satz alsdann: Nam Hucbertus Dux, filius et successor Thedeberti, alſo gerade wie in der Brev. Notit. lauten! — Welche Unnatur liegt in der Erklärung des Hrn. F.: „Sie (die Brev. Not.) haben ihn alſo (?) keineswegs als Sohn des zweyten Wohlthäters Theodebert bezeichnen wollen und auch nicht können." — „Sie (Brev. Notit.) nennen den Herzog Hugbert wohl einen Sohn Theodeberts, aber nicht desjenigen, welcher der zweyte Wohlthäter Ruperts geweſen; denn zwiſchen dieſen Theodebert und den ſpäteren, den Vater Hugberts, legen ſie (ſoll heißen, legt Hr. F.) einen Zeitraum von zwey langen Generationen, in welchem die Gutshälfte noch immer bey der Kirche Salzburg war ꝛc." —

Die zwey langen Generationen beſchränken ſich indeſſen, wie nachgewieſen, bloß auf 27—28 Jahre, und, rechnet man von S. Ruperts Belehnung 717 oder 718 bis auf Hucberts Regierungsanfang, gar nur auf 7—8 Jahre *).

Die Argumentation des Hrn. F. über dieſen Gegenſtand läßt ſich in zwey Sätze alſo faſſen:

1. Weil der Zeitraum von 24 Jahren von der Belehnung der Neffen durch S. Rupert bis auf Virgils erſtes Jahr 745 zu kurz iſt; ſo kann Hugberts Vater nicht der Theodebert des hl. Rupertus und Theodo's, ſondern er muß ein ſpäter lebender Theodebert ſeyn.

2. Der Zeitraum von 24 Jahren iſt aber darum zu kurz, weil er nicht mit der Tradition zu vereinbaren iſt, die den hl. Rupert 582 ankommen, und 623 ſterben läßt. —

Unerſchüttert ſteht dem Hrn. F. die Tradition da, und von dieſem feſten Punkte aus, und nach demſelben werden die einſchlägigen Quellen geregelt und ſo lange gehandhabt, gerückt, verzogen und entſtellt, bis ſie dahin paſſen, und das nennt er „mit jener Gründlichkeit verfahren, welche der Wiſſenſchaft wirklich Gewinn bringt."! — — Wie es nach dem bisher gegen Hrn. F. bemerkten doch „unwiderſprechlich gewiß iſt, daß die kurzen Nachrichten unter den beyden erſten herzoglichen Wohlthätern ganz andere Herzoge andeuten, als das Congeſtum," und wie dieſe Brev. Notit. für die alte ſalzburgiſche Zeitrechnung zeugen, das liegt dem unparteyiſchen Leſer dieſer Blätter nun klar und deutlich vor Augen.

„Unter zwey Documenten," ſo ſchließt Hr. F., „welche ſich in den weſentlichſten Punkten unterſcheiden und widerſprechen, muß unſtreitig eines falſch ſeyn, und in Folge unſrer bisherigen Unterſuchung des Congeſtums und der kurzen Nachrichten muß dieſes Urtheil mit allem Rechte jenes treffen."

Hr. F. mußte, ſo früher wie jetzt, eingeſtehen, „der größte Theil des Inhalts des Congeſtums möge wahr ſeyn:" dieß ſtimmt aber nicht mit dem ſoeben abgegebenen Urtheile überein.

Oben iſt von uns nachgewieſen worden, daß ein ſolcher Widerſpruch in Bezug auf Herzog Theodo's Tod nicht beſtehe, wohl aber eine Abweichung des Congeſt von der Brev. Not. bloß über dieſen Punkt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Laſſen wir die zwey Generationen nach Hrn. F. irrigem Anſatze auch gelten, und nehmen wir an, der ſogen. ältere Theodobert des Hrn. F. habe nach dem Rupertiſchen Theodo regiert; ſo berechnet ſich die Zeit mindeſtens vom Todesjahr Ruperts, welches Hr. F. 623 ſetzt, bis herab auf den von ihm genannten jüngern Theodebert, dem Vater Hucberts, ja bis auf den Regierungsantritt Hucberts ſelbſt im J. 725 auf 102 Jahre; dadurch aber erhalten wie ſelbſt mehr als drey Generationen. (Im J. 1835 hat Hr. F. wirklich drey Generationen ſtatuirt, ſiehe Gel. Anz. 1837, S. 619. —); während die zwey Generationen zu 66 Jahren nur von 623—689 p. Chr. reichen!

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. May.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Beyträge zur Geschichte der kaukasischen Länder und Völker aus morgenländischen Quellen von Bernhard Dorn.

(Fortsetzung.)

Nur ein kleiner Theil des Volkes, der sich noch lange nachher durch eine eigenthümliche, die Trennung von seinen Brüdern bezeichnende Tracht kenntlich machte, blieb im Lande zurück und ward den Usen unterthan; bey weitem der größere Theil aber verließ die heimathlichen Steppen, setzte über den mittleren Lauf des Donflusses, schlug die Ungern, die Unterthanen ihrer Feinde der Chasaren [49], und nahm ihr Land. Diese Ugri oder Ungarn, die bereits Jordanis kennt [50], sind nämlich nach der Schwächung und Zersplitterung des finnischen Bulgarenreiches, von dem sie einen Theil bildeten (gegen 667), die Unterthanen der Chasaren geworden. Sie theilten sich nach der Musterweise ihrer türkischen Oberherrn [51] in eine Anzahl Horden oder Feldlager, wovon die dritte, Megere geheißen [52], entweder von jeher die vorzüglichste gewesen oder später die der fürstlichen Geschlechter geworden ist; denn nach ihr nannte sich das ganze Volk Magyar [53], eine Benennung, die sich heutigen Tags noch in dem finnisch-türkischen Völklein Meschtscheriak erhalten hat [54]. Die Meschtscheriak, welche jetzt unter den stammverwandten Baschkiren auf der östlichen und westlichen Seite des Ural wohnen, lebten früher unter den Mordwinen und Tschermissen an der Oka, wo sie schon Nestor in der Darstellung der tschudischen Völker aufzählt [55].

---

49) Const. Porph. a. a. O. c. 38 und an vielen andern Orten nennt die Ungarn immer Türken.

50) De reb. Get. 5.

51) Stritter III. 581.

52) Const. Porph. a. a. O. *Μιγέρη*.

53) Ueber die Herkunft, die ursprünglichen Wohnsitze und die frühere Geschichte des ungarischen Volkes sind drey ältere Schriftsteller vorhanden, der sogenannte Notarius König Bela's aus dem eilften, Simon de Kesa aus dem dreyzehnten und Joannes de Thwerocz aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Alle drey haben die Nachrichten aus verschiedenen Zeiten so mit Volkssagen und ihren Voraussetzungen gemischt, daß man sie schwerlich für die frühesten Zeiten als Quellen betrachten kann. Man ersieht dieß schon zur Genüge aus dem kleinen Werke des Gregorius Dankovsky, welches folgenden Titel führt: Anonymus Belae regis notarius, Simon de Keza et Joannes de Turotz, de Hungarorum natali solo referentes, recensiti et illustrati. Posonii 1826. Die Stadt Madschar, deren Ruinen noch vorhanden und in einigen Werken abgebildet sind (Büschings Magazin V. 533. Beyträge zur Kenntniß Rußlands IV. 59.) steht in keiner Verbindung mit dem Namen der Ungarn. Die Stadt war eine der Residenzen der Chane der goldenen Horde, und Madschar heißt ein steinernes Gebäude.

54) Schafarik I. 38. II. 235.

55) Nestor II. 106 Schlözer. Müller (Ferd. Heinr.), der Ugrische Volksstamm. Berlin 1837. I. 160. Es ist bekannt, daß Baschkiren und Meschtscheriak jetzt türkisch sprechen. Im Gouvernement Ssaratow wohnen 2580 Meschtscheriak und im Gouvernement Orenburg 36,788 Personen männlichen

Die Ungarn [mit denen sich Reste der Hunnen verbanden, die noch an ihrer körperlichen Gestalt und Gesichtszügen kennbar sind, aber gleichwie ihre Stammverwandten, die Telenguten, ihre Sprache verloren haben [56])] verblieben nun über zwey Jahrhunderte in den Ländern zwischen dem mittleren Laufe des Dniepers, des Dons und der Wolga [57]) die Unterthanen der Chasaren und nahmen an allen Thaten und Schicksalen dieses türkischen Volkes Antheil [58]). Aus dieser frühen Zeit mögen auch viele türkische Wörter stammen, welche sich heutigen Tages im Ungarischen finden, wenn sie nicht aus der ursprünglichen Verwandtschaft der tatarischen und finnischen Sprachen herrühren [59]). Wegen dieser langen Verbindung der Chasaren und Ungarn werden auch die ersteren von den Slaven nicht selten Ungarn genannt; nur heißen sie die Weißen d. h. die Freyen, die Selbstständigen, und die andern die Schwarzen, die Gehorchenden, die Unterworfenen [60]). Dieß ist nämlich die Bedeutung der Farben weiß und schwarz bey mehreren östlichen Völkern, wie heutigen Tags noch bey den Tataren [61]). Auch in der Bedeutung von reich und arm, von glücklich und unglücklich werden diese Worte in vielen Sprachen des Morgenlandes genommen [62]).

Die Ungern benützten später die Verlegenheiten ihrer chasarischen Gebieter und entzogen sich, sobald diese durch die Petschenegen geschlagen waren, deren Oberherrlichkeit. Sie theilten sich in zwey Haufen: der eine floh längs der Westküste des kaspischen Meeres gen Osten zu nach Persien und ist verschollen; der andere von König Arnulf nach Mähren gerufen [63]), gieng nach Westen und nahm in den folgenden Jahren die Gegenden Pannoniens in Besitz. Die Flüchtlinge der Chasaren wurden zwar von den vereinigten Petschenegen und Bulgaren in den Steppengegenden der Ukraine [64]) oder dem angränzenden Lande, wo sich die vom Osten nach Westen ziehenden Völker so häufig im blutigen Kampfe begegneten, mehrmals geschlagen; sie konnten sich aber doch mit leichter Mühe in dem nur von wenigen Deutschen, Slaven und Walachen bewohnten Lande, das von König Alfred, der um diese Zeit schrieb, sogar eine Wüste genannt wird [65]), behaupten.

Die wilden finnischen Horden, nach den ehemaligen Beherrschern des Landes nicht selten Avaren

---

Geschlechtes, nach einer officiellen russischen Angabe. Mémoires de l'Académie de St. Pétersbourg. 6ième Série. VI. 110. 127.

56) Edwards Des races humaines 80. 82.

57) Wo der Ort Lebedia, die Residenz der vornehmsten Fürsten der Ungarn gelegen habe (Const. de Adm. Imp. c. 38), und ob es Lebadha sey unfern der Mündung des Dons (Edrisi II. 395 ed. Jaubert), ist schwer zu ermitteln. Thunmann glaubte, es sey Lebedyn, in dem heutigen Gouvernement Kiew. Es giebt aber verschiedene Orte dieses Namens. Schlözer zu Nestor III. 110. In keinem Falle war Lebedia, wie Schafarik II. 235 will, ein Land; Constantin sagt ausdrücklich τόπος.

58) Const. de Adm. Imp. c. 38 (Stritter III. 608) sagt zwar, wie der Text jetzt lautet, bloß, die Ungarn wären den Chasaren drey Jahre unterthan gewesen, es muß aber sicherlich 203 Jahre heißen, ungefähr von 680 — 883. So vermuthete schon Thunmann 105, und ihm stimmt Schlözer bey, Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. Göttingen 1795. 168.

59) Eine Anzahl dieser Wörter hat Pray gesammelt, Dissertationes 106 folg.

60) Nestor II. 112. 113. Schlözer erklärt, diesen Ausdruck nicht zu verstehen.

61) So auch bey den Russen. Schlözer, nordische Geschichte 111. Daher die schwarzen Bulgaren, die schwarzen Kitan, der weiße Chan u. s. w.

62) So heißt die Abtheilung der Kaitak oder Lesghier, welcher innerhalb der Gebirge wohnt und weniger fruchtbare Weideplätze hat, als die in den Niederungen, Kara, schwarze oder arme Kaitak. Die Russen nennen sie jetzt Karakajtach — sonst auch Chaitaki mit der slavischen Endung — und schätzen ihre Bevölkerung auf 85,000 Seelen.

63) Sigeb. Gemblac. ad a. 893. Liudprandi Antapod. I. 5. 13. Liudprand sagt ausdrücklich, daß vor dieser Zeit die Ungarn im Westen nicht bekannt waren.

64) Dieß ist die Bedeutung des Namens Ukraine.

65) Alfred's Germania in Dahlmann's Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte. Altona 1822. I. 419.

10331525

Congestum Arnonis p. 18 — 3

Herzog.	Gegenstand der Schenkung.	

genannt [66]), wie diese Hunnen, begannen alsbald ihre furchtbaren Raubzüge gegen die deutschen und slavischen Länder [67]), welche selbst bis nach Italien ausgedehnt wurden [68]). Von den Byzantinern und allen östlichen Schriftstellern werden sie, nach ihren ehemaligen Gebietern den türkischen Chasaren, gemeinhin Türken genannt; doch wissen die Byzantiner und bemerken es ausdrücklich, daß ihre Weise sehr mit der ihrer finnischen Landsleute, der Bulgaren, übereinstimmt [69]). Man bedenke nämlich, daß es eine Sitte der Vorzeit und des gegenwärtigen wie des ehemaligen Morgenlandes ist, die Namen der Fürsten und des herrschenden Volkes auf die Unterthanen, und seyen sie auch in Herkunft und Sprache durchaus verschieden, zu übertragen.

(Schluß folgt.)

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Hr. F. jedoch hat dieß Widersprechen beyder Documente so allgemein hingestellt, daß man glauben sollte, der Widerspruch herrsche in ihnen durchgängig und in den meisten Punkten. Daß dieß nicht nur nicht der Fall sey, daß im Gegentheile zwischen beyden die größte Uebereinstimmung in ihren wesentlichsten Aussagen bestehe, von dieser unumstößlichen Wahrheit kann sich der Leser durch die hier mitgetheilte kurze aber genaue Nebeneinanderstellung *) der Schenkungen der Herzoge von Rupert's Theodo bis auf Tassilo II. aus dem Congest und der Brev. Notit. wiederum augenfällig überzeugen. Ja, ich behaupte sogar, das Erstere in seiner ursprünglichen Fassung müsse dem Letzteren zur Vorlage gedient haben, so genau folgen die Brev. Notit., ungeachtet der zwischen die Vergabungen eingeschalteten Digressionen und trotz ihrer von der des Congestes abweichenden Ordnung, dem Congeste, wie man sich aus der mitgetheilten Tafel überzeugen kann! —

Das Congest, wie solches in seiner wunderlichen Form vorliegt, stammt nach des Hrn. F. Aeußerung und auf den Grund des Facsimile, aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts und ist eine Abschrift; die Handschrift der kurzen Nachrichten dagegen ist gleichfalls ein Apographon, aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts (1288) herrührend, und wäre sohin um ein Jahrhundert jünger, als das Congest. Zugegeben, die Abschrift der Brev. Notit. sey nach einer Handschrift des Dicipulus Eberhardi, der in der 2. Hälfte des XII. Jahrhunderts (1147—1164) lebte, gefertigt, — wiewohl Hr. F. den Beweis hiefür uns noch schuldig ist —; so wären beyde Abschriften rücksichtlich ihres Alters einander gleich. Es kommen aber hier Merkmale bey beyden in Betracht, welche dem Congeste den Vorrang des Alters vor den kurzen Nachrichten so ziemlich sichern dürften. Wir rechnen hierher

1. die genaue, sorgfältige Angabe des Gaues, in welchem der Ort, der oder von dem Etwas geschenkt wurde, gelegen war. Nie ist er im Congeste ausgelassen. Die Brev. Not. hingegen ist hierin minder sorgfältig. Hier und da findet sich der pagus wohl beygegeben, allein der Schreiber oder Abschreiber, welcher in einer Zeit lebte, wo die Gauverfassung längst jedwede Bedeutung verloren hatte und völlig untergegangen war, hielt die Aufnahme des Gaues in seinen Text für etwas Unwesentliches, Ueberflüssiges und ließ ihn daher hinweg.

2. Die Schreibung der Eigennamen im Congest zeigt uns althochdeutsche Formen, wie hulthusir, uuangiu, chamara, uualarseo, titamaninga, maninseo, tuzzilinga, ellesnauuanc, oder hrodbert, hrodkaer, gotescalc, eparachar, bertcuoz u. s. w., welche die Brev. Not. in holzhus, wenge, chameren, wallersee oder walrsee, tittmaningae, mannsee, tuzzlinga, eselwänch, rudbert, rudker, gotschalk, ebinger, perchtgoz u. s. w., also in mittelhochdeutsche Formen umgewandelt hat. Ein Reginolt de Lantpoting erscheint

---

66) Pertz, Monum. German. hist. VI. 326. Pray, ein gelehrter Mann aber unkritischer Kopf, will aus solchen irrigen Benennungen beweisen, daß Hunnen, Awaren, Hungarn u. s. w. ein und dasselbe Volk sind. Dissertationes in Annales veteres Hunnorum, Avarorum et Hungarorum a Georgio Pray. Vindobonnae 1775. fol.

67) Liudprand nennt sie a. a. O. gentem cupidam, audacem, omnipotentis Dei ignaram, scelerum omnium non insciam.

68) Const. Porph. a. a. O. Liudprand II. 7. Schlözer, Gesch. der Deutschen in Siebenbürgen. 170. 452.

69) Leon. Tract in Meurs. Opp. VI. 789 ed. Lami.

*) Siehe Beylage.

in Tassilonischer Zeit mit einem Titel, wie er Ende des XII. und im XIII. Jahrhunderts gang und gäbe war. Schade, daß wir Reganesburch im Congeste nicht vergleichen können, weil es in der Brev. Notit. fehlt! —

Eine ältere Handschrift, als aus der 2. Hälfte des XII. Jahrhunderts muß also doch wohl dem Abschreiber des Congests vorgelegen haben, darauf deuten diese althochdeutschen Eigennamen und die sorgfältige Gauerwähnung hin *), mag dieselbe nun in das XI. Jahrhundert oder bis zum X. und IX. hinan, und mit Letzterem in ziemliche Nähe des Erzbischofs Arn gerückt werden! Daß dieser Kirchenfürst im J. 788 in der Lage sich befand, ein Verzeichniß der Güter seiner Kirche anzufertigen und zwar theils zur Sicherung der Rechte derselben, theils selbst auf Befehl oder aus Auftrag Karls d. Gr. **), ist eine ganz und gar nicht zu bezweifelnde Thatsache. War aber ein Document von solcher Wichtigkeit von Arn's Priestern einmal im Entwurf, und dann zur Vorlage für Karln geschrieben und im Archiv der Salzburger Kirche verwahrt worden, so mußte es jedenfalls vor dem XII. Jahrhunderts noch dort gewesen seyn; wie hätte es sonst im XII. Jahrhunderte abgeschrieben werden können? —

Reicht nun die Vorlage des Congest's mit ihrem Alter über das 12. ja in das 11. und vielleicht in ein noch höheres Jahrhundert hinauf; so ist sie auch älter als die Vorlage der Brev. Not., welche vom Discipulus Eberhardi aus der 2. Hälfte des XII. Säculums stammt.

Es ist nicht möglich, daß die Vorlage des Congest's aus dem XI. ꝛc. Jahrhunderte die Vorlage der Brev. Notit. aus der 2. Hälfte des XII. Jahrhunderts in der Art benutzt haben sollte, daß es die Zeugen-Vernehmungen im Processe Virgils (in der Brev. Not.) zu seiner Schlußschrift genommen habe. Nochmals fragen wir Hrn. F.: Wenn „der größte Theil des Inhaltes des Congestum wahr seyn mag," was ist denn eigentlich an diesem Documente falsch? — die Schlußschrift mit ihrer Zeugenliste? — die erstere mit ihrer ganz bestimmten

*) Daß der Vorwurf einer absichtlich angenommenen barbarischen Schreibart unbegründet sey, ist oben bereits gezeigt worden.

**) Cum consensu etc. licentia etc. Siehe M. Welser opp. oia. Norimb. 1682. fol. p. 175. Arn descriptionem praediorum Salisbgs. — — isto etiam anno (788) volente, ut ait, Carolo, collegit.

Jahresangabe (eodem anno etc.) kann keine Verfälschung seyn; also wohl die Letztern? — Virgils Liste in der Brev. Not. zählt 35 Köpfe, während jene des Congest im Ganzen 32 giebt. Von diesen finden sich 21 Namen in der Liste Virgils wieder. Am ganzen Congest aber ist gerade diese Liste das allerunerheblichste, selbst wenn Hr. F., was ihm nicht gelungen, erwiesen hätte, daß sie notorisch falsch sey; denn sie thut dem Inhalte des Congest's, d. h. der Angabe der Schenker und der Geschenke nicht den mindesten Abtrag, wie es denn Hr. F. selbst zugestanden.

Falsch kann mithin, selbst nach Hrn. F. Urtheil über dessen Inhalt, das Congestum gewiß nicht seyn, sondern es verdient gar wohl seinen Platz neben den kurzen Nachrichten. — Zuverlässig hat es in der Vorlage des Congests nach den Worten der Copie dieses Documentes: oppidum, simulque et castrum superiorem domino hrodberto nicht geheißen: cum terminis denominatis et confinibus etc., sondern diese termini et confines waren gebührend angegeben, wie aus den gleichfolgenden Worten erhellt: sicut inferius scriptum esse videtur; diese Beschreibung, die weiter unten folgen sollte, ist jedoch in der Feder des möglichst abkürzenden Copisten des 12. Jahrhunderts geblieben. Eben so wenig standen nach den Worten: per licentiam die zwey Wörtchen „ut supra," welche nun bey jeder Schenkung bis auf Gunthar wiederkehren. Dieses Grafen Stiftung mag umständlicher angegeben gewesen seyn; auch die Geschichte der Maximilians-Zelle und Virgils Rechtsstreit, ursprünglich wohl ausführlicher vorgetragen, scheint der Copist zusammengezogen und bloß ihren Hauptpunkten nach mitgetheilt zu haben. Aus der Vorlage des Congest's muß aber die Brev. Notit. des Eberhardi Discipulus geschöpft haben; das geht hervor erstens, aus der Gleichheit der behandelten Materie, zweytens aus der Uebereinstimmung der Folge der Schenker und Geschenke in dem einen wie in dem andern Documente ungeachtet der Unterbrechungen und Einschiebsel der Brev. Notit.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. May.

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Beyträge zur Geschichte der kaukasischen Länder und Völker aus morgenländischen Quellen von Bernhard Dorn.

(Schluß.)

Dieß ist nun die zuverläßigste Nachricht über die Herkunft und die Gründung der ungarischen Macht in den ehemaligen Gauen der Langobarden und Avaren, mit welcher auch die Erzählung Nestor's bis auf einen chronologischen Irrthum von wenigen Jahren [70]) glücklich übereinstimmt. „Es zogen die Ugri oder Ungarn vor Kiew vorbey," so lautet der Bericht des Vaters der russischen Geschichte, „über einen Berg, welcher jetzt der ugrische genannt wird. Sie kamen an den Dnieper und standen hier in den Zelten, denn sie marschirten wie die Polowzen. Sie waren von Osten hergekommen, drangen mit Macht über hohe Gebirge und begannen zu kriegen gegen die dort wohnenden Wlachen und Slaven. Die Ugri vertrieben die Wlachen, erbten dieses Land und sassen mit den Slaven zusammen, die sie unterjocht hatten. Von der Zeit an wird das Land Ungarn genannt [71])."

Die Schlacht bey Preßburg (August 907), wo Deutsche und Slaven eine furchtbare Niederlage erlitten, hatte den Ausschlag gegeben; von dieser Zeit war jede Hoffnung verschwunden, die finnischen Einwanderer wieder aus Europa zu verjagen, wodurch der Macht des slavischen Volkes bis auf den heutigen Tag eine unheilbare Wunde geschlagen wurde. In der Folgezeit erweiterten die Magyaren, durch ihr wildes tapferes Wesen und rücksichtslose Grausamkeit [72]), auf Unkosten der Deutschen und Slaven, der Griechen und Walachen ihr Reich und errangen sich eine bedeutende Stellung unter den Völkern des Westens. Sie überragten auch in vielen andern Beziehungen alle die Horden, welche in den geschichtlichen Zeiten sich von ihren Genossen in Asien trennten und nach Europa wanderten; sie allein haben, unter der Anleitung der benachbarten Deutschen, in wenigen Jahrzehnten in Masse das Christenthum, europäische Cultur und freye germa-

---

70) Aus einer kritischen Vergleichung der byzantinischen und lateinischen Chroniken (Stritter III. 614 — 617. Pray Dissert. p. 233. Nestor III. 139. Schlözer) erhält man folgende, so ziemlich sichere chronologische Bestimmungen:
889 erschienen die Ungarn als Ansiedler in Europa; schon das Jahr vorher hatten sie die Bulgaren geschlagen.
892 ruft sie Arnold gegen Swatopluk von Großmähren.
893 fallen sie schon in Bayern ein.
895 erobern sie nach dem Tode Swatopluk's Großmähren und schlagen die Bulgaren.
896 werden sie von den Petschenegen aus der Moldau und Siebenbürgen vertrieben.
897 setzen sie sich in Pannonien fest.
899 ziehen sie bereits gegen Italien.

71) Nestor III. 108. Schlözer. Schafarik I. 228.

72) Sie begnügten sich nicht mit der Unterwerfung des Feindes, sondern sie vernichteten ihn bis auf den letzten Mann. Leon. Imper. Tactica in Meursii Opp. VI. 798 ed. Lami. Palacky, Geschichte von Böhmen. Prag 1836. I. 197.

nische Verfassung der spätern mittlern Jahrhunderte angenommen; sie allein haben es auch verstanden, diese Institutionen bis auf den heutigen Tag zu bewahren.

Das Mischlingsvolk der Baschkiren, welches an den südlichen Ausgängen des Uralgebirges sitzt und türkisch spricht, war ursprünglich, wie es scheint, näher den Ungarn verwandt als die andern finnischen Stämme; ja es könnte wohl der Name Baschkir und Matschar ein und derselbe seyn [73]). Noch in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts glich ihre Sprache vollkommen der ungarischen [74]), weßhalb auch das Land, wo sie damals sassen, Großungarn genannt wurde [75]) — Angaben, die auch durch Berichte der Araber bestätigt werden [76]). Es waren die Baschkiren die roheste wildeste Völkerschaft, welche die Araber im Norden der Erde kennen lernten; auch heutigen Tags noch gehören sie, obgleich aus den alten Zeiten des muselmannisch-bulgarischen Reiches der Muhammedanismus bewahrt wurde, freylich aber mit allerley schamanischen Gebräuchen vermischt [77]), zu den ungebildetsten Menschen der Erde. Die Baschkiren wohnen in den russischen Kreisen Orenburg, Perm und Wjatka; die Seelenzahl dieses Volkes, welches den Russen, denen sie sich, wie es heißt, bereits unter Iwan Wassiljewitsch freywillig unterwarfen [79]), als Kosaken sehr gute Dienste leistet, beläuft sich in keinem Falle höher als eine halbe Million [79]).

Die Macht der Chasaren war durch die Flucht eines so großen Theiles ihrer Unterthanen in der Weise geschwächt, daß, sobald Usen und Alanen oder Osseten ihre Gegner sind, das östliche Reich nichts mehr von ihnen zu fürchten hatte [80]). Die Zeit ihrer Blüthe wäre also ohnedieß vorüber gewesen, wenn sich auch kein neuer mächtiger Feind, die Waräger und ihre slavischen Unterthanen, von Norden her gegen sie erhoben hätten.

Swatoslaw, der erste russische Herrscher mit slavischem Namen (965 u. Z.), schritt fort auf der Bahn, die ihm seine kriegerischen Vorfahren, namentlich Oleg, vorgezeichnet hatten. Die Ufer der Oka, der Wolga und des Don hallten wieder von seinen Thaten, von seinem Ruhme. Er besiegte die Wjatitschen, die in den heutigen Gouvernements Kaluga, Tula und Orel sassen und noch immer den Chasaren Tribut zahlten, schlug dann diese selbst in einer fürchterlichen Schlacht und eroberte ihre Feste Sarkel oder Belaveschia [81]). Es scheint auch, daß die Russen damals die reiche Handelsstadt Tamatarcha oder Phanagoria, von den Arabern Matracha genannt [82]), so wie alle chasarischen Gebiete an den östlichen Gebieten des Meeres von Asow und Taman [83]) erobert haben; denn diese Theile des

73) Der Uebergang des M in B ist nicht selten. Musulmanos Russorum depravata pronunciatione Busurmanos appellare consuevit. Fischer, Quaest. Petropol. 34. Die *Μάζαροι* des Constantin de Adm. Imp. c. 37 dürfen nicht mit den Magyaren verwechselt werden; das Wort ist sicherlich, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, verschrieben für *Χάζαροι*.

74) Wilhem Ruysbrök in dem Recueil des Voyages et Mémoires publié par la Société de Géographie à Paris 1839. IV. 274.

75) Plan-Carpin a. a. O. IV. 677. 747.

76) Frähn, de Baschkiris, Mém. de l'Acad. de St. Pétersbourg VIII. 621. 627. Viele hierauf bezügliche Stellen hat Schlözer gesammelt zum Nestor III. 115.

77) Der Islam war einst bey den Finnen sehr verbreitet; auch die Mordwinen haben sich dazu bekannt. Ruysbrök sagt (Recueil cet. IV. 252): Merdas, quos Latini vocant Merduos et sunt Saraceni.

78) Rytschkow, Orenburgische Topographie, Riga 1772. I. 66.

79) In Orenburg sind 175,512 männlichen Geschlechts; in Perm 43,360 und in Wjatka 3617 beyder Geschlechter. Köppen 288. Die Angaben bey Rytschkow I. 74 sind viel geringer.

80) Const. Porp. de Adm. Imp. c. 6. Stritter III. 573. 574.

81) Nestor V. 125 Schl.

82) Edrisi ed. Jaubert II. 395.

83) Taman, der heutige Name der Insel, ist chasarisch oder türkisch und heißt Nebel und Tark, Köcher. Tamatarcha (*Ταμάταρχα*) bey Const. Porphyr. de Adm. Imp. c. 42 bedeutet also des Nebels Köcher, nebulae pharetra, und in der That ist es hier sehr neblig. Auch die andern

alten bosporanischen Reiches waren bereits unter Wladimir ein Eigenthum Rußlands und wurden zu einem eigenen Fürstenthum erhoben [84]), welches zwey Jahrhunderte lang russischen Fürsten gehorchte, die von hier aus häufig die benachbarten Völker, namentlich die Tscherkessen (Kassochen oder Kassachen, d. h. Freybeuter in den russischen Annalen und bey den Byzantinern genannt) mit Krieg überzogen [85]).

Nur in der Krim blieb noch ein Schatten der chasarischen Macht, die später (1016) ebenfalls den vereinigten Kräften der Griechen und Russen unter Mstislav von Tamatarcha, dem Sohne Wladimirs, unterlegen ist [86]). „Ehemals," sagt Nestor hocherfreut, „herrschten die Chasaren über die Polen (d. h. die Bewohner der Ebenen), nachher wurden die Polen der Chasaren Herrn. Noch bis auf den heutigen Tag herrschen russische Fürsten über die Chasaren [87])." Die Chasaren verschwinden nun als gebietende Horde aus der Geschichte, aber ihr Name hat sich, wie bereits bemerkt wurde, in den Ländern und an den Meeren, wo sie ehemals herrschten, noch Jahrhunderte lang und zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten. Auch ist die Masse des Volkes von dem Jaik bis zur Donau wohl immer dieselbe geblieben; die Chasaren haben bloß die Herrschaft verloren, die jetzt auf andere türkische Horden übergieng, auf Petschenegen, Usen und Komanen. Reste dieses Türkenvolkes, namentlich der Abtheilung, welche sich zum Mosaismus bekannte, sind die Karaim im südlichen Rußland und den ehemaligen polnischen Ländern, welche heutigen Tags noch unter sich türkisch sprechen und in Körpergestalt und Gesichtszügen den Türken gleichen [88]). Von der Krim aus mögen zuerst die Juden, welche, wie wir wissen, so zahlreich waren im Lande der Chasaren, nach Rußland und Polen gewandert seyn [89]).

C. F. Neumann.

Namen bey Constantin, wie Atech (Ἀτὲχ) sind türkisch; Atek heißt nämlich gremium vestis, sinus, Busen. Jetzt ist der Ort Taman stark befestigt, um ihn vor den Ueberfällen der Tscherkessen zu sichern; es liegen hier eine Anzahl Kosaken vom schwarzen Meere. Der Doctor Minas aus Trapezunt hat in seiner Reise nach Polen ꝛc., Venedig 1830, 364 (in armenischer Sprache) Taman und alle benachbarten Plätze genau beschrieben. Phanagoria wurde im sechsten Jahrhundert von den Barbaren zerstört und auf seinen Ruinen später Tamatarcha errichtet. Mannert, Norden der Erde 328. Der Name wird mannigfach in Matarcha, Matriga u. s. w. verstümmelt. Frähn, Ibn Fezlan 31. Die russischen Chroniken erwähnen dieses Fürstenthum zum letztenmale 1127. Vergl. historische Untersuchung über die Lage von Tamurtarakan in Busse's Journal von Rußland II. 223.

84) Karamsin I. 140. Edrisi ed. Jaubert II. 404.

85) Karamsin II. 117. Swatoslaw bekriegte die Jasen (Osseten) und Kosaken (Tscherkessen) zum erstenmale im Jahre 965. Nestor V. 121, Schlözer. Constantin de Adm. Imp. c. 42 nennt die Lande der Therkessen Ζιχία, Παπαγία und Κασαχία. Vom Ukruch, sagt er — so nennt Constantin den Kuban — bis zum Flusse Nikopsis, dem Nicosia der spätern Genueser, erstreckt sich das Land der Zychia auf 300 Meilen. Oberhalb Zichia landeinwärts gegen die Kabardah ist der Distrikt Papagia; über Papagia, Kasachia u. s. w. Von Nicopsis bis zum Castell Soteriopolis, dem Pityus der Alten, heutigen Tags Pitzunda geheißen, erstreckt sich das Gebiet Abchasia. Die Tscherkessen heißen auch jetzt noch, bey den Mingreliern und Osseten, Kasach.

86) Stritter III. 577. Karamsin II. 16.

87) Nestor II. 138 Schl. Unter Polen muß man hier Großrussen verstehen. Nestor endigt seine Chronik mit dem Jahre 1106. Höchst wahrscheinlich ist sein Geburtsjahr 1056. Karamsin II. 120.

88) Kohl, Reisen in Südrußland. II. 260. 262. Ihre Anzahl mag sich jetzt bloß auf vier bis fünf tausend Seelen belaufen; in der Krim sind sie am zahlreichsten.

89) Karamsin II. 118.

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Hatte der Discipulus Eberhardi die Vorlage des Congests, — wie wir nicht zweifeln — vor sich; so konnte er daraus die in der Copie des Congests ausgelassene Gränzbeschreibung p. 31 mittheilen, und die Geschichte der Maximilians-Zelle, Virgils Proceß sowie Gunthar's Stiftung von Otting ausführlicher vortragen. Aber er hatte noch anderweitige Quellen, die er benutzte, z. B. C. V. 34—35 aus einer Urkunde die Beschreibung eines Jagdbezirks. Otilo's Aufstand, Gefangenschaft und Rückkehr nahm er wohl aus einheimischen Verzeichnungen, Ruperts Ankunft, Theodo's Bekehrung, den Bau der Peterskirche am Wallersee, die Auffindung von Juvavo ꝛc. der Hauptsache nach aus der Vita primigenia; die Vergabungen Otilo's an die Maximilians-Zelle aus Urkunden oder andern authentischen Verzeichnungen.

Ging das Congest in seiner ursprünglichen Fassung nicht viel über die Stiftung von Otting (762—764, siehe oben) hinaus, und mochte sein neuester Zusatz die Aufzählung der ecclesiae parochiales aus dem Jahr 788 enthalten; so sehen wir die Brev. Not. bis an das Ende des achten Jahrhunderts vorschreiten und eine Masse von Schenkern und Geschenken aus den Urkunden verzeichnen, von denen das früher abbrechende Congest begreiflich nichts wissen konnte. Der Schreiber im zwölften Jahrhunderte (Eberhardi discipulus) hat uns daher mit diesen Zusätzen bis an das neunte Jahrhundert und mit der größeren Ausführlichkeit in Bezug auf die oben angeführten Materien einen trefflichen Dienst geleistet, während der Copist des Congests aus dem zwölften Jahrhundert, welcher sich an dieselbe Handschrift gemacht hatte, gezwungen durch den engen Raum, nur darauf Bedacht nehmen mußte, wie er die Hauptsache: Schenker und Geschenke alle mit Hilfe eines abkürzenden Vortrags auf eine und dieselbe Seite bringen könne: daher die bizarre Form, daher das blos Andeutende in seiner ganzen Darstellung.

Dieß ist das Verhältniß beyder Documente zu einander, ohne daß man nöthig hat, das Eine auf Kosten des Andern herabzusetzen. Wir sollten vielmehr mit Dank es erkennen, daß zwey Documente von so entschiedener Wichtigkeit bis auf unsere Tage gekommen, von denen eines das andere ergänzt und beleuchtet. Da sie beyde aus einer Quelle kommen; so trifft der Vorwurf der Unechtheit, dem einen gemacht, nothwendig auch das andere; wird daher das Congest falsch genannt und verdächtig gemacht; so müssen auch die kurzen Nachrichten falsch seyn und die Verdächtigung erstreckt sich ebenmäßig auf sie.

Allein es fehlt viel, daß es Hrn. F. gelungen wäre, auch nur den leisesten Verdacht der Falschheit auf den Inhalt des Congests zu bringen; denn keiner seiner Vorwürfe ist wissenschaftlich begründet, wie wir dieß oben gesehen haben, Hr. F. hat sich bloß damit begnügt, das fragliche Document zu verdächtigen. Dies glauben wir ihm in unsern Bemerkungen klar gezeigt, und damit das Congest wieder in seine volle Wichtigkeit als histor. Quelle eingewiesen zu haben, welche dasselbe seit seinem Bekanntwerden in den Augen unbefangener, redlicher Forscher behauptet hat, und immerdar behaupten wird, so lange noch vorurtheilsfreye und gesunde Kritik auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte sich findet. — Die Folgerungen aber, die sich aus dieser Wiedereinsetzung des Congests in seinen vollen historischen Werth ergeben, sind für den Streit über die frühere oder spätere Ankunft des hl. Rupertus von der größten Bedeutung, denn:

1. auf den Herzog Theodo, der den Heiligen aufgenommen, folgt dessen Sohn Theodebert und diesem wieder sein Sohn Huebert, so daß Huebert, Theodeberts Sohn, des Rupertischen Theodo Enkel ist; daß mithin S. Rupert nicht im J. 582, sondern erst unter Kg. Childebert III., 696, nach Bayern gekommen seyn kann. Damit stimmen aber, wie gezeigt, die kurzen Nachrichten vollkommen überein.

2. Steht dadurch die unmittelbare Folge der baioarischen Herzoge von Ruperts Theodo bis Huebert in der Art fest, daß auf den Vater (Theodo) der Sohn (Theodebert) und auf diesen der Enkel (Huebert) zur Regierung gelangen; so ist alles Bestreben, eine neue Herzogsreihe aufzustellen, um den langen Zeitraum auszufüllen, den das Traditions-System irriger Weise annimmt, ein vergebliches und unkritisches, weil es dem klaren Laut der Quellen widerspricht: es offenbare sich nun entweder im Umsturze der durch die echtkritischen Bemühungen der Gelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts gesichteten und gewonnenen Herzogs-Reihe, oder in der Aufstellung von neuen Herzogslisten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. May.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

M. T. Ciceronis de officiis Libri III. Recensuit Rudolphus Stuerenburg Phil. Doct. Gymn. Hildb. Dir. Accedit Commentarius. Lipsiae. Sumptu Reichenbachiorum fratrum 1843. 17 et 182 S. 8.

Diese Ausgabe der Ciceronischen Bücher von den Pflichten bietet der früher von demselben Verfasser veranstalteten gegenüber eine ähnliche Erscheinung dar, als die bereits in den Gelehrten Anzeigen (1840 No. 77 — 79) besprochene zweyte Ausgabe der Rede für den Dichter Archias; bey näherer Betrachtung ergiebt sich aber ein nicht unbedeutender Unterschied zwischen beyden, namentlich auch in dem Verhältnisse zu den früher erschienenen Bearbeitungen. In beyden Fällen ist nämlich die neue Ausgabe nur deßhalb veranstaltet, um die in den früheren begangenen Fehler wieder gut zu machen, und die Grundsätze, nach denen die Umarbeitung vorgenommen worden ist, sind so ziemlich dieselben; da aber die beyden früheren Ausgaben von einem ganz verschiedenen Standpunkte ausgiengen und allgemein eine ganz verschiedene Beurtheilung erfuhren, so konnte die Umarbeitung der einen und der anderen unmöglich in ganz gleicher Weise geschehen. In der Vorrede zur zweyten Ausgabe der Rede für Archias erklärt Hr. Stürenburg selbst, daß er in seiner früheren Ausgabe dieser Rede und der Ausgabe der Bücher über die Pflichten zwey Stadien der Kritik durchlaufen habe, welche durch befangenes Festhalten an einer gewissen handschriftlichen Autorität, und durch Befangenheit in Kühnheit bezeichnet seyen, und daß er im dritten Stadium zur Besonnenheit und Unbefangenheit zu gelangen gestrebt habe. Die erste Ausgabe der Rede für Archias wurde bekanntlich mit allgemeinem Beyfall aufgenommen und mitunter dem in derselben Enthaltenen von den späteren Bearbeitern nur zu viel Glauben geschenkt; dagegen erfuhr die offenbare Willkühr in der Gestaltung des Textes der Bücher von den Pflichten von vielen Seiten her heftigen Tadel, und das hier Gebotene wurde, da der versprochene Commentar ausblieb, größtentheils unberücksichtigt gelassen. Daher sah sich Hr. Stürenburg bey jener Rede genöthigt, vielfach das von ihm Ausgesprochene selbst umzustoßen, und diejenigen zu tadeln, welche dasselbe angenommen hatten, während hier die frühere Ausgabe mit wenigen Worten in der Vorrede abgethan war, so daß er später nicht immer wieder darauf zurückzukommen brauchte, wodurch diese Ausgabe der der Rede für Archias gegenüber, bey welcher die stete Selbstpeinigung auf den Leser keinen wohlthätigen Eindruck macht, offenbar in Vortheil gekommen ist, wobey noch die Kürze des lateinischen Commentars in dieser in Vergleich mit der Breite der deutschen Anmerkungen in jener mit Lob anzuerkennen ist.

Etwas allzukurz ist die Vorrede ausgefallen, welche, einem feyerlichen Manifeste ähnlich, so lautet:

> Cum abhinc annos novem emendatos hos libros edere voluissem, magis multo quam antea fuerant depravatos edideram. Quam post calamitatem si antiquius nihil habui quam ut emendatos aliquando ex omni parte hos libros ederem,

nec mirabuntur docti me tamdiu hanc horum librorum editionem distulisse et veniam dabunt, si ne hoc quidem tempore omnibus locis verum viderim.

Quamquam Lambini, Beieri, Orellii opera multi horum librorum loci rectius constituti sunt, tamen de plerisque denuo fuit inquirendum. Inveteratas opiniones expuli, repudiatas ex saeculis lectiones egregias esse offendi, coniecturas multas et feci et recepi, nec facere volui, quas recipere non potui, Nonii in his libris auctoritatem penitus labefactavi, neutram denique codicum familiam caecus secutus sum.

Quae omnia si, ut volui, praestitero, veterem culpam expiatam habebo.

Namentlich vermißt man hier eine genauere Nachweisung der beyden Handschriftenfamilien, die auch in dem Commentare nur als melior codicum familia oder optimi codices und codices deterioris familiae einander gegenüber gestellt werden, wobey noch manchmal optimi codices deterioris familiae erscheint, ohne daß irgendwo eine Auskunft darüber ertheilt wird, welche Handschriften unter der einen und anderen Bezeichnung zu verstehen seyen. Um dieses zu erfahren, muß man erst die Vorrede der ersten Ausgabe zu Rathe ziehen, in welcher man S. XXII §. III. liest:

> Omnes, qui adhuc collati sunt codices librorum de Officiis, fluxerunt ex uno codice saeculi sive septimi sive sexti: quem codicem, non potest dubitari, quin scripserit grammaticus satis indoctus et hebeti praeditus ingenio. Tali enim homine digna sunt perversa ista addidamenta et minora et maiora, quae in his libris deprehenduntur. Atque illum quidem grammatici codicem duo descripserunt librarii, unus accuratissime, alter negligenter saepe et raptim. Duae vero quae sunt omnino nostrorum librorum manuscriptorum familiae, originem ducunt ex duobus his codicibus, descriptis ex codice illo grammatici. Atque ex accuratissime quidem descripto codice profecti sunt pauciores codices hi: Bernensis tert., Augustanus, Parcensis, Palatinus prim. (quodammodo etiam Bernenses quart. et quint.); ex altero ceteri codices omnes. In quo numero excellunt Bernenses prim. et sec., unus Terti, unus Balduini, pauci Petri Suffridi, Guelpherbytani primi tres, Gothanus. Ei quoque codices, quos habuerunt scholiastes Guelpherbytanus, Vincentius Bellovacus, Beda venerabilis, Joannes Sarisberiensis, annumerandi sunt codicices deterioris familiae.

und nachher S. XLI §. V:

> Inter eos autem codices deterioris familiae, qui soli servarunt non raro veram lectionem, excellunt Bernensis prim., Guelpherbytanus tert., Gothanus, Basileensis.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

C.

Arnold von Bohburg.

Nach Mittheilung einiger Nachrichten über diesen Schriftsteller führt Hr. F. aus dessen Miraculis S. Emmerammi die Folge der baioarischen Herzoge an. Dioto ... cui filii in regnum non successerant. Item alius Teodo ..., sub quo clarissimus Christi confessor Routpertus cum aliis Dei servitoribus Juvavium devenit, ibique cursum presentis vitae consummavit. Sub quo S. Corbinianus Frisingiam accessit. Is vero dux habuit successores in regno, Diotpertum videlicet atque Grimaldum; post quos ducatum genti huic prebuit Hucbertus etc.

In der Note bey Hrn. F., welche er zu den Worten sub quo S. Corbinianus etc. accessit macht, heißt es: „Alia litera erant haec Scripta in Mspto., bemerkt der Herausgeber Basnage am Rande. Diese Stelle ist demnach falsch und als nicht geschrieben zu betrachten.“ Wir bemerken dagegen: diese Stelle ist von Arnolds eigener Hand, siehe Pertz M. G. H. VI. p. 545, 549. Später, p. 25, läßt Hr. F. die Stelle als eine echte sich gefallen und sein zweyter oder letzter Theodo nimmt unbedenklich den hl. Corbinian auf.

Arnolds Worte kommentirt Hr. F. also: „Es ist ganz natürlich, daß er (Arnold) zuerst von Theodo, dem Freunde und Wohlthäter seines Schutzheiligen Emmeram spricht, dessen Wunder er in seinem Werke erzählt; von was das Herz voll ist, geht der Mund über.“ — Es sey höchst auffallend, daß Arnold, als ein Schriftsteller des eilften Jahrhunders, in welchem Jahreszahlen schon häufig in Geschichtswerken gebraucht wurden, gerade

diese sorgfältig vermeide. In seinem ganzen Werke sey kein Jahres-Datum zu finden, wodurch man das Zeitalter des hl. Emmeram und seines Theodo zur Vermeidung von Verirrungen und Mißverständnißen, sicher und bestimmt kennen gelernt hätte. „Um also das Zeitalter des hl. Emmeram und des hl. Rupert aus Arnold kennen zu lernen, gibt er uns nur das Unterscheidungszeichen, daß dem Theodo des hl. Emmeram seine Söhne nicht in der Regierung gefolgt sind, wodurch er aber nicht sagen wollte, daß er gar keine Söhne gehabt, ja er deutet vielmehr an, daß er deren mehrere gehabt habe, denn wäre nur ein Sohn vorhanden gewesen; so hätte er sagen müssen: cui filius in regnum non successit. Von dem Theodo des hl. Rupert hingegen bezeugt er ausdrücklich, daß ihm seine Söhne Theodebert und Grimoald in der Regierung gefolgt. Da uns Arnold nicht mehr als diese zwey Theodone anzeigt, so entscheidet er hiedurch selbst, daß der Theodo des hl. Emmeram kein anderer Herzog gewesen, als jener Theodo der letzte dieses Namens, welcher am Ende des siebenten und im Anfange des achten Jahrhunderts in Bayern regierte, denn dieser hatte mehrere Söhne, von welchen ihm aber keiner in der Regierung folgte, sondern nur sein Enkel Hugbert." — —

Durch seine Erläuterung der Arnold'schen Stelle macht uns Hr. F. mit ein Paar Neuigkeiten aus der bayerischen Geschichte bekannt, die ihren Ursprung nicht etwa in der Geschichte, sondern in der Sucht des Hrn. F. haben, Ruperts Ankunft bey dem Herzog Theodo in das Jahr 582 zu setzen.

Erstens S. Emmerams Wirken und Leiden zu Ende des siebenten und Anfangs des achten Jahrhunderts unter dem letzten Theodo, dem zweytens keine Söhne gefolgt. So wie er den hl. Rupert um ein Jahrhundert hinaufgerückt, so muß St. Emmeram 48 Jahre später gemartert werden. Zu dem Ende wird Arnolds zweyter Theodo (item alius Theodo), unter dem der hl. Rupert nach Salzburg, der hl. Corbinian nach Freising gekommen, welcher Theodo zwey Söhne zu Nachfolgern gehabt (Diotpert und Grimold) ohne weiteres zum ersten befördert. Arnold sagt zwar: Dioto ist der erste, Hr. F. dagegen behauptet, er sey der zweyte und letzte dieses Namens, weil ihm keine Söhne in der Regierung gefolgt. Daß Dioto mehr Söhne, als den Lambert gehabt, kann man einräumen; allein gleichviel ob er einen oder mehrere hatte, sie folgten ihrem Vater nicht im Reiche nach. Arnolds Ausdruck: „der keine Söhne zu Nachfolgern hatte," bezieht sich auf seinen Gegensatz, auf jenen Theodo, der Söhne zu Nachfolgern hatte. Uebrigens zeigen andere Beyspiele bey Arnold, Pertz VI., 550, daß er die Zeitfolge vom Vorfahr auf den Nachfolger wohl und genau einhalte. So zählt er unter den Verehrern des hl. Emmeram und den Wohlthätern seines Klosters die karolingischen Könige in ihrer rechten Zeitfolge auf: Karln den Großen, seinen Sohn Ludwig und dessen Nachfolger und den vorzüglichsten Verehrer des Matyrers, Arnolf, Karlmanns Sohn. Gleiche genaue chronologische Folge beobachtet er S. 565, col. 1; bey Angabe der Regensburger Bischöfe. Man muß also auch die von ihm mitgetheilte Herzogsfolge in derjenigen Ordnung belassen, die er giebt oder einhält, widrigenfalls zieht man sich den Vorwurf zu, daß man die Quelle verdrehe und verderbe, und aus ihr darnach Folgerungen ziehe, an die Arnold nie gedacht haben konnte. Hat man jedoch einmal zur Aufrechthaltung des Systemes zu so verkehrten Mitteln gegriffen, so wird auch ein Fehlgriff und eine Unnatürlichkeit die andere erzeugen und man darauf ausgehen, sich geflissentlich gegen die Wahrheit blind zu machen. Dem Theodo Ruperts weist Arnold Diotpert und Grimold als Söhne zu, dagegen erhält der bey Arnold am ersten Platze befindliche Dioto, dem die Söhne nicht in der Regierung gefolgt, vom Hrn. F. nebst Theodebert und Grimoald auch noch aus der Vita S. Corbiniani den Theodoald, und wegen des hl. Emmeramm noch obendrein den Lambert und die Uta: auf diesen Theodo, dem alle seine Söhne nicht gefolgt, kommt sodann Hugbert, der also des zweyten Theodo's Enkel ist. So wären alle Schwierigkeiten beseitigt bis auf den Satz, daß dem zweyten und letzten Theodo (bey Arnold aber der erste) keine Söhne in der Regierung gefolgt. Zuerst läßt Hr. F. den Theodebert vor dem Vater sterben; denn, sagt er, im Jahr 716 verschwindet alle historische Spur von ihm. Auch Theodoald war vor dem Vater gestorben und seine Wittwe hatte der Bruder, Herzog Grimoald, geheirathet. Von diesem Herzog Grimoald gesteht Hr. F.: „er habe seinen Vater Theodo wirklich überlebt, konnte ihm aber in der Regierung seines Landes nicht nachfolgen, denn dieser Landestheil fiel an Herzog Hugbert, des ältern Bruders Theodebert Sohn, und als Grimoald ihm diesen entreißen wollte, fiel er durch Mörderhand, dem Herzog Theodo dem letzten ist demnach keiner seiner Söhne, sondern nur sein Enkel in der Regierung gefolgt." So hat Hr. F. — Wann ist denn aber der alte Theodo gestorben? — 716 machte er die Romreise. Im Jahre 717 läßt ihn die früher angeführte einheimische Chronik sterben. Noch zur Zeit seiner Romreise war das Herzogthum zwischen dem alten Theodo und seinen Söhnen getheilt, welche nach dessen Tode zu ihren Portionen auch noch des Vaters Landestheil erhielten. Theodoald war richtig dem Vater im Tode vorausgegangen; von Theodebert ist es darum noch nicht so ausgemacht, daß er vor dem Vater gestorben, weil wir nichts mehr von ihm hören. Bey seines Vaters Romreise lebte er ganz bestimmt noch, aber nicht mehr in den an Langobardien stoßenden südlichen Bezirken Baioariens waltend; sondern seit dem,

etwa 712 oder 713 erfolgten Tode seines Bruders Theodoald, wodurch sich die Tetrarchie in eine Triarchie verwandelt hatte, mochten sich die drey Herrscher aufs Neue in das Land getheilt haben; weßhalb Theodeberts Antheil in andern Bezirken Baioariens gesucht werden muß, als in den südlichen, die schon bey Corbinians Ankunft Grimoald besessen. Mit dem Tode des alten Theodo haben wir eine Dyarchie: Theodebert und Grimoald, die auch dann noch besteht, als Theodebert kurz vor dem ersten fränkischen Einfall starb, weil sein Sohn Hucbert im Theile seines Vaters Theodebert auftrat, nicht aber in jenem Theodo's. Jedenfalls hat Grimoald nach des Vaters Tod wirklich über Theile von Bayern geherrscht; und da sich die überlebenden Söhne in des Vaters Antheil getheilt haben, so ist er diesem auch in jener Landesportion in der Regierung gefolgt, welche ihm durch die Theilung zugefallen. Theodebert scheint als der älteste eine Art von Oberherrlichkeit nach Theodo's Absterben ausgeübt zu haben, welche Grimoald nach dessen Tode für sich und seinem Neffen Hucbert gegenüber in Anspruch nahm und worüber es zu Kriegen zwischen Beyden kam, deren erster 725 durch fremde Einmischung zum Nachtheil Grimoalds endigte, ohne daß er jedoch aus dem ihm zustehenden Landestheile wäre verdrängt worden. Wir sehen ihn auch nach der ersten Niederlage, von 725 bis 728, noch immer als Herzog in Bayern, versteht sich, in seinem Landestheil regieren, wie denn auch früher Theodebert auf gleiche Weise regiert hatte. Wie sollte ein Fürst ohne Land, — wie Hr. F. ihn schildert — im Stande gewesen, zwey Kriege nach einander mit den gewaltigen Franken zu führen! — Er überlebte also nicht nur seinen Vater Theodo, sondern regierte auch in Bayern; es kann folglich dieser Theodo nicht derjenige seyn, von welchem Arnold behauptet, daß ihm keine Söhne im Reiche nachgefolgt, sondern der Herzog, dem keine Söhne gefolgt, ist der von Arnold ganz richtig an den ersten Platz, also vor Ruperts Theodo, gestellte Dioto, unter dem der hl. Emmeramm gelitten, der somit wieder in das ihm gebührende Zeitalter zurückgesetzt ist, nämlich: Mitte des siebenten nicht aber zu Anfang des achten Jahrhunderts.

Bey der Unordnung, welche Hr. F. in der Quellenstelle angerichtet, indem er den letzten Theodo zum ersten, und den ersten zum letzten gemacht, hat er beynahe übersehen, daß Arnold unter dem Rupertinischen Theodo — dem zweyten Theodo des Arnold —, auch den hl. Corbinian nach Freisingen kommen läßt.

Bis jetzt wußte man nicht anders, als dieser Heilige sey im zweyten Decennium des achten Jahrhunderts in Bayern angelangt. Wenn S. Rupert zur Zeit von S. Corbinians Ankunft in Bayern noch lebte; oder nur, wenn Rupert unter demselben Herzog Theodo zu Salzburg wirkte und gestorben ist, unter welchem auch Corbinian in das Land gekommen; so muß seine apostol. Wirksamkeit in das Ende des siebenten und den Anfang des achten Jahrhunderts, nicht aber ein Jahrhundert früher gesetzt werden. Wie kann jedoch, die Richtigkeit von Corbinians Ankunft in Bayern im achten Jahrhundert vorausgesetzt, ein und derselbe Herzog Theodo im zweyten Decennium des achten Jahrhunderts den hl. Corbinian bey sich aufnehmen und 135 Jahre früher den hl. Rupert zu sich entbieten? — Klar ist, daß derjenige Herzog, welcher beyde Heilige, Rupert früher, Corbinian später, wohlwollend bey sich aufgenommen, im sechsten und zu Anfang des siebenten Jahrhunderts nicht habe regieren können. —

Hr. F. sucht sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen, so gut es gehen will. S. 23 ist die Stelle von Corbinians Ankunft falsch und als nicht geschrieben zu betrachten (Siehe oben); S. 26 dagegen bezeigt der Theodo, dem keine Söhne gefolgt, dem Corbinian, wie früher dem Emmeramm, alle Achtung. Wie man eine Hand umkehrt, ist uns der Rupertische Theodo, unter dem doch nach Arnolds ausdrücklichem Zeugnisse S. Corbinian zu Freisingen ankam, derselbe Theodo, der beyde Heilige nach einander empfangen, derselbe Theodo, dem Diotpert und Grimold im Reiche folgten, in jenen Dioto umgetauscht worden, dem keine Söhne folgten! Die Leser erinnern sich aber, daß dieser Dioto, — Arnolds erster — vom Hrn. F. zum zweyten und letzten; der Rupert-Corbianische dagegen, den Arnold als zweyten und letzten Theodo angesetzt, zum ersten gemacht worden ist, wohl aus keiner andern Ursache, als weil Hr. F. unter ihm den hl. Rupert angegeben fand, und da dieser Heilige dem Hrn. F. im J. 582 nach Bayern gekommen ist; so muß demnach dieser Herzog Theodo, der ihn aufgenommen, zum ersten erhoben werden. Auf solche Weise giebt Hr. F. der Wahrheit Zeugniß, zumal wenn er ausruft: „Gewiß der alte Bischof Aribo hat uns in seiner Geschichte des hl. Emmeramm und des hl. Corbinian einen und denselben Theodo gezeigt," und „dieser Theodo (des hl. Emmeramm) ist kein anderer, als der letzte (Arnolds erster), von welchem erwiesen ist, daß ihm keiner seiner Söhne in der Regierung gefolgt sey, sondern nur sein Enkel Hugbert." — — Im J. 1835 noch ward Arnold, den wir neben Congest und Brev. Notit. als eine dritte für die agilolfingische Herzogsreihe sehr wichtige Quelle betrachteten, vom Hrn. F. als „schlecht und unbrauchbar" verworfen; in vorliegender Abhandlung aber hat Arnold „uns den wahren Schlüssel gegeben, sowohl das Zeitalter des hl. Rupert als des hl. Emmeramm zu finden." — —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. May.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

M. T. Ciceronis de Officiis Libri. III.

(Fortsetzung.)

In der Vorrede zur zweyten Ausgabe der Rede verbreitet sich Herr Stürenburg, nachdem er das Nichterscheinen des versprochenen Commentars zu den Büchern von den Pflichten damit entschuldigt, daß er nur zu sehr einsehe, wie verblendet er früher gewesen sey in Hinsicht auf die Eigenthümlichkeiten dieses dem jugendlichen Sohne gewidmeten Werkes, und seine ganze Textesrecension für eine verfehlte erklärt hat, weiter über die Handschriften dieser Bücher, indem er (S. XV) fortfährt:

„Auch über das Verhältniß der Handschriften jenes Werkes glaube ich jetzt sicherer urtheilen zu können. Alle uns erhaltenen Handschriften führen auf ein und dasselbe mit Glossemen überschriebene Exemplar zurück, welches ohne Zweifel aus dem dritten oder vierten Jahrhunderte stammte, und durch einen glücklichen Zufall im neunten oder zehnten Jahrhunderte wieder aufgefunden wurde. Dieses Exemplar aber ist augenfällig nur von zwey Leuten abgeschrieben. Bewährten sich gleich beyde Abschreiber im Ganzen als sorgfältig und im Verschmähen übergeschriebener Glosseme als kundig, so zeichnete sich doch der eine vor dem andern nicht unbedeutend aus. Daß die Familie, zu der die dritte Berner Handschrift gehört, die vorzüglichere sey, ist noch immer meine feste Ueberzeugung; nur gestaltet sich mein jetziges Urtheil über die dritte Berner Handschrift selbst in einem Punkte wesentlich anders. Es darf gewiß beklagt werden, daß es gerade die nicht sehr alte Berner Handschrift seyn mußte, welche aus der bessern Familie allein sorgfältig verglichen wurde. Nicht selten nämlich finden sich in dieser Handschrift statt richtiger unterbrochener Stellungen falsche verbundene. Aus den übrigen älteren Handschriften dieser Familie läßt sich die Wortstellung mit Sicherheit nur in den wenigsten Fällen bestimmen, da in früherer Zeit den Gelehrten die Anwendung einer diplomatischen Genauigkeit auch auf die Wortstellung leider oft unnöthig erschienen war. In diesen älteren ungenau verglichenen Handschriften dieser Familie finden sich jedoch ohne Zweifel die richtigen Stellungen vor. Denn die Annahme, der alte Abschreiber, welcher der ersten Familie die Entstehung gab, hätte in dem ihm vorliegenden Exemplare viele übergeschriebene verbundene Stellungen vorgefunden und sie den im Texte befindlichen getrennten Stellungen vorgezogen, scheitert an dem gewonnenen Resultate, daß gerade dieser Abschreiber vorzugsweise behutsam und kundig gewesen ist. Der Schreiber der dritten Berner Handschrift selbst aber ist gewiß nicht der Urgrund dieser verbundenen Stellungen gewesen. Er mochte ein Exemplar eines Gelehrten des zehnten oder eilften Jahrhunderts vor sich liegen haben, der von dem Wunsche ausgegangen war, das grammatisch Zusammengehörige auch der Stellung nach zu verbinden, und in vielen Fällen verbundene Stellungen über unterbrochene geschrieben oder auch die gewünschte Verbindung durch Zahlen nur angedeutet hatte. Abgesehen von diesem Mangel der dritten Berner Handschrift ist ihr Werth sehr groß. Sie ist die einzige genau verglichene Handschrift einer Familie, deren Quelle sich durch die oben erwähnten Vorzüge vor der Quelle der andern Familie bedeutend auszeichnete. Allerdings hat sich auch die Quelle dieser bessern Familie zuweilen verleiten lassen, ein übergeschriebenes Glossem in den Text zu nehmen; jedoch ist die Zahl dieser Fälle verhältnißmäßig nur gering. So viel darf daher wohl als kritische Norm aufgestellt werden: man sey von vornherein geneigt, die Lesarten der bessern Familie für die wahren zu halten, ausgenommen die Stellungen in der dritten Berner Handschrift, namentlich die verbundenen, und offenbare Flüchtigkeiten derselben

Handschrift. Daß sich übrigens zuweilen in beyde Quellen unserer Handschriften ein übergeschriebenes Glossem statt des im Texte befindlichen Ausdrucks eingeschlichen habe, wird wohl von Niemanden bezweifelt werden, kann man sich gleich von der Seltenheit dieser Fälle ziemlich überzeugt halten. Sobald ferner der eine der beyden Abschreiber sich verleiten ließ, das übergeschriebene Glossem vorzuziehen, der andere dagegen zwar die richtige Lesart aufnahm, jedoch außerdem das vorgefundene Glossem in seiner eignen Abschrift als Glossem über die richtige Lesart schrieb; so zeigt sich die falsche Lesart in allen Handschriften der einen und in einzelnen der andern Familie.

Diesem wird noch die in der früheren Anzeige schon besprochene Bemerkung, daß die Abschreiber vorzüglich gerne auf die längeren Glosseme ihre Aufmerksamkeit hinlenkten, und der Ausspruch hinzugefügt, daß die Conjecturalkritik gerade in diesem Werke für höchst schlüpfrig zu halten sey.

Es schien nöthig, diese etwas breite Erörterung wörtlich aufzunehmen, um eine genauere Einsicht in des Hrn. Verf. Ansichten von den vorliegenden Handschriften und seine Grundsätze für die Ausübung der Kritik zu erhalten, als es durch diese Ausgabe geschehen kann, in welcher sich hierüber nur einzelne Andeutungen finden, die ohne genaue Bekanntschaft mit dem, was Hr. St. an den angeführten Stellen ausgesprochen hat, kaum verständlich sind.

Wir finden also auch hier wieder den verwünschten Grammatiker, der vor der Zeit der eintretenden Barbarey die einzige Handschrift, welche nach Jahrhunderten wieder aufgefunden wurde, corrigirte und glossirte, und so alles Unheil über den Text dieser Bücher brachte, indem von den späteren Abschreibern seine Bemerkungen und Zusätze nicht immer als solche erkannt, und mit den ächten Worten Cicero's vermischt wurden. Wie die Urhandschrift ausgesehen habe, wird zwar nicht so bis ins Einzelne nachgewiesen, als bey der zweyten Ausgabe der Rede für Archias; aber doch scheint Hr. Stürenburg auch hier noch weit mehr wissen zu wollen, als er beweisen kann. Aeußere Gründe, auf die er sich dabey stützen könnte, sind natürlich nicht vorhanden, und die inneren, in der Beschaffenheit der Lesarten selbst liegenden, sind von der Art, daß sie zwar in vielen Fällen die Möglichkeit einer solchen Entstehung allerdings zulassen, in den meisten aber eine andere im Laufe der Zeit eintretende Entstehung der verschiedenen Lesarten wenigstens nicht minder annehmbar erscheinen lassen. Wir wollen hiefür nur ein Beyspiel anführen, wie es der Zufall gerade an die Hand giebt. Hr. Stürenburg schreibt III, 24, 92. ut item tum eo liceat uti, mit der Bemerkung: „Restitui item tum ex Bern. c. Optimi codices multi item omisso tum, deteriores aliquot iterum pro item tum," und nachdem er den Sinn der aufgenommenen Lesart klar gemacht hat, fährt er fort: „Ex varietate lectionis hoc concludi debet grammaticum deleto tum, quod non intellexerat, iterum supra item scripsisse." Ist es hier nicht weit einfacher, wenn item tum wirklich das Ursprüngliche war, anzunehmen, daß die eine Lesart daraus entstand, daß tum wegen der Aehnlichkeit der vorausgehenden Sylbe tem wegfiel, und die andere daraus, daß ein Abschreiber die Abkürzung ite tum für iterum las?

Hiermit hängt auch das in der Vorrede Ausgesprochene: „Nonii in his libris auctoritatem penitus labefactavi" zusammen. Während nämlich Hr. Stürenburg in seiner ersten Ausgabe auf die bey Nonius sich findenden Lesarten, so fern es nicht augenscheinliche Nachlässigkeit war, welche die Abweichung hervorrief, oder auch der Umstand, daß er nur aus dem Gedächtnisse citirte, ein besonderes Gewicht legte, weil er annahm, jener habe eine weit ältere Handschrift benützt, als das Original der jetzt vorhandenen, welches er damals in das siebente Jahrhundert setzen zu müssen glaubte: mußte sich die Sache ganz anders gestalten, nachdem er der Ansicht geworden war, daß das mit Glossemen überschriebene Original der bekannten Handschriften aus dem dritten oder vierten Jahrhunderte stammte. Nun lag es nicht mehr so ferne, daß Nonius ein ähnliches glossirtes Exemplar benutzte, und es kam dann nur darauf an, ob er verständig genug war, das darüber Geschriebene zu verschmähen. Leider war dieß aber nach Hrn. Stürenburg bey ihm, wie bey den übrigen Grammatikern, nicht der Fall. Sie hielten eben das darüber Geschriebene für die richtige Lesart, und ihre Autorität für die Kritik ist demnach nur

eine sehr bedingte. Daß Hr. Stürenburg den Beweis für diese Ansicht schuldig bleibt, läßt sich denken. Er ließe sich auch wieder nicht anders, als durch die Lesarten selbst führen; in diesen glaubt aber Ref. weit eher zufällige Verderbnisse als Glosseme zu erkennen. Um Andern das Urtheil darüber zu erleichtern, wollen wir was uns der Art aufgestoßen ist, hier zusammen stellen. I, 17, 56 hat Nonius ultimum in amicitia putavit statt vult in amicitia, II, 4, 15 mutuandisque facultatibus et commodandis für mutandisque facultatibus et commodis, II, 8, 28. impunitates scelerum statt impunita scelera. II, 14, 51. mit der bessern Handschriftenfamilie gemeinschaftlich modo ne nefarium wo Hr. Stürb. et nefarium, aus der schlechten Familie der Handschriften aufgenommen hat; II, 22, 77. eben so digressa gegenüber der Lesart der schlechtern Familie egressa; III, 9. 38. intelligebat für arbitrabatur; III, 16, 66 emptorem indemnem damno praestari für emptori damnum praestari. III, 23, 91. vinum fugiens für venenum fugiens, was Hr. St. für das Ursprüngliche hält.

Die Anführung dieser Stellen leitet uns auf die Frage hinüber, ob Hr. Stürenburg recht daran gethan habe, in so vielen Fällen der Handschriften-Familie zu folgen, welche er selbst die schlechten nennt? Es scheint dieß zwar durch das oben aus der Vorrede zu der Ausgabe der Rede für Archias einiger Maßen motivirt, doch kann Ref. dieses Motiv nicht anerkennen, da er die ganze Ansicht des Hrn. St. von dem glossirten Original aller Handschriften für nichts weiter, als eine vorgefaßte Meinung hält; es kann daher nur darauf ankommen, welche besondern Gründe Hr. St. bey den einzelnen Stellen leiteten.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Berechnung von St. Emmerams Zeitalter aus Arnolds Worten: Merita b. Emmerammi M. quantum valeant in presentia Omnipotentis, testatur jam plus quam per trecentos annos Lantperti misera generatio tyrannei etc. ist zu beanstanden: Wohl geben 330 Jahre, von 1030 oder 1037 abgezogen, das J. 700 oder 707 als das Todesjahr Emmerams; allein obiger Ausdruck Arnolds: plus quam per trecentos annos ist ein allgemein gestellter und will nur überhaupt sagen, daß länger als 300 Jahre verflossen seyen, seitdem die unglücklichen Abkömmlinge des Tyrannen Lantpert erfahren haben, wieviel des hl. Emmerams Verdienste vor Gott gelten, nicht aber, daß Emmeramm vor mehr als 300 Jahren gestorben sey. Im Uebrigen sind 378 oder 385 Jahre eben auch plusquam trecent. ann. — Worin wohl die Gefahr bestanden haben mag, der man sich aussetzte, wenn man sich frey über das Zeitalter des heil. Emmeramm geäußert? — Arnold selbst soll die Rache seiner nahen Verwandten, der Abkömmlinge des Mörders Lambert, durch eine unvorsichtige Aeußerung für sich und sein Kloster befürchtet haben. Man lese aber die vom Hrn. F. angezogenen cap. 12 etc. 13, um sich zu überzeugen, daß von diesen Leuten keine den Arnold und sein Kloster gefährdende Rache zu befürchten stand. Scham, nicht Furcht ließ ihn seiner Anverwandten Namen verschweigen. — Hr. F. schließt: „Es ist demnach aus dem Arnold, wie aus den kurzen Nachrichten augenscheinlich, daß der hl. Rupert kein Zeitgenosse des letzten Theodo und des gleichzeitigen Königs Childebert III. gewesen sein könne.“ — Wir dagegen glauben gerade das Gegentheil ungeachtet aller Augenscheinlichkeit des Hrn. F. bewiesen zu haben. Auch Arnold bestätigt mit seiner Herzogsfolge die Berichte des Congestes und der Brev. Not.; denn auch bey ihm folgt auf Ruperts Theodo sein Sohn Theodebert und dessen Sohn Hucbert! —

D. Vita primigenia.

Zu dieser im J. 873 verfaßten Lebensbeschreibung haben wir nur Weniges zu bemerken. Uebertreibung dürfen wir es nennen, wenn S. Rupert als der Begründer der christlichen Religion in Bayern erkannt und ge-

priesen werden will, wenn der Erfolg seiner Predigten und Thaten im Lande Bayern außerordentlich segensreich gewesen und das Evangelium allenthalben ein gutes Erdreich gefunden, tiefe Wurzeln geschlagen und hundertfältige Früchte hervorgebracht habe, und daß das von ihm begründete Christenthum ganz Bayern umfaßt habe. — Die Bezirke, innerhalb welcher S. Rupert gewirkt, sind aus den Schenkungen zu entnehmen, denen jedesmal im Congest die Gauen beygefügt sind. Dies hat schon Kleinmayern, Juvav. S. 143 §. 157, — auf den wir verweisen, — richtig erkannt. Hr. F. sey doch so billig, andern heil. Männern auch noch etwas zur Bekehrung im Bayerlande übrig zulassen (z. B. dem h. Corbinian, von dem Aribo sagt: et sic Noricum veniens, ibi quamdiu demoratus verbi divini seminavit doctrinam, ibique nonnullorum sacra verba penetrabant gratia Dei corda in augmentum fidei Christi. Quae gens quoque adhuc rudis erat, et nuper ad Christianitatem conversa.), und früher auftretenden Glaubenspredigern wie Eustasius, Agilus, Emmeramm ihre Verdienste nicht zu schmälern: denn die Lebensbeschreiber dieser Heiligen nehmen für dieselben ein segensreiches Wirken so gut in Anspruch, als die Vita primigenia für ihren hl. Rupertus. Auf Orte, die von einem Heiligen ihren Namen geschöpft, sollte Hr. F. meiner Meinung nach kein sonderliches Gewicht legen, um daraus die ausgebreitete Wirksamkeit seines Heiligen darzuthun; denn der Cultus der Heiligen hat sich bekanntlich mitunter selbst in Gegenden ausgebreitet, wohin sie niemals einen Fuß gesetzt. Weil im Bisthum Eichstätt Ruprechtsberg und Rupertsbuch an der Altmühl bestehen, darf man nicht gleich auf des hl. Ruperts apost. Thätigkeit daselbst schließen. (So ist z. B. der Kilianshof auf der Rhöne erst 1690 entstanden.) Nicht eine Peterskirche fanden in der Eichstätter Wildniß Suitgar und Wilibald vor, sondern eine Marienkirche, in welcher Wilibald zum Priester geweiht wurde. Des Hrn. F. Schlußworte lauten: „Wie sehr irrt man sich, wenn man die apost. Wirksamkeit des S. Rupert und den durch dieselbe entstandenen Flor des Christenthums in die Zeit des letzten Herzogs Theodo herabsetzt, unter welchem der Zustand der christl. Religion und das Kirchenwesen in Bayern ein ganz anderer war, als unter Rupert und seinen Taufling Theodo, wie

E.

Das Decret des Papstes Gregor II. vom Jahre 716

augenscheinlich beweiset." — „Das päpstliche Decret," sagt Hr. F., nachdem er 5 Capitel von den 13 desselben im Auszuge vorgetragen, „beweiset augenscheinlich, daß das Religions- und Kirchenwesen in Bayern unter dem Herzog Theodo, dem Großvater des Herzogs Hugbert in dem traurigsten Verfalle gewesen war, denn Irrlehrer und Ketzer, verdächtige und falsche Geistliche waren mit rechtgläubigen und kanonisch geweihten vermischt, und auch diese letztern in solche Unwissenheit verfallen, daß sie neuerdings in den Pflichten ihres Standes und Amtes unterrichtet werden mußten, und dieser Zustand war unverkennbar aus dem langen und gänzlichen Mangel eines bischöflichen Oberhirten und seeleneifriger Priester entstanden." — Hr. F. nimmt also das päpstliche Decret für eine Schilderung des traurigen Zustandes der bayerischen Kirche im J. 716. Allein das ist es ganz und gar nicht; sondern es enthält blos Verhaltungsmaßregeln für die mit Gottes Hilfe nach Bayern sich begebenden Gesandten Gregor's II., welche die Reinheit des Dogma im Sinne Roms und den Zusammenhang mit dem hl. Stuhl durch Errichtung von drey, vier, oder mehreren Bisthümern und eines Erzbisthums erstreben sollten; aus welcher Instruction man wohl in polit. Beziehung die Theilung des ganzen Landes unter mehreren Herzogen, denen Theodo vorsteht, entnehmen kann, aber nimmermehr den traurigen Verfall des Religions- und Kirchenwesen in Bayern. Der Natur der Sache nach konnte eine Schilderung der kirchlich-religiösen Zustände Bayerns nur aus dem Munde oder der Feder jener Männer kommen, die ins Land mit Instructionen zur Untersuchung waren abgeschickt worden und über ihre Sendung mündlichen oder schriftlichen Bericht erstattet hatten: Allein das Resultat ihrer Sendung ist uns nicht bekannt geworden. Eine wirklich in Bayern bestehende Untermengung von Irrlehrern und Ketzern ꝛc., wie sie Hr. F. aus Cap. I herausliest, kennt die Quelle wieder nicht, welche die Gesandten bloß anweiset: et exquesitis sacerdotibus atque ministris, quorum Canonicam approbaveritis extitisse promotionem, ac rectae fidei tenere aut recipere rationem, his sacrificandi et ministrandi, sive etiam psallendi ex figura atque traditione sancta Apostolica ac Romane sedis Ecclesie ordine tradetis potestatem: quorum vero non claruerint recta fides credulitatis, aut approbata solemnitas canonice ordinationis illis per omnia prohibeatur licentia ministrationis, ut subrogentur canonice probabiles successores. Kein Wort von Irrlehrern und Ketzern, welche die Gesandten wirklich in Bayern vorgefunden!

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. May.

Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

N. T. Ciceronis de officiis Libri III.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir zuerst die oben angeführte Stelle, II, 14. 51., welche nach der Lesart der bessern Handschriften vollständig so lautet: Nec tamen, ut hoc fugiendum est, item est habendum religioni nocentem aliquando, modo ne nefarium impiumque, defendere. Hier soll modo ne eine Aenderung des alten Grammatikers seyn, der die Sache mehr aus dem christlichen, als aus dem römischen Standpunkte angesehen habe. Das Richtige soll die Lesart der schlechtern Handschriften et nefarium seyn, da wer es zugäbe, daß man einen Andre in Schaden bringenden (nocentem) vertheidige, um so mehr auch die Vertheidigung eines Verruchten und Gottlosen (nefarium impiumque) gestatten müsse; denn wenn Einer auch verrucht und gottlos sey, so müsse er doch nicht sofort Andre in Schaden bringen. Wer das Letztere thäte enthielte sich nicht der Unthaten, die Verruchtheit und Gottlosigkeit seyen Fehler des Gemüthes, über welche das Urtheil oft unsicher sey, die Gewohnheit erlaube es daher einen Verruchten und Gottlosen zu vertheidigen. — Wahrlich, man darf eine solche Beweisführung nur in das Deutsche übertragen, um sie in ihrer Nichtigkeit erscheinen zu lassen; doch halten wir uns auch an die lateinischen Worte, so möchte wohl niemand behaupten wollen, daß sich der Satz: non est habendum religioni nefarium impiumque defendere mit den Begriffen vereinigen lasse, welche die Römer mit den einzelnen darin vorkommenden Ausdrücken verbanden. — An der zweyten Stelle II, 22, 77 ist, was Hr. St. mit der schlechteren Handschriften-Familie geschrieben hat: ut eo, unde egressa est, referat se oratio, allerdings zulässig, und sogar dem rhetorischen Sprachgebrauche der Römer angemessener, weßhalb es auch von Andern vorgezogen wird; doch fragt es sich, ob nicht auch nach dem sonstigen Gebrauche dieses Wortes bey Cicero digressa hier stehen kann, da diese Anführung von Beyspielen doch gewissermassen eine Abweichung von dem Gange der Untersuchung ist. Ref. muß gestehen, daß ihm der Gebrauch der hier in Frage stehenden Präpositionen in Zusammensetzungen keineswegs so sicher abgegränzt scheint, daß es rathsam wäre, hierin über das, was die besten Handschriften bieten, hinauszugehen.

Ein Moment, welches öfters für die Lesarten der schlechteren Handschriftenfamilie den Ausschlag giebt, und überhaupt hier, wie in der zweyten Ausgabe der Rede für Archias, auf die Kritik einen allzugroßen Einfluß ausübt, ist die Betonung. So schreibt Hr. St. I, 35, 126 nach allen Handschriften der schlechteren Familie: quae partes autem corporis ad naturae necessitatem datae adspectum essent deformem habiturae atque formam, eas contexit atque abdidit, statt atque turpem bloß deßhalb, weil, wenn deformem, was in der gewöhnlichen Lesart der Fall wäre, den Ton hätte, die Copula essent nicht voranstehen könnte, sondern nachfolgen müßte, und der steigernde Gegensatz zwischen deformem atque turpem, die Partikel ac nöthig machte. Was er weiter zur Empfehlung seiner Lesart hinzufügt: „Recepta lectio cum partes

quaedam corporis non modo aspectum deformem sed etiam formam deformem habeant, egregia est. Nec enim omnes corporis partes quae aspectum habent deformem, forma easdem esse deformi constat, möchte nicht genügend seyn, derselben bey Vielen Eingang zu verschaffen. Was aber die Betonung betrifft, so hat allerdings turpem den Hauptton, aber nicht, wie Hr. St. anzunehmen scheint, im Gegensatze zu deformem, was vielmehr nur ein vorbereitender Begriff ist, sondern im Gegensatze zu dem Vorausgehenden in qua esset species honesta, und aspectum erhält auch durch seinen Gegensatz zu dem Vorausgehenden ad naturae necessitatem datae einen gewissen Nachdruck, der die Stellung der Copula essent auch nach der Theorie des Hrn. St. in der gewöhnlichen Lesart gestattet.

Am ersten möchte der Betonung da ein Einfluß zuerkannt werden können, wo es sich um Wortstellung handelt; doch wenn Hr. St. I. 41, 147. nach den Handschriften der schlechtern Familie schreibt In quibus videndum est, non modo quid quisque loquatur, sed etiam quid quisque sentiat, atque etiam de qua caussa quisque sentiat, weil nicht qua, sondern causa den Ton habe, so möchte dagegen geltend gemacht werden können, daß hier die Concinnität die Stellung des Relativs an die Spitze des Satztheiles nöthig machte.

In der letzten der oben angeführten Stellen, in welcher Nonius das Glossem für die richtige Lesart gehalten haben soll, nämlich III. 23, 91. wo Hr. St. mit den schlechteren Handschriften schreibt: Qui venenum fugiens vendat sciens, debeatne dicere, führt er außer andern Gründen für die Unrichtigkeit der Lesart vinum fugiens als den hauptsächlichsten den an, daß nicht vinum fugiens, sondern fugiens vinum dastehen müßte, wenn vinum das Richtige wäre, weil dann der Ton auf fugiens läge, das den Gegensatz bildete zu bonum vinum. Allein vergleicht man damit das vorhergehende si sapiens adulterinos nummos acceperit imprudens pro bonis, so ergiebt sich abgesehen von dem hier ausgesprochenen Gegensatze ein nicht zu verkennender Unterschied. Die unächten Münzen sind immer unächt, nicht nur zu der Zeit, wo etwa sie einer einnimmt oder ausgiebt; hier steht also das Adjectiv allein in Verbindung mit seinem Substantiv, und steht diesem des Nachdrucks wegen voran; dagegen der Wein, welcher verderben will, hat dieß nicht als permanente Eigenschaft an sich, sondern eben nur zu gewissen Zeiten, in welchen der Besitzer, wenn er es bemerkt, wohl sich veranlaßt sieht, ihn schnell noch zu verkaufen; hier steht also das Adjectiv mit dem Verbum in einem weit näheren Verhältnisse, und es kann daher nicht befremden, wenn es mit diesem zusammengestellt erscheint. Uebrigens rührt wohl venenum von einem einfältigen Corrector her, der, weil er nicht wußte, was vinum fugiens heißt, das Participium auf das Subject bezog und aus dem scheinbar unschuldigen Weinverkauf, um etwas Böses hinein zu bringen, einen Giftverkauf machte. Gelegentlich mag noch bemerkt werden, daß die hieher gehörige Note, wie noch mehrere andere, den etwas allzu zuversichtlichen Anfang hat: Restitui aliquando. (Vgl. zu I, 30, 109. I, 33, 120. I, 40, 144. II, 10, 37.)

Im folgenden Kapitel schreibt Hr. St. (§ 93.) mit den beßten Handschriften der schlechteren Familie quod aliter heredem eum scripturus ille non esset, nicht eum heredem, weil der höhere Ton allein auf heredem läge, was, wenn eum vorausgienge, so daß auch aliter betont werden müßte, allzu sehr an seinem Nachdrucke verlieren würde. Allein es ist nicht wohl einzusehen, warum heredem das allein betonte Wort seyn soll. Für den vorliegenden Fall ist es viel wichtiger, daß er auf keine andre Weise zu der Erbschaft gelangen kann; es gebührt also dem Worte aliter der Hauptton.

Diese Beyspiele mögen hinreichen, um zu zeigen, daß sich in dieser Beziehung Hr. St. von etwas einseitigen Ansichten leiten ließ; doch muß noch bemerkt werden, daß er durch dieselben auch zu unnöthigen Conjecturen verleitet wurde.

So schreibt er I, 17, 55. Illud enim honestum, quod saepe dicimus, etiamsi in alio non cernimus, tamen nos movet, atque illi in quo id inesse videtur amicos facit. Die Note dazu charakterisirt das kritische Verfahren des Hrn. St. vollkommen, und giebt zu manchen Bemerkungen im Einzelnen Anlaß, wir wollen sie daher ganz mittheilen:

„Ex coniectura non interposui. Sonus in cernimus, non in alio situs est. Quod cum vetus grammaticus non perspexisset, non delevit. Quis autem umquam honestum, quod quidem, sicuti Cicero dicit, in te inesse videbitur, in te cerni posse dixerit? Si quidquam profecto honestum cerni non potest. Sed aliud etiam vitium in vulgata lectione inest pessimum. Nam ut interposito non indicativus necessarius est, ita perversus est omisso. Certum est enim cerni in alio honestum non posse. Nos quidem addamus wirklich. Romanos nec vere addere necesse est nec sicut non cernimus. Simillimi multi sunt, ut II, 20, 69. III, 13, 55. Omisso non unus Lambinus coniunctivum flagitari vidit. Ageretur enim tum de cogitata, non de certa re.“

Wer die ganze Stelle unbefangen betrachtet, wird leicht einsehen, daß der Hauptirrthum des Hrn. St. darin besteht, daß er die Bedeutung des Wortes cernimus falsch auffaßte, indem er sich zu streng an die Grundbedeutung „deutlich unterscheiden“ hält. Im weiteren Gebrauche ist aber dieses Verbum oft ganz synonym mit videre. Man vgl. in unsrer Schrift I, 4, 11. Homo autem, rationis est particeps per quam consequentia cernit, causas rerum videt earumque progressus u. s. w.; ferner ep. ad fam. V, 12. Cerno iam animo quanto omnia uberiora futura sint, neben ep. ad fam. VI, 3, Quem ego tam video animo, quam ea quae oculis cernimus, wobey zu beachten ist, daß hier cernere das Erspähen des Zukünftigen, noch Fernen bedeutet, wie im eigentlichen Sinne Acad. IV. 25. Ego Catuli Cumanam ex hoc loco regionem video, Pompeianum non cerno d. i. „kann ich nicht erspähen.“ Ganz wie in unserer Stelle steht aber cernere Partit. or. 22. in f.: atque hae quidem virtutes cernuntur in agendo.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Eben so mißverstanden ist Cap. II. Nicht die in Unwissenheit verfallenen bayerischen Geistlichen sind hiec gemeint; sondern die Gesandten sollen Vorsehung thun, wie jeder Priester in kirchlicher Beziehung sich zu verhalten habe, daß er die Messe, die verschiedenen Officia und Lectionen des alten und neuen Testaments secundum traditum S. Apostolice sedis antiquitatis ordinem beobachte. Cap. III, die Errichtung von Bisthümern: Zu Bischöfen sollen probabiles fide ac boni testimonii et eruditos sana doctrina viros ordinirt werden und zwar ex auctoritate Beati Petri Apostoli. Cap. IV: Wenn sie einen tauglichen Erzbischof finden können, so sollen sie ihn entweder mit ihren Briefen an den Papst schicken, oder bewirken, daß er mit ihnen dahin gehe; finden sie aber keinen, so haben sie es entweder persönlich oder schriftlich anzuzeigen, worauf der Papst für einen solchen Sorge tragen werde. So sind nun alle 13 Punkte allgemein hingestellt, und geben demnach, mit Ausnahme der Andeutung über die polit. Eintheilung Bayerns, durchaus keine Schilderung des kirchlich-religiösen Lebens dieses Landes in besagter Zeit. Alle Folgerungen des Hrn. F., die er aus der vermeintlichen Schilderung gezogen, fallen daher in ihr Nichts zurück. Den Hauptpunkt des päpstlichen Decretes: die bayerische Geistlichkeit mit Rom in enge Verbindung zu bringen, und nur solche Priester und Bischöfe anzuerkennen, von deren orthodoxen Gesinnungen der Papst sich überzeugt hatte, übe sieht Hr. F. gänzlich. „Warum,“ fragt er, „können die Legaten aus Mangel an fähigen und würdigen Priestern den ausdrücklichen Befehl Gregors II. und den sehnlichen Wunsch des Herzogs Theodo drey oder vier Bisthümer in Bayern zu errichten, nicht in Vollzug bringen, wenn schon (wie Hansiz und Sterzinger annahmen) drey ansehnliche, fromme und gelehrte Bischöfe vorhanden sind?“ — Woher weiß aber Hr. F., daß die Legaten keine solche Männer finden konnten, wenn ihr Bericht an den Papst nicht bekannt geworden? Läßt sich nicht mit eben so viel Recht das Gegentheil annehmen und behaupten, sie hätten in ihrer Schilderung des kirchlichen Zustandes von Bayern die Verdienste des hl. Rupert nach Würden dargelegt, der Papst aber damit sich einstweilen begnügt, zumal da der Umschwung der Dinge im

Frankenreiche (717, Schlacht bey Vincy) auch für die Länder östlich des Rheins eine Umgestaltung herbeyführen mußte. Auch hatte sich Corbinian im J. 717 zu Rom eingefunden und war von da nach Bayern zurückgekehrt; dann nahete Bonifacius, in welchem Rom bald den rechten Mann für die Bekehrung der Deutschen erkannte. Endlich brachen die Kriegsstürme von 725 und 728 los. Weßhalb Bonifacius erst, unterstützt vom weltlichen Arm, und durch Priester nach Roms Dogmen gebildet, die Errichtung von vier Bisthümern in Bayern vollführte, dieß sollte keinem Geschichtskundigen, keinem, der des Bonifacius Leben und Briefe gelesen, unbekannt seyn. Vivilo, den der Papst selbst ordinirt, war ein einheimischer Priester und Bischof vor des Bonifacius Bisthums Errichtung. — Mit allen den vielen Fragen, die Hr. F. gestellt, ist Er doch nicht im Stande, das Zeitalter des hl. Rupert, wie es die Tradition giebt; nämlich 582—623, zu behaupten. Als eine vorzügliche Stütze dafür gilt ihm der schlechte Zustand des Kirchenwesens in Bayern zur Zeit des päpstlichen Decretes (716) und bey dem Auftreten des hl. Bonifacius in Bayern (733, 734, 739, 740). Ist nämlich S. Rupert erst 696 daselbst aufgetreten und nach segensvollem Wirken 718 gestorben, wie kommt es doch, daß noch bey seinen Lebzeiten, oder nur 15 Jahre nach seinem Tode der Verfall hereingebrochen ist? Gewiß, St. Ruperts Wirken muß schon deßhalb in eine viel frühere Zeit gesetzt werden! — Daß das päpstliche Decret keine Schilderung religiöser Zustände enthalten kann, wurde gezeigt. Was den Zustand der Entartung zur Zeit des hl. Bonifacius betrifft, so ersehen wir aus den Quellen zur Geschichte dieses Heiligen und seiner Zeit, wie schnell in sturmbewegten Tagen der sorgfältig ausgestreute Same des Christenthums, wenn auch bereits schön herangewachsen, doch wieder vernichtet wurde. So erging es den Pflanzschulen des hl. Willibrord im Fränkischen, die er im J. 716 angelegt, und die nach wenigen Jahren durch die Einfälle der Sachsen und Slawen zerstört worden waren, ja selbst seine Priester waren von der reinen Lehre abgewichen, und hatten sich der Ketzerey ergeben! Daß es in damaliger Zeit in Bajoarien an Stürmen so wenig, als an Verführern zu ketzerischen Lehren gefehlt, ist aus der bayerischen Geschichte nur allzu bekannt. Dennoch gab es auch in jener Zeit, wie wir aus den zahlreichen Vergabungen der Nachfolger Herzog Theodo's und der freyen Bajoarier an die Salzburger Kirche ersehen „viele glaubenseifrige Christen, welche mit Begierde die von Bonifacius gebotene reine Lehre ergriffen" (vita S. Sturmi bey Pertz II, 366). —

Das aus seinen Untersuchungen gewonnene Resultat drängt Hr. F. in folgende Sätze zusammen: die älteste Lebensgeschichte des hl. Rupert in Verbindung mit den kurzen Nachrichten und der bestimmten Aussage des Arnold von Vohburg, sowie mit dem authentischen Decrete des Papstes Gregors II. vom J. 716 müssen „die vollkommenste und lebendigste Ueberzeugung begründen, daß der hl. Rupert unmöglich ein Zeitgenosse des letzten Herzogs Theodo, wie das Congestum fälschlich vorgiebt, und des gleichzeitig austrasischen Königs Childebert III. gewesen seyn konnte." —

Die älteste Lebensgeschichte jedoch giebt bekanntlich keinen bestimmten chronologischen Halt über S. Ruperts Ankunft; sie eben mit ihrer Unbestimmtheit ist die Quelle des Streites über das wahre Zeitalter Ruperts geworden. Die Brev. Notit. sagt gerade dasselbe, was das Congest, nämlich: auf Ruperts Theodo folgte dessen Sohn Theodebert und diesem sein Sohn Hucbert ohne die mindeste Unterbrechung, wie ein Blick auf die vergleichende Tabelle und unsere obige Beweisführung lehrt. Eben diese beyden schätzbaren Documente werfen mit ihrer Herzogs-Folge das ganze Traditions-System über den Haufen, zu dessen, wiewohl vergeblicher Unterstützung vom Hrn. F. Arnolds chronologische Herzogsreihe umgestürzt, und der erste Herzog Dioto zum letzten erniedrigt, der Letzte, Theodo, aber zum ersten befördert wurde. Das päpstliche Decret kann, wie gezeigt, keine Schilderung baioarisch-kirchlicher Zustände enthalten, weil es eine bloß allgemeine Instruction an Gesandte ist, die sich in ein Land begeben, dessen Zustand sie erst erforschen und das sie in Zusammenhang mit dem päpstlichen Stuhl bringen sollen. Mithin haben alle Documente und sonstige Quellenstellen, welche Hr. F., um Ruperts frühere Ankunft in Bayern zu erweisen und zu begründen, in diesem Abschnitte angeführt, gerade das Widerspiel, — seine Ankunft und sein Wirken Ende des siebenten und anfangs des achten Jahrhunderts — auf eine, wie wir glauben, für Unparteyische vollkommen überzeugende Weise dargethan.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. May.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

M. T. Ciceronis de officiis Libri III.

(Fortsetzung.)

Wenn das Verbum auf virtutes bezogen wird, so liegt die Anwendung auf honestum gewiß nicht so ferne, und cernimus bildet nicht einen Gegensatz zu dem folgenden in quo id inesse videtur, sondern es steht nur zur Abwechslung, enthält aber zugleich nach dem Obigen noch die Vorstellung, daß man selbst gleichsam ferne davon ist, und von der edlen Handlungsweise nicht unmittelbar berührt wird. Der Gedanke im Ganzen ist aber kein anderer, als der von Cicero in der Rede für Archias (8, 17.) ausgesprochene: Quodsi ipsi haec neque attingere, neque sensu nostro gustare possemus, tamen ea mirari deberemus, etiam cum in aliis videremus, und Lael. 7, 24. Facile indicabat ipsa natura vim suam, cum homines, quod facere ipsi non possent, id recte fieri in altero iudicarent. Demnach ist nicht mit Hrn. St. zu cernimus wirklich, sondern vielmehr nur zu ergänzen. Daß der Hauptton auf cernimus, nicht auf alio liegt, ist dabey allerdings richtig, macht aber keine Aenderung nöthig. Endlich ist etiam si mit Beier, Zumpt u. A. getrennt zu schreiben, und sieht parallel mit etiam cum in der eben angeführten Stelle, wo freylich Hr. St. diese beyden Worte ganz ungehörig durch ein Komma trennen will. Ein Conjunctiv ist aber dann eben so wenig nöthig, als Divin. II, 22.: Homo, quod crebro videt, non miratur, etiam si, cur fiat, nescit; und es ist kein Zweifel, daß Hr. St. hier, wie in verschiedenen andern Stellen Lambinus ungerechter Weise auf Kosten anderer Bearbeiter dieser Bücher belobt hat.

Hieran wollen wir die Wahrnehmung knüpfen, daß Hr. Stürenburg hier und da dem Nachdrucke oder der Wärme der Rede einen zu großen Einfluß auf die Wortformen zuzuschreiben scheint. In einigen Fällen, wo ungewöhnliche Formen in Erzählungen vorkommen, wie III, 14, 58. tempori, III, 26, 99. domui, III, 31, 112. cum primo luci fragt es sich, ob sie nicht vielmehr als aus der Umgangssprache entnommen zu betrachten seyen; in andern ist die Ansicht des Hrn. St. wohl überhaupt eine unrichtige, wie wenn er I, 7, 20 und II, 15, 53 beneficientia schreibt, neben beneficentia, I, 14, 42 und II, 15, 52, und dieses mit den Formen locupletum und locupletium, und fraudum und fraudium zusammenstellt, während doch diese verschiedenen Declinationsformen beyde für sich anerkannt, jene Ableitungsform aber eine mindestens sehr zweifelhafte ist, da doch nach der Analogie auch eine Nebenform beneficientior zu erwarten wäre, die aber nicht vorkommt. — III, 25, 94. schreibt Hr. St. Quo optatu impetrato nach der dritten Berner Handschrift, indem er dabey bemerkt, diese Form sey des Nachdrucks wegen statt optato gewählt, und dafür p. Flacc. 37, 92. an etiam scripsit oratu tuo anführt. Allein durch die Verbindung mit dem Participium impetrato würde hier optatus eine concrete Bedeutung erhalten, wie sie sich für solche Sustantivformen wohl nirgends nachweisen läßt.

An andern Stellen hat Hr. St. aus solchen

Rückſichten von Andern aufgenommene Lesarten zurückweiſen zu müſſen geglaubt. So ſpricht er ſich I, 12, 38. gegen den Gebrauch der Form civi aus, weil hier nur die ganz gewöhnliche Ausdrucksweiſe Statt habe, und ſchreibt: Ut enim cum civiliter contendimus, aliter, si est inimicus, aliter, si competitor, mit der Bemerkung: „Tandem haec omnium fere codicum lectio restituenda fuit," obgleich Zumpt bis auf die beyden Komma nach aliter die Stelle eben ſo geſchrieben hat. Bey dieſer Lesart, die allerdings die meiſten Handſchriften haben, iſt einmal der Ausdruck civiliter contendere etwas auffallend, da ſich dieſes Adverbium unter den Werken Cicero's nur in einem Briefe des Coelius Fam. VIII, 14, 3 findet, und dort in einem etwas andern Sinne mit certare verbunden, da dort von dem Streite der politiſchen Anſichten, nicht, wie hier, der perſönlichen Verhältniſſe die Rede iſt; ferner fehlt es ſo dem Folgenden si est inimicus und si competitor an der gehörigen Beziehung. Den größten Anſtand aber erregt die nach aliter nöthige Ergänzung von contendimus, wenn man nicht mit Zumpt ein Anakoluthon annehmen will, denn daß eine Ergänzung, wie III, 30, 110. Nam quod aiunt, quod valde utile sit, id fieri honestum, immo vero esse, non fieri, wo die Satzverhältniſſe ganz dieſelben bleiben, anſtößiger ſey, als die hier nöthige aus dem abhängigen Satze in den Hauptſatz, iſt Hrn. Stürenburg nicht wohl zuzugeben. Ref. geſteht daher, daß ihm die Conjectur des Hrn. Stürenburg, welche er im Texte ſeiner erſten Ausgabe hat, in den Corrigendis aber freylich wieder zurückgenommen hat, Ut enim cum civi lite contendimus aliter u. ſ. f. nicht ohne weiteres von der Hand zu weiſen ſcheint, da ſo die Satzfügung ganz in der Ordnung fortgeht, inimicus und competitor richtig ſeine Beziehung in civi findet, und cum civi lite, einen ganz guten Gegenſatz zu dem Folgenden cum Celtiberis, cum Cimbris bellum giebt, und was endlich die Form civi betrifft, ſo konnte ſie ſo eben wegen des folgenden lite gewählt werden, da Cicero das öftere Aufeinanderfolgen desſelben Vocals, namentlich des i, weit weniger meidet, als gleichen Tonfall in den Vocalen, wie in cive lite.

Dahin gehört auch das I, 38, 137. aus einer einzigen Handſchrift (ex uno quodam codice, Beier führt dafür an un. Oxon. et ψ) aufgenommene: Magna autem ex parte, wo die übrigen Handſchriften haben Magna autem parte, woraus die neuern Herausgeber, auch Hr. St. in ſeiner erſten Ausgabe, Magnam autem partem entnehmen zu müſſen glaubten, wovon er in der Note der neuen Ausgabe ſagt: „quod nec in codice ullo legi videtur nec in gravissima sententia probari potest." Doch iſt der Accuſativ hier wohl eben ſo an ſeiner Stelle als I, 7, 24. Maximam autem partem ad iniuriam faciendam aggrediuntur, was Zumpt dafür anführt. Wenn aber Hr. St. ſagt: „Facillime ex post autem intercidere potuisse apparet," ſo iſt es klar, daß weit leichter der als Abkürzung ſtatt des m über a und e ſtehende Strich wegfallen konnte. — Endlich iſt auch, weil dieß nur in bewegterer Rede vorkömmt, III, 29, 105 non modo ſtatt non modo non, zurückgewieſen worden.

Wir reihen dieſen einige Stellen an, in welchen wir mit der Interpretationsweiſe nicht einverſtanden ſind, welche Hrn. Stürenburg bey Ausübung ſeiner Kritik geleitet hat.

Offenbar vertraut Hr. St. ſeiner Interpretation etwas zu viel, wenn er die Bedenken über die Aechtheit der viel beſprochenen Stelle, wo die beyden Briefe des ältern Cato an Popilius und an ſeinen Sohn, über die Berechtigung des Letzteren zum Kriegsdienſte nach ſeiner Entlaſſung eingeſchaltet werden (I, 11, 36 u. 37.) damit beſeitigt glaubt, daß er die dazwiſchen ſtehenden Worte Adeo summa erat observatio in bello movendo erklärt: „Sogar bey Erregung eines Krieges herrſchte die größte Gewiſſenhaftigkeit," und ſie auf das Folgende bezieht, nicht, wie die früheren Herausgeber auf das Vorgehende. Denn wenn auch an ſich richtig iſt, was er ſagt: „Ac rectissime quidem bellum contra Persam a Romanis motam esse dici ex historia huius belli constat," ſo iſt doch davon im Folgenden durchaus nicht die Rede, ſondern nur davon, ob ein Einzelner unter beſonderen Umſtänden berechtigt ſey, an einer Schlacht in dieſem Kriege Theil zu nehmen. Auf die einzelnen gegen dieſe Stelle mit Recht erhobenen oder außerdem zu er-

hebenden Bedenken einzugehen, würde uns zu weit führen; wir wollen daher nur auf eine mit großer Umsicht und Besonnenheit geführte Untersuchung derselben von Hrn. Professor J. G. Schneider in Coburg aufmerksam machen, in einem 1841 unter dem Titel: Kritik der Stelle Cic. de off. I, 11, § 36. und 37. erschienenen Programme, in welchem er zu dem Resultate kommt, daß die Anführung des Briefes unächt sey, und die Worte Popilius imperator tenebat provinciam bis Adeo summa erat observatio in bello movendo von einem Glossator herrührten.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Schluß.)

In der

II. Abtheilung

giebt sich Hr. F. zwar die Mühe, die aus Paul Diaconus bekannten baioarischen Herzoge Garibald I., Tassilo I. und Garibald II. (unter deren Regierung der hl. Rupert, — wäre er im J. 582 nach Bayern gekommen —, müßte gewirkt haben), aus der Reihe der eigentlichen baioarischen Stammherzoge zu verdrängen, und weil die Vita primigenia es so sagt, seinen Theodo mit Theodebert und Grimoald, dessen Söhnen, an deren Stelle zu setzen; überhaupt ein Herzogs-Verzeichniß zu verfertigen, wie Er es für seine Zwecke nöthig hat. Allein alle diese Bestrebungen sind deßhalb vergeblich, weil sie theils auf Voraussetzungen gebaut sind, deren Irrthümliches wir in unsern Bemerkungen zur ersten Abtheilung dargethan, theils weil sie eine neue Herzogsliste aus Verzeichnissen construiren, deren einheimischen Verfassern Hr. F. selbst nicht das mindeste Zutrauen schenkt, indem sie, wie er sagt, „so kurzsichtig und befangen waren, daß sie ihre eigenen Widersprüche und die auffallendsten Verstöße gegen die Zeitrechnung nicht merkten.“ — Mit keinem seiner Verzeichnisse kann Hr. F. zufrieden seyn, weder mit dem aus dem XIII. Jahrhunderte, noch mit jenem des Angelus Rumpler, denn sie sind offenbar unrichtig.

Vollständig wird ein Verzeichniß der Herzoge von Bayern vor Karls des Großen Zeiten erst dann, wenn man mit obigen Listen den Ordo ducum defunctorum im ältesten handschriftlichen Gedenkbuche von St. Peter verbindet. Wir haben oben schon den Wunsch zu erkennen gegeben, Hr. F. möge, falls er kann, ein Facsimile dieses Ordo veröffentlichen und enthalten uns bis dahin aller näheren kritischen Beurtheilung. Aber aufmerksam müssen wir auf das machen, was schon Kleinmayern, Juv. S. 102, und lange vor ihm der Coenobita Petrensis bey Hansiz T. II, 989 über dieß Document geäußert haben: Quod vero, sagt Letzterer, in praecitato Necrologio Ansologus Abbas S. Vitali praeponatur, hanc ob causam id factum esse nullus dubito, quod fuerit ab Amanuensi ordo permutatus, cum quidem in eodem Necrologio Thassilo dux praeponatur Utiloni Patri; et alias similes Amanuensium lapsus non infrequenter contigisse Eruditi sibi notum habeant. Das sind die Worte eines Mönches von St. Peter, der aus Auftrag seines Abtes Placidus und im Interesse der Tradition die Feder ergriffen hatte. Daß in diesem Verzeichnisse Personen mitunter die ihnen nicht gebührende Stelle einnehmen, bezeuge hier nur ein Beyspiel:

Ordo regum defunctorum cum Conjugibus et libris.

Crifo . . . . Perthrocda
Pipinus . . . Hiltegard.

Die dem Crifo († 753) gegenübergestellte Perthrocda ist aber Karls des Gr. Mutter und Pippins — hier Crifo's Nachmann — Gemahlin. Daß Charlus (der Hammer † 741) und Crifo Könige genannt werden, deutet auf eine Abfassung dieser Stelle des Necrologs in später Karolinger Zeit. Die dem Pippin gegenüberstehende Hiltegard ist Karls des Gr. zweyte Gemahlin. — Nachdem Hr. F. aus seinen Verzeichnissen die ihm tauglichen Herzoge gewählt, stellt er seine neue Herzogsreihe auf: Voran drey Theodone, von denen der dritte Ruperts Theodo seyn muß mit Theodebert I. und Grimoald I. als Söhnen. Theodoald I. ist ein Sohn Grimoalds I., Theodo IV. aber ein Sohn Theodoalds I. mit folgenden Söhnen: Theodebert II., Lambert, Grimoald II. und Theodoald II. Dann folgt Hugbert, Theodeberts II. Sohn. Nach ihm Otilo und Tassilo II.

In Bezug auf die Reihe der Nachfolger des heil. Rupert hält sich Hr. F. strikt an den Verfasser der conversio Carantanorum 873 und vergleicht dieselbe mit dem Emmerammer Ordo comprovincialium Pontificum des Mabillon (nicht vor 854 gefertigt). Wie zu erwarten, trägt das jüngere Verzeichniß vom J. 873 den Sieg über das ältere vom J. 854 davon

und den Beschluß der Abtheilung machen Erörterungen über Jahr und Tag des Absterbens S. Ruperts, die Nachfolger-Reihe und die Zeitrechnung ꝛc. Dem Allen sollte unsrer Seits eine ausführliche Beleuchtung zu Theil werden, welche wir indessen auf eine andere Gelegenheit versparen. Aus der bekannten Stelle des Ungenannten, die Jahre vom Tode Ruperts bis **1131** zu berechnen, hätte Hr. F. wenigstens den dort aufgestellten Grundsatz berücksichtigen dürfen: Inventa autem tempora Regis invenire docent tempora Episcopi. Nur wenn die Herzogs-Reihe fest steht, — und sie steht aus dem Congest, der Brev. Notit. und aus Arnold unerschüttert da, — lernt man auch Ruperts Zeitalter kennen, nicht aber umgekehrt darf man, da der vita primigenia jeglicher chronologische. Halt gebricht, unter Voranstellung der Tradition von S. Ruperts Ankunft 582 als unumstößlichem Axiom, nach dieser die Herzogs-Reihe bestimmen! Die

III. Abtheilung

bietet des Interessanten nur sehr Weniges über Ruperts frühere oder spätere Ankunft. Mabillon's bekannte Gründe für letztere werden kucz angeführt und nochmals widerlegt. Dieser große Gelehrte hatte während seines kurzen Aufenthalts zu Salzburg mit Joseph Mezger eine amica disputatio de aetate S. Rudperti, und wenn ihm damals das Congest nicht zu Gesicht gekommen; so trug sicherlich nicht Er die Schuld daran. Dem P. M. Hansiz macht Hr. F. den Vorwurf, daß, da er im ersten Theile seiner Germania sacra die uralte Metropolitan-Würde Lorch's zu erweisen und zu vertheidigen übernommen habe, er nun in seinem zweyten Theile die einheimische Tradition von Ruperts Ankunft 580 ꝛc. aus allen Kräften habe bestreiten müssen. Es folgt nun in einer langen Digression die Durchführung des Satzes: die ganze Tradition von der Metropolitan-Kirche Lorch sey eine Erfindung späterer Zeit nach erwachter Eifersucht der Bischöfe von Passau gegen Salzburg. Nach Beendigung der Digression kehrt er mit folgender Wendung zum Thema zurück: „Gleichwie Hansiz in der Geschichte der Erzkirche Lorch alle historische Kritik bey Seite gesetzt hat, ebenso auch im Betreff des wahren Zeitalters des hl. Rupert und der hiezu gehörigen Documente.“ — Alle Punkte die wir in der ersten Abtheilung in ihrer Haltlosigkeit kennen gelernt haben, werden wieder angeführt und ihm vorgeworfen, er habe Congest und kurze Nachrichten zu flüchtig und oberflächlich aufgefaßt, nicht sorgfältig mit einander verglichen und durchdacht und wie alle seine Anhänger von der Gleichheit der Namen auch auf die Identität der Personen geschlossen; seine (längst bekannten) zwey Hauptsätze werden hingestellt und aufs Neue getadelt. Von seiner eigenen oben mitgetheilten Herzogsreihe sagt Hr. F.: „Mag auch diese Umänderung (der seitherigen Herzogsliste) Aufsehen und Widersprüche erregen, wir weichen kein Haar breit von unsrer Ueberzeugung, denn wir behaupten nichts, was nicht in den ältesten einheimischen Documenten begründet ist.“ Ob die vom Hr. F. gebotene Herzogsliste gerade Aufsehn erregen werde, will ich bezweifeln. Wenn er nun zuletzt noch über das Congest, auf welches er aus leicht zu errathenden Gründen durch die ganze Abhandlung hindurch gar nicht gut zu sprechen ist, sich dahin äußert: „das falsche Congestum sey eine Erfindung des zwölften Jahrhunderts von einem heimlichen Feinde des fleißigen und frommen Schülers des Erzbischofs Eberhard I.,“ wenn er sein Urtheil über dieß Document so begründet zu haben glaubt, daß es nicht mehr bestritten werden kann; so stehen solche, wie wir gesehen, durch gar nichts erwiesene und völlig unbegründete Behauptungen in Bezug auf das Congest, als wahre Verdächtigungen, im schneidenden Widerspruch mit seiner wiederholten Versicherung, er habe seine Untersuchung in keiner andern Absicht unternommen, als die Wahrheit zu finden und dadurch die Ehre Gottes zu befördern. Die vorurtheilsfreyen Leser wissen nun, was sie von solchen Aeußerungen zu halten haben; sie haben des Hrn. F. eigenthümliche kritische Behandlung seiner Quellen sattsam kennen gelernt und können demnach urtheilen, wen die historische Kritik theils unterdrückt, theils in eine falsche Richtung gebracht habe, die Anhänger des Mabillon-Hansizischen Systemes, oder die Vertheidiger der Salzburger Tradition. Wir aber nehmen vom Hrn. F. mit dem Wunsche Abschied, daß es uns die Redaction dieser Blätter, — im Hinblick auf die Wichtigkeit des Gegenstandes — verstatten möge, in einem zweyten Artikel uns noch über Punkte zu äußern, die bis jetzt noch wenig oder gar nicht in dieser Streitsache berührt oder erörtert worden sind, und die gewiß beytragen werden, alle Zweifel über das wahre Zeitalter des hl. Rupertus zu heben.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. May.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

M. T. Ciceronis de Officiis Libri. III.

(Fortsetzung.)

Schon in der ersten Ausgabe hat Hr. Stürenburg I, 32, 118. geschrieben: nonnulli tamen sive felicitate quadam sive bonitate naturae sine parentium disciplina rectam vitae secuti sunt viam. Um die Conjectur sine für sive zu rechtfertigen bemerkt er: „Sententia igitur haec est, plerumque homines parentium praeceptis imbutos ad parentium consuetudinem moremque deduci; alios quamquam ipsi quoque parentium praeceptis imbuti sint, multitudinis iudicio ferri: nonnullos tamen, in quo numero ipse quoque Cicero fuit, sive felicitate quadam sive bonitate naturae sine parentium disciplina rectam vitae secutos esse viam.“ So scheint die Sache ganz in der Ordnung zu seyn. Nur Schade, daß Cicero nichts hat, woraus sich die Worte „quamquam ipsi quoque parentium praeceptis imbuti sint“ abnehmen ließen. Der Gedankengang ist offenbar der: Hercules, als Sohn des Jupiter, erwählte aus freyem Antrieb, nach eigenem Nachdenken, den Weg des Guten; bey den gewöhnlichen Menschen hängt es mehr von den Verhältnissen ab, ob sie auf denselben gelangen. Wir lassen uns durch Vorbilder, die wir uns wählen, fortreißen, und werden durch diese, namentlich durch die Aeltern, nach ihrer Weise hingezogen: manche lassen sich von dem Urtheile der Menge hinreißen; doch einigen gelingt es, den rechten Weg zu finden, sey es durch ein besonderes Glück, oder durch eine gute Naturanlage, oder durch (eine gute) Erziehung durch die Aeltern. Hat man dabey wohl nöthig, zu einem Grammatiker seine Zuflucht zu nehmen, der sine in sive verändert habe?

Wenn II, 1, 4. tantum erat philosophiae loci, quantum superfuerat amicorum et reipublicae temporibus temporis das Richtige seyn soll, weil man doch nicht sagen könne quantum loci superfuit, sondern nur quantum temporis, so ist wohl zu beachten, daß sich so ein Gegensatz zwischen loci und temporis herausstellen würde, wie ihn Cicero sicherlich nicht beabsichtigte; übrigens kann hier, wo tantum loci nur so viel heißt, als es blieb so viel Gelegenheit dazu, recht gut dieses loci zu dem folgenden quantum wieder ergänzt werden, was übrigens nicht einmal nöthig ist. Vgl. Liv. XXI. 4. Id quod gerendis rebus superesset: quidem etc. datum, u. a. ähnliche Stellen.

Die Lesart fast aller Handschriften: Contra autem omnia disputantur a nostris, wofür die andern Herausgeber disputatur geschrieben haben (II, 1, 8.), soll durch die Erklärung: „Nach entgegengesetzten Seiten aber wird alles von den unsrigen erörtert“ vertheidigt werden. Allein wenn man de orat. I. 19. 85. disputabant contra diserti homines Athenienses vergleicht, wo der Sinn ist, sie sprachen den von Charmadas aufgestellten Ansichten entgegen, so würde man auch hier contra omnia disputantur erklären müssen: „es wird von den Unsrigen alles (einer vorgebrachten Ansicht) entgegen gesprochen,“ während contra omnia

disputatur a nostris ganz einfach das wiedergiebt, was Cicero an der angeführten Stelle sagt: hic enim mos erat patrius Academiae adversari semper omnibus in disputando. II, 15, 53 schreibt Hr. St. mit der schlechteren Handschriftenfamilie: in epistola quadam, während die bessere die Präposition nicht hat, mit folgender Bemerkung: „Si per longam quandam epistolam Philippus de hac re scripsisset, facilius solum ablativum feram: sed cum verisimile sit a Philippo id in breviore epistola factum esse, illud praetuli.“ Sollte sich dieser Ausspruch nicht geradezu umkehren lassen? Der Ablativus instrumenti wäre doch wohl an seinem Platze, wenn dieß der einzige Zweck des Briefes gewesen wäre, in dagegen, wenn das Besprochene nur eine Stelle in dem Briefe eingenommen hätte.

Wer II, 23, 87. et quinquaginta annorum possessione moveri non nimis aequum putabat, liest, was Hr. St. durch Conjectur, statt der Lesart aller Handschriften possessiones geschrieben hat, der wird gewiß glauben, der Infinitiv solle dasselbe Subject mit aequum putabat haben, bis er durch die Note erfährt, daß als Subject zu dem Infinitiv aliquem ergänzt werden solle. Als Grund der Aenderung wird angegeben, daß man nicht sagen könne possessionem movere. Indessen so gut Cicero neben movere aliquem ex oder de sententia auch ad Att. VII. 3 §. 6 sagte: Tautum abest ut meam ille sententiam moveat, konnte er wohl auch neben possessione movere aliquem sagen: possessiones movere, und das Letztere scheint hier besonders durch den dabey stehenden Genitiv annorum verlangt zu werden.

Daß Hr. St. III, 4, 19 geschrieben hat: Vincet ergo utilitas honestatem? Immo vero honestas utilitaten consecuta est, möchte Ref. nicht tadeln; doch die Erklärung: „Die Trefflichkeit der That war nicht geringer als ihre Nützlichkeit, sondern die Trefflichkeit der That erreichte ihre Nützlichkeit, d. h. war der Nützlichkeit gleich“ würde dem Gegensatze alle Kraft benehmen. Wenn man Döderlein's Erklärung des Wortes consequi im Gegensatze zu assequi (Synon. III. S. 147 f.) in's Auge faßt, so ist vielmehr der Sinn: „Die sittliche Handlung hat den Nutzen erreicht, ohne daß sie darauf ausging.“ Der Wendepunkt des Gedankens liegt im Vorhergehenden in dem Worte tyrannum. Wer einen Tyrannen tödtet, begeht eine sittliche Handlung (vergl. 6, 32.); der Nutzen, der daraus hervorgeht, wird gleichsam nur als eine erfreuliche äußerliche Folge davon betrachtet. Daß der, welcher getödtet wurde, ein Tyrann war, ist der besondere Umstand, welcher den Mord des Cäsar als Beyspiel für den Satz anführen läßt: Saepe tempore fit, ut quod turpe plerumque haberi soleat, inveniatur non esse turpe. — Vergleichen läßt sich 5, 26. qui alterum violat, ut ipse aliquid commodi consequatur. An letzterer Stelle hat Hr. Stur. mit Beier, wie er selbst sagt, nach der schlechtern Handschriftenfamilie geschrieben: aut magis fugiendam censet mortem, paupertatem, dolorem, amissionem etiam liberorum, propinquorum, amicorum, quam facere cuiquam iniuriam, während die bessern Handschriften cuipiam haben, was hier geeigneter seyn möchte, da zu dem Schaden, den er selbst, oder die nächsten Angehörigen erleiden, das Unrecht, was er dem ersten Besten, d. h. einem ihm ganz gleichgültigen Menschen anthut, einen sehr guten Gegensatz gibt. Vrgl. 6. §. 28. Nam illud quidem absurdum est quod quidam dicunt, parenti se aut fratri nihil detracturos sui commodi causa; aliam rationem esse civium reliquorum. Daß dieses Pronomen auch in Sätzen negativen Sinnes stehen kann, hat Haase zu Reisig's lat. Sprachwissensch. Nr. 360 gezeigt.

Die Erklärung der Worte incommoda . . . quae vacent iustitia, (6, 28) welche Hr. St. versucht hat, hat den Ref. keineswegs von der Zulässigkeit dieser Lesart überzeugen können; doch gewähren auch die Versuche Andrer keine rechte Abhülfe für die Schwierigkeit der Stelle. Sollte etwa Cicero geschrieben haben, incommoda . . . quae evocet iustitia?

Nach der Note zu schließen, wollte Hr. Stürenburg III, 6. 32. schreiben: sic ista in figura hominis feritas et immanitas beluae a communis tanquam humanitate corporis segreganda

est; er hat aber im Texte communi ſtehen laſſen *), was auch offenbar ganz richtig iſt. Die Beweisführung: „Etenim si humanitas corporis, de qua dicitur, communis esset, omnes eam haberent non solum multi. At non habent humanitatem, qui feritate et immanitate beluae sunt. Manifestum igitur Ciceronem de communi humanitate corporis loqui non potuisse," iſt von gar keiner Bedeutung. Eben deßhalb, weil ein Tyrann nur ein Unthier in Menſchengeſtalt iſt, heißt es, paſſe er nicht als Glied in jenen Körper, deſſen gemeinſame Eigenſchaft (im Uebrigen) die Menſchlichkeit ſey. Daß Cicero commune corpus für corpus reipublicae je geſagt habe, oder auch nur habe ſagen können, dafür iſt der Beweis aus guten Gründen unterblieben.

Die Worte sustulit quos obstare arbitrabatur (III, 9, 38) werden zum Behufe der Beſeitigung der wohl nur auf einem Gedächtnißfehler des Nonius beruhenden Lesart intelligebat, überſetzt: „von denen er in ſeiner Willkühr dachte, ſie ſeyen ihm entzogen;" was mindeſtens als ein zu ſtarker Ausdruck zu betrachten iſt. Hr. St. verſtand wohl darunter: „von denen er nach der Eingebung des Augenblicks dachte," was nicht gerade falſch genannt werden könnte.

In der Note zu III, 16, 67 ſchreibt Hr. Stürenburg: „Eae ergo serviebant. Ex coniectura certissima, ut opinor, ergo pro Sergio scripsi. Verte: dieß eben hatte eine Servitut auf ſich." Im Folgenden verweiſt er auf Hands Turſellinus 2, 450 und 451; allein die dort vorkommenden Beyſpiele, in welchen ergo im Geſprächston, dasſelbe, wie unſer „eben, ja freilich" bedeutet, paſſen durchaus nicht auf dieſe Stelle. Hier ſoll der Grammatiker, weil er ergo nicht verſtand, Sergio daraus gemacht haben; und zwar es im Texte ſelbſt corrigirt haben, weil es ſich in allen Handſchriften findet. Wenn irgendwo, ſo möchte hier die Citirung eines gloſſirenden Grammatikers an der Stelle zu ſeyn ſcheinen; doch wäre anzunehmen, er habe zu den folgenden Worten: sed hoc in mancipio Marius non dixerat zur Erklärung hinzugeſchrieben Sergio, und dieſes wäre an der falſchen Stelle in den Text aufgenommen worden; aber eben ſo gut kann es auch eine durch den ſchon im Vorhergehenden vorkommenden Namen veranlaßte Dittographie des folgenden Wortes serviebant ſeyn; ähnlich dem in allen älteren Ausgaben des Macrobius (Sat. v. 19) Vorkommenden sicut Aurelius vir alias doctissimus Cornutus existimat.

Einen noch ärgeren Mißgriff in dem Gebrauche einer Partikel hat Hr. St. (III, 18, 74) ſchon in der erſten Ausgabe, und in dieſer wiederholt, begangen, indem er ſchrieb, hunc au dico patronum agri Piceni et Sabini, da mehrere und zwar die beſten Handſchriften haben: hunc ait dico. Jener Ausruf, der nur bey Komikern, zu Anfange der Rede, in dem Sinne: „Geh doch" vorkommt, paßt durchaus nicht hierher. Weit eher könnte nach Hand Turſell. I, S. 670 N. 10, in jenem ait ein autem verborgen ſeyn. — Ebendaſelbſt ſchreibt Hr. St. o turpem notam temporum nomen illorum: was er erklärt: „o wie ein ſchimpflicher Fleck der Zeiten iſt die Benennung jener Menſchen." Hätte er aber doch ein Beyſpiel beygegeben, in dem ſo in einem Ausrufe zwey Subſtantive als Subject und Prädicat im Accuſativ neben einander ſtehen. Ref. würde ſehr dankbar dafür ſeyn, denn er kennt kein einziges. Die Einwendung gegen die Vulgata: o turpem notam temporum illorum, daß es ſtatt deſſen temporum horum heißen mußte, iſt nicht von Bedeutung. Wenn die Sache auch nicht weit zurück lag, ſo konnte Cicero die Zeit wohl eben ſo gut mit tempora illa bezeichnen, als er oben homines eiusdem aetatis potentissimos ſagen konnte. Es bleibt alſo nur noch übrig, daß in den meiſten Handſchriften dieſes nomen ſich findet; doch da ſich unmittelbar daran anſchließt: non erat aequum, wofür einige Handſchriften, denen die meiſten Herausgeber folgen num haben; ſo wäre wohl möglich, wenn man es auch nicht gerade dem Grammaticus zu-

*) So hat er auch III, 4, 16. quam quod honestum im Texte, während die Note quam quod honestum sit verlangt.

schieben will, daß nomen aus einer dritten unrichtigen Lesart dafür entstanden wäre.

Nur billigen kann es Ref., daß Hr. St. III, 32, 114. die Lesart qui periculo mortis diffugissent beybehalten hat; die Erklärung aber: „durch die Gefahr vom Tode bewogen sich auf die Seite machen, die übrigen in Stich lassen," scheint nicht ganz in der Ordnung zu seyn.

Wenn Cicero dieses hätte ausdrücken wollen, so hätte er wohl ein Participium hinzugesetzt. Dagegen kann periculo mortis, namentlich neben dem Vorausgehenden, quos in acie coepissent, recht gut die Zeitumstände bedeuten, wie Phil. VIII. 1. §. 3. Gravius autem tumultum esse quam bellum hinc intellegi potest quod bello Italico vacationes valent, tumultu non valent.

Wenn auch in solchen Fällen das ursächliche Verhältniß nicht ganz abgeläugnet werden kann, so ist es doch nicht das des subjectiven Grundes, auf welchen die Erklärung durch „bewogen" hinführen würde.

Dieß mag genügen, um auf die Schattenseiten der vorliegenden Ausgabe hinzuweisen. Jedem aufmerksamen Beobachter ergibt sich aus dem hier Zusammengestellten leicht, daß sich Herr Stürenburg in seine Ansicht von der durch einen Grammatiker corrigirten Urhandschrift so fest gerannt hat, daß er nicht davon loskommen kann, und daß er eben deßhalb das, was in der That nichts anderes als ein Gebilde seiner eignen Phantasie ist, alles Ernstes als ein Mittel betrachtet, den ursprünglichen Lesarten auf die Spur zu kommen; daß er aber auch sonst seiner subjectiven Meinung oft allzusehr vertraut, und darüber die durch die Sache selbst gegebenen Anhaltspunkte aus den Augen verliert. Es ist übrigens anzuerkennen, daß, wenn auch der rechte Leitstern fehlte, doch der ersten Ausgabe gegenüber hier durch das Aufgeben der dort herrschenden Willkühr sehr vieles besser geworden ist, und daß überhaupt derjenige, welcher diese Ausgabe mit Vorsicht gebraucht, *) manche Belehrung in derselben finden kann, wenn auch derselben keine ausführlichen Untersuchungen über Grammatik, Betonung u. dgl. wie sie sich in den frühern Arbeiten des Hrn. Verf. finden, beygegeben sind. Wo sich Gelegenheit dazu ergeben hätte, ist die Sache meistens mit Anführung einiger Stellen abgemacht. So ist es der Fall bey der etwas eigenen Bemerkung (zu I, 15, 46), daß bonus vir, wenn es dem non bonus vir entgegen stünde, mehr; aber, wenn die Güte andern Eigenschaften gegenübersteht, auch weniger als vir bonus ausdrücke; ferner (zu I, 15, 48) bey der Bemerkung über nonne und aut, (zu I, 30, 109) über nec non, (zu I, 37, 133) über et für etiam; (zu II, 7, 24) über den Unterschied von hi und ii; (zu III, 12, 50) über die Negation nach Dubito, haud scio und nescio an.

(Schluß folgt.)

*) Als Beleg hierfür führen wir noch die Erklärung der Worte Adhibenda est igitur quaedam reverentia adversus homines et optimi cuiusque et reliquorum (I, 28, 99) an, in welcher et optimi u. s. w. als Genitiv des Subjects hingestellt wird, in welchem Falle doch wohl der Dativ stehen müßte. Und sollte wohl auch gegen Alle quaedam reverentia zu empfehlen seyn? Das Folgende quid de se quisque sentiat, wie das Vorhergehende eorum quibuscum vivitur, scheint dafür zu sprechen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. May.

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhundertes. Insbesondere ein Beytrag zur Geschichte und Würdigung der Inquisition von C. J. Hefele, Doktor und ordentl. Professor der Theologie in Tübingen. Tübingen 1844. S. VIII und 601.

Die ausgezeichneten Verdienste des Cardinals Ximenes um Kirche, Staat und Wissenschaft sind in früherer Zeit sowohl in Spanien, als außerhalb desselben von mehreren Schriftstellern dargestellt worden.

Die spanische Litteratur besitzt drey Monographien über Ximenes, die aus verschiedenen Ursachen entstanden sind. Alvarez Gomez de Castro, der seine Jugendbildung in Alcala erhalten hatte und früher dort lateinische und griechische Sprache, später zu Toledo an der Schule des Leonardo Sandoval Rhetorik und griechische Sprache lehrte, hat zuerst es übernommen, das Leben des Cardinals zu beschreiben, er war hiezu von der Universität zu Alcala beauftragt und sein Werk erschien daselbst im Jahre 1569.

Aus Dankbarkeit gegen den Wiederhersteller der mozarabischen Liturgie schrieb Eugenio de Robles, Pfarrer an der Kirche von St. Marcus und Kaplan an der von Ximenes für die Erneuerung des mozarabischen Ritus an die Domkirche zu Toledo angebauten Kapelle ad corpus Christi unter dem Erzbischofe Don Bernardo de Sandoval y Rojas im Jahre 1604 sein compendio de la vida y hazañas del Cardinal don fray Francisco Ximenes de Cisneros, y del officio y missa muzarabe. Als König Philipp IV. in den Jahren 1650 und 1655 bey dem heiligen Stuhle die Seligsprechung des Ximenes beantragte, schrieb der Agent des Königes, der Franziskaner Pedro de Quintanilla y Mendoza, seinen archetypo de virtudes, espejo de prelados, el venerable padre y siervo de Dios F. Francisco Ximenez de Cisneros, um damit einen Ueberblick der herrlichen Tugenden des großen Cardinals zu geben.

Die gleiche Zahl von Monographien über Ximenes ist auch der französischen Litteratur eigen, da der Historiograph Baudier, der Bischof Flechier und der Kanonikus Marsollier, denselben Stoff in selbstständigen Werken bearbeitet haben. Die deutsche Litteratur konnte bisher nur die Abhandlung eines Ungenannten in der theologischen Zeitschrift von Pletz (1. Jahrg. 2. Bd. S. 18 fg.) ihr eigen nennen, denn die von Hermann von der Hardt verfaßte memoria secularis Ximenii (Helmstadii 1717) hat Alles, was sie über die Lebensverhältnisse des Cardinals enthält, theils aus einem kurzen von Isak Bullart geschriebenen Abrisse entnommen und mit der damals vorherrschenden Neigung in französischer Sprache wiedergegeben, theils nur einige unbedeutende Nachrichten aus Freher beygefügt, so daß sie auf den Namen einer selbständigen Arbeit keinen Anspruch machen kann. Diese Lücke hat Professor Hefele durch das vorliegende Werk ergänzt, das in 30 Abschnitten nicht nur die Lebensverhältnisse des

Cardinals darlegt, sondern auch ein getreues Bild der kirchlichen Zustände und der politischen Verhältnisse Spaniens in jener Zeit giebt, und allerdings konnte, was man auch sonst wohl gegen die Manier, in einer Monographie die Zeitverhältnisse im Allgemeinen weitläufig anzugeben, einwenden könnte, der große Staatsmann und Kirchenfürst, der lange die religiöse und politische Entwicklung Spaniens leitete, nicht in andrer Weise getreu geschildert werden. Die Motive, welche ihn zu dieser Arbeit veranlaßten, hat der Verfasser in der Vorrede angegeben. Außer dem allgemeinen Interesse, welches der Historiker für das Leben und Wirken eines großen Mannes empfindet, bestimmten ihn hiezu insbesondere noch die ferneren Umstände, daß uns gegenwärtig manche früher unbekannte Aufschlüsse über die Geschichte jener sehr stiefmütterlich behandelten und in stereotyper Phrase als völlig finster geschilderten Zeit zu Gebote stehen, und daß der seltne Mann seit hundert fünfzig Jahren keine ausführliche Schilderung mehr gefunden habe, denn die in späterer Zeit, als die schon erwähnten Monographien von dem spanischen Akademiker Arnao gelieferte Arbeit giebt nur eine kurze Lobrede des Cardinals.

In den zehn ersten Abschnitten giebt der Verfasser eine Uebersicht der politischen Lage Spaniens um die Mitte des fünfzehnten Jahrhundertes, schildert uns die Jugendjahre des Ximenes, seine Lebensverhältnisse bis zu seiner Erhebung zum Erzbischofe von Toledo, seine erste Theilnahme an den Staatsgeschäften als Großkanzler und seine Bekehrung der Mauren in Granada, in die er sich mit dem neu ernannten Erzbischofe dieser Stadt, Fra Fernando de Talavera, theilte.

Gonzalez Ximenes, nach seinem Eintritte in den Ordensstand Franziskus genannt, wurde im J. 1436 zu Torrelaguna, einem Städtchen in der Provinz Toledo, geboren und stammte aus der nur dem niederen castilischen Adel angehörigen Familie Ximenes, die von ihrer heimathlichen Stadt den Beynamen de Cisneros führt. Frühzeitig zum geistlichen Stande bestimmt wurde er zum Unterrichte in philologischen Kenntnissen nach Alcala geschickt; geistliches und weltliches Recht, Philosophie und Theologie aber studirte er zu Salamanka, welches er nach einem sechsjährigen Aufenthalte als Baccalaureus beyder Rechte verließ, um nach einem kurzen Aufenthalte in der Heimath sich nach Rom zu begeben, wo er mit Studien und Prozessen vor den geistlichen Gerichten beschäftigt, nach einem gleichfalls sechsjährigen Aufenthalte bereits die Aufmerksamkeit seiner Obern erregt hatte, als ihn der Tod seines Vaters in die Heimath zurück rief, um für die hinterlassene Familie zu sorgen, zu welchem Zwecke er die Antwartschaft auf die nächst erledigte geistliche Pfründe in der Diöcese Toledo nachsuchte und vom Papste auch erhielt. Nach Spanien zurückgekehrt machte er sein Recht auf die in Erledigung gekommene Pfründe des Archipresbyterates zu Uzeda geltend; aber Alphons Carillo, Erzbischof von Toledo, der diese Stelle bereits einem seiner Hausgeistlichen zugedacht hatte, war deßhalb über die Ansprüche des Ximenes höchlich entrüstet und widersetzte sich der päpstlichen Vergabung. Herrschsucht und unbeugsamer Starrsinn waren diesem Prälaten eigen; gegen ihn, dem selten Jemand zu widerstehen gewagt hatte, trat Ximenes mit jener unerschütterlichen, durch keine Gefahr zu beugenden Festigkeit auf, welche in seinem ganzen Leben hervortritt. Je herrischer der mächtige Erzbischof ihm sein Recht auf die erledigte Pfründe vorenthielt, um so unnachgiebiger beharrte er auf seiner Forderung, weßhalb er sechs Jahre lang gefangen gehalten wurde, bis Carillo endlich, nachdem er erkannt hatte, daß ein solcher Charakter nicht mit Gewalt zu beugen sey, auf die Bitte einer ihm verwandten Dame den lange Mißhandelten wieder in Freyheit und in den Besitz seiner Stelle setzte. Ximenes, an Carillo's künftigem Wohlwollen zweifelnd, wünschte die Diöcese Toledo zu verlassen, vertauschte sein Archipresbyterat mit der ersten Kaplaney zu Siguenza und widmete sich dort fleißig dem Bibelstudium und der Erlernung der hebräischen und chaldäischen Sprache, bis ihn Pedro Goncalez de Mendoza, Bischof von Siguenza, als er zum Cardinal von Spanien und Erzbischof von Sevilla ernannt wurde, aber das Bisthum Siguenza beybehalten durfte, zum Generalvikar dieses Bisthumes ernannte.

In dieser Stellung verweilte Ximenes zehn Jahre (1474 — 1484); von den vielen Geschäften

seines Amtes aber sehnte er sich wieder nach frommer Contemplation und theologischen Studien, deßhalb trat er als der erste Novize in das neu gegründete Franziskanerkloster San Juan de los Reyes, von wo er sich, um sein inneres Leben ganz zu pflegen, nach Castagnar, einem entlegenen und einsamen Kloster, versetzen ließ; öfters aber wurde er aus seiner Einsamkeit nach Toledo berufen, um in den wichtigsten Angelegenheiten des Ordens Rath zu ertheilen, und in Bälde zum Guardian zu Salzeda erwählt. Hier verlebte er in gänzlicher Zurückgezogenheit und in der Stille seiner einsamen Zelle die geräuschvollen Jahre des maurischen Krieges, der mit der Eroberung der Stadt Granada (1492) und der Zerstörung des letzten maurischen Reiches in Spanien endigte, und in seinen Folgen Ximenes wieder in das Leben zurückführte. In Granada wurde für die Bekehrung der Mauren, so wie für die neuen christlichen Ansiedler ein Erzbisthum errichtet; der Beichtvater der Königin Isabelle, Fernando de Talavera, wurde zum Erzbischof ernannt; der Cardinal Mendoza, seit Carillo's Tode Primas von Toledo, machte die Königin auf Ximenes aufmerksam, sie ernannte ihn zu ihrem Beichtvater, gewährte ihm aber seine Bitte, daß er auch fortan im Kloster verbleiben und nur auf besondern Ruf am Hofe erscheinen dürfe; je mehr er sich aber von allen politischen Angelegenheiten fern zu halten suchte, desto öfter und lieber zog sie ihn zu Rath.

Nach seiner Ernennung zum Beichtvater wurde Ximenes auch von dem Kapitel des Franziskanerordens zum Provincial für Alt- und Neucastilien erwählt. Es theilte sich damals der Orden in Observanten, die streng auf dem Vollzuge der Ordensregel beharrten und Conventualen, die gegen die Regel Eigenthum besaßen und ein laxeres Leben führten. Isabelle hatte den Plan einer allgemeinen alle Orden umfassenden Klosterverbesserung gefaßt; sie berief Ximenes an ihren Hof, um sie in der Ausführung dieses Planes zu unterstützen, und dieser ergriff diesen Gedanken um so lieber mit der ganzen Energie seines Charakters, als in der That die spanischen Klöster einer gründlichen Reform in hohem Grade bedurften.

Ungesäumt wurde nun der Anfang mit dem Orden des heil. Franziskus gemacht. Ximenes hatte die ganze Provinz von Alt- und Neucastilien zu Fuße durchreist und alle Klöster seines Ordens visitirt; er fand, daß alle Klöster in den Händen der Conventualen waren, die ein üppiges Leben der Ascese und Armuth vorzogen; deßhalb suchte er überall den Klöstern ihre regelwidrigen Besitzungen zu nehmen, die schlimmsten Mönche zu verjagen, die bessern aber zur Annahme der Reform zu bestimmen, und vom Arme der königlichen Gewalt unterstützt die Conventualen in Observanten umzugestalten; unbeirrt verfolgte er ohngeachtet aller Hindernisse und Verunglimpfungen seine Bahn, bis er als Erzbischof von Toledo dahin gelangte, die Reform gänzlich durchzuführen.

Der Cardinal Pedro de Mendoza war am 11. Januar 1495 gestorben; gegen das Ende des Jahres 1494 hatten Ferdinand und Isabelle noch ihren kranken Minister besucht, und mit ihm die Zukunft des Reiches, wie die Wiederbesetzung des Stuhles von Toledo besprochen. Als Primas von Spanien und Großkanzler Castiliens war der Erzbischof von Toledo nach dem Regenten die erste und mächtigste Person im Reiche, ja er konnte selbst dem Könige furchtbar werden, wenn er sich mit dem Adel gegen den Thron vereinigte; deßhalb gab Mendoza, obgleich selbst dem höchsten Adel angehörend, den Herrschern den Rath, diese Stelle nicht mehr mit einem Gliede des hohen Adels, sondern mit einem tugendhaften Manne aus dem Mittelstande zu besetzen, der ohne Sympathien und Familienverbindungen mit den Granden des Reiches, durch seine Abstammung sowohl als Frömmigkeit sich von ehrgeizigen Planen ferne halten würde. Ximenes dagegen hielt nur einen Mann aus dem höchsten Adel für diese Stelle geeignet; er schlug deßhalb einen Neffen des verstorbenen Cardinals vor, König Ferdinand aber wollte das Erzstift seinem natürlichen Sohne Alphons von Arragonien, Erzbischof von Saragossa, verschaffen.

Isabelle, die sich im Ehevertrag die Vergebung der geistlichen Stellen vorbehalten hatte, entschied

sich für den Juristen Dropesa, der seine Stelle als Staatsrath niedergelegt hatte, um völlig der Frömmigkeit leben zu können, eine Wahl, die auch Ximenes gebilligt hatte; schon war ein Courier an den Papst wegen Bestätigung der Wahl abgesendet worden, da veränderte Isabelle plötzlich ihren Plan und sandte ohne Wissen ihres Beichtvaters einen zweyten Courier nach Rom mit der Weisung an ihren Gesandten, auf der ersten Ernennung nicht zu bestehen, dagegen die nöthigen Bullen für Ximenes zu verlangen.

Alexander VI. entsprach den Wünschen Isabella's in Bälde, so daß die Bestätigung schon in der Fastenzeit 1495 anlangte; aber Ximenes, der Mönch bleiben wollte, schlug das Erzstift wiederholt und mit der größten Bestimmtheit aus; das oft mißbrauchte nolo episcopari war dieses Mal so unzweifelhaft aufrichtig gebraucht, daß die Königin es nöthig fand, sich darüber beym Papste zu beschweren, der durch ein neues Breve die ungesäumte Uebernahme des Bisthums kraft kanonischen Gehorsams verlangte. So hat denn der schlechteste Papst einen der würdigsten Männer zur Annahme des Primatialstuhls von Spanien förmlich gezwungen.

Ximenes wurde am 11. October 1495 in der Franziskanerkirche zu Taragona feyerlich consecrirt. Auch in der neuen erhabenen Stellung wollte er die apostolische Armuth und ascetische Strenge seines Ordensstifters an sich selber verwirklichen und die bischöfliche Erhabenheit mit der mönchischen Einfalt in einem Bilde vereinigen; prunklos war seine Wohnung, die Franziskanerkutte blieb sein Gewand, ärmliche Speise seine Nahrung, seine Reise machte er zu Fuße, oder bediente sich höchstens eines Maulthieres, seinen Hofstaat bildeten zehn Franziskanermönche.

(Fortsetzung folgt.)

M. T. Ciceronis de officiis Libri III.

(Schluß.)

Die Interpunction hält im Ganzen die rechte Mitte. Mit Recht sind einige Male Sätze; welche mit ac anfangen, und die bisher zu Ende eines Kapitels standen, an den Anfang des folgenden gestellt worden; vergl. die Note zu I, 9, 28. Ebenso ist es wohl zu billigen, daß (I, 40, 144) die Worte: Tanta vis est et loci et temporis nicht als Epiphonema betrachtet, sondern an das Folgende angeschlossen sind. Das Anakoluthen ut . . . factus est, (III, 10, 45) ist dadurch beseitigt, daß vor ut ein Punkt gesetzt ist, so daß dieses wie bedeutet, und zur Einführung des einzelnen Falles dient, während hoc animo, worauf bisher gewöhnlich dieses ut bezogen wurde, an das Vorhergehende angeschlossen und von der fortwährenden Gesinnung der beyden Freunde verstanden wird.

In der Orthographie ist Hr. St. zu dem in unserer Zeit Gewöhnlichen zurückgekehrt; auffallend ist aber, auf dem Titel die ganz unrömische Abkürzung T. für Tullii. Es scheint fast als wäre Hr. St. in Zweifel gewesen, ob er so, oder (wie in der ersten Ausgabe) Tulli schreiben sollte, und hätte daher den Rath, den Cicero nach Gallius X, 1, 7. dem Pompejus gab, auf eine Weise befolgt, die freylich Cicero selbst nicht billigen würde.

Druckfehler hat Ref. außer den angeführten nur wenige, leicht zu verbessernde, bemerkt. Einzelne unrichtige Zahlen in den Noten, von denen einige im Obigen stillschweigend berichtiget worden sind, fallen wohl, wie auch S. 161. der Genitiv Phalaris, dem Herausgeber selbst zur Last.

L. v. J.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. May.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhundertes.

(Fortsetzung.)

Diese Lebensweise des Erzbischofs fand mannigfaltigen Tadel; während die Einen über Mangel an wahrhaft fürstlichem Sinne klagten, sprachen die Andern von Heucheley und geistlichem Hochmuth, Alle aber kamen darin überein, daß das Ansehen der hohen hierarchischen und staatlichen Würde durch ein solches Benehmen geschmälert und beeinträchtigt werde und brachten Beschwerden bey dem päpstlichen Stuhle an. Alexander VI. erließ nun im Jahre 1495 ein Breve an Ximenes, worin er ihn ermahnt, da er innerlich ein gottgefälliges Leben führe, auch äußerlich in Kleidung, Gefolge und in Allem, was der Wohlstand erheische, der Würde seines Standes gemäß sich zu benehmen. Von nun an zeigte Ximenes äußerlich und öffentlich eine seiner Stellung entsprechende Pracht, insgeheim aber bewahrte er die alte Strenge.

Gleich nach seiner Erhebung zum Erzbischofe nahmen auch die Angelegenheiten des Staates die Thätigkeit des neuen Großkanzlers in Anspruch; er befand sich mit Ferdinand und Isabelle zu Tortosa, als sie daselbst (1496) mit Kaiser Max I. jene Verträge schlossen, in deren Folge die ganze spanische und östreichische Monarchie später in Carl V. vereinigt und zur größten der Welt erhoben wurde; erwies dem Lande durch eine zweckmäßige Umgestaltung des Steuerwesens eine große Wohlthat, und nahm an den Cortes Castiliens und selbst auch Aragoniens Theil, auf welchen nach dem Tode des Prinzen Juan über das Erbrecht verhandelt wurde; von da begleitete er Ferdinand und Isabella nach Granada, wo sie die Zustände dieses ehemals maurischen Königreichs mit eignen Augen sehen wollten, nahm theils mit Milde theils mit Strenge thätigen Antheil an der Bekehrung der Mauren und war nebstdem unermüdlich mit dem Unterrichte der Neubekehrten beschäftigt.

Der Verfasser bemerkt, Ximenes habe in vierfacher Richtung als Bischof, Kloster-Reformator, Förderer der Wissenschaften und Staatsmann Großes geleistet; in den bisher behandelten Abschnitten hat er uns die Entwicklung dieser vierfachen Richtung nachgewiesen und gleichsam ein allgemeines Bild von ihr gegeben, in den folgenden aber giebt er uns die Belege hiefür in den einzelnen Handlungen des Cardinals besonders nachgewiesen.

In den drey zunächst folgenden Abschnitten (11 — 13) wird ausführlich dargestellt, was der Cardinal für die Förderung der Wissenschaften gethan hat. Zuerst behandelt der Verfasser die Stiftung der Universität Alcala.

Das Haupt der neuen Universität war das Collegium von St. Ildephons, welches nach dem Patron von Toledo, den Ximenes besonders ehrte, genannt war; die Mitglieder desselben, sämmtlich nur Theologen, hatten theils die akademischen Lehrstühle inne, theils bereiteten sie sich zur Uebernahme wichtiger Aemter vor, eine Einrichtung, wie sie noch heute an englischen Universitäten besteht. Am 26. Juli 1508 wurde es zum erstenmale von sieben

Collegialen, die man aus Salamanca berufen hatte, bezogen, für die Zukunft aber, sagt der Verfasser S. 110, sollte das Collegium nach Gomez 33, nach Robles nur 24 Mitglieder nebst 12 Priestern zählen.

Die Frage, wer von den beyden Biographen des Cardinals hier die richtigere Angabe liefere, läßt sich aus den von Ximenes seiner Universität gegebenen Statuten, einem in Deutschland sehr seltenen Buche, in dessen Besitze der Verfasser nicht war, leicht entscheiden. Robles scheint sie gar nicht benützt, Gomez sich nicht genau an sie gehalten zu haben, deßhalb findet sich Referent veranlaßt, abweichend von der Darstellung des Verfassers hier Einiges über die Einrichtung, welche Ximenes an seiner Universität vornahm, aus denselben mitzutheilen.

Diese Statuten hatte Ximenes, wie aus einer Bulle Alexander VII. hervorgeht [1]), schon Papst Alexander VI. vorgelegt; bekannt gemacht aber wurden sie mit der Genehmigung Julius II. den sämmtlichen Mitgliedern des Collegiums St. Ildephons und der Universität erst am 26. Januar 1513 in der Kapelle des Collegiums in Gegenwart des gesammten Clerus und des größten Theils der Bewohner von Alcala. Ximenes selbst, in dessen bischöflicher Residenz zu Alcala sie vorher unterzeichnet worden waren, wohnte der Bekanntmachung mit den erbetenen Zeugen, dem Bischofe von Calahorra, zweyen Bischöfen in partibus und dem Präfecten von Cazorla bey; er hatte sich, wie das Notariatsinstrument am Eingange sagt, das Recht vorbehalten, nach seinem Gutdünken an diesen Statuten zu ändern, aufzuheben, Zusätze zu machen und die nothwendige Auslegung zu treffen.

Das Collegium selbst, als das Haupt der Universität, sollte die Person des Erlösers vorstellen; die 33 Mitglieder sollten an die Zahl seiner Lebensjahre, die zwölf Priester an die Apostel erinnern; von den 33 Mitgliedern, die Collegialen oder Präbendenträger genannt werden, durfte keiner unter zwanzig Jahre zählen, er mußte bereits den Unterricht in der Logik zurückgelegt haben und durfte nicht mehr als 25 Goldgulden nach der Münze Arragoniens jährlich einnehmen, doch wurde das Honorar, was er für Vorlesungen im Collegium erhielt und Alles, was er nach der Ertheilung der Präbende erwarb, von dieser Berechnung ausgeschlossen; er durfte nicht Magister der Theologie seyn, außer, wenn er für einen Lehrstuhl der Theologie oder Philosophie und für die Präbende zu gleicher Zeit gewählt wurde; er durfte nicht vorzugsweise sich dem canonischen Rechte oder der Medicin widmen, weil es die Absicht des Stifters war, daß im Collegium vorzugsweise Philosophie und Theologie betrieben werden sollten; doch konnte er nach der Ernennung zum Baccalaureus der Theologie, sich dem Studium des kanonischen Rechtes in besondren Stunden widmen. Auch mußten alle Collegialen und von den zwölf Priestern diejenigen, welche die drey ersten Kaplaneyen und die Stelle eines Sakristans inne hatten, diejenigen akademischen Grade erwerben, die sie nach den einzelnen Vorschriften erlangen konnten. Der Genuß einer solchen Präbende dauerte acht Jahre, eine Wiederverleihung derselben fand nicht Statt; aus diesen Collegialen wurde jährlich einer zum Rector des Collegiums und der Universität und drey zu seinen Beyständen gewählt, welche seinen Senat bildeten. Von den zwölf Priestern waren zwey für die Seelsorge der Collegialen, einer für die Aufsicht über die Kirche und die übrigen neun zur Aushilfe in kirchlichen Verrichtungen und der Verwaltung bestimmt; ihr Amt dauerte nur vier Jahre, doch konnten sie, wenn zwey Drittheile der Collegialen sich für sie erklärten, wieder gewählt werden. Zur Verrichtung der gewöhnlichen Dienste im Hause waren zwölf Familiaren bestimmt; sie konnten zwey Jahre im Collegium bleiben, nach dieser Zeit aber gleichfalls nur mit der Genehmigung von zwey Drittheilen der Collegialen wieder gewählt werden.

Außer diesen eigentlichen Gliedern des Collegiums sollte eine unbestimmte Zahl von Schülern, portionistae genannt, aufgenommen werden, welche die Anfangsgründe der Philosophie oder Physik oder Theologie studirten, die gegen Erlegung von jährlich zwanzig Dukaten ihren Unterhalt, welchen die Prä-

1) Bullarium magnum. Tom. V. pag. 297 ed. Lugduni 1697. fol.

bendenträger frey bezogen, erhalten sollten; sie konnten bis zur Vollendung ihres vierjährigen Cursus in der Philosophie, oder, wenn sie hierauf die Theologie begannen, noch vier Jahre verweilen; endlich war auch noch dreyzehn armen Schülern, cameristae genannt, der Aufenthalt auf zwey Jahre bewilligt, sie genossen außer der Wohnung eine jährliche Unterstützung von zwey Goldgulden, sie mußten gleichfalls das Studium der Philosophie begonnen haben (sint logici vel ad minus summulistae); an sie schloß sich eine unbestimmte Zahl von armen Schülern, socii genannt, an, die nur den Genuß der freien Wohnung hatten; dreyzehn arme Schüler, die aus der Zahl der socii genommen werden konnten, erhielten täglich die Ueberreste der Speisen.

Für die geistige Nahrung der Collegialen war eine Bibliothek eingerichtet, zu der ein jeder der Collegialen und Kapläne einen Schlüssel hatte; die Bücher waren sämmtlich angekettet; gegen hinreichende Caution konnte nur, wenn die Mehrheit der Collegialen einstimmte, ein Buch ausgeliehen werden. Geöffnet war sie für Jedermann vom Feste des hl. Lucas (18. October) bis zum Ostersonntage täglich Morgens von acht bis zehn, Nachmittags von zwey bis vier Uhr; vom Ostersonntage an aber bis wieder zum Feste des heiligen Lucas von sieben bis neun Uhr Morgens und drey bis fünf Uhr Abends.

Die Lehrzeit (regentia) dauerte in den vier Facultäten der Philosophie, Theologie, der Medicin und des kanonischen Rechtes vier Jahre, nach Ablauf derselben mußte sich der Lehrer neuerdings um die Stelle bewerben. Das weltliche Recht hatte Ximenes von seiner Universität deßhalb ausgeschlossen, weil an den beyden andern Universitäten Castiliens, Valladolid und Salamanca, schon dafür gesorgt war.

Die Lehrer der Philosophie mußten im ersten Jahre die summulas logicales des Petrus Hispanus, oder eines andren berühmten Lehrers, im zweyten über die Logik, die praedicabilia des Porphyrius, die Topik und andre Schriften des Aristoteles über Logik, im dritten die Naturphilosophie des Aristoteles, im vierten die Metaphysik desselben vortragen; der Lehrcurs des vierten Jahres schloß schon mit dem Lichtmeßfeste.

Für den Lehrcurs der Theologie waren auffer der Vorlesungen für die Erklärung des Bibeltextes und der Werke des Petrus Lombardus (lectiones textus bibliae et magistri sententiarum), welche gewöhnlich von den Baccalaureen gehalten wurden, drey Lehrer aufgestellt, welche nach den drey damals bekanntesten Theorien der Thomisten, Scotisten und Nominalisten vortrugen. Von den zwey Lehrern der Medicin, die im Collegium ihre Lehrstühle hatten, mußte der eine über Avicenna, der andre über Hippokrates und Galenus lesen; die Werke, über welche die beyden Lehrer des kanonischen Rechtes lesen sollten, konnten von dem Rector bestimmt werden, doch mußten wöchentlich zwey Stunden über die Dekretalen gelesen werden. Noch wird in den Statuten von Lehrstühlen der Rhetorik, der griechischen und der orientalischen Sprachen gesprochen. Promotionen für akademische Grade durfte nur nach den für jede Fakultät bestimmten ziemlich lange andauernden Zeitfristen stattfinden; bey der Verleihung des Doktorats fand eine reichliche Vertheilung von Bireten und Handschuhen an den Rector, die Senatoren, Professoren u. s. w. statt.

In dem 33. §. dieser Statuten hatte sich Ximenes die Errichtung fernerer Collegien für solche, welche Armuth von den Studien entfernt halte, vorbehalten, er wollte noch zur Ehren der heiligen Apostel andre zwölf Collegien, in deren jedem zwölf arme Studirende wohnen sollten und sechs Collegien, in denen 72 Studierende aufgenommen werden sollten, gründen; auch dieser Plan kam zum Vollzuge; diese achtzehn Collegien wurden in sieben geräumigen Gebäuden, gleichfalls Collegien genannt (in septem habitationibus sive collegiis) untergebracht. Im ersten dieser sieben Gebäude, der Mutter Gottes gewidmet, wohnten die Theologen, im zweyten, den hl. Peter und Paul gewidmet, 13 Franziskaner Observanten mit zwey Laienbrüdern, im dritten, dem Collegium der hl. Catharina die Studierenden der Physik und Metaphysik, im vierten, dem der heiligen Balbina die Logiker und Summulisten, im fünften dem des heiligen Eugenius und im sechsten dem des hl. Isidor die Studierenden der Grammatik und griechischen Sprache, das siebente, dem heiligen Lucas gewidmet, war für die Kranken bestimmt. Am

23. März des Jahres 1513 wurden auch die Statuten für diese Collegien in der Kapelle des Collegium's zum heiligen Ildephons bekannt gemacht; Ximenes selbst war bey diesem Akte zugegen; als Zeugen wohnten ihm Franz Ruyz Bischof von Ciudad Rodrigo, einst, als Ximenes noch Provinzial der Franziskaner war, dessen beständiger Begleiter auf seinen Reisen, Carl de Mendoza Dechant von Toledo, Johan de Frias und Johann Martin de Cardenna Canoniker des Erzstiftes, und Diogo Lopez de Mendoza, Einwohner von Alcala, bey.

Die Statuten des Cardinals für die Universität und die sämmtlichen Collegien sind erst nach seinem Tode im Drucke erschienen. [2])

Der Verfasser hat die Eröffnung der Universität nach der Angabe des Gomez in das Jahr 1508 gesetzt, wahrscheinlicher ist, daß sie erst zwey Jahre nachher, als die Statuten bekannt gemacht wurden, eröffnet worden sey, und damit stimmt auch ein spanischer Schriftsteller überein, welcher diesen Akt gleichfalls in das Jahr 1510 setzt. [3])

Mit besondrem Fleiße ist der zwölfte Abschnitt über die Complutenser Polyglotte gearbeitet, in welchem der Verfasser viele fast stereotyp gewordne Behauptungen als irrig nachgewiesen hat, nur eine Stelle bedarf einer Berichtigung. Der letzte Band des ganzen Bibelwerkes war am 10. Juni 1517 fertig geworden, am 8. Nov. d. J. starb Ximenes; die päpstliche Erlaubniß zur Veröffentlichung des Buches erschien aber erst am 22. März 1520. Hermann von der Hardt, der noch dazu das päpstliche Breve selbst abdrucken ließ hat nebst einer irrigen Berechnung der Zeit auch noch falsche Motive der langen Zögerung angegeben, episcopi hispani, schreibt er pag. 49, complutensis operis sacri curatores, ab obitu Ximenii quatuor annis expectarunt Roma indulgentiam, jacente interea divino opere otioso, latente in officina typographi sole ex interdicto et ira pontificis. Quievit deus, ut nec mutiret, nec videretur, nec audiretur, ex voto Ximenii piissimo, qui dei gratiam optaverat saluti publicae. Donec anno 1520 indulgentiam pretio suo impetrarent episcopi, Testamenti curatores, diplomate indulgentiarum Roma accepto; der Verfasser dagegen behauptet, die päpstliche Erlaubniß sey zu spät eingeholt worden; allein sie wurde, wie aus dem Breve selbst hervorgeht, gar nicht eingeholt; derselbe Papst, dessen Widerwillen von der Hardt die lange Zögerung zuschreibt, hat motu proprio, die Bewilligung zur Ausgabe des Werkes ertheilt und einen der Exekutoren des Testamentes den Archidiakon Franz de Mendoza beauftragt, sie auch ohne Mitwirkung der übrigen zu vollziehen, damit die wohlthätigen Zwecke, welche Ximenes in seinem Testamente mit dem Erlöse verbunden hatte, nicht verloren giengen. [4])

(Fortsetzung folgt.)

---

2) Constitutiones insignis collegii sancti Illefonsi, ac perinde totius almae Complutensis Academiae. Ab Illustriss. ac reverendiss. domino F. Francisco Ximenis cardinali sanctae Balbinae et archiepiscopo Toletano ejusdem collegii et Academiae unico fundatore, olim sanctae. Compluti en officina Andreae ab Angulo anno a nativitate domini **1560**.

3) Estevão de Garibay compendio historial de las chronicas y universal historia de todos los reynos de España. Anveres **1571** fol. liv. **16** cap. **10**. El insigne colegio mayor llamado de sant Illefonso, que es el de mayor dotacion, que ay en todas las universidades del mundo, archivo de letras sagradas, liberales y lenguas fundo con su universidad en la villa de Alcala de Henares cerca d'el anno de mil y quinientos y diez Don fray Francisco Ximenez. etc.

4) Sed cum post impressionem hujusmodi subito dictus Franciscus Cardinalis morte esset ablatus, et noster ad dicti operis publicationem consensus non esset petitus, nequivit hactenus opus ipsum ad doctorum manus et publicam utilitatem, cui erat fructuosum advenire. Manet insuper voluntas dicti Francisci Cardinalis, in illius testamento notata, pro parte inexecuta et est ex pretio, pro quo dicta volumina vendentur, explenda. Unde nos indignum existimantes, quod hujusmodi opus amplius cum publicae utilitatis jactura lateat, et pia tam imitabilis viri voluntas ductius debita executione frustretur, et utrique damno nostrae provisionis ope subvenire volentes, motu proprio et ex certa scientia nostra opus praefatum comprobantes etc.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. May.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhundertes.

(Fortsetzung.)

Im dreyzehnten Abschnitte schildert der Verfasser die weiteren literarischen Unternehmungen des Ximenes und die Stiftung, welche er zu Toledo machte, um die gothische oder mozarabische Liturgie von dem ihr drohenden Untergange zu retten, wobey er zugleich von letzterer eine gründlich gearbeitete Uebersicht giebt.

Der vierzehnte Abschnitt schildert den herabgekommenen Zustand des spanischen Klerus und die Mittel, die Ximenes ergriff, um sowohl als Bischof als auch als Ordens-Reformator die kirchliche Disciplin wieder zu heben, jede Verletzung derselben von wem immer sie herrührte, freymüthig zu rügen und die Reform des Franziskanerordens, ohngeachtet der vielen selbst vom päpstlichen Stuhle ihm gelegten Hemmnisse, gänzlich durchzuführen.

Die übrigen fünfzehn Abschnitte des vorliegenden Werkes enthalten außer der Darstellung der ferneren Lebensverhältnisse des Ximenes größtentheils Belege für sein Wirken als Staatsmann; auch sein Wirken als Großinquisitor, wozu er in demselben Jahre, in welchem er zum Cardinal erhoben ward (1507), ernannt wurde, gehört in diesen Bereich, denn die Inquisition in Spanien und Portugal war eine Staatsanstalt, bestimmt, unter der Form einer kirchlichen Anstalt den Zwecken des Staates zu dienen.

„Es geschieht oft, sagt der Verfasser S. 257, daß ein und dasselbe Wort zwey zwar ähnliche aber doch wieder bedeutend verschiedene Dinge bezeichnet, wobey stets die Gefahr nahe liegt, daß die Gleichheit des Ausdrucks die Verschiedenheit des Gegenstandes allmählig im Bewußtsein verwische. So ergieng es in der That mit dem Worte Inquisition, welches, zunächst ein kirchliches Glaubensgericht andeutend, später auch für eine Staatsanstalt gebraucht wurde, die wegen ihrer wahren oder vermeintlichen Härte ein Schrecken Europa's geworden ist.“

Ausführlich hat er diesen Gegenstand in zwey Abschnitten (18—19) behandelt, von denen der erste die Geschichte der Inquisition giebt, der zweyte den Antheil des Ximenes an derselben darstellt und diese Ausführlichkeit findet darin ihre Rechtfertigung, daß es im Plane des Verfassers lag, im Leben des Ximenes einen Beytrag zur Geschichte und Würdigung der Inquisition zu geben.

Der Verfasser ist weit entfernt, der spanischen Inquisition an sich das Wort reden zu wollen, vielmehr bestreitet er überall der weltlichen Gewalt die Befugniß, das Gewissen zu knebeln, und ist von Herzensgrund aus jeder staatlichen Religionsbedrückung abhold, möge sie von einem Torquemada in der Dominikanerkutte, oder von einem Bureaukraten des 19. Jahrhundertes in der Staatsuniform ausgehen; dagegen wollte er zeigen, daß jene Anstalt das schädliche Ungeheuer nicht war, wozu es Parteyleidenschaft und Unkenntniß häufig stempeln wollen, um ein richtiges Bild des Mannes zu gewinnen, der als dritter Großinquisitor zehn Jahre lang diesem Institute

vorstand: „denn wäre, schreibt er S. 370, die Inquisition wirklich das gewesen, wofür man sie ausgiebt, blutiger als die Gesetzgebung jener Zeit überhaupt und ein Koloß von Ungerechtigkeit — fürwahr, Ximenes würde trotz aller seiner andern glänzenden Tugenden und herrlichen Eigenschaften ein unaustilgbares Brandmal in seinem Charakter tragen.“

Nach einer Einleitung über die Entstehung und Ausbildung der kirchlichen Inquisition, eine Materie, die, wie Referent glaubt, noch mancher Ergänzungen und insbesondre Forschungen aus ungedruckten Quellen bedürfte, beginnt der Verfasser die Geschichte der Einführung der Staatsinquisition in Castilien mit einer Schilderung des Judaismus in Spanien.

Referent übergeht hier die früheren Jahrhunderte und beschränkt sich auf das, was der Verfasser vom Judaismus in Spanien im 14. und 15. Jahrhunderte und seine Fortpflanzung bis in die neuere Zeit sagt.

Schon im 14. Jahrhunderte drangen die Cortes und Concilien auf Beschränkung der großen Vorrechte der Juden, die nicht selten die Haushofmeister, Verwalter und Schatzmeister der Könige und Granden waren, unter denen man sogar Finanzminister und Günstlinge der Könige trifft, welche eigentlich die Zügel der Regierung führten. Sie hatten ihre eignen Richter, wurden nach besondren Rechten und Gesetzen beurtheilt und durften vermöge ihrer Privilegien, von denen sie manche vor den Christen voraus hatten, nur auf ausdrücklichen Befehl des Königes verhaftet werden.

Dieselbe Erscheinung, welche der Verfasser hier von Spanien nachweist, findet sich auch in Portugal. Von der Regierung des Affonso Henriques bis zur Zeit Don Manoel's hatten die Juden den gleichen Genuß der politischen Rechte, wie die Christen, sie bekleideten die angesehensten Aemter und ihre Namen finden sich in der Ausfertigung königlicher Befehle, die sie bekannt machten. Johann I. bestätigte am 17. Juli 1392 den Juden die Privilegien, die sie von den Päpsten Bonifaz IX. (Rom. 1389. 2. Juli) und Clemens VI. (Avignon 1247 5. Juli) erhalten hatten, auf Bitten seines jüdischen Leibarztes, und fügte im Jahre 1422 neue Privilegien hinzu.

Doch viel gefährlicher, fährt der Verfasser fort, als die wirklichen Juden waren die scheinbar zum Christenthum Bekehrten, deren Zahl seit der Judenverfolgung am Ende des 14. Jahrhundertes ungeheuer zugenommen hatte, sie bedrohten die spanische Nationalität, wie den christlichen Glauben, suchten Gibraltar, den Schlüssel Spaniens, durch Geld in ihre Hände zu bringen und benützten Ehrenstellen, Familienbande und Reichthum, um dem Judenthume den Sieg über die spanische Nationalität und den christlichen Glauben zu verschaffen.

Die unter solchen Umständen von den Judaisten drohende Gefahr erkannten Laien und Cleriker und waren überzeugt, daß von Seite der Regierung Etwas geschehen müsse; es gelangten deßhalb, als sich Ferdinand und Isabella (1477—78) zu Sevilla aufhielten, wiederholte Gesuche an sie, bis sie sich zur Einführung der Inquisition in Castilien entschlossen. Sixtus IV. gab am 1. November 1478 hiezu die kirchliche Erlaubniß und gestattete den beyden Herrschern zur Untersuchung und Bestrafung der Haeresie zwey oder drey kirchliche Dignitare, Welt- oder Ordensgeistliche aufstellen zu dürfen, welche wenigstens vierzig Jahre alt, rein an Sitten, Magistri oder Baccalaurei der Theologie, oder Doctoren oder Licentiaten des canonischen Rechtes seyn mußten. Aber Ferdinand und Isabella versuchten zuerst noch andre Mittel, um dem Kryptojudaismus Einhalt zu thun, sie wollten auf dem Wege einer friedlichen Mission von Welt- und Ordensgeistlichen, die für die Belehrung der Verführten aufgestellt wurden, wirken, und gewiß mit ihrem Willen ließ der Cardinal Mendoza einen Abriß dessen was der Christ zu thun und wie er sich zu benehmen habe, von der Stunde seiner Taufe bis zu der seines Todes, veröffentlichen und an alle Pfarrkirchen seiner großen Diöcese anheften. Als aber die Bemühungen der Missionäre scheiterten, als gegen das Verfahren der Herrscher, so wie gegen die ganze christliche Religion eine beißende und bittere Schrift erschien, wurden kraft der päpstlichen Bulle zwey königliche Inquisitoren für Sevilla aufgestellt, die beyden Dominikaner Michael Morillo und Juan Martin; ihnen wurde der Weltpriester Dr. Juan Ruiz, Rath der Königin, und ihr Hofkaplan Juan Lopez del Barco beygegeben.

„In diesem Schritte, heißt es S. 382, haben wir den Anfang der neuen oder spanischen Staatsinquisition zu erkennen, welche von dem gleichnamigen kirchlichen Institute darin abweicht, daß die mit Untersuchung und Bestrafung der Ketzer beauftragten Personen — mochten sie Geistliche oder Laien seyn — nicht als Diener der Kirche, sondern als Staatsbeamte erschienen und Bestallung sammt Instruktion von dem Fürsten erhielten.“

Referent ist mit dem Verfasser ganz darin einverstanden, daß die besonders vom Kryptojudaismus wie auch von den Neubekehrten aus dem Islam drohende Gefahr die nächste Veranlassung war zur Einführung der Inquisition in Spanien und er setzt hinzu, auch in Portugal; er giebt gleichfalls zu, daß dieses Institut einer vom Staate getroffnen Maaßregel in beyden Ländern seine Einführung zu danken hat und in seinem Fortgange eine Staatsanstalt war, eine Ansicht, die auch in beyden Ländern die gewöhnliche ist, [5]) aber mit der Annahme des Verfassers S. 175, daß nach dem Zeugnisse Borrow's (the bible in Spain London 1843. Vol. I. p. 226 seq.), der Judaismus sich bis auf die heutige Zeit unter den Bischöfen der Halbinsel insgeheim erhalten habe, kann Referent nicht einverstanden seyn. Der leichtgläubige Colporteur der englischen Bibelgesellschaft erzählt, wie uns S. 277 mitgetheilt wird, er sey auf seinem Wege nach Talavera im Anfange des Jahres 1836 einem eigenthümlich gekleideten Manne begegnet, der halb Spanier, halb Fremder zu seyn schien; in der That aber ein äußerlich und zum Scheine sich zum Christenthum bekennender Jude war, der seinen Reisegefährten auch für einen solchen hielt, ihn gleich in die tiefsten Geheimnisse seiner Familie blicken ließ, und unter Anderem ihm mittheilte, daß die gelehrtesten uud berühmtesten Geistlichen aus einem Blute mit ihm stammten und er jährlich an einem gewissen Festtage von vier Würdenträgern der Kirche besucht werde, die, wenn Alles verschlossen und sicher sey, nach Beendigung der gehörigen Cerimonien sich an den Boden nieder setzten und fluchten. Lautet dieser Bericht schon einerseits dadurch unwahrscheinlich, daß ein Fremder gleich bey dem ersten Begegnen in die tiefsten Geheimnisse des Kryptojudaismus eingeweiht wird, in Geheimnisse, deren Enthüllung den Theilnehmern eine schwere Ahndung zuziehen würde, so verliert er auch andrerseits dadurch alle Glaubwürdigkeit, daß er in das Jahr 1836 gesetzt wird, in welchem von den zwey und sechzig bischöflichen Stühlen Spaniens fast die Hälfte erledigt war, und vier Bischöfe, ohne großes Aufsehen zu erregen, nicht in einem Hause zusammen kommen konnten.

Es ist richtig, daß bey einzelnen Familien sich noch eine Hinneigung zum Judaismus findet, aber von der Erhebung eines Clerikers aus jüdischem Stamme auf einen bischöflichen Stuhl findet sich weder in früherer Zeit, wo die übliche Untersuchung de genere mit aller Genauigkeit geführt wurde, noch in jetziger auch nur ein einziges Beyspiel.

Die neuernannten Inquisitoren zu Sevilla verwalteten ihr Amt auf eine solche Weise, daß Sixtus IV. in einem Breve vom 29. Januar 1482, worin er sich über die Erschleichung der Bestätigungsbulle beklagte, sagt, er wolle nur aus Rücksicht auf die beyden Herrscher die zwey getadelten Inquisitoren nicht absetzen, welche sogar Leute gestraft hätten, die gar keine Ketzer seyen. Um dieselbe Zeit ernannte er auch den Erzbischof Don Inigo Manrique von Sevilla als päpstlichen Appellationsrichter, an welchen von den Sentenzen der königlichen Inquisitoren appellirt werden könne, und nahm durch eine fernere Bulle vom 2. August 1843, selbst Appellationen von den Verfolgten an, weil es

5) Hasta el tiempo de los Reyes Catolicos, sagt der Deputirte Barcena in der Sitzung der Cortes vom 4. Jänner 1813 über die Einführung dieses Institutes, el tribunal de Inquisicion estaba reducido á la sola autoridad ecclesiastica. — Pero los Reyes Catolicos, estimulados por una parte de las inquietudes y turbulencias causadas en elestado religioso y politico por los judayzantes, y rezelandose muy prudentemente de otras mayores con la expulsion de los judéos y con la conquista de Granada, que entraban en sus grandiosos designios creyeron necesario ponerse de acuerdo con el Sumo Pontifice para precaver por los medios mais vigorosos y oportunos los males de que se rezelaban. Discusion del proyecto de decreto sobre el tribunal de la inquisicion. Cadiz en la imprenta nacional 1813. pag. 56.

manchen Angeschuldigten gar nicht gestattet worden sey, sich an den päpstlichen Appellationsrichter zu wenden.

Ferdinand und Isabelle ließen sich indessen hiedurch von ihrem Plane, die Inquisition zu einer Staatsanstalt zu machen, nicht abbringen, und vermochten den Papst einzuwilligen, daß sie den Prior des Dominikanerklosters in Segovia als Großinquisitor für ganz Castilien und bald darauf auch für Arragonien bestellten und ihn zur Ernennung weiterer Unterinquisitoren ermächtigten.

Torquemada errichtete hierauf vier Inquisitionstribunale zu Sevilla, Cordova, Jaen und Villa Real (später nach Toledo verlegt), und entwarf ausführliche Statuten für dieselben, während Ferdinand dem Großinquisitor einen obersten Inquisitionsrath aus Theologen und Juristen zur Seite gab, dessen Präsident der Großinquisitor selbst in der Art seyn sollte, daß er in den rein geistlichen Fragen nur den Rath dieses Collegiums zu hören habe, in den bürgerlichen und juristischen Punkten dagegen an die Stimmenmehrheit der Räthe gebunden seyn müsse.

Als einen zweyten politischen Grund, weßhalb die spanischen Könige die Inquisition in aller Weise begünstigten, giebt der Verfasser den an, daß sie das wirksamste Mittel war, Adel und Clerus unbedingt der Krone zu unterwerfen und die absolute Autorität des Regenten zur Vollendung zu bringen.

Diesen staatlichen Charakter der spanischen Inquisition hat auch die genauere Geschichtsforschung der neueren Zeit vollkommen anerkannt, wie die vom Verfasser angeführten Ansichten von Ranke, Heinrich Leo, Guizot und Lenormant beweisen; auch die Statuten vom Jahre 1484 charakterisiren die spanische Inquisition überall als ein Staatsinstitut, denn es wiederholen sich immer in denselben die Ausdrücke: die Hoheiten bestimmen, befehlen, verzeihen, es ist gar nicht der Wille ihrer Hoheiten u. s. w.

Ein Seitenstück zu diesen Ausdrücken bildet eine unter Pombal's Ministerium hinsichtlich der Inquisition in Portugal erlassene Verordnung vom 20. März 1769, worin neuerdings befohlen wird, der Inquisition, wie früher bey Anreden, Schriften und Bittgesuchen den Titel Majestät, wie der Person des Königes selbst zu geben.

Es ist mir berichtet worden, sagt Joseph I., daß, während alle Tribunale, aus denen mein königlicher Hof besteht, als Verwalter meiner königlichen Gerichtsbarkeit, sowohl der freywilligen wie der streitigen, weil sie in der Ausübung der einen, wie der andren meine königliche Person vorstellen und in meinem Namen die Angelegenheiten entscheiden, von jeher den Titel Majestät führten und ihn noch führen, sich bey dem allgemeinen Rathe (conselho geral) des heiligen Officiums, einem durch seine Einrichtung und seinen Dienst am meisten und unmittelbar mit meiner königlichen Person verbundenen Tribunale, der Mißbrauch eingeschlichen hat, ihm die Anrede zu geben, die seinem Präsidenten gebührt, wie dieß bey dem Senate der Municipalkammer von Lissabon, welcher das versammelte Volk repräsentirt, der Fall ist; da beynahe alle Beamte, welche das Corps des allgemeinen Rathes bilden, Mitglieder meines Rathes sind und im Rathe des heiligen Officiums meine königliche Gerichtsbarkeit nicht nur in Criminal- und Disciplinarsachen gegen Alle, welche sich gegen die Religion vergehen, sondern auch in den Civilsachen der Privilegirten ausüben, welche zu ihrem Forum gehören (nämlich aller Familiaren); da mir ferner bekannt ist, daß sich die Intriguen der sogenannten Jesuiten dieses Mißbrauches als eines Mittels bedienten, um das Ansehen des erwähnten Tribunals des heiligen Officiums herabzuwürdigen, ich aber einen so sonderbaren Mißbrauch aufheben will: so verordne ich, daß man in Anreden, Schriften und Bittgesuchen den allgemeinen Rath als Majestät behandle [6]).

(Fortsetzung folgt.)

6) Collecção da legislação portugueza zweyter Bd. Lisboa. 1829 p. 397 sq.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. May.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhundertes.

(Fortsetzung.)

Diese Verordnung beweist, daß man auch in Portugal sich der Inquisition als einer Staatsanstalt gegen Adel und Clerus bediente. Nicht ganz richtig aber ist, was der Verf. S. 298 über Pombals Verhältniß zur Inquisition sagt. Pombal hat sich der Inquisition gegen die Jesuiten als Gesellschaft nicht bedient; denn die Verurtheilung Malagrida's war nur ein Anhang zu dem blutigen Urtheile über die Familie Tavora, in deren Prozeß Malagrida betheiligt war; nur wollte Pombal nicht, daß er von weltlichen Richtern gerichtet werde. Noch weniger kann Pombal der begeisterte Lobredner der Inquisition genannt werden, denn gerade er hat ihr ihren größten Einfluß geraubt.

Die portugiesische Inquisition hatte es nicht mit Protestanten zu thun, denn diese hatten, seit Johann IV. sich an Holland angeschlossen hatte, die ungestörte Uebung ihres Gottesdienstes in den Kapellen der Gesandten; ihre Opfer waren die sogenannten neuen Christen (christãos novos), Bekehrte aus den Juden und Mauren, die zum Theil nur dem Scheine nach Christen geworden waren, um im Lande bleiben zu können. Da die Benennung christãos novos vom Pöbel als ein Spottname gebraucht worden war und unter Don Manoel (1506) einen Aufstand veranlaßt hatte, so verordnete dieser, daß die neuen Christen gleich den alten in allen Rechten gehalten seyn sollten (1. März 1507); später wurde jedoch, besonders unter der spanischen Herrschaft, den neuen Christen die Zulassung zu Beneficien und Präbenden verweigert, und dieß am Ende auf alle Anstellungen im Staate ausgedehnt, weßhalb Untersuchungen de genere statt fanden. Unter Pombals Ministerium wurde am 25. Mai 1773 die Verordnung Don Manoels erneuert und dieser Unterschied gänzlich aufgehoben. Eine weitere Verordnung vom 15. December 1774 verbot den Inquisitoren, diejenigen, welche sich mit der Kirche versöhnen wollten, nach den ihr von der Inquisition auferlegten Büßungen noch ferner mit weltlichen Strafen, wie mit der Infamie oder der Einziehung der Güter zu belegen, da es unvereinbar sey, daß ein und dasselbe Tribunal, in so weit es die Kirche vorstelle, mit der dieser eigenthümlichen Milde die Bußfertigen aufnehme, in so weit es aber die weltliche Macht vorstelle, über sie ein Verdammungsurtheil ausspreche.

Der Verfasser ist hierin dem Werke des Grafen Alexis von St. Priest über die Verbannung der Jesuiten aus Portugal gefolgt, einem Buche, in welchem sich mehrere ungegründete Behauptungen über Pombal finden. Richtig ist, daß Pombal die Inquisition ganz in seiner Hand hatte, unrichtig aber, was wiederholt S. 298 und 360 angegeben wird, daß Pombals Bruder Großinquisitor war, denn Paulo de Carvalho hat niemals dieses Amt bekleidet.

Beysetzen hätte der Verfasser noch können, daß die Inquisition als Staatsanstalt in Spanien und Portugal mit der Einführung der Constitution fallen

mußte; deßhalb sagt auch das Aufhebungsdecret der spanischen Cortes (Cadiz 22. Februar 1813 Art. II): el tribunal de la Inquisicion es incompatible con la constitucion. Ferdinand VII. ließ sie zwar auf kurze Zeit wieder herstellen, aber mit der Einführung der Constitution von 1820 wurde sie wieder aufgehoben. In Portugal wurde das 1560 für den Staat von Indien zu Goa errichtete Tribunal schon am 12. Juni 1812 durch königliches Decret aufgehoben, die Tribunale auf dem europäischen Continente konnten aber nach der Einführung der Constitution von 1820 gleichfalls nicht mehr bestehen; sie waren bereits factisch aufgelöst, als das Gesetz vom 5. April 1821 ihre gänzliche Auflösung verordnete. Einen Einspruch dagegen erhob Niemand. Auch unter der Regierung Don Miguels wurde die Inquisition nicht wieder hergestellt; in der letzten Zeit ihres Bestehens hatte sogar ein großer Theil ihrer Mitglieder einer geheimen durch Kirche und Staat verbotenen Verbindung angehört.

Doch kehren wir zu den Bemerkungen zurück, die der Verfasser von S. 305 — 358 gemacht hat, um die Beschaffenheit dieses Gerichts näher aufzuklären; sie sind das Ergebniß sorgfältiger Studien, die ein unpartheyischer Sinn niedergelegt hat und Referent bedauert, wegen Mangel an Raum nur einige hervorheben zu können.

Man beurtheilt, sagt der Verfasser am Anfange derselben, die Inquisition häufig nach den Grundsätzen des neunzehnten, statt nach denen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundertes, und darum nothwendig ungerecht; man vergißt, daß nach der mittelalterlichen Ansicht die Abirrung von der Religion ein Majestätsverbrechen, daß das Strafrecht jener Zeit viel härter und blutiger war, als das des neunzehnten Jahrhundertes, daß die Todesstrafe für Ketzerey nicht der Inquisition allein eigen, sondern damals allen Ländern und Confessionen gemein war, daß Hexen und Zauberer eben so sehr in Deutschland als in Spanien, und eben so blutig von Protestanten als von Katholiken verfolgt worden sind.

Der Verfasser erinnert daran, daß die ganze Inquisition auf dem Grundsatze: cujus est regio, illius est religio beruhe, führt uns die blutigen und barbarischen Strafen der Criminaljustiz des sechzehnten Jahrhundertes aus der Carolina vor, Strafen, die sich selbst heute noch zum Theile in den Gesetzbüchern aufgeklärter Staaten finden, und zeigt aus den Schriften Calvin's und Beza's, daß auch in protestantischen Kirchen ein Inquisitionsverfahren gleich dem in Spanien geherrscht habe, was auch von manchen Protestanten selbst, wie z. B. von Prescott, anerkannt wird. Zur Vervollständigung dieser geschichtlichen Darstellung hätte Referent gewünscht, daß der Verfasser auch der Gegner erwähnt hätte, die muthvoll gegen das Verfahren Calvins mit Servede aufgetreten sind. Hieher gehört zuerst Andreas Duditius, vor seinem Uebertritte zum Protestantismus Bischof von Fünfkirchen, der sich in einem Briefe an Beza über die Verhängung der Todesstrafe gegen Häretiker in bittre Vorwürfe ergoß und Servede's und Gentilis trauriges Loos beklagte. Ihm antwortete Beza, indem er die Verurtheilung Servede's als eine Angelegenheit der weltlichen Obrigkeit darstellte: exustus est sane, sed nimium sero, qui utinam nunquam natus fuisset: estque ob eam rem et a vicinis et a longissime remotis ecclesiis magistratus optimo jure collaudatus. Aber treffend widerlegte Duditius den Widerspruch, das der Obrigkeit beyzulegen, was von den Lehren der Theologen selbst ausgehe [7]). Hieher

7) Mini Celsi Senensis de haereticis capitali supplicio non afficiendis. Adjunctae sunt ejusdem argumenti Theodori Bezae et Andreae Duditii epistolae duae contrariae. s. l. 1584. 8. Duditius sagt in seiner Antwort vom 1. August 1570: loc. cit. fol. 253: non nos, inquis, sed auditores nostri omnia caedibus et sanguine replent, non nos sed magistratus dissentientes a nobis inactant. Ipsi gladio feriunt, ipsi ignes admovent, et horrendis cruciatibus haereticos dilaniant. Scio haec a vobis in hunc modum excusari. Sed dic mihi vicissim, nonne vos hanc in eorum animos doctrinam instillatis, ut gloriosum esse atque salutare persuadeatis, si quis religionem, si quis conscientiarum libertatem armis adserat?

gehört auch der Prediger Gantner, welcher auf der im Jahre 1571 zu Chur gehaltenen Synode die Verhängung der Todesstrafe gegen Häretiker bestritt, aber von der Synode, welche beschloß, daß der Magistrat berechtigt und verpflichtet sey, die Häretiker mit dem Schwerte zu bestrafen, seines Amtes entsetzt wurde [8]).

Der eigentlichen Hexenprozesse waren in den südlichen Ländern weit wenigere, als in Deutschland und das Verfahren der Inquisition war gegen sie weit milder; eine solche Untersuchung leiteten die Inquisitoren überhaupt nur dann ein, wenn der Abfall vom christlichen Glauben entschieden vorlag.

Nonne praeclare de pietate et Christi ecclesia merere ostenditis, qui principibus viris caedem inferunt, qui totas civitates diripiunt, exurunt, innumerabiles homines crudeliter contrucidant? Deinde vero, si quis doctrinae, quam vos traditis ordinem perturbet, atque ad scripturae examen revocet, nonne hunc magistro carnifici subjiciendum docetis? nentrum negare potes.

Und fol. 259. Non nos, inquis, sed magistratus supplicium de haereticis sumunt. Videor mihi vocem illam exaudire: nobis non licet, quenquam occidere. Pontificii quoque non secus et faciunt et dicunt, postquam morte dignos judicarunt, quos haereticos vocant, magistratui excarnificandos tradunt. Non meministi juris consultorum dictum: qui per alios facit, per se facere videtur. Quisquis ejus rei causa est, quae eo imperante, aut etiam persuadente fit. An ita clam est, quo autore et impulsore Servetus (nihil nunc quidem de ipsius doctrina, sed de vestris tantum moribus loquor) crematus sit, ut de eo adhuc ambigamus?.

8) Man vergl. über die Beschlüsse der Synode de Porta hist. reform. eccles. raetic. Curiae Raetorum et Lindaviae 1772. 4. T. I. pag. 540 und 553.

Ohne der Inquisition das Wort reden zu wollen, ist Referent der Meinung, daß eine Parallele zwischen dem Inquisitionsverfahren im Allgemeinen und dem Hexenprocesse, wie er in Deutschland bestand, zum überwiegenden Nachtheile unsres Vaterlandes ausfalle. Die Häresie war nach der älteren Ansicht ein Verbrechen gegen den Staat und wurde selbst noch als solches von Theologen aller Confessionen betrachtet, als sich das Verhältniß des Staates zur Kirche durch die Reformation geändert hatte. Nicht so betrachtete das ältere kanonische Recht die Hexerey; in den Pönitentialbüchern und im Decrete Gratians wird noch die Ansicht ausgesprochen, daß die Hexenfahrten nur heidnischer Unsinn und eine vom bösen Geiste vorgegaukelte Phantasterey seyen; erst, als die Hexerey sich mit den Häresien des Mittelalters verband, fiel sie der Inquisition anheim; aber auch damals wurde sie an einzelnen Orten, wie von dem 1310 zu Trier gehaltenen Concil als Unding erkannt, und später trat eine Reihe von angesehenen Zeugen aus allen Confessionen gegen sie auf. Das Prozeßverfahren der Inquisition stimmte meistens mit dem der damaligen Criminaljustiz zusammen, das gegen die Hexen in Deutschland dagegen war übereilt, bot eine Menge Nullitäten dar, gestattete keine Defension und fällte selbst, wenn der von solchen Unglücklichen angegebene Thatbestand gar nicht vorhanden war, nur der bösen Intention wegen ein blutiges Urtheil. Johann von Schönenburg, Erzbischof von Trier, sagt in seiner Verordnung vom 18. December 1591 von diesem Verfahren, daß viel Nullitäten und Unrichtigkeit sowohl im Prozeß als in der Execution vorgekommen sey und viele Personen bey währendem Prozeß, zugleich Ankläger, Zeugen, ja auch bisweilen Mitrichter gewesen. Endlich ist selbst die Zahl der Opfer, welche in Deutschland durch das Verfahren der Hexenrichter aller Confessionen fielen, bedeutend größer, als die der von der Inquisition gefällten Todesurtheile, und die größte Zahl derselben wurde noch dazu erst im siebzehnten Jahrhunderte verurtheilt. So sagt der nassauische Rath Hermann Schmidt in der Vorrede der Uebersetzung von Friedrich Spee's cautio criminalis, welche er zu Frankfurt 1649 drucken ließ: „Dahero dann vor nun fast zwantzig Jahren an

vielen Orthen Teutsches Landes ein solches Sengen, brennen, braten und Metzgen der Menschen entstanden, daß der Rauch und Gestanck der ertödteten Cörper ultra montes et maria geflogen, vnd das liebe Teutschland bey andern Nationen nicht umb ein geringes stinkend geworden ist, und gieng es demnach, wie der Prediger Salomon in seinem 4 cap. Vers 1 sagt: Ich wante mich und sahe an alle die unrecht leyden under der Sonnen, und siehe da waren Thränen, deren die unrecht leyden, und hatten keinen Tröster, unnd die jhnen unrecht thaten, waren zu mächtig, daß sie keinen Tröster haben könnten u. s. w.“

Ausführlich hat der Verfasser S. 313 — 318 dargethan, daß die spanische Inquisition kein Product der römischen Glaubensdespotie gewesen sey, im Gegentheile die Päpste, diesem Institut am wenigsten geneigt, fast zu allen Zeiten seine Beschränkung versucht haben, weßhalb der römische Stuhl in der Geschichte der spanischen Inquisition wirklich ehrenhaft und als ein Beschützer der von der Härte der Inquisitoren Verfolgten dastehe. Was der Verfasser von Spanien nachgewiesen hat, kann Referent auch von Portugal bestätigen.

Fünfzehn Jahre dauerten die Unterhandlungen Königs Johann III. mit dem römischen Stuhle, bis es ihm gelang, für die Einführung eines bleibenden Inquisitionstribunals die päpstliche Bulle zu erhalten. Clemens VII. hatte zwar am 17. December 1531 den Bischof von Ceuta, Diogo de Sylva, zum Inquisitor für Portugal ernannt, aber die neuen Christen stellten dem römischen Stuhle vor, sie seyen mit Gewalt bekehrt worden, man habe ihre Kinder wider ihren Willen getauft, sie nicht gehörig unterrichtet und ihnen versprochen, zwanzig Jahre lang gegen sie keine Untersuchung einzuleiten. Diese Vorstellungen bewogen den Papst, am 7. April 1533 eine allgemeine Verzeihung für die Neubekehrten zu erlassen (Bullar. rom. ed. Cherubini Romae 1638. T. I.) und, als diese von Seite des Staates keine Anerkennung fand, in einem später erlassenen Breve die Beobachtung desselben nachdrücklich einzuschärfen. Auch sein Nachfolger Paul III. erließ am 12. October 1535 eine Bulle, durch welche er unter dem Versprechen der Straflosigkeit für die vergangene Zeit die neuen Christen mit der Kirche zu versöhnen trachtete. Erst am 23. März 1536 erlangte Johann III. nach vielen Schwierigkeiten von ihm die Bulle der Einführung der Inquisition in Portugal; doch fürchtete der Papst noch immer, es möchten unlautere Motive, wie Leidenschaft, Härte und Habsucht dabey obwalten; denn er bestimmte, daß in den ersten drey Jahren nur das Verfahren, das bey den weltlichen Gerichten gebräuchlich war, angewendet und vor zehn Jahren keine Güterconfiscation ausgesprochen werden könne.

Die wiederholten Klagen der neuen Christen zeigten auch wirklich, daß die Befürchtungen des Papstes nicht ungegründet waren; er befahl deßhalb, daß kein Urtheil gegen die gefangenen neuen Christen vollzogen werde, bis der für Portugal bestimmte Nuntius Johann Ricci de Monte Politiano, erwählter Erzbischof von Manfredonia, ihm Bericht erstattet habe; aber der König Johann III. nahm diesen päpstlichen Befehl nicht geneigt auf, wie sich aus der Antwort des Papstes vom 16. Juni 1545 ergiebt; er beklagte sich heftig über die neuen Christen, schonte auch des Papstes nicht, sondern drang darauf, daß der päpstliche Befehl zurückgenommen und die Untersuchung mit aller Strenge fortgesetzt werde. Zugleich ergiebt sich, daß Johann III. von Allem, was am päpstlichen Hofe vorgieng, genau Nachricht hatte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. May.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

The Life and Correspondence of Thomas Arnold D. D. late Head-master of Rugby School and Regius Professor of modern history in the university of Oxford. By Arthur Penryn Stanley M. A. In two Vol. Third Edition. London 1844.

Der an mehreren Orten geäußerte Wunsch, es möchte dieses in einem Jahre dreymal aufgelegte Buch ins Deutsche übertragen werden, ist bisher unerfüllt geblieben und bleibt es wohl auch. Für England haben die reichen Mittheilungen, die vortrefflich angelegt und gefaßt sind, ohne Zweifel großen Werth; dem Auslande liegt der Inhalt meistentheils zu fern als daß es viel Gefallen daran finden könnte. Gar viel ist nämlich die Rede von den Partheyen im Staate, besonders aber in der anglicanischen Kirche, zwischen denen D. Arnold einen Platz allein für sich einnahm und gegen beide Seiten hin vertheidigte, indeß er von beiden vielfach angefochten war. Dieß hat natürlich die Aufmerksamkeit seiner Landsleute erregt und mag sie noch lange, vielleicht künftig noch mehr beschäftigen; den Fremden kann es so nicht anziehen, obgleich das seltene Beyspiel von Bewahrung voller Unabhängigkeit des Urtheils, heutzutage besonders, allgemein bekannt zu werden verdient. Bezeichnend ist für Arnold's Standpunct vornehmlich sein Verhalten gegen die, erst in der jüngsten Zeit ohne Zuthun des Staates und der Kirche, vornehmlich auf Lord Brougham's Betrieb, errichtete, für jedermann zugängliche, Universität London. Arnold, in den Rath derselben gewählt, setzte mit vieler Mühe durch, daß unter die Bedingungen des Baccalaureates, und mithin der höheren akademischen Grade, eine Prüfung in der biblischen Geschichte und über eines der vier Evangelien aufgenommen wurde. Als der Rath in einer späteren Sitzung diesen Beschluß dahin abänderte, daß jene Prüfung zwar Statt finden, jedoch von den Bewerbern sollte abgelehnt werden können, trat Arnold aus, obgleich in dem Rathe drey englische Bischöfe blieben: er wollte, erklärte er, nicht in Verbindung mit einer Anstalt seyn, die den christlichen Charakter aufgäbe.

„Es giebt jetzt Leute, schrieb er schon etwas früher, die allen Unterschied der Religionen für unerheblich halten und daher meynen, Juden, Mahomedaner, Hindu und Benthamiten (Radicale) könnten ohne Anstand in einer Schule seyn. Naturlehre mögen sie allerdings mit einander hören, aber Naturlehre ist nicht Erziehung; und wie sie, bey so ganz verschiedenen Lebens-Ansichten, einerley Unterweisung in Pflichten gegen Gott und Menschen sollten empfangen können, vermag ich nicht zu fassen.“ II. 23.

Und da von den Liberalen, die ihn längst als einen der Ihrigen betrachteten, die Gleichstellung der Juden begehrt wurde:

„Da ich entschlossen bin, gegen den Vorschlag zu Gunsten der Juden aufzutreten, so wünschte ich, es möchte ein tüchtiger Mann den niedrigen jacobinischen Begriff von dem Staatsbürger-Rechte, wornach dieses Allen welche Steuer zahlen gebührt, ins Licht stellen. Anspruch auf Schutz giebt nach meiner Ansicht die Steuer-Zahlung, aber nicht auf das Staatsbürger-Recht. Hätte ich Zeit und Sachkenntniß genug, so würde ich die Grundsätze erörtern, nach welchen in der alten Welt die Verhältnisse der πάροικοι, μέτοικοι ꝛc. bestimmt waren. Aus der Aufhebung alles Unterschieds entsteht colluvio omnium rerum.“ I. 379.

Ferner:

„Die Welt besteht aus Christen und Nicht-Christen; mit jenen allen sollten wir Eins seyn, mit diesen aber nicht. Ich möchte dem Parlamente danken, daß es Unterschiede zwischen Christen und Christen aufgehoben hat; ich möchte es bitten, Unterschiede zwischen Christen und Nicht-Christen aufrecht zu halten. Die Juden in England sind Fremde; so wenig befugt an unserer Gesetzgebung Theil zu nehmen, als ein Miethmann an den Vorkehrungen die der Eigenthümer des Hauses darin trifft. Hätten wir sie mit Gewalt hieher geführt und dann gleiches Recht ihnen verweigert, so würden sie sich mit Grund beschweren; ob mich gleich dünkt, selbst in diesem Falle würden wir nicht unrechtmäßig verfahren, wenn wir sie in ein Land brächten, wo sie unabhängig für sich leben könnten; denn England ist das Land der Engländer, nicht der Juden. Und hierüber sind meine Freunde in Deutschland eben so völlig mit mir einverstanden als in meinem Widerwillen gegen das protestantische Uebergewicht in Irland, welches das Land der Iren ist und daher nicht von diesen, sondern von uns geräumt werden sollte, wenn unser Gewissen sich dagegen sträubt, daß wir auf gleiches Recht mit ihnen zusammenwohnen.“ II. 32.

Genug um die hohe Selbständigkeit des Mannes erkennen zu lassen, der sich nie der in England mächtigen Gewohnheit fügte, Meynungen, die man nicht theilen kann, darum zu vertreten, weil sie einer Parthey angehören oder zusagen, deren Richtung man im Allgemeinen billigt.

Unter dem Vielen was Arnold während eines nicht langen Lebens (geb. 1795, gest. 1842) geleistet und gewirkt hat, ist sein Vorgang in Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung an der mittleren gelehrten Schule bey weitem das Bedeutendste. Davon einiges aus den vorliegenden zwey Bänden auszuheben ist allein die Absicht gegenwärtiger Anzeige, obgleich daraus noch manches andere bemerkenswerthe, namentlich von Arnold's Besuchen in Frankreich, Italien und Deutschland, das er den beyden vorzog, II. 389., mitgetheilt werden könnte.

Er begann 1820 mit einer Privat-Anstalt zu Laleham, wo er acht Jünglinge zur Universität vorzubereiten unternahm. An die Stelle der Abgehenden traten immer andere. Die gründliche Bildung, welche die meisten auf die Universität mitbrachten, erwarb ihrem Lehrer so große Achtung, daß er 1828 bey der Wahl eines Vorstehers der gestifteten Schule (Gymnasium) zu Rugby vielen älteren und bekannteren Bewerbern vorgezogen wurde. Die Bedingung, unter welcher er das Amt annahm, daß er darin ganz freye Hand behielte, wurde ihm von den zwölf Stifts-Pflegern gern zugestanden, da ein angesehenes Mitglied der Universität Oxford ihnen zu Gemüth führte, Arnold sey der Mann, das englische Schulwesen von Grund aus zu verbessern. War diese Erwartung zu hoch, so ging sie doch so fern in Erfüllung daß Rugby durch ihn zu dem Ansehen einer Muster-Anstalt gelangte. Die Schule, die in sechs Abtheilungen gewöhnlich gegen 300 oft noch beträchtlich mehr Zöglinge von zehn bis achtzehn Jahren zählte, war etwas herabgekommen. Sie zu heben, griff Arnold rasch zu. „Da giebt es, sagte er, genug zu thun für einen Freund der Reform; es ist aber auch viel weniger unangenehm, sich mit Uebeln zu beschäftigen, denen man hoffen darf selbst abhelfen zu können, als mit solchen, bey denen man auf die Aeußerung von Meynungen und Wünschen beschränkt ist.“ I. 100. Denn gewaltig war ihm schon frühe jener Spruch des edlen Persers (Herodot. IX. 18) zu Herzen gegangen: *ἐχθίστη ὀδύνη ἐστὶ τῶν ἐν ἀνθρώποισι αὕτη, πολλὰ φρονέοντα μηδενὸς κρατέειν.* Nach vier Jahren schrieb er:

„Unser kleines Gemeinwesen schreitet ruhig und, wie mich dünkt, befriedigend fort. Zum Glück bin ich unbeschränkter als Lord Grey (damals erster Minister), kann nach eigenem Gutfinden stehen lassen oder ändern; es sind da keine Radicale, die mehr fordern und keine Tory, die weniger einräumen wollen.“ I. 389.

(Fortsetzung folgt.)

Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhundertes.

(Schluß.)

Der päpstliche Nuntius war abgereist, ehe das Breve, welches den Befehl enthielt, die Executionen zu suspendiren, ausgefertigt worden war; dieß geschah erst nach seiner Abreise; dennoch wurde ihm

der Eintritt in die Staaten des Königs verweigert, obgleich das Breve in Portugal noch nicht eingetroffen war [9]).

Die Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Inquisitoren, über welche fortwährend Klagen erhoben wurden, sagt Paul III., so wie der Umstand, daß man ihn selbst einer allzugroßen Rücksichtnahme gegen den König anklage, habe ihn veranlaßt, seinen Nuntius zu schicken, um die Sache genau untersuchen zu lassen, [10]) unbegreiflich sey ihm in einer so wichtigen Sache das Verfahren des Königes, den er an die große Verantwortung, die für ihn hieraus entstehe, erinnert, neque enim tua Serenitas, fährt Paul III. fort, ex hoc mirari aut offendi debet, si in tanta re, ubi de fide catholica et vita tot hominum agitur, nos ministrorum ipsius inquisitionis, presertim male audientis curam gerere et administrationis eorum rationem interdum revidere velimus, ne sanguis occisorum a nobis et tua Serenitate postea requiratur etc. und schließt mit dem starken Ausdrucke: teque in ceteris praestantissimum regem in his tamen dissimilem tui ac majorum tuorum esse miramur.

Johann Ricci erhielt endlich doch die Anfangs verweigerte Zulassung; sein Bericht scheint nicht günstig für den König und die Inquisitoren gelautet zu haben; denn Paul III. fand sich veranlaßt, am 11. Mai 1547 wieder eine Bulle zu erlassen, welche den Bußfertigen gänzliche Verzeihung versprach, deren Veröffentlichung aber ein ganzes Jahr verzögert wurde [11]).

Die Fürsprache, welche die Inquisitoren um Milde für den überwiesnen Haeretiker bey der weltlichen Obrigkeit einlegten, hält der Verfasser für mehr als eine leere Formel; jene Fürsprache ist gewiß aus dem alten Gebrauche entstanden, den der Clerus beobachtete, Fürsprache für einen zum Tode Verurtheilten einzulegen, eine Sitte, die in Bayern noch am Anfange dieses Jahrhundertes gebräuchlich war, wo die Dekanate bey den Gerichten die Bitte de non fundendo sanguine stellten. Ursprünglich mag diese Bitte auch wirklichen Erfolg gehabt haben, allein schon zu der Zeit der Einführung der Staatsinquisition scheint sie nicht mehr als eine leere For-

---

9) Attulit ad nos, schreibt Paul III. am 16. Juni 1545, nuper dilectus filius Simon de Vega literas serenitatis tuae 13. Januarii Ebore datas longissimas illas quidem, in quibus causas petitae per te inquisitionis ab initio repetens, de ultimo brevi, per quod inhibuimus, ne contra neophytos incarceratos ad executionem procederetur, donec nos a Joanne Riccio electo Sipontino quem ad te nuntium misimus de quibusdam informaremur, multa Serenitas tua queritur, contra ipsos neophytos gravissime invehitur, ne nostris quidem parcit, ad postremum omni instantia petens, ut inhibitione revocata inquiri isthic contra hereticam judaicamque perfidiam plena severitate velimus etc.

10) Nam cum gravissimae atque acerbae de ministris ipsius inquisitionis ad nos querelae et antea essent delatae et assidue deferrentur tanquam suo officio injuste et crudeliter utentibus, nosque de nimio erga Serenitatem tuam respectu subaccusaremur etc.

11) Das Breve Paul III. vom 16. Juni 1545 findet sich in einer Handschrift der Bibliothek zu Ajuda Coll. Vatic. Vol. 53, in derselben Sammlung befindet sich Vol. 38—40 eine große Zahl von Aktenstücken über die Mißbräuche der Inquisitoren in Portugal, die sich bey den von Rom angeordneten Untersuchungen ergaben. Der verschiednen Bullen, die zu Gunsten der neuen Christen erlassen wurden, erwähnt auch der Inquisitor Antonius de Sousa in seinen aphorismi inquisitorum. Lugduni 1669 pag. 550 lib. IV. cap. XV., ganz falsch aber ist, was er über die Motive sagt, die Paul III. zu Erlassung der erwähnten Bulle bewogen: Idem Paulus III. die 11. Maii 1547 occasione reducendi modum procedendi inquisitionis ad terminos juris, (nam antea magnis adhibitis moderationibus in favorem noviter conversorum procedebant inquisitores), bono ecclesiae exigente, ut servato juris rigore procederetur contra judaizantes, ne noviter conversi et eorum filii pro praeteritis erroribus rigorosae inquisitioni statim subjacerent, veniam generalem concessit. Fuit publicata 10 die Junii anno 1548. Als Mitglied des allgemeinen Rathes der Inquisition mußte Sousa die Verhandlungen, die mit dem römischen Stuhle geführt worden waren, recht gut kennen, seine Parteylichkeit aber hat ihn zur Unwahrheit verleitet.

mel gewesen zu seyn; daß sie später keine Bedeutung hatte, ergiebt sich aus der Bulle Clemens VIII. vom 23. August 1604, in welcher der Papst den neuen Christen allgemeine Verzeihung zusichert und unter den Gründen angiebt, daß er sich hiezu veranlaßt fände, weil die Inquisitoren ohne Nachsicht auf den Vollzug der über die Haeretiker verhängten Strafen drängen [12]).

Die jetzt geöffneten Archive der Inquisition lassen eine gründliche Bearbeitung ihrer Geschichte erwarten, welche Manches was bisher fast allgemein angenommen war uns in andrem Lichte darstellen wird. In Portugal beschäftigt sich mit einer solchen Arbeit der Bibliothekar zu Evora, Joaquim Heliodoro da Cunha Rivara, von dessen unpartheyischem Sinne sich eine dem wahren Verlauf der Dinge entsprechende Darstellung hoffen läßt.

Ximenes hat sich, so lange er das Amt eines Großinquisitors verwaltete, als einen zwar strengen aber geraden und durchaus rechtlichen Charakter gezeigt; als solchen läßt ihn uns der Verfasser auch noch auf einem andren Felde, wo man den ehemaligen Franziskaner schwerlich vermuthen würde, erblicken, nämlich bey der Eroberung von Oran. Dieser letzte Zug vervollständigt das Bild des großen Mannes, welches Raumer getreu mit den wenigen Worten giebt:

Er ist der Einzige, den seine Zeitgenossen zugleich als Staatsmann, als Krieger, als Gelehrten und als Heiligen bewundern. Ximenes verschied unter den Worten David's: in te domine speravi am 8. November 1517. Um seiner Tugenden willen wünschte Spanien seinen Namen unter denen der Heiligen zu sehen, und in den Jahren 1650 und 1655 stellte König Philipp IV. mehrere darauf bezügliche Ansinnen an den heiligen Stuhl, allein die Sache gedieh in Rom nicht zur vollen Erledigung, aber in vielen Gegenden Spaniens wird Ximenes faktisch wie ein Heiliger verehrt.

Der Verfasser schließt diese Monographie mit einer Parallele zwischen Ximenes und Richelieu, wie sie schon am Anfange des vorigen Jahrhundertes der Abbé Richard in einer eignen Schrift gezogen hat. Beyde kommen darin überein, daß Ximenes rücksichtlich der persönlichen Trefflichkeit entschieden der Preis gebühre.

Referent hätte gewünscht, daß der Verfasser eine kritische Einleitung über die von ihm benützten Quellen gegeben und Manches, um Wiederholungen zu vermeiden, zusammenhängender mit den Lebensverhältnissen des Cardinals, statt in eignen Abschnitten, dargestellt hätte. Eine Unterbrechung bildet auch der Vergleich zwischen Isabelle und Elisabeth, der obwohl gut gearbeitet doch für die Gränzen einer Monographie des Ximenes zu weitläufig ist. Immer aber hat sich der Verfasser sehr verdient um die Wissenschaft gemacht, indem er uns ein getreues Bild von dem großen Manne gab, von welchem ein Dichter treffend sagt: **Qui stupet ex humili me pervenisse cucullo Praesulis ad culmen Cardineumque decus, Adjunctumque sagis sceptrum, Lybiamque subactam. Totque Deo et Musis templa dicata sacris: Virtutes potius stupeat, quibus orbis et omnis Cessit honos, tituli, purpura, regna, decus.**

Friedrich Kunstmann.

---

12) Clemens VIII. anno **1604** die **23**. Aug. novam veniam generalem concessit, quae publicata fuit in hoc regno **16**. Jan. anno **1605**. Causae, quae ex bulla hujus concessionis colliguntur, sunt tres. Prima, quod poenae contra haereticos latae absque remissione executioni mandantur per inquisitores etc. Der Inquisitor Sousa fügt die Bemerkung hinzu: quid mirum, cum rectissimi sint, si leges observant, si juxta determinationes summorum pontificum et consuetudines approbatas procedunt in imponendis poenis, si eadem in concedendis favoribus custodiunt? loc. cit. pag. 551. Wie wenig ihm überhaupt solche Bullen behagten spricht Sousa pag. **560** unverholen mit den Worten aus: mihi sufficiat venerari determinationes pontificum, cum semper eorum intentio in illud, quod melius est, feratur; licet aliquando ex importunis precibus aliqua concedant, quae concedenda non forent, et propter potentiam personarum multa deviantia a communibus regulis introducta sunt etc.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. May.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

The Life and Correspondence of Thomas Arnold etc.

(Fortsetzung.)

Die Gegner des Hergebrachten hatten zuversichtlich erwartet, Arnold würde in der Schulordnung überhaupt und besonders in der Schulzucht durchgreifende Veränderungen treffen. Das that er nicht.

Zwar gab er zu, daß die in allen öffentlichen Schulen Englands herkömmliche Abhängigkeit der jüngeren Schüler von den älteren (Fagging) ein Zustand sey, der oft gefährlich werden könne; allein in Schranken gehalten war, nach seiner Meynung, die Gewalt der älteren über die jüngeren auch von mehrfach guter, für das Leben erziehender Wirkung; zudem ließ sich bey dem Zusammenwohnen so vieler Knaben von verschiedenem Alter jenes Verhältniß nicht brechen noch durch ein anderes ersetzen, wollte man nicht einen Zwang üben, der noch schädlicher seyn würde. Er ließ es also beym Alten, bemühte sich aber unabläßig, und meist mit Erfolg, die älteren Schüler zu einer Gesinnung emporzuheben, in welcher sie ihre Gewalt nicht mißbrauchten, vielmehr als eine ihnen anvertraute, gleichsam obrigkeitliche, zu Aufsicht und Schutz ausübten. Blieb nun hierin die Erwartung derer, die sich einer Umgestaltung des Schulwesens versehen hatten, unbefriedigt, so verdachten sie es Arnold noch weit mehr, daß er unter den Strafmitteln auch die Ruthe, jedoch nur für die jüngern, und nur wegen schlechter Aufführung, beybehielt. Es wurden ihm deßhalb in Zeitschriften bittere Vorwürfe gemacht. Darauf antwortete er unter Anderem:

„Die Meynung, die sich hier ausspricht, ist mir wohl bekannt; sie stammt aus jener hochmüthigen Einbildung von persönlicher Unabhängigkeit, die weder vernünftig ist noch christlich, sondern ihrem Wesen nach barbarisch. Sie brachte über Europa im Mittelalter alle Plagen des Faustrechts und bedroht uns jetzt in der Gestalt des Jacobinismus ..... Einen phantastischen Sinn für Herabwürdigung durch körperliche Züchtigung in einem Alter anzuregen, wo man wahren männlichen Sinn für Herabwürdigung durch Fehler und Vergehen fast nie antrifft, ist das Weisheit? Oder vielmehr was kann verkehrter seyn, was mehr verstoßen gegen die Einfachheit, Nüchternheit und Anspruchlosigkeit, welche die besten Zierden der Jugend und die beste Sicherheit für die Ausbildung zu edler Mannheit sind?“ I. 115.

Indessen war es zu Rugby seltener als auf andern öffentlichen Schulen nöthig schwere Strafen zu verhängen, weil der Vorsteher mit unerschütterlicher Entschlossenheit jeden Schüler, der die Ordnung hartnäckig störte, aus der Anstalt entfernte; was zwar gewöhnlich in der Stille, nur in den schwersten Fällen durch förmliche und feyerliche Ausstoßung geschah, aber dennoch mehr als andere Strafen gefürchtet wurde. Sieht der Schulvorsteher, sagte Arnold, noch nicht ein, daß seine erste, zweyte und dritte Pflicht ist, untaugliche Schüler fortzuschicken, so wird eine große öffentliche Schule nie das werden, was sie seyn könnte und sollte. I. 124. Er betrachtete dieß als das einzige wirksame Mittel, die Schule rein zu halten, und wußte den häufigen Gebrauch, den er davon machte, wohl zu rechtfertigen.

„Meine Erfahrung im Schulwesen hat mich gelehrt,

welch ein schreckliches Uebel es ist, wenn unter den Schülern, die den Ton angeben, eine niederträchtige Gesinnung aufkommt. Weder theoretisch noch praktisch wüßte ich die Einrichtung unserer öffentlichen Schulen, welche die Knaben so viel unter sich allein bleiben und eine Gesellschaft für sich bilden läßt, in Schutz zu nehmen, außer in der Voraussetzung, daß die oberste Klasse im Stande sey, gewißermaßen die Mittelperson zwischen den Lehrern und den jüngeren Knaben vorzustellen, d. h. im Stande, auf die letzteren durch ihr Beyspiel und ihren Einfluß wohlthätig zu wirken, und an die Stelle der schlechten Sitte, die sich in einem Haufen sich selbst überlassener Knaben erzeugt, die eigne bessere zu pflanzen. Habe ich nun in dieser Klasse Leute, die das nicht vermögen oder nicht wollen, (vielleicht nicht aus eigentlicher Verdorbenheit, sondern weil sie aus Rohheit oder Schwäche selbst keine Bildung annehmen,) so thut deren Anwesenheit dadurch, daß Jüngere sie zum Muster nehmen, so großen Schaden, bringt die Schule so in Gefahr, zum Bösen anstatt zum Guten zu erziehen, daß ich nicht anders abhelfen kann als durch Ausschließung solcher Leute." I. 122.

So viel Mißmuth und selbst Unwillen dieses Verfahren Anfangs erregte, so bewährte sich doch die Zweckmäßigkeit desselben in vielen Fällen, worunter manche waren, in denen die jungen Leute, die es getroffen hatte, durch eine neue, ernstere Umgebung gebessert wurden.

Auch in der Ordnung des Unterrichts erfüllte Arnold die Erwartungen nicht, welche die Neuerungslustigen von ihm gehegt hatten. Unter die Lehrgegenstände nahm er zwar die Anfangsgründe der Mathematik und der neueren Geschichte, wie auch der deutschen und der französischen Sprache auf.

„Es ist, schrieb er, in späteren Jahren so schwer, etwas von vorn anzufangen, und dagegen vergleichungsweise so leicht, etwas frühe begonnenes fortzusetzen, daß wir, dünkt mich, verpflichtet sind, gleichsam mehrere Gruben des Wissens mit unseren Zöglingen anzubrechen, damit sie, über die ersten Schwierigkeiten zu einer Zeit hinausgekommen, wo sie noch eine Nöthigung von Außen antrieb, in der Folge das Studium fortsetzen können wenn sie Lust dazu haben." II. 214.

Die Hauptsache aber blieben die alten Sprachen, trotz dem eben damals am lautesten gewordenen Widerwillen eines großen Theiles der Gebildeten.

„Das Sprachstudium, sagte er, scheint mir ganz eigentlich dazu gemacht, daß es den jugendlichen Geist bilde; und die griechische und lateinische Sprache, die an sich so vollkommen sind, scheinen mir die rechten Werkzeuge zu seyn, Sprachlehre mit Knaben zu treiben, was man ganz vergeblich versuchen würde, wenn man sich dazu ihrer eigenen Muttersprache bedienen wollte." I. 135.

Eine Ansicht, in der ihn fortschreitende Erfahrung so bestärkte, daß er mehr und mehr Gewicht auf diesen Unterricht legte und selbst die Uebung in lateinischen Versen, die er Anfangs als eine unnütze Ziererey abgestellt hatte, wieder einführte und mit Liebe pflegte, ob sie ihm gleich viel Mühe machte.

Lehrstunden gab er selbst nur der obersten Klasse, doch besuchte er jede der unteren von Zeit zu Zeit und erhielt sich in steter Kenntniß von den Fortschritten der Schüler, indem er durch Fragen ihre Aufmerksamkeit weckte und schärfte. — Uebrigens vertraute er den Unterlehrern, die er mit der größten Sorgfalt wählte, frey von Nahrungssorgen stellte und als Mitarbeiter behandelte, auch jede Woche einmal zu einer Berathung versammelte, ohne die er keine Anordnung von einiger Erheblichkeit traf. Von seiner Sorgfalt in der Wahl zeugt ein Brief an einen ehemaligen Zögling, der ihn über die Erwählung eines Berufes, ob Pfarrgeistlicher oder Schulmann, befragt hatte.

„Eine Eigenschaft die ich höchst wichtig finde, ist Munterkeit. Nur wenn diese der Lehrer selbst besitzt, kann er, worauf sehr viel ankommt, die von Natur lebhaften Knaben zu der Erkenntniß bringen, daß Munterkeit etwas anderes ist als leichtsinniges possenhaftes Wesen. Nun dünkt mich das Betragen mancher sehr schätzbaren Männer zu Oxford, von denen ich Sie selbst nicht ganz auszunehmen wüßte, sey das gerade Gegentheil von Munterkeit; keineswegs erzwungen sondern natürlich, aber vielleicht durch die Meynung bestärkt, so sey es recht und schicklich. Allein hier liegt meines Erachtens der große Unterschied zwischen dem Betragen, das an einem Pfarrgeistlichen und an einem Jugendlehrer wünschenswerth ist. Der Geistliche verkehrt sehr viel mit Armen und Kranken, wo Munterkeit sehr am unrechten Orte wäre, der Lehrer aber mit den jungen, gesunden, glücklichen, die er nur meistern kann, wenn er so lebendig ist als sie, und damit ihnen beweist, daß seine Besonnenheit nicht aus Mangel an Reizbarkeit und Theilnahme herrühre. Freylich gilt das nur von jungen Lehrern; an alten würde solche Munterkeit meist unnatürlich seyn." II. 176.

„Ich sehe, schrieb er an einen andern, allerdings auf Gelehrsamkeit, weil selbst die Anfangsgründe zu lehren der am tauglichsten ist, der das Fach ganz inne hat. Kann man aber nicht alles zusammen haben, große Gelehrsamkeit einerseits und andererseits Liebe zur Sache und lebhaften Geist, so ziehe ich die letzteren vor, weil erstere viel leichter noch zu erwerben ist als diese.“ I. 104.

Gar treffend schildert er die Nachtheile die zuweilen aus der Anstellung mittelmäßiger Lehrer entspringen.

„Unter zwanzig Knaben sind wohl neunzehn, für welche der Unterricht eines mittelmäßig begabten Lehrers gut genug ist; aber der zwanzigste, der Knabe von vorzüglicher Anlage, auf deren Ausbildung mehr als auf der andern ankommt, der kann leicht Schaden nehmen, wird er nicht frühzeitig unter die Leitung eines Mannes gestellt, dessen Ueberlegenheit in mehr als bloßem Wissen er anerkennen muß. Die Gefahr ist mehrfältiger Art. Ein Knabe in diesem Falle wird das Wissen selbst verachten, in dessen Besitz er einen Mann findet, den er dessenungeachtet weit übersieht. Ein anderer wird sich einbilden, so hoch über jedermann zu stehen als er merkt, daß er über seinem Lehrer steht; wird also hochmüthig und höhnisch absprechend werden. Ein dritter wird es als Pflicht, als ein Werk der Demuth ansehen, daß er sich mit seinen Geisteskräften nicht über den niedern Stand derjenigen erhebe, die er an dem Manne kennt, welchem er sich zu Ehrfurcht verbunden fühlt; und man hat Beyspiele, daß die Verehrung eines reichbegabten Jünglings für einen gering begabten Lehrmeister gewirkt hat wie ein Mühlstein um den Hals eines Adlers.“ I. 144.

Als Lehrer war er hauptsächlich darauf bedacht, seine Schüler zu der Geistesarbeit anzuhalten, durch welche sie mehr selbst erwerben lernten, als bloß empfingen. Ihr seyd nicht hier um zu lesen, sagte er, sondern um zu lernen wie man lesen soll; nicht sowohl Kenntnisse zu sammeln als der Mittel dazu mächtig zu werden. Daher bestand sein Unterricht weniger in Vorträgen als in Fragen, womit er die Aufmerksamkeit der Schüler auf den Hauptpunkt an jedem Gegenstande zu lenken wußte und gemeinschaftlich mit ihnen nach Begriff und Ausdruck strebte. Das Fragen, sagte er, ist nicht nur anregend und festhaltend, sondern vertreibt auch, was sonst einen der für sich liest gar leicht befällt: jene Trübung des Gedankens, in welcher man unbestimmte Eindrücke für bestimmte, einen unvollständigen Begriff für einen vollen hinnimmt und so zwischen Kenntniß und Unkenntniß schwebend sich selbst beständig täuscht. I. 141. Er trug auch kein Bedenken, wo er auf eine Schwierigkeit stieß, die er selbst nicht alsbald lösen konnte, z. B. in der Mathematik, die seine Stärke nicht war, Schüler, die er der Lösung fähig glaubte, dazu aufzurufen. Er verlor dadurch nicht an Ansehen, gewann vielmehr, indem er ein Beyspiel von Aufrichtigkeit und von Verachtung alles Scheinwesens gab. Uebrigens lernte er selbst unabläßig zu.

„Man ist, schrieb er an einen Freund, nur so lange fähig zu lehren als man selbst noch täglich lernt. Ist der Geist einmal zum Stillstande gekommen, so kann er einem andern keinen frischen Trunk mehr geben; er schöpft aus einem Brunnen, statt aus einer Quelle.“ II. 153.

In den englischen Mittelschulen werden gewöhnlich mehr Poeten als Prosaiker gelesen. Arnold erklärte sich gegen diese Gewohnheit.

„Denen welche Gaben, Geschmack und Neigung zur Poesie haben, sind diese Lehrstunden von Nutzen; die Mehrzahl der Schüler aber bleibt dabey ganz kalt und hat nicht den geringsten Gewinn davon.“ I. 259.

„Ich erstaune über den gänzlichen Mangel an poetischem Gefühl, den ich bey der Mehrzahl der Schüler entdecke. Homer ist ihnen so unverständlich als Virgil. Ihnen sind die starken, warmen Züge ganz verloren, die einem lebhaften Geiste so mannigfaltige Bilder nahe legen und gleichwohl ihm selbst auszuführen überlassen.“ II. 49.

Dieß mag einer von den Fällen seyn wo er etwas zu rasch aburtheilte. Man wird das Lesen der Dichter nicht immer da als wirkungslos betrachten dürfen, wo es keine Begeisterung oder auch nur Theilnahme erregt. Das sinnreiche Alterthum stellte die geheime Gewalt der Poesie unter dem Bilde der leblosen Natur dar, die der Gesang des Orpheus oder des Amphion bewegte.

Daran scheint Arnold nicht geglaubt zu haben; daher hielt er sich meist an die Prosaiker, ging aber da über Demosthenes und Plato hinaus bis zu dem Autor den er am meisten bewunderte, und in dessen Sinn er vielleicht tiefer als andere Ausleger eingedrungen ist, Thucydides. Was er neben gründlicher Erklärung am eifrigsten betrieb,

war mündliche Ueberſetzung aus dem Stegreif. Dieß betrachtete er nicht nur als den einzigen Weg, Jünglinge in den Geiſt der Claſſiker einzuführen, ſondern auch als das beſte Mittel, ihren Geſchmack zu ſchärfen und beſonders ſie in gewandtem Gebrauche ihrer Mutterſprache gründlich zu üben. Er ſagt darüber in einem Briefe an den Kanzler der Londoner Univerſität, worin er die Verbindung mündlicher mit ſchriftlicher Prüfung dringend anräth:

„Uebertragung aus dem Stegreif iſt in unſerem Unterrichtsweſen die einzige Uebung die einen Jüngling gewöhnen kann, ſich ohne Vorbereitung gut und geläufig auszudrücken. Dadurch wird Schüchternheit und Blödigkeit bezwungen; Fehler, mit denen manche Leute das ganze Leben hindurch behaftet bleiben.“ II. 116.

Da er weder Umſchreibung noch freye Uebertragung zugab und beſtändig darauf ſah, daß weder zu ſchwache noch zu ſtarke Ausdrücke gewählt, die Sätze weder gedehnt noch verkürzt wurden, überhaupt die Ueberſetzung ſich der Urſchrift ſo nah, aber auch nicht enger anſchmiegte als der Unterſchied der Sprachen es geſtattete, ſo war dieß eine große, und anſtrengende, aber auch aneifernde und vielfach lohnende Arbeit.

Bey der Beſtimmung der Aufgaben für die ſchriftlichen Ausarbeitungen der Schüler, ſowohl lateiniſche als engliſche, hielt er die ſonſt üblichen Gemeinplätze fern und wählte vorzugsweiſe Gegenſtände, die in den Lehrſtunden vorgetragen oder berührt worden waren, z. B. die Teutoburger Schlacht, die merkwürdigſten Begebenheiten und Namen des Jahres 1600, Briefe des Trebatius aus Britannien als Antworten an Cicero u. dgl. II. 356. Einmal hatte er vor, Bacon's Instauratio magna mit ſeinen Schülern zu behandeln, von denen alle ſchwerfällige oder incorrecte Stellen aufzuzeigen und zu berichtigen geweſen wären. I. 426.

Den Vorwurf, der ſich zuweilen hören ließ, den Schülern würde von ihm zu viel zugemuthet, lehnte Arnold ab, indem er nachwies daß Zeit genug zur Erholung übrig blieb, die er übrigens nicht nur erlaubte ſondern ſelbſt gebot. Viel Leſen in den Freyſtunden ſah er nicht gern und ließ es namentlich nicht auf Koſten der körperlichen Bewegung, wozu er oft ſelbſt anführte, gelten. Ueber den Einfluß der unterhaltenden Leſerey bemerkt er in einem Briefe von 1839:

„Kindiſches Weſen ſcheint unter den Knaben, ſelbſt von guter Anlage, im Zunehmen. Ich kann es mir nicht anders erklären als durch die große Zahl der Unterhaltungs-Schriften die jetzt in Umlauf ſind. Davon werden dieſe Knaben ſo ſatt, und das ohne Mühe, daß ihnen wenig Begehren nach beſſerer Geiſtesnahrung bleibt.“ II. 139.

Er begegnete dieſem Hange zu unterhaltenden Büchern nicht mit Härte, wie der große Bentley, der einſt ein ſolches ſeinem Neffen mit der Weiſung abnahm, nichts mehr zu leſen, das er nicht excerpiren könnte; ſondern mit der Aufmunterung zum Leſen von Büchern, die zugleich nützten und vergnügten. Dieß gelang ihm mit Zöglingen am beſten, die Geſchmack an der Geſchichte fanden, weil er ihnen in den Lehrſtunden Gelegenheit gab, Früchte ihres Leſens von Quellen-Schriften, (nicht von Weltgeſchichten „für alle Stände“ oder „für das Volk“) darzulegen, indem ſie, von ihm aufgefordert, ſeinen Vortrag damit ergänzten, manchmal ſogar berichtigten.

Hatte er Freude an guten Anlagen, die ſich fröhlich ausbildeten, ſo war doch ſeine Achtung und Zuneigung noch mehr wohlgeſinnten Schülern zugewandt, die ſich bey minderen Fähigkeiten durch anhaltenden Fleiß hervorthaten. Giebt es, ſagte er, auf Erden etwas bewundernswerthes, ſo iſt es der göttliche Segen, der auf geringen Kräften ruht, wenn ſie redlich, ernſtlich und beharrlich gepflegt werden. Er wies einſt auf einen ſolchen Zögling und ſagte: der iſt meiner Ehrerbietung werth.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. May.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Metaphysische-Psychologie des heiligen Augustinus. Gelegenheitsschrift von P. Theodor Gangauf Ord. Bened. zum Schluß des Studienjahres $18\frac{43}{44}$ Augsburg.

Wenn die Nachwelt einst in ihrem Urtheile über den geistigen Höhepunkt Deutschlands von der literarischen Produktivität unserer Tage ausgeht, so kann es wohl nicht fehlen, daß dasselbe bey der immer noch wachsenden Thätigkeit ausnehmend günstig ausfalle. Der Verfasser des Vorliegenden aber scheint der gegentheiligen Ansicht, indem er indirekt beweist, daß die Zeit nur darum so schwatzhaft und schreibselig sey, weil die wenigsten sich die Mühe nehmen, sich erst die Leistungen der vergangenen Jahrhunderte anzueignen, und ein jeder, schnell und von vorneherein mit seinem Geiste fertig, sich ohne Rücksicht auf alle anderen gebehrde, als habe die Welt nur auf ihn gewartet, bis er endlich das Wort gefunden, und diesen oder jenen Punkt einmal zur Sprache gebracht.

Daß aber mit diesem Zustand einer fieberhaften Thätigkeit dem Wesen der Dinge keineswegs aufgeholfen sey, dazu liefert besonders die moderne Philosophie den Beleg, welche in der Regel nur spatentief geht, und weit entfernt, sich über die Gründe der wirklichen Dinge zu orientiren, und über alle Welterscheinungen Erklärung und Antwort zu geben, gar nicht einmal versteht, daß dieß ihre Lebensaufgabe sey. Das gilt insbesondere von der Hegel'schen Begriffsphilosophie, welche nur ihr Instrument begreift, und über das Denken oder die Logik des Geistes nicht hinauskömmt; und charakteristisch genug namentlich des ethischen Vermögens für wissenschaftliche Erkenntniße nicht nothwendig hat, weil auch die Zeit überhaupt eine kraft- und willenlose ist. Das ist die Philosophie, welche den Menschen ganz und gar isolirt, und all seine geistigen Anlagen auf den bloßen Verstand reducirt, darum aber auch nur über Einzelnheiten sich für seinen Theil verständigt. Dagegen hat schon Schelling mit Recht sich erhoben, indem er in seiner „Methode des akademischen Studiums“ S. XV. erklärt: „Alles Wissen, das nicht unmittelbar oder mittelbar, sich auf das Urwissen bezieht, ist ohne Realität und Bedeutung. . . . Jeder Gedanke, der nicht im Geiste der Einheit und Allheit gedacht wird, ist in sich selbst leer und verwerflich; was nicht harmonisch in dieses treibende und lebende Ganze einzugreifen vermag, ist ein todter Absatz, der nach organischen Gesetzen früher oder später ausgestoßen wird.“

Diese universelle Beherrschung ist aber nicht Sache des abstrakten Begriffs, sondern Aufgabe einer Ideenphilosophie, die sich zur Höhe der Dinge aufschwingt und vom Oberen, Positiven anknüpft, nachdem die Negation ihre Impotenz längst erwiesen hat. Schelling ist es nun, oder der Philosoph der Offenbarung, den der Verf. darum hervorhebt, weil er zuerst wieder an das Gottgegebene angeknüpft, und fügen wir hinzu, den Gedanken ausgesprochen, daß man seit Cartesius bloß negativ philosophirt habe, ohne sich darüber selbst klar

zu werden, jetzt aber mit dieser gewonnenen Einsicht erst die positive Philosophie anfange. Er ist der Mann, der eben damit sich selbst als den Schlußstein der bisherigen negativen und als den Grundstein der kommenden, positiv christlichen Philosophie mit Recht betrachtet hat — wenn er gleich noch an den pantheistischen Voraussetzungen seiner Naturphilosophie hangend, wovon er auf der untersten Stufe ausgegangen, wie er selber bekannt hat, bey seinen Jahren, wo ein Jüngerer seine Stelle einnehmen sollte, nicht mehr im Stande seyn dürfte, das System einer positiven Philosophie auszubauen, und ein neues Zeitalter darin herbeyzuführen. Was man immer sagen mag: er war zu seiner Zeit der Napoleon in der Philosophie, im ganzen Sinne des Wortes; und bey der vielfachen kleinlichen Schmähung, die diesem Heros des Geistes für sein redliches Ringen und Streben nach einer immer höheren Stufe der Erkenntniß zu Theil geworden, ist es eine wohlthuende Erscheinung, einmal auch wieder eine Stimme der Anerkennung zu vernehmen. Ist es nicht gegenüber der Erbärmlichkeit, zu der das Hegelthum ausgeartet ist, indem dessen Vorkämpfer ihren Unglauben an die Unsterblichkeit des Menschen, wie zum Triumphe der Thierheit ausposaunen, eine nicht geringere Schmach, wenn viele, die Schelling vielleicht bloß von Hörensagen kennen, und nicht wissen, wie er die Vermittlung der Offenbarung zur Erkenntniß des Menschengeistes als das höchste Ziel seiner Philosophie sich gesetzt, und dem Christenthume eine ungleich höhere Stellung in und über der Weltgeschichte eingeräumt hat, als selbst viele gläubige Theologen mit ihrer sektenmäßigen Behandlung: jetzt an einzelne Blößen sich hängen, um ihn in den Staub herabzuziehen, während seine Schüler oft sich sagen mußten: Hat uns nicht das Herz gebrannt, als er mit uns redete, und uns die weltbewegenden Ideen vorführte? Wie er Mythologie und Geschichte im christlichen Geiste mit einer Großartigkeit aufzufaßen wußte, daran mochten die, deren Geist nur auf Filigranarbeit eingerichtet ist, und die nichts kernhaftes Ganzes zu faßen und wiederzugeben sich beykommen lassen, auch nicht aus einem Irrthume so leicht auf die entgegengesetzte Wahrheit aufmerksam werden, freylich wenig Gefallen haben: aber die Schuld lag an ihnen. Und wenn er jetzt auch minder produktiv geworden ist: uns Süddeutschen ziemt es am wenigsten, in den Hohn der Hegelingen einzustimmen.

Wenn man ihn im Verhältniße zu den Früheren, etwa zu Fichte betrachtet, welcher mit der „Anweisung zum seligen Leben“ schloß, und darin christlich zu seyn sich mühte; so hat kein Philosoph je so gewichtige katholische Bekenntniße abgelegt, und wir werden uns bald entschieden haben, auf wessen Seite wir treten, wenn wir bedenken, daß eben diese seine Einlenkung zur Gotteswahrheit in Mitte der verkehrten Zeitgenossen der Grund seiner jetzigen Verkennung ist, und seine zweyte oder positive Philosophie darum als erneuter Scholastizismus verschrieen wird. Ist er einst abgetreten, dann werden die construktiven und conservativen Denker ihn mit Sehnsucht zurückbegehren!

Von dieser Ueberzeugung scheint auch der Herr Verf. ausgegangen zu seyn, wenn er S. 4 sich äussert:

> „Daß eine herrschende Philosophie auf einige Zeit fehlen dürfte, ist uns in der That von sehr geringem Belange, wenn darunter doch nur eine Philosophie gemeint ist, welche nichts über sich erkennen, von einer ausser und über ihr seyenden Offenbarung nichts wissen will, oder auch geradezu gegen dieselbe ankämpft. Wenn es an einer solchen negativen Philosophie gebricht, so hat, falls dafür eine positive an die Stelle tritt, die Menschheit gewiß keinen Schaden . . . . — Allein wir können uns über dieses schon von Herzen freuen, daß der Mann, der groß bleibt, seine Gegner mögen ihn wie immer herabwürdigen; der einst in seiner riesigen Kraft mit kühnstem Aufstreben ins Absolute sich versenkend, nach nichts Geringerem, als von da aus in seinem Gedankensysteme das Universum zu umfaßen und zu construiren strebte, nunmehr noch einem mehr denn fünfzigjährigen Forschen und manchem großen Irrgange da angelangt ist, faktisch zu erkennen zu geben, daß die Philosophie ihre Berichtigung, Ergänzung und Vollendung doch nur im Lichte der Offenbarung finden könne, und so auch seinerseits noch einen Stein beyzutragen sucht zum Aufbau einer wahrhaft positiven Philosophie.“

Woher soll aber nun diese kommen? Der Verf. antwortet hierauf mit einem Bedauern, daß Schelling den Kirchenvätern weniger sein Studium zugewendet, um mit ihnen vertraut zu werden, wie der

große Leibnitz. Er redet deßfalls nicht von Anselm von Canterbury, er steigt nicht bis zu dem tiefsinnigen Skotus Erigena und zu den späteren Gründern der wahren scholastischen Philosophie herab, sondern weist beyspielsweise an dem großen Augustinus nach, welcher die Tiefe eines Plato mit der Schärfe des Aristoteles vereinte, welche Ausbeute für eine wahrhaft christliche Philosophie hier winke.

Gewiß! Augustin stand am Wendepunkt einer ganzen Zeit; er war eine jener großen Säulen, die als Meilenzeiger des Geistes an den Gränzen von Jahrhunderten gestellt sind, um die Weite des menschlichen Forschrittes anzuzeigen. Ein Beyspiel seines philosophischen Riesengeistes führt uns der Verf. nur, wie es der Titel seiner Schrift besagt, in Augustins Seelenlehre vor. Wenn Schelling sichs wieder zum Bewußtseyn gebracht und wenigstens dunkel ausgesprochen hat, daß die absolute Philosophie nicht beym Begriff des Geistes stehen bleiben, ja am Ende nicht einmal davon ausgehen könne, da er an sich arm ist, und, müssen wir sagen, die Vernunft nicht einmal das Wort der Sprache zu ihrer ersten Bewegung findet, wenn es ihr nicht als erste Offenbarung des göttlichen Logos an die Menschheit überliefert wäre: Das hat Augustin längst mit den kurzen Worten: **Crede, ut intelligas!** gesagt. Aber den Ideenreichthum des Sonnen-Adlers unter den vier großen Kirchenvätern hebt der Verf. glänzend hervor, indem er ihn mit dem göttlichen Plato vergleicht. „Platons Geist, sagt er S. X, erschwang sich nicht zur Idee eines allmächtigen Wesens oder Weltschöpfers; er dachte sich Gott nur als einen Weltbildner, und das führt auf seiner Seite eine Grundverschiedenheit in der Ideenlehre mit sich.“ Wenn das gesammte Heidenthum nicht über den Emanationsglauben hinauskam, so sind ihm, dem erhabenen Schüler des Sokrates, die Ideen absolute, demiurgische Gewalten, die er, wie es scheint, ganz unabhängig neben dem höchsten Wesen bestehen ließ. Gott ist ihm keineswegs der Schöpfer des All aus dem Nichts, also daß das göttliche Ich in ewiger Freyheit das Nichtich als die Welt sich gegenübergesetzt, sondern vor ihm stehen die ewig bildenden, gestaltenden Ideen, die ihm über die Nothwendigkeit des Daseyns keine Wahl lassen. Es sind die Potenzen des bildenden Seyns, nach Schellings Terminologie, der dunkle Grund, von dem Gott in der Schöpfung sich erhebt, oder sich losringt. Augustin dagegen bestimmte die Ideen als die ewigen und unwandelbaren Gedanken Gottes von den Dingen; er verwarf nicht bloß den heidnischen Satz: aus Nichts wird Nichts! als unpassend für den Urbeginn der Dinge, sondern Gott ist ihm der schöpferische Herr der Idee, der es von Anfang in seiner Gewalt hat, die Welt im Beginne der Zeit ins Daseyn zu rufen. Es ist in der That schwer zu begreifen, wie Schelling Gott für den Herrn des Seyns erklären kann, da er doch auf der anderen Seite die Ewigkeit auf Null oder den ersten, für den Gedanken nothwendigen Ausgangspunkt reduciren muß, um das Wort darauf zu finden, warum Gott überhaupt nicht früher in den Proceß der Schöpfung sich eingelassen? Er sagt wohl auch: Gott belustigte sich vom Anfange mit dem Gedanken der zukünftigen Schöpfung, wie die göttliche Weisheit bey Salomo (Sprüchw. VIII, 22 f.) spricht: „Gott hatte mich im Anfang seiner Wege, ehe dann die Welt war. Ich war dabey, als er den Grundstein der Erde legte, und ordnete alles. Ich spielte vor ihm allezeit und hatte meine Freude zu seyn bey den Menschenkindern.“ Aber wenn Gottes Gedanken auch ihm schaffende Gedanken sind, also zwar, daß das, was Gott denkt, eben damit auch ist; wie man dieß nicht großartig genug fassen zu können meynt: so hört er ja eben damit auf, Herr seiner Ideen vor ihrer Verwirklichung zu seyn, und da ihm alles in gleicher Gegenwart vorschwebt, so müßte darum die Welt, im Principe mit Gott seyend, auf pantheistische Weise auch ewig ihr Seyn behaupten!

(Schluß folgt.)

The Life and Correspondence of Thomas Arnold etc.

(Schluß.)

Eng und innig mit dem Unterrichte war die Erziehung verbunden, derenhalber er auch darauf sah, daß die meisten Schüler theils seine, theils der Unterlehrer Hausgenossen wurden. Dem Schullehrer, pflegte er zu sagen, liegt Seelsorge nicht weniger ob als dem Pfarrgeistlichen. Wie er nur den christlichen Staat als den ächten Staat anerkannte, so auch nur die christliche Schule als die ächte Schule. Die Erziehung in seiner Anstalt hatte daher nicht bloß, wie man oft sagen hört, eine religiöse Grundlage, sondern sie war selbst religiös. Das war es was seinem Wirken, bey aller Mannigfaltigkeit und allem Wechsel in Gegenstand wie in Behandlung, die große Einheit und Stetigkeit gab. I. 107.

Der Verf. der vorliegenden Lebensbeschreibung, selbst ein Zögling Arnold's, handelt ausführlich und mit Vorliebe von dessen Religionsunterricht, der nicht in Lehrstunden allein ertheilt wurde, sondern auch durch Predigten, die A. jeden Sonntag in der Kapelle der Anstalt hielt. Diese Predigten besonders, von denen fünf Bände im Druck erschienen sind, machten und hinterließen den tiefsten Eindruck. Sie dauerten nicht über zwanzig Minuten und legten den Schülern, oft mit Beziehung auf jüngste Vorfälle, was von ihnen zu erstreben, was zu meiden sey, eindringlich ans Herz. Unermüdlich zeigte sich darin Arnold's Eifer namentlich gegen den Fehler, welchen er als einen der verderblichsten, nicht allein für die Schule sondern für das ganze Leben, bezeichnete: sclavische Unterwerfung unter die Macht einer anmaßlichen, vermeyntlich öffentlichen, Meynung. Wenn der Geist Elias mitten unter uns träte, sprach er einst in einer Predigt, und wir ihn fragten, was sollen wir thun? so würde er antworten: Fürchtet und beachtet nicht die Stimmen aus eurer Mitte, sondern fürchtet und beachtet allein Gottes Stimme. I. 116.

Aber nicht nur durch Religionsunterricht und Predigt war Arnold bemüht den religiösen Sinn zu wecken und zu pflegen; in allen seinen Lehrstunden ergab sich ihm ungesuchter Anlaß dazu. Kam er in der Geschichte auf Zeiten, wo ein großes Geschick vollbracht wurde, so wies er darin das Walten der göttlichen Vorsehung nach. Bey Stellen der Alten wo die Gräuel des Heidenthums offen lagen, machte er aufmerksam auf den reinen und reinigenden Geist des Christenthums. Sprach er noch so kurz von Uebelthaten der Mächtigen, die ihr Vermögen über die Welt mißbraucht haben, so erschütterte die Zuhörer sein unwilliger Blick und Ton. Dagegen riß es sie zur Bewunderung und Verehrung hin, wenn er ihnen an Ludwig dem heiligen das Bild eines christlichen Helden vorhielt. I. 150.

Diese Schilderung Arnold's als Pädagogen beschließt ein Zeugniß das vor kurzem ein Mann abgelegt hat, der zu seinen Gegnern im Kirchlichen und Politischen gehörte. D. Moberly, Vorsteher der großen Schule zu Winchester, und früher des ansehnlichsten Orforder Collegiums, schreibt:

„Ehehin war der Ton unter den jungen Leuten, welche die Universität bezogen, namentlich denen, welche aus einer öffentlichen Schule kamen, durchgängig irreligiös; nur selten ließ sich ein religiös gesinnter sehen und wurde ausgelacht. Eine auffallende Veränderung ist aber mit unseren öffentlichen Schulen vorgegangen; und nur wer diese früher gekannt hat, kann die Größe der Veränderung ermessen. Davon hat ohne Zweifel die allgemeine Besserung unserer Zeit in religiöser Gesinnung ihren Theil; daß aber diese Besserung in unsern Schulen eingeführt worden ist, das verdankt man hauptsächlich dem lautern, ernsten Vorsatze, der Frömmigkeit, der Charakterstärke und der Macht des Einflusses D. Arnold's. Er ist der erste gewesen. Bald wurden wir auf der Universität gewahr, daß seine Zöglinge mit einem ganz andern Geiste, als dem uns sonst bekannten, nach Oxford kamen. Ich spreche nicht von Meynungen die uns nicht zusagen konnten; aber besonnen, männlich gesinnt, pflichtgetreu und fromm waren seine Zöglinge; und wir mußten an Arnold eine, seit vielen Jahren unbekannte, Wirksamkeit für das Gute in unseren Hauptschulen ehren.“ I. 186.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. May.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Metaphysische Psychologie des heiligen Augustinus.

(Schluß.)

Es ist dieß überhaupt ein schwieriger Punkt, von dem selbst Augustin nicht recht hinwegkömmt, indem er von den aus sich wirksamen, lebenschaffenden oder Lebensgedanken Gottes spricht, und nicht zur Genüge unterscheidet zwischen dem wesenhaften, d. h. dem in seinem innersten Wesen erzeugten Gedanken, welcher eben der göttliche Logos ist, den der Vater von Ewigkeit im Geiste getragen, und in dieser substanziellen Einheit und Verbindung sich als der dreypersönliche entfaltet hat und zwischen Gedanken aus Gott, d. h. die er außer seinem Wesen, nämlich aus dem Nichts denkt und in seiner Willkühr hat. Wenn Schelling, freylich noch auf seinem naturphilosophischen Standpunkte, in seinem Werke Philos. und Relig. S. 31 erklärt: „Gott als das Absolute kann nur wieder Absolutes produciren," u. S. 51 die jetzige Erscheinungswelt „eine Ruine der göttlichen oder absoluten Welt nennt": so hat er eben zwischen den absoluten und relativen Ideen in Gott, zwischen seinem nothwendigen oder substanziellen Gedanken und den zufälligen, unwesentlichen, aus denen die Welt der Dinge hervorgegangen, nicht unterschieden; und der Verf. bemerkt richtig S. XVIII: „Wir vermögen nicht einzusehen, wie das Absolute, sage das Absolute, abfallen kann; wohl aber begreifen wir die Möglichkeit eines Falles des Endlichen."

Gott beherrscht also die Potenzen, d. h. er hat alle Möglichkeiten vor sich, ohne sie nothwendig zu realisiren; er ist absolut frey, und nicht an die Wirklichkeit gebunden, und er hat auch den Menschen frey geschaffen und hat ihm das Gesetz gegeben, der Versuchung zu widerstehen und die möglichen Schranken nicht zu überschreiten. Aber indem dieser die Freyheit mißbräuchlich gegen die Lust der Wirklichkeit hingab, kam er um die angeschaffene Potenzialität und verfiel dem Banne der Natur, worin das Heidenthum als die wahre Naturreligion spielt.

So viel von den Ideen in und aus Gott, wie steht es nun aber mit den Ideen im Menschen: sind sie ihm angeboren oder nicht. Auch über diese und andere psychologische Streitfragen der Gegenwart möchte bereits der Kirchenvater uns einen tiefen Aufschluß geben. Plato glaubte an die angebornen Ideen, aber er leitete sie aus einer Metempsychose ab. Die Kirchenväter, so weit sie darüber sich erklären, huldigten demselben Glauben und dieß ist auch die einzig wahrhaft christliche Anschauung, wenn gleich jetzt die Theologen, durch die extreme Verkehrtheit der Aufklärungsphilosophie, die die Minerva aus des Menschen Gehirn entspringen ließ, auf die Seite des Gegentheils sich geworfen haben. Ohne angeborne Ideen müßte der Mensch um alles höhere Erbe aus seinem früheren paradiesischen Zustand gekommen, und sein Geist zur Tabula rasa geworden seyn, der nach der Reformationsansicht die göttliche Gnade ihre Typen aufdrückt. Seine Seele trüge keine Ahnung, keine Sehnsucht nach dem Himmlischen davon; und der Instinkt der Un-

sterblichkeit würde in seinem Leben sich nicht geltend machen.

Auch der große Denker, Augustin, hielt an den angebornen Ideen fest, widersagt aber dem Satze Plato's, sie als Erinnerungen aus einer Präexistenz der Seelen abzuleiten. Er verwirft die Lehre von der Präexistenz und Seelenwanderung geradezu als unchristlich, hatte aber zugleich Gelegenheit, seinen Zeitgenossen gegenüber sich über die Creation oder Generation der Seele zu erklären, welche beyde Theorien zur Stunde noch so steif festgehalten und gegen einander vertheidiget werden, wie damals. Hieronymus und mit ihm auch Laktantius und Optatus von Mileve vertheidigten die Präformation oder Vorausschöpfung der Seele, jeder insbesondere, bis sie nach der Zeugung in die Leiber eingingen.

Dieser Ansicht huldigten auch die Pelagianer, und stützten darauf ihre Häresie, daß auf der neugebornen Kindesseele keine Erbschuld laste, womit auch das alte Postulat eines limbus infantium hinwegfiel, obwohl viele Theologen der „ersten Kirche solche Seelen kraft des Opfers des neuen Bundes zur Anschauung Gottes gelangen ließen. Aber eben wegen des Begriffes der Erbsünde und der Rechtfertigung der Menschheit durch ihren Stellvertreter Christus, mißbilligte Augustin den Creatianismus, und forderte klare Beweise dafür, während er mit unverhohlener Hinneigung zum Generatianismus sich auf den Ausspruch des Weltapostels in seinem Römerbriefe V, 12. gründete: „Wie durch einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen ist und durch die Sünde der Tod, so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil alle in ihm gesündiget haben.“ Diese Zurechnung, so wie die rückwirkende, alles aufwiegende Genugthuung durch den Menschensohn als unseren Bruder konnte er sich nicht erklären, ohne die Vergegenwärtigung, daß die menschlichen Seelen wie Licht am Lichte sich zünden, und wir alle in Adams Seele eingeschlossen, gewissermassen mitgesündiget haben. Doch verdammte er die gegentheilige Lehre nicht unbedingt; denn er erkannte zu scharf die Schwierigkeiten, woran auch die Generationstheorie litt, wenn es auf die Frage ankam: wann die Seele zu dem Körper trete, und ob sie im Tode des Embryo vor der Geburt oder im Abortus als vollkommen anzunehmen sey, u. s. w.

So hat Augustin in der Seelen- und Ideenlehre, wie durch seine gesammte Spekulation der noch im Werden begriffenen christlichen Philosophie vorgearbeitet, wie ja seine Zeitgenossen von ihm auch erzählten, er habe die Gottheit selbst im Grüblein seines Geistes zu faßen versucht. Wahre Ausbeute und eine gründliche Bereicherung wird also eine positive Philosophie, wie sie vornehmlich Günther aufgefaßt hat, aus den heiligen Vätern schöpfen können. Dieß an einem Beyspiele zu zeigen hat der Herr Verf. sich zur Aufgabe gestellt, und schon durch die Entgegensetzung von Plato und Schelling, die durch Augustin der Zeit wie dem Geiste nach im Schach gehalten werden, den richtigen Standpunkt erwählt. Er hat die Resultate in klarer Anschauung sich und anderen vergegenwärtiget; nur in der überschwenglichen Begeisterung für den Freiburger Religionsphilosophen, aus dem er einige Anregung gezogen, können wir nicht unbedingt einstimmen, sondern wenn er S. IX und XI. dessen glänzende Gelehrsamkeit anstaunenswürdig findet, ja ihn auf Eine Stufe mit Görres stellt, und seine tiefen Kenntniße bewundert, so möchten wir denselben eher breit als tief nennen: wie denn auch der Herr Verf. zuletzt sich darüber hinaussetzt, und durch Staudenmaiers Urtheil über den seligen Klee, „diesen Mann voll Feuer und Kraft, der in den Vätern der Kirche lebte und schwebte,“ sich unangenehm berührt fühlt. Uebrigens können wir dem neuaufblühenden, aber in den Wissenschaften altberühmten Orden Benedikts zu solchen Leistungen, wie die hier in Frage stehende, nur Glück wünschen, und freuen uns auf ähnliche Jahresgedächtniß-Schriften für die Zukunft.

Dr. Sepp.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

Manuscripte.

Eine Chronik von Bayern bis zum Jahre 1530. Mit illuminirten Wappen und Abbildungen. Cod. chart. in fol.

Druckwerke.

Will. Boyd, The history of literature or the progress of language, writing and letters from the earliest ages of antiquity to the present time. Vol. 1. 2. Lond. 1843.

G. Brunet, Notice sur une édition inconnue du Pantagruel et sur le texte primitif de Rabelais. Paris 1844.

S. F. W. Hoffmann, Bibliographisches Lexicon der gesammten Literatur der Griechen. 2. Aufl. Th. 1 — 3. Leipzig 1844.

Dr. G. Waitz, Ueber die Gründung des deutschen Reichs durch den Vertrag zu Verdun. Kiel 1843.

A. Warzée, Essai historique et critique sur les journaux Belges. Journaux politiques. P. 1. Gand 1844.

Sev. Fabriani, Dei beneficii praestati dagli ecclesiastici alle scienze. Imola 1836.

Congrès scientifiques de France. Session 1 — 10. Strasb. 1843.

S. Fabriani, Sopra l'imortale benefizio recato degli ecclesiastici alla letteratura conservandola nel medio evo. Imola 1837.

J. Kollar, Ueber die literarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der slawischen Nation. Leipzig 1844.

Die Universität Freiburg nach ihrem Ursprunge u. s. w. Freiburg 1844.

Dr. H. Kletke, Handbuch zur Geschichte der neuern deutschen Literatur. Bd. 1. Von Haller und Hagedorn bis Herder. Berlin 1845.

P. C. van der Meersch, Recherches sur la vie et les travaux de quelques imprimeurs belges pendant les 15 et 16 siècles. Tom. I. Gand 1844.

Encyclopaedia of literary and typographical anecdote cet. Compiled by C. H. Timperley. Lond. 1844.

A. Arnold, Wissenschaftskunde oder Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften. Königsb. 1844.

Heeren und Ukert, Geschichte der europäischen Staaten. W. Wachsmuth, Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter. Th. 4. und letzter. Hamburg 1844.

Précis analytique des travaux de l'académie des sciences, belles lettres et arts de Rouen pendant l'année 1842. Rouen 1843.

Bulletin de la classe physico-mathématique de l'académie impériale des sciences de Saint-Pétersbourg. Vol. I. Pétersb. 1843.

Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moscou. Année 1843. Moscou 1843.

Annuaire historique universel ou histoire politique pour 1843. Paris 1844.

Address to the royal geographical society of London, delivered at the meeting on the 27 Mai 1844. London 1844.

Aelfric Society. N. 1 — 4. The homilies of Aelfric, with an English translation by B. Thorpe. Vol. I. p. 1 — 4. Lond. 1843 — 44. No. 5. The poetry of the Codex Vercellensis, with an English translation. By J. M. Kemble. London 1844.

Kongl. Vetenskaps - Academiens Handlingar för år 1840. Stockh. 1842.

Brantôme, Oeuvres complètes, accompagnées de remarques historiques et critiques. T. 1 — 8. Par. 1822.

J. Hutchinson, The philosophical and theological works. Vol. 1 — 12. London 1749.

Fr. Jacobs Vermischte Schriften. Reden, literarische Briefe und zerstreute Blätter. Bd. 8. und letzter. Leipzig 1844.

Giov. Bat. Niccolini, Intorno alla proprietà in fatto di lingua. Firenze 1828.

— —, Qual parte aver possa il popolo nella formazione d'una lingua. Firenze 1828.

Dr. G. Rosen, Ueber die Sprache der Lazen. Lemgo 1844.

Salomonis Ben Abrahami Parchon Aragonenis lexicon hebraicum, quod anno (m. 4921) 1161 concinnavit etc. Posonii 1844.

Dr. C. I. Corvé, Chrestomathia Rabbinica. P. I. Berol. 1844.

Dr. A. Geiger, Lehr- und Lesebuch zur Sprache der Mischnah. Abth. 1. Bresl. 1845.

St. Endlicher, Anfangsgründe der chinesischen Grammatik. Th. 1. Wien 1845.

Dr. U. W. Dieterich, Runen-Sprach-Schatz oder Wörterbuch über die ältesten Sprachdenkmale Skandinaviens. Stockholm 1844.

Charisi, Die ersten Makamen aus dem Tachkemoni oder Divan. Nach einem authent. Manuscript aus dem Jahre 1821 herausgegeben von S. J. Kämpf. Berlin 1845.

Leop. Dukes, Rabbinische Blumenlese. Leipzig 1844.

Susrutas Ayurvedas. Id est Medicinae systema a venerabili d'Hanvantare demonstratum a Susruta discipulo compositum. Nunc primum ex Sanscrito in Latinum sermonem vertit Dr. F. Kessler. Erlang. 1844.

Abel-Rémusat, Mélanges posthumes d'histoire et de la littérature orientales. Paris 1843.

Alb. Höfer, Indische Gedichte. Leipzig 1844.

Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung, aus dem Sanskrit zum erstenmal in das Deutsche übersetzt von M. Müller. Leipzig 1844.

Ibn Khallikan, Vies des hommes illustres de l'Islamisme en Arabe, publiées par le B. Mac Guckin de Slane. T. I. p. 1 — 4. Paris 1838 — 1840.

Hamzae Ispahanensis annalium libri X. Ed. Dr. J. M. Gottwaldt. Tom. I. Textus arabicus. Lips. 1844.

Jac. Gråberg da Hemsö, Ultimi progressi della geografia. Milano 1843.

Agassiz geologische Alpenreisen. Deutsch von Dr. C. Vogt. Frankf. 1844.

Th. Hallberg-Broich, Deutschland, Rußland, Caucasus, Persien. 1842 — 44. Bd. 1. 2. Stuttgart 1844.

Commentarius brevis et jucundus itineris atque peregrinationis, pietatis et religionis causa susceptae ab ill. D. Leone Bar. de Rosmital. Olomucii 1577.

Dr. Fr. Junghuhn, Topographische und naturwissenschaftliche Reisen durch Java. Magdeb. 1844.

Th. v. Wedderkop, Bilder aus dem Norden. Th. 1. 2. Oldenb. 1845.

H. Géraud, Chronique latin de Guillaume de Nangis de 1113 à 1300 avec les continuations de cette chronique de 1300 à 1368. T. 1. 2. Paris 1843.

Ch. Dodd, The peerage, baronetage, and knightage of Great Britain and Ireland, including all the titled classes. 4. year. London 1844.

Aex. Moreau de Jonnès, Aperçus statistiques sur la vie civile et l'économie domestique des Romains au commencement du 4 siècle de notre ère. Paris 1842.

Guil. Minervini, Il mito di Ercole e di Jole illustrato cogli antichi scrittori e co' monumenti memoria. Napoli 1842.

Witzschel, Die attische Tragödie, eine Festfeyer des Dionysos. Leipzig 1844.

Dr. M. W. Heffter, Die Mythologie der Griechen und Römer. Heft 1. Die Geschichte der Religion der Griechen. Brandenb. 1845.

M. Raoûl-Rochette, Choix de peintures de Pompéi, lithographiées en couleur par M. Roux et publiées avec l'explication archéologique de chaque peinture et une introduction sur l'histoire de la peinture chez les Grecs et chez les Romains. Livr. I. Paris 1844.

K. Morgenstern, Erklärungsversuch einer noch nicht bekannt gemachten Abraxas-Gemme. Dorpat 1843.

Grimelli, Osservazioni sui tessuti vestiarj. Modena 1843.

Fr. Troyon, Description des tombeaux de Bel-Air près Cheseaux sur Lausanne. Lausanne 1841.

Orellius, Inscriptiones Helvetiae. Turici 1844.

J. H. Krause, *Νεωκοροs* civitatis neocorae sive aedituae. Lips. 1844.

Ed. Gerhard, Ueber die Minervenidole Athens. Berlin 1844.

J. J. Bacyer, Ueber die Mittel der Alten, Brunnen zu graben. Berlin 1844.

Dr. J. Friedländer, Der Fund von Obrzycko, Silbermünzen aus dem 10. christl. Jahrhundert. Berl. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 25.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. May.
Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. März 1845.

1) Der Classensecretär meldet den am 5. März 1845 erfolgten Tod des kgl. bayerischen geheimen Rathes Ritter von Nau zu Mainz, vormals ordentlichen Mitgliedes der Classe, späteren Ehrenmitgliedes der Akademie mit dem Bemerken, daß er später einige biographische Notizen über den Verstorbenen vorlegen werde.

2) Derselbe giebt Nachricht von Mittheilungen der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, von der Einsendung einer Hagelkarte von Oberbayern, nebst Beschreibung durch den Hrn. Baron von Khistler, Assessor der k. Steuerkatastercommission, so wie von den bis jetzt in der Schweiz erschienenen geognostischen Karten nach einer brieflichen Mittheilung des Hrn. Professor Meisner in Basel.

3) Derselbe verliest den Auszug aus einem Briefe des Hrn. Professors Dr. Göppert zu Breslau d. d. 12. Februar.

„Im ganzen vorigen Jahre habe ich mich mit einer kritischen Zusammenstellung aller bis jetzt bekannten fossilen Pflanzen beschäftigt. Dieselbe soll, begleitet von einem nach Art des Steudel'schen Nomenclators bearbeiteten Synonymicums in Bronns Handbuch der Geschichte der Natur erscheinen, wo-selbst er eine ähnliche Bearbeitung sämmtlicher thierischen Reste liefern wird. Die Bernsteinarbeit hoffe ich Ihnen auch bald mittheilen zu können. Die Zahl sämmtlicher bis jetzt bekannter fossiler Pflanzen beträgt 1792 Arten in 61 Familien und 277 Gattungen. Brongniart zählte im J. 1828 ungefähr 500 Arten. Farn kannte ich 1836 253 Arten, jetzt schon 524. Diese Zahl vertheilt sich in den einzelnen Formationen in folgender Weise:

	Familien.	Arten.
Grauwacke (eine eigenthümliche, noch fast ganz neue, in Schlesien von mir beobachtete Flora, worüber ich in dem nächsten Hefte der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur ausführlich handle)	8	52
Kohlenkalk	3	3
Kohlenformation	18	816
Rothtodtliegendes und Kupfersandstein	4	39
Zechstein und Kupferschiefer	3	19
Bunter Sandstein	8	32
Muschelkalk	2	2
Keuper	8	52
Lias	12	75
Juraformation	9	159
Mealderthon	8	19
Grünsand	15	59
Kreide	1	3
Monte Bolca (wohl zur vorigen gehörig)	4	7
Untere Tertiärformation	10	120
Mittel tertiär Molasse, Obertertiär (einzelne Lagen noch nicht gehörig		

	Familien.	Arten.
bestimmt, daher vorläufig noch vereinigt)	48	327
Pflanzen unbekannter Formationen		11
Summa		1792

Interessant ist die Uebersicht der einzelnen Familien, die sich in den ersten Zeiten immer nur im Kreise der Kryptogamen und kryptogamischen Gefäßpflanzen bewegen und über Cicadeen nicht hinausgehen. Erst beym Grünsand beginnt größere Mannigfaltigkeit zu herrschen *).

4) Der in die Sitzung eingeladene Hr. Dr. v. Tschudi aus Glarus zeigte der Classe mehrere derjenigen Schädel, welche er in Peru gesammelt und namentlich aus den alten Gräbern enthoben hatte und deren ausführliche Beschreibung nach den drey Hauptformen der Chinchas, der Aymaras und der Huancas er in Müller's Archiv für Anatomie ꝛc. 1844, p. 98 folg. beschrieben und auf Tab. IV u. V abgebildet hat. Er bemerkte, daß seine Vergleichung der Huanca-Schädel mit demjenigen, welcher in Wien unter dem Namen des Avarenschädels von Grafeneck aufbewahrt werde, die auffallendste Aehnlichkeit zwischen beyden nachgewiesen habe.

5) Die Classe vernahm hierauf mehrere Gutachten: des Hrn. v. Kobell, über die praktische Bedeutsamkeit der in dem englischen Journal Art-Union besprochenen und durch einen Probedruck veranschaulichten Erfindung, Kupfer- und Stahlstiche nachzudrucken; — der HH. Akademiker Vogel und Schafhäutl über die Lauge des Sectionsingenieurs Feigele zur Präservirung von Hölzern unter der Erde; so wie eines andern Hrn. Referenten über die sogenannte Weltuhr von Baumbach.

---

6) Hr. Akademiker v. Kobell zeigte das von Hrn. Professor Wöhler ihm eingesendete Aluminium-Metall unter Mittheilung seines Briefes vor, und verlas hierauf drey Notizen

a) über ein neues Vorkommen von Zirkon in Tyrol.

Vor Kurzem brachte ein Tyroler mehrere ausgezeichnete Mineralien hieher, welche auf einem neuen Fundorte im Pfitschgrund an den Rothen Wänden vorgekommen sind. Es befanden sich darunter Perikline und Rutile von besonderer Schönheit, die letztern in Prismen bis zu $2\frac{1}{2}$ Zoll Länge und über $\frac{1}{2}''$ dick, zum Theil mit Zuspitzungen und in Zwillingen, und in dünnen Stücken mit schöner rother Farbe durchscheinend. Dabey war auch eine Stufe mit licht bräunlichem Sphen und einzeln aufgewachsenen farblosen Krystallen mit vorzüglich spiegelnden Flächen, welche ich näher untersuchte und als Zirkon oder Hyazinth erkannt habe.

Die Form ist gewöhnlich eine Combination von P, ∞P∞ und untergeordnet 3P3. Die Scheitelkantenwinkel von P fand ich bey gut stimmenden Messungen mit dem Reflexionsgoniometer 123° 25′. Mohs giebt 123° 19′ an, Breithaupt dagegen 123° 24′, welche Messung wohl genauer seyn dürfte. Die Krystalle sind ziemlich deutlich nach ∞P spaltbar. Die Härte ist die des Quarzes. Das aller-

---

*) Es dürfte nicht uninteressant seyn, diese Tabelle zu vergleichen mit einer ähnlichen, welche Fr. Unger in seiner so eben erschienenen Synopsis plantarum fossilium, Lips. 1845 gegeben (S. 296).

Das Vorkommen fossiler Pflanzen.

Gebirgsart.	Familien.	Arten.
Uebergangsformation	6	74
Steinkohlenformation	14	590
Rother Sandstein	5	36
Kupferkalk	3	18
Bunter Sandstein	8	38
Muschelkalk	2	2
Keuper	7	68
Lias	9	95
Oolithenformation	9	101
Wealdenform	3	11
Kreideform	12	71
Focenische Tertiärform	17	151
Miocenische Tertiärform	32	355
Pliocenische Tertiärform	12	38
	139	1648

dings sehr charakteristische spec. Gewicht konnte ich wegen Mangels an Material nicht bestimmen, das chemische Verhalten läßt aber keinen Zweifel über die Natur dieser Krystalle übrig. Vor dem Löthrohr waren sie unschmelzbar und unveränderlich, mit Phosphorsalz und Soda verhielten sie sich wie Zirkon. Eine kleine Quantität wurde fein pulverisirt mit concentrirter Salzsäure behandelt. Das Pulver wurde nicht angegriffen. Es wurde dann mit kohlensauerm Natrum aufgeschlossen und die Kieselerde abgeschieden. Die Auflösung wurde mit Aetzammoniak gefällt. Der Niederschlag war in Kalilauge unauflöslich. In Salzsäure aufgelöst, bildete er beym freywilligen Verdunsten blumig büschlige Krystalle, welche in Wasser aufgelöst, mit schwefelsauerm Kali einen im Wasser unauflöslichen oder sehr wenig löslichen Niederschlag bildeten. Der Niederschlag mit Aetzammoniak war also Zirkonerdehydrat.

Dieser Zirkon kommt in einzeln aufgewachsenen Krystallen bis zu 3 und 4 Linien Größe und meistens farblos und durchsichtig vor. Das Prisma ist sehr untergeordnet und erscheint öfters nur in kleinen Abstumpfungsflächen der Randecken von **P**. Es sind diese Krystalle wegen ihrer Farblosigkeit, Glätte der Flächen und Schärfe der Kanten die schönsten, die ich wenigstens von Zirkon bis jetzt gesehen habe.

---

b) Ueber die Scheidung der Phosphorsäure.

Es ist bekannt, daß die Scheidung der Phosphorsäure von Talkerde, Kobaltoxyd und besonders von Nickeloxyd mit Schwierigkeit verbunden ist, welche die bisherigen Trennungs-Methoden unvollkommen machen.

Eine Bemerkung, welche ich bey der Analyse des Nickelarsenikglanzes von Lichtenberg gemacht hatte, daß nämlich der Arsenik weit vollkommner aus der salpetersauern oder salpetersalzsauern Auflösung durch Zusatz von Eisenchlorid und Fällen mit kohlensauerm Kalk oder kohlensauerm Baryt vom Nickeloxyd getrennt werde, als durch die Präcipitation mit Schwefelwasserstoffgas, veranlaßte mich auch ähnliche Versuche mit der Phosphorsäure anzustellen, welche um so wahrscheinlicher ein günstiges Resultat geben mußten, als sich bekanntlich die Phosphorsäure bey einer hinlänglichen Menge von Eisenoxyd oder Thonerde mit Aetzammoniak vollkommen ausfällen läßt. Die angestellten Versuche waren folgende.

Es wurden 25 Gran auf gewöhnliche Weise gefällter, gehörig ausgewaschener und geglühter phosphorsaurer Magnesia in Salzsäure aufgelöst und dazu eine salzsaure Auflösung von 20 Gran Eisenoxyd gemischt und dann das Eisenphosphat mit kohlensauerm Kalk gefällt. Der voluminöse Niederschlag ließ sich auf mehreren Filtern leicht filtriren. Der Kalk wurde dann mit kleesauerm Ammoniak und die Magnesia abermals mit phosphorsauerm Natrum und Ammoniak gefällt und der geglühte Niederschlag stimmte im Gewicht so gut mit der aufgelösten Menge überein, daß der Versuch vollkommen gelungen zu nennen war. Er wog nämlich 25,07 Gran. —

Es wurde ferner salpetersaures Kobaltoxyd mit phosphorsauerm Natrum gefällt. Der Niederschlag wurde in Salzsäure aufgelöst und die geeignete Menge Eisenchlorid zugesetzt und mit kohlensauerm Kalk präcipitirt. Die rosenrothe Flüßigkeit wurde zur Trockne abgedampft und die Masse ausgeglüht. Dann wurde sie mit kaustischem Kali gekocht. Die Lauge, auf die bekannten Arten untersucht, zeigte keine Spur von Phosphorsäure. Umgekehrt enthielt der mit kohlensauerm Kalk erhaltene und wohl ausgewaschene Niederschlag keine Spur von Kobalt.

Mit gleichem Resultate wurde phosphorsaures Nickeloxyd zerlegt.

Es kann also diese Methode in den angeführten Fällen mit Vortheil angewendet werden und ist bey eisenfreyen Verbindungen die Phosphorsäure auch quantitativ zu bestimmen, da man nur die Menge des zugesetzten Eisenoxyds genau zu kennen hat, um durch die Gewichtszunahme des wieder aufgelösten und mit Aetzammoniak gefällten Eisenphosphats die Menge der Phosphorsäure zu erfahren. Selbst bey eisenhaltigen Verbindungen ließe sie sich auf diese Weise bestimmen, wenn zuvor durch Schwefelwasserstoffgas das enthaltene Oxyd zu Oxydul reducirt würde. Weil aber der Niederschlag mit kohlensauerm Kalk je nach der angewendeten Quantität ziemlich voluminös wird, so ist es für den Zweck einer bloßen Trennung am vortheilhaftesten, eine phosphorsaure Verbindung, deren Basis in Kalilauge unauflöslich ist und sonst diese Scheidung zuläßt, zuerst mit Kalilauge zu behandeln und dadurch den größten Theil der Phosphorsäure zu extrahiren, dann den Rückstand mit einer kleinen Menge von Eisenchlorid aufzulösen und der Fällung mit kohlensauerm Kalk oder kohlensauerm Baryt zu unterwerfen. Aehnliches gilt auch für dergleichen arsenikſaure Verbindungen.

---

c) Ueber ein chemisches Kennzeichen für Titaneisen und Sphen.

Die Reactionen von Titaneisen vor dem Löthrohre mit Phosphorsalz, welche in manchen Fällen deutlich, sind je nach der Eisenmenge in andern zweifelhaft und eben so ist es mit dem Verhalten der Sphene.

Die Beobachtung von Fuchs, daß in der salzsauern Auflösung Titansäure durch Kochen mit metallischem Kupfer zu Titansesquioxyd reducirt werde und die Flüßigkeit dadurch eine schöne violette Farbe erhalte, schien mir ein gutes Kennzeichen für die Sphene und Titanite abzugeben, welche von Salzsäure gewöhnlich, wenigstens so weit zersetzt werden, daß die Reaction eintreten kann. Noch besser mußte aber auf diese Weise Titaneisen erkannt werden, da solches als sehr feines Pulver in Salzsäure auflöslich ist. Ich stellte darüber Versuche an und sie gelangen mit Sphen ziemlich gut auch mit Kibdelophan, dagegen zeigte sich bey anderem Titaneisen, z. B. Menakan die Reaction nicht oder nur zweydeutig. Ich versuchte daher statt des Kupfers gewalztes Zinn und erhielt bessere Resultate. Verschiedene Sphene von Tyrol, Salzburg und Arendal, sowie Titaneisen von Arendal, Menakan ꝛc. geben beym Concentriren der salzsauern mit Zinn gekochten Auflösung die violette Auflösung. Uebrigens bleibt die Präcipitation der Titansäure mit kohlensauerm Kalk aus einer Auflösung, in welcher das Eisenoxyd zuvor durch Schwefelwasserstoffgas zu Oxydul reducirt wurde, eines der besten Kennzeichen für die verschiedenen Arten von Titaneisen und man kann diese Reduction bequemer dadurch herstellen, daß man die salzsaure Auflösung mit Schwefelwasserstoff-Ammoniak fällt, sogleich wieder in Salzsäure im Kochen auflöst, allenfalls filtrirt und dann den kohlensauern Kalk zusetzt. Den Niederschlag löst man in Salzsäure auf, fällt die Titansäure mit Aetzammoniak und untersucht sie weiter mit Kupfer oder Zinn, wie angegeben.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 26.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. May.
Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. März 1845.

7) Hr. Akademiker Dr. Steinheil giebt der Classe Nachricht:

Ueber eine neue Methode, die geographische Länge und Breite eines Ortes ohne Rechnung und ohne Uhr durch eine Einstellung und zwey Ablesungen zu finden.

Die geographische Länge und Breite eines Ortes b. durch die bekannte Lage des Ortes a. aus Beobachtungen am Himmel zu ermitteln, führt im Allgemeinen darauf hin, den Zenithal-Abstand beyder Orte und dessen Orientirung gegen einen der Meridiane zu bestimmen, woraus dann die geographischen Längen- und Breiten-Differenzen abgeleitet werden können.

Die Voraussetzung der Kenntniß der Zeit des Ortes a. im Orte b. vereinfacht die Lösung wesentlich, weil dadurch die Bewegung der Erde eliminirt wird. Indessen gibt es meines Wissens, auch unter der Voraussetzung daß die Zeit übertragen worden sey, keine Lösung dieser Aufgabe, welche aller Rechnung enthöbe und die zu bestimmenden Elemente, Länge und Breite des Ortes b. durch unmittelbare Ablesung erkennen ließe. Eine solche Auflösung des Problemes mittels eines Instrumentes, was transportabel und leicht zu handhaben ist, habe ich nun gefunden und zögere nicht dieselbe hiemit bekannt zu geben, weil sie in vielen Fällen für Ortsbestimmungen namentlich durch Reisende, welche in astronomischen Berechnungen Schwierigkeit finden, von Nutzen werden kann.

Denken wir vorerst die Erde stillestehend und in dem Orte a auf einer Ebene ein Fernrohr nach irgend einem Sterne gerichtet und in dieser Lage befestiget. Nehmen wir an, die Ebene sey horizontal gemacht und es werde, um diese Lage zu fixiren, ein zweytes Fernrohr nach einem zweyten Sterne gerichtet und wieder fest mit der Horizontal-Ebene verbunden. Daß durch diese zwey Absehens-Linien die Lage der Ebene bestimmt sey, ist klar, weil sie um keine derselben drehen kann, ohne die andere von ihrem Sterne zu entfernen. Würden wir nun, immer unter der Voraussetzung, daß die Erde stille stehe, diese Ebene mit den beyden Fernröhren nach einem zweyten Orte b. tragen und dort, theils durch Neigen, theils durch Drehen um ihre Achse bewirken, daß die beyden Fernröhre wieder nach denselben (unendlich entfernten) Sternen zeigten, so wäre offenbar die Horizontalebene des Ortes a. parallel mit sich selbst und mit jeder auf ihr gedachten Linie nach dem Orte b. transferirt und würde folglich gegen den Horizont des Ortes b. eine gewiße Neigung angenommen haben. Wäre nun auf der Horizontalebene des zweyten Ortes die Lage des Meridians oder auch der Nord- und Südpunkt gegeben, so würde die Neigung der beyden Ebenen, gemessen in der Ebene des Meridians des zweyten Ortes, unmittelbar gleich seyn der Breiten-Differenz und die Nei-

gung dieser Ebene, gemessen im ersten Vertical des zweyten Ortes gleich seyn der Längen-Differenz beyder Orte. Offenbar hätten wir auch die Lage der Linie von Nord nach Süd von dem ersten nach dem zweyten Orte übertragen können, wenn wir die Ebene am Orte a. mit einer zweyten Ebene verbunden hätten durch zwey in ihr liegende Drehungsaxen von Norden nach Süd und von Ost nach West. Denn wären wir mit diesem Apparat nach dem zweyten Orte b. nur südlich gegangen und hätten wir die zweyte Ebene zum Horizont des Ortes b. gemacht, so würde sich die erste Ebene nur um die Achse von Ost nach West gedreht haben, also wäre auch noch Nord und Süd auf der zweyten Ebene für den zweyten Ort richtig orientirt.

Wären wir aber vom Orte a. aus nach dem Orte b. hin nur östlich oder westlich gegangen, auch wieder die zweyte Ebene zum Horizonte des Ortes b. machend, so hätte sie sich nur um die Axe von Norden nach Süd gegen die erste Ebene gedreht. Um sich dieß recht deutlich zu machen, wird es gut seyn, sich zuerst auf den Aequator der Erde versetzt zu denken. Hier ist die Axe von Nord nach Süd in der ersten Ebene zugleich parallel mit der Weltaxe. Rückt man nun auf dem Aequator westlich fort, und erhält die zweyte Ebene als Horizont, so dreht sich diese nur um die Weltaxe und ändert also in dieser Richtung, die zugleich von Nord nach Süden geht, durchaus nichts. Statt sich nun das Fortrücken vom Orte a. nach dem westlich gelegenen Orte b. auf einem Parallel-Kreise vorzustellen, gehe man von a. erst nach den Aequator durch Drehung um die Axe von Ost nach West der zweyten Fläche; jetzt aber auf dem Aequator fort bis zum Meridian von b. durch Drehung um die Achse von Nord nach Süd und nun im Meridian hinauf bis b., so ist offenbar auch in b. der Meridian orientirt. Dasselbe würde man erreicht haben, wenn man direkt von a. westlich nach b. gerückt wäre, weil die zweyte Ebene immer horizont bleibt, also um die Ost-Westaxe drehend in einem Vertical die Richtung nach dem Pole auf den Horizont projicirt. Es wäre also auch hier auf der zweyten Ebene der Nord- und Südpunkt richtig orientirt erhalten. In welcher Richtung wir daher auch gehen mögen, immer wird Nord und Süd der zweyten Ebene richtig orientirt, sobald die beyden Fernröhren die auf der ersten Ebene befestigt sind, wieder nach denselben Sternen durch ihre Ebene gerichtet werden. Die Drehung um die Axe von Nord nach Süd gibt also die Längendifferenzen, oder wenn wir die Coincidenz beyder Ebenen mit dem Orte a. mit seiner Länge selbst bezeichnen, unmittelbar die Länge des Ortes b. und ebenso die Drehung um die Axe von Ost nach West die Breitendifferenz, oder resp. die Breite selbst.

Wir wollen jetzt die Erde als drehend voraussetzen, aber vorläufig noch annehmen, daß man einen Chronometer habe, der die Stern-Zeit des Ortes a. zeigt und geht. Wären am Orte a. zur Chronometerzeit t. die beyden Sterne durch die optischen Axen der beyden Fernröhre gegangen, so würden sie, so oft der Chronometer t. zeigt, auch wieder in a. dieselbe Lage gegen den Horizont in a. haben, wohin auch unterdessen der Chronometer transferirt worden wäre. Wenn wir also an dem Orte b. die beyden Fernröhren nach den beyden Sternen durch ihre Ebene in dem Augenblicke richten, in welchem der Chronometer t. zeigt, so ist es, als wären wir ohne Zeit von a. nach b. gelangt. Dieß ist genau derselbe Fall, welchen wir unter der Voraussetzung, daß die Erde stille stehe, schon betrachtet haben, und daher gibt uns auch hier die Drehung der ersten Ebene in der zweyten zur Horizontalebene des Ortes b. gemachten, wie wir es verlangten, die geographische Länge und Breite von b.

Wir werden jetzt die beyden Fernröhren, welche wir nur der leichtern Verständniß wegen angenommen haben, ersetzen durch einen Spiegelapparat, der es möglich macht, beyde Sterne zugleich zu sehen und in Coïncidenz zu erhalten. Dieß kann auf sehr verschiedene Weise erzielt werden, je nachdem man die Gränze der zu erlangenden Genauigkeit feststellt und je nachdem man allgemeinere oder nur speziellere Anwendbarkeit des Apparates verlangt. Natürlich je beschränkter die Anforderungen sind, desto einfacher werden auch die Mittel, um ihnen zu entsprechen. Begnügt man sich mit einem mittleren Fehler von einigen wenigen Bogen Minuten, so ist kein Fernrohr nöthig, und man kann mit freyem Auge ausreichend genau einstellen. Diese Gränze wollen wir

schon deßhalb annehmen, weil Fehler derselben Ordnung aus der vernachläßigten Differenz der Refraction entspringen.

Wir wollen ferner vorerst von dem einfachsten Falle ausgehen und zwey bestimmte Sterne zu einer bestimmten Sternzeit des Ortes a. annehmen. Unter diesen Bedingungen wird der optische Apparat höchst einfach. Eine Einsicht in der Weltare des Ortes a. ist auf der horizontal orientirten ersten Ebene befestigt. Sie zeigt nach zwey Spiegeln, die hinter einander gestellt, gegen die Gesichtslinie so geneigt werden, daß sie die beyden Sterne in Coincidenz zeigen. Wollte man den Apparat auch anwendbar machen für andere Stern-Zeiten, so wäre es ausreichend, die Spiegel mit einer gemeinschaftlichen Drehung um die Weltare zu versehen; würde man aber auch verlangen, daß, was immer für zwey Sterne zu jeder Zeit auch ohne an dem Orte a. eingestellt zu haben, gewählt werden könnten, so müßte man sich natürlich auch eine größere Complication des optischen Apparates gefallen lassen. Es müßte dieser Apparat für den Ort a. gegen die erste Ebene parallaktisch aufgestellt und mit Stunden- und Declinations-Theilung versehen werden, damit wir nicht nöthig hätten, am Orte a. die Sterne wirklich einzustellen, sondern damit wir auch in b. den Apparat so richten könnten, daß er in a. zur Zeit t. die beyden Sterne gezeigt hätte. Diesen jetzt weit allgemeiner gestellten Anforderungen kann durch folgende Einrichtung entsprochen werden. Das Fernrohr werde, wie schon gesagt, auf der Horizontalebene des Ortes a. mit seiner optischen Are nach dem Südpol gerichtet. Das Objektiv empfange je zur Hälfte Licht durch einen von zwey vor einander gestellten Spiegel, die einen Winkel von 45° mit der optischen Are bilden. Der entferntere Spiegel sey überdieß für sich drehbar um die optische Are. In solcher Weise wird uns das Instrument zwey Punkte des Aequators coincidirend zeigen. Sie werden in Coïncidenz und in der Mitte des Sehfeldes bleiben, wenn das Fernrohr in 24 Stunden Sternzeit um seine optische Are sich drehte.

Wir versehen also das Rohr mit einem Kreise, der die Sternzeit gibt, und den äußern Spiegel eben-

so mit einer Theilung um auf die Differenz der Rectascensionen beyder Sterne einstellen zu können. Um aber zu bewirken, daß man mit jedem Spiegel einen Stern von jeder Declination erhalten könne, sind abermals die nach dem Aequator gehenden Gesichtslinien durch Spiegel unter 45° gebrochen, deren Drehung um diese Gesichtslinien folglich den Declinationen entsprechen, also die Declinationskreise für beyde Sterne tragen. So ist bewirkt, daß man zwey Sterne, welches auch ihre Lage seyn mag, neben einander ins Gesichtsfeld bringen kann, wenn eingestellt wird auf ihre Declinationen, ihren Rectascensions-Unterschied und auf die Sternzeit des Ortes a. Diese Sterne bleiben zugleich in Coïncidenz und in der Mitte des Gesichtsfeldes durch Drehen der optischen Are des Rohres, und dabey behält das Auge des Beobachters stets die Lage von Nord nach Süd des Ortes a.

Selbst der Gebrauch dieses durch die gestellten Anforderungen sehr complicirten Apparates wird in der Anwendung keine Schwierigkeit bieten, weil man die Länge und Breite des zu bestimmenden Ortes wenigstens auf Grade hin voraus kennt, der Ebene also schon solche Neigung gibt, daß die Sterne im Gesichtsfeld erscheinen.

Da man mittelst dieser Einrichtung jeden Stern einstellen kann, welches auch seine Rectascension und Declination sey, so könnte man auch statt des zweyten Sternes ein Gestirn wählen, was seine Stellung gegen die Firsterne möglichst schnell ändert — also den Mond. Wäre nun für verschiedene Zeiten in dem Orte a. Rect. und Decl. des Mondes gegeben, wie man gegenwärtig ihre kleinsten Abstände (Monds-Distanzen) vorausberechnet, so würde es möglich werden, auch ohne Uhr mit diesem Instrument Länge und Breite zu finden. Denn gesetzt es wäre für die Zeit t. des Ortes a. Stern und Mondrand eingestellt, und man brächte nun am Orte b. die Sterne zur Coïncidenz mit dem Fadenkreuz, so ist es durch die drey Axenbewegungen, welche sich auf den Horizont beziehen, so lange unmöglich, auch den Mond einzustellen, bis seine Distanz vom Sterne die der Zeit t. des Ortes a. entsprechende ist, wodurch also eigentlich die Uhrzeit eliminirt wird. Diese Be-

stimmung ist jedoch noch behaftet mit Fehlern, welche aus der Parallaxe des Mondes und aus den vernachläßigten Refractions-Differenzen hervorgehn. Beyde Correctionen können durch Tafeln gegeben werden, deren Argumente die genäherten Werthe der Länge und Breite des Ortes b. bilden.

Uebrigens würde man auch zur Elimination der Zeit sich der Jupiters-Trabanten-Verfinsterungen bedienen können, wodurch die Rücksicht auf Parallaxe wegfallen würde. Dazu wäre es ausreichend, den optischen Apparat für zwey bestimmte Fixsterne anzuwenden, wenn dieser drehbar um die Stundenaxe gemacht wird. Hierbey bleibt das Instrument sehr einfach. Die Beobachtung wird aber beschränkt auf die Zeiten der Trabantenverfinsterungen.

Diese allgemeinen Andeutungen mögen vorläufig genügen, die Methode zu bezeichen. Auch behalte ich mir vor, bey anderer Gelegenheit das Instrument näher zu beschreiben, durch welches die oben erwähnten geographischen Ortsbestimmungen erhalten werden. Ich führe nur an, daß man diesem Instrumente eine Einrichtung geben kann, welche unserem Universalinstrument ähnlich ist. Ein Horizontalkreis mit drey Stellschrauben trägt auf seiner Alhidade zwey Stützen, welche der Horizontalaxe eines Höhenkreises zum Lager dienen. Die letztgenannte Axe trägt in rechtwinklichter Verbindung die Büchse bestimmt zur Aufnahme der Axe eines zweyten Kreises. An dem dem Kreise entgegengesetzten Ende ist der optische Apparat an diese Axe befestiget. Die Ablesung dieser beyden Kreise gibt unmittelbar Länge und Breite. Das Instrument gewinnt auch noch dadurch an Brauchbarkeit, daß es zugleich als Universal-Instrument benützt werden kann, wenn man auch die Axe des ersten Kreises mit einem Fernrohre verbindet. Die nähere Beschreibung wird übrigens, wie schon gesagt, mit den ersten Beobachtungen an demselben bekannt gegeben werden.

der in den Monaten September, October und November an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

Vom Hrn. Dr. Eugen Huhn in Hildburghausen:

Quellen der badischen Geschichte. Heidelberg 1844. 12.

Vom Hrn. Karl Kreil, Prof. in Prag:

Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. Vierter Jahrgang. Vom 1. Aug. 1842 — 31. Decbr. 1843. Prag 1844. 4.

Vom Hrn. P. Jansens in Brügge:

Alouden Staet van Vlaendern, vöor en gedurende het Jeenroerig Bestier, gevolgd van eene beknopte étymologische en geschiedkundige beschryving der Steden, en van een groot deel der Parochien, gelegen in het oud Graefschap van dien naem. Brugge 1841. 8.

Vom Hrn. Prof. Lassen in Bonn:

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. 6. Bandes 1. Heft. Bonn 1844. 8.

Vom Hrn. Dr. James Millingen in Florenz:

Supplement aux considérations sur la numismatique de l'ancienne Italie. Florence 1844. 8.

Vom Hrn. Moreau de Jonnès in Paris:

Statistique de la France. Paris 1844. gr. 4.

Tables schowing the number of criminal offenders in England and Wales, in the year 1843. London 1844. fol.

Vom Hrn. A. Quetelet, Secrétaire perpetuel de l'académie de Bruxelles:

Annales de l'observatoire royal de Bruxelles. Tom. III. Bruxelles 1844. gr. 4.

Vom Hrn. Baron von Reiffenberg in Brüssel:

Collection de Chroniques Belges inédites. Monuments pour servir a l'histoire des Provinces de Namur, de Hainaut et de Luxembourg. T. I. Bruxelles 1844. gr. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 27.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. May.
Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. März 1845.

8) Hr. Akademiker J. A. Buchner las:

Ueber den Stickstoffgehalt des braunen Biers.

Es ist bekannt, daß alle Getreidearten mehr oder weniger reich an Kleber und nahrhaft sind; man weiß ferner, daß die neuere Chemie diesen Kleber in drey oder vier Bestandtheile zerlegt hat, denn nach Dumas kann man mittelst Wasser Albumin ausziehen; und was kochender Weingeist auflöst, verhält sich zum Theil wie Casein, welches sich beym Erkalten ausscheidet; was in der wässerig geistigen Auflösung nach dem Erkalten aufgelöst bleibt, ist Gliadin, Glutin auch Pflanzenleim genannt worden; endlich was in Wasser und Alkohol unauflöslich zurückbleibt, verhält sich wie Fibrin. Mulder hat gefunden, daß diese Pflanzenstoffe hinsichtlich ihrer stöchiometrischen Constitution mit unsern Hauptnahrungsmitteln aus dem Thierreiche d. h. mit den Protein-Verbindungen, welche wir Eyweiß, Käsestoff und Faserstoff nennen, übereinstimmen. Da nun das in wässerigen und weinigten Flüßigkeiten auflösliche Glutin auch in der Gerste und dem daraus bereiteten Malze nicht zu fehlen scheint, so konnte man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sich dasselbe — wenn auch nur in kleiner Menge — im Biere nachweisen lassen müsse. Diese Annahme gewann an Wahrscheinlichkeit um so mehr, da die Erfahrung lehrt, daß Biertrinker, welche sich einer guten Körper-Constitution erfreuen und sonst nicht Mangel und Kummer leiden, in der Regel gut genährt, nicht bloß fett, sondern auch muskelstark sind.

Der Kleber- oder Glutin-Gehalt des braunen Biers wurde mir noch wahrscheinlicher, als ich vor etwa 25 Jahren zuerst beobachtete, daß das völlig klare und hefenfreye Bier mit Galläpfel-Aufguß einen Niederschlag giebt, welcher der zerstörenden Destillation unterworfen ein ammoniakalisches Produkt liefert.

Diese Thatsache konnte ich aber als keinen vollständigen Beweis eines Klebergehalts annehmen, weil ich den Versuch nicht wiederholt habe, auch weil ein Ammoniak-Salz im Bier denkbar ist. Da es indessen in Bayern als etwas Ausgemachtes und Unbezweifelbares angenommen wird, daß das braune Bier nahrhaft sey, so hatte ich in dieser Meinung befangen keine besondere Veranlassung, weitere chemische Versuche über diesen Gegenstand anzustellen, bis endlich Liebig in einem seiner chemischen Briefe *) folgende Behauptung aufstellte: „Mit mathematischer Schärfe läßt sich nachweisen,

*) Es war der sechste Brief in der Beylage No. 335 zur allgemeinen Zeitung von 1841. Seitdem hat Liebig seine „chemischen Briefe" (Heidelberg 1844) besonders und in einer andern Ordnung herausgegeben; in dieser Schrift ist es der siebenzehnte Brief S. 225, welcher die oben angeführte Behauptung enthält.

daß Bier nicht nahrhaft ist, daß kein Bestandtheil davon fähig ist, zu Blut, zu Muskelfaser, zu irgend einem Theil eines Trägers der Lebensthätigkeit zu werden."

Obgleich diese Behauptung von keinem Beweise unterstützt war, so wurde sie doch von vielen Lesern der chemischen Briefe als Wahrheit angenommen und besonders in Bayern vielseitig besprochen. Dieß veranlaßte mich, über den Stickstoffgehalt des Biers neue und völlig überzeugende Versuche anzustellen, oder unter meiner Mitwirkung anstellen zu lassen. Dieser Arbeit unterzog sich ein junger sehr zuverlässiger Chemiker, nämlich Dr. Baron von Gorup, welcher sich seit einigen Monaten mit physiologisch-chemischen Studien im pharm. chem. Laboratorium der hiesigen Universität beschäftiget.

Wenn man braunes Bier bey gelinder Wärme verdunsten läßt, so daß die Kohlensäure und der Alkohol vollständig und das Wasser größtentheils fortgetrieben werden, bleibt das sogenannte Bier-Extract zurück, welches nach dem völligen Austrocknen, bis es in der Kälte zerreiblich ist, 5 bis 6 Procent von dem Gewichte des Märzenbiers beträgt, oder von einer bayerischen Maaß (zu 36 Unzen) 12 Drachmen bis 2 Unzen. Dieses klare, gelblich braune, bitterlich süß schmeckende Bier-Extract ist nicht mehr vollständig in Wasser löslich, vom Weingeist wird davon noch weniger aufgelöst, nämlich je nach der Stärke des Weingeistes im Durchschnitte genommen ein Viertheil von dem Gewichte des Bier-Extracts; und diese Auflösung enthält hauptsächlich den Zucker und das Hopfenbitter des Biers.

Um nun zu erfahren, ob dieser in Weingeist auflösliche Antheil des Bier-Extracts auch stickstoffhaltig sey, wurde die Auflösung desselben zur Trockne abgedampft, und der Rückstand mit Kali der trocknen Destillation unterworfen; man erhielt auch hierbey gegen Ende der Operation ein ammoniakalisches Produkt.

Die Frage, ob das Ammoniak nicht schon gebildet als ein ammoniakalisches Salz im Bier vorhanden sey, suchte man dadurch zu beantworten, daß man das Bier-Extract mit Kali längere Zeit erwärmte, es entwickelte sich dabey kein Ammoniak. Das bey der zerstörenden Destillation des Bier-Extracts erhaltene Ammoniak war also nicht Educt sondern Produkt der Operation, und der Stickstoff desselben muß in einer andern Verbindung vorhanden seyn. Da wir aber in der Gerste, oder im Malze keine andere Stickstoff-Verbindung kennen als den nahrhaften Kleber, so ist der Schluß, daß ein Theil davon im Biere aufgelöst vorhanden sey, der einfachste und wahrscheinlichste; und es folgt daraus von selbst, daß das Bier nahrhaft sey, wenn auch nur in einem geringen Grade.

Der Stickstoff-Gehalt des in Weingeist löslichen Bier-Extracts wurde übrigens auch quantitativ bestimmt nach der Methode, welche von Will und Varrentrapp als die zuverläßigste bey Elementar-Analysen organischer Körper erkannt wurde *): 782 Milligrammen Bier-Extract gaben 215 Milligrammen Platinsalmiak. Daraus ergaben sich 1,73, also mehr als $1\frac{1}{2}$ Proc. Stickstoff von dem Gewichte des im Wasserbade scharf ausgetrockneten weingeistigen Bier-Extracts. Da nun der Kleber nach Mulder nahe an 16 Procent, oder fast eben so viel Stickstoff enthält, wie das Protein aus Eyweiß- und Faserstoff des Ochsenblutes, so berechnen sich aus obigen 1,73 in 100 Gewichts-Theilen Bier-Extracts 11,09 Pflan-

*) Diese Methode, die Menge des Stickstoffs in irgend einer Verbindung zu bestimmen, besteht darin, daß man den trocknen Körper mit einem Gemenge von reinem Kalk oder Baryt und Kali oder Natron in einem geeigneten Apparate zum Glühen erhitzt und das sich bildende Ammoniak von Chlorwasserstoffsäure absorbiren läßt; hierauf die Menge desselben aus dem Gewichte des Platinsalmiakes berechnet, welcher damit gefällt wird. Diese Methode ist zuerst von Dr. C. Schafhäutl bey der Analyse unorganischer Verbindungen mit Glück versucht, und dann veröffentlicht worden in The Lond. and Edinb. phil. Mag. Jun. 1840. Daraus übersetzt im Journ. für prakt. Chemie Bd. IX. S. 409. Erst später wurde dieselbe für die Elementar-Analyse organischer Körper von Will und Varrentrapp benützt.

zen-Protein; und da man von einer bayerischen Maß braunen Biers im Durchschnitte genommen 9 Drachmen sogenanntes Malzgummi und 3 Drachmen weingeistiges Bier-Extract erhält, so müssen darin 1,8 Gran oder nahe an 2 Gran Kleber oder sogenanntes Glutin aufgelöst seyn. Dieß ist nun freylich nicht viel; aber es ist auch nicht der volle Protein-Gehalt von einer bayerischen Maß Bier, denn ich habe mich überzeugt, daß auch in dem sogenannten Malzgummi ein Antheil enthalten ist, dessen Menge noch nicht genau bestimmt wurde. Löst man nämlich das Malzgummi in Wasser, so erzeugt die Gerbesäure in der filtrirten Solution ebenfalls einen Niederschlag, und mit Kali der Destillation unterworfen, liefert das Malzgummi auch ein ammoniakalisches Produkt. Vorläufig weiß ich nur soviel, daß auch in diesem Bier-Bestandtheil der Stickstoff-Gehalt nur gering und nicht als ein Ammoniak-Salz enthalten ist, denn das Malzgummi mit Kali-Lauge erwärmt, giebt gleichfalls keine merkliche Menge Ammoniak von sich. Die Versuche sind übrigens noch nicht geschloßen, und ich hoffe die Fortsetzung derselben später mittheilen zu können.

So viel steht jedenfalls fest, daß das braune Bier einen stickstoffhaltigen Bestandtheil aufgelöst enthält und daß, weil kein Ammoniaksalz darin entdeckt werden kann, derselbe wahrscheinlich jene nahrhafte Protein-Verbindung ist, die man auflöslichen Kleber oder Glutin nennt. Noch muß ich bemerken, daß das zu den Versuchen verwendete Bier-Extract aus gut ausgegohrnem völlig klarem Märzen-Bier dargestellt wurde.

Wenn also Liebig behauptet hat, „mit mathematischer Schärfe lasse sich nachweisen, daß Bier nicht nahrhaft sey, so müssen wir diese „mathematische Schärfe“ nur als eine Hyperbel nehmen, die in einer exacten Wissenschaft, wie die Chemie seyn soll, nicht zu billigen ist.

---

9) Derselbe theilt nachstehende Notizen seines Sohnes des Dr. L. A. Buchner mit:

1) Ueber die Zersetzung des Jodantimons und Jodarseniks durch Wasser.

R. Brandes und H. W. Böttger haben vor einigen Jahren zu beweisen gesucht *), daß das dem Antimonoxyd und Antimonchlorid entsprechende Jodantimon, welches man durch Destillation eines in stöchiometrischen Verhältnissen gemachten Gemenges von Jod und Antimon als eine dunkelrothe, schwere Flüssigkeit erhält, die beym Erkalten zu einer krystallinischen, schwach metallisch glänzenden, röthlichgrauen und beym Zerreiben bräunlichroth werdenden Masse erstarrt, durch Wasser in der Art zersetzt werde, daß sich ein basisches Jodür, bestehend aus 2 Mischungsgewichten Antimon und 1 Mischungsgewicht Jod, als gelbes Pulver ausscheide, während eine saure Verbindung von nicht genau bestimmter Zusammensetzung aufgelöst werde. Sie haben in 100 Theilen des unauflöslichen gelben Pulvers gefunden:

Antimon	64,77
Jod	34,76
	99,53

und daraus die Formel $Sb_2 I$ berechnet, nach welcher aber die Verbindung in 100 Theilen bestehen müßte aus

Antimon	67,12
Jod	32,88
	100,00.

Allein diese aus der angeführten Formel berechnete Zusammensetzung stimmt mit den durch die Analyse gefundenen Zahlen durchaus nicht überein; auch wäre die von Brandes und Böttger angenommene Zersetzungsweise des Antimonjodids durch Wasser nicht jener des Antimonchlorids analog, welches bekanntlich beym Vermischen mit Wasser in Chlorwasserstoffsäure und in ein Antimonoxychlorid, das sogenannte Algarothpulver verändert wird.

---

*) Archiv der Pharmacie, 2. Reihe XVII, 283.

Ich bin dadurch veranlaßt worden, über diesen Gegenstand einige Versuche durch Hrn. Sandrock, einen jungen talentvollen Chemiker aus Schwerin, anstellen zu lassen.

Es hat sich hierbey ergeben, daß aus dem Antimonjodid, wenn es mit Wasser, gleichviel ob mit kaltem oder warmem, übergossen wird, ein schönes orangefarbiges Pulver entsteht, welches durch Auswaschen und Trocknen leicht rein erhalten werden kann und eine dem Algarothpulver analoge Zusammensetzung besitzt, während das Wasser eine beträchtliche Menge Jodwasserstoffsäure und außer dieser nur Spuren von Antimon auflöst, daß also die Zersetzung des Antimonjodids durch Wasser jener des Antimonchlorids ganz analog vor sich geht.

Ich würde die Methode, nach welcher die orangefarbige Verbindung analysirt worden ist, mit Stillschweigen übergehen; wenn ich dazu nicht einige neue Erfahrungen benützt hätte, deren Kenntniß bey der Analyse ähnlicher Verbindungen wünschenswerth seyn kann.

Ich habe nämlich gefunden, daß bey der Zersetzung dieser Verbindung mit Kalilauge schon bey gewöhnlicher Temperatur eine bedeutende Menge von Antimonoxyd aufgelöst und dadurch die Bestimmung der Jodmenge durch Silberauflösung ganz unsicher wird. Beym Ansäuern der alkalischen Flüssigkeit mit Salpetersäure wird zwar der größte Theil des Antimonoxyds wieder ausgefällt, allein dieses nimmt etwas Jod mit sich und bekommt dadurch eine gelbe Farbe, während anderseits etwas Antimon aufgelöst bleibt. Ohne Zweifel liegt die Ursache der von Brandes und Böttger gemachten fehlerhaften Bestimmung der Jodmenge in der Anwendung des eben erwähnten Verfahrens.

Hingegen habe ich mich überzeugt, daß die Verbindung durch wässeriges Ammoniak schon in der Kälte völlig zersetzt wird, indem alles Antimon sich als weißes Antimonoxyd ausscheidet, alles Jod hingegen als Jodwasserstoffammoniak in der Flüssigkeit bleibt. Man ist besonders sicher, eine ganz antimonfreye Flüssigkeit zu bekommen, wenn diese mit Wasser gehörig verdünnt und so lange gelinde erwärmt wird, bis das überschüssige Ammoniak sich verflüchtiget hat. Aus der filtrirten Auflösung kann dann das Jod mit aller Sicherheit auf die bekannte Art quantitativ bestimmt werden.

Zur Ausmittlung der Antimonmenge ist mit Vortheil Liebigs Erfahrung benützt worden, daß das Cyankalium manche Metalle und besonders das Antimon aus den Verbindungen leicht reducirt. Indessen darf das Antimonoxyjodid nicht unmittelbar mit Cyankalium zusammengeschmolzen werden, weil sich daraus etwas Antimon als Jodantimon verflüchtigen würde, bevor das Cyankalium schmilzt und seine reducirende Wirkung ausübt; wird aber die Verbindung vor dem Zusammenschmelzen mit Cyankalium mit ein wenig Kalilauge befeuchtet, so wird dadurch alles Antimon so fixirt, daß es dann mit dem Cyankalium bis zum Glühen erhitzt werden kann. Das metallische Antimon scheidet sich in der klar schmelzenden Masse theils in Kügelchen, theils als Pulver aus und wird durch Auswaschen mit Wasser rein erhalten. Eine gehörig andauernde schwache Glühhitze ist zum guten Gelingen der Reduction ein Haupterforderniß; im entgegengesetzten Falle könnte etwas Antimonoxyd unzersetzt bleiben und dadurch die Bestimmung des Antimons zu hoch ausfallen.

So wie nun im Algarothpulver das Verhältniß des Antimonchlorids zum Antimonoxyd ein veränderliches ist, je nach der Bereitungsart und besonders nach dem mehr oder minder längeren Auswaschen dieses Präparats, ebenso bleibt auch das Verhältniß der Bestandtheile im erwähnten jodhaltigen Antimonoxyd nicht immer ganz gleich, worauf schon eine Verschiedenheit in der Farbennuancirung deutet, indem es bey verschiedenen Bereitungen bald etwas heller bald ein wenig dunkler ausfällt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 28.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. May.
Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. März 1845.

9) Hr. Akademiker J. A. Buchner theilt nachstehende Notizen seines Sohnes des Dr. L. A. Buchner mit:

1) Ueber die Zersetzung des Jodantimons und Jodarseniks durch Wasser.

(Schluß.)

Aus den Zahlen, die bey den verschiedenen Analysen der hiezu immer besonders bereiteten Verbindung für Antimon und Jod erhalten worden sind, können für das Antimonoxyjodid namentlich zwey verschiedene Formeln entwickelt werden. Die eine derselben ist:

$$2\,Sb_2\,I_6 + 9\,Sb_2\,O_3,$$

nach welcher das Pulver eine Verbindung von zwey Aequivalenten Antimonjodid mit neun Aequivalenten Antimonoxyd darstellt und in 100 Theilen besteht aus:

Antimon	59,30
Jod	31,68
Sauerstoff	9,02
	100,00.

Die zweyte Formel:

$$Sb_2\,I_6 + 5\,Sb_2\,O_3 \text{ oder } 2\,Sb_2\,I_6 + 10\,Sb_2\,O_3$$

drückt eine Verbindung von zwey Aequ. Antimonjodid mit 10 Aequ. Antimonoxyd aus, welche in 100 Theilen enthält:

Antimon	60,80
Jod	29,77
Sauerstoff	9,43
	100,00.

Die erste Verbindung hat gewöhnlich eine etwas dunklere Farbe als die zweyte und entspricht dem von Johnston analysirten Algarothpulver, welches nicht mit Wasser ausgewaschen worden war; die zweyte, etwas hellere Verbindung aber stimmt mit dem von Duflos untersuchten Algarothpulver überein, welches derselbe vor der Analyse lange mit Wasser ausgewaschen hatte.

Es ist sogar möglich, daß bey der Bereitung des Antimonoxyjodids manchmal Gemenge verschiedener Verbindungen von Jodid und Oxyd erhalten werden, so viel aber ist gewiß, daß das bey der Zersetzung des Antimonjodids durch Wasser sich ausscheidende orangefarbige Pulver immer Sauerstoff in seiner Mischung enthält, und daß darin die Aequivalente des Antimons sich zur Summe der Aequivalente des Jods und Sauerstoffs wie 1 : 3 verhalten.

Das der arsenigen Säure analoge Jodarsenik erleidet durch Wasser eine ähnliche Zersetzung wie Jodantimon; es entsteht auch hier durch gleichzeitige Wasserzerlegung Jodwasserstoffsäure und ein dieser äquivalenter Theil arseniger Säure, die sich mit etwas unzerlegtem Arsenjodid verbindet, allein da diese Verbindung beym fortgesetzten Behandeln mit

Wasser sich immer mehr und mehr zersetzt und zuletzt auflöst, so ist eine genaue Analyse derselben nicht möglich.

---

2) Chemische Untersuchung des jodhaltigen Mineralwassers von Wildegg in der Schweiz.

Zu Wildegg im Kanton Aargau in der Schweiz ist vor einigen Jahren beym Bohren eines artesischen Brunnens im Jurakalke 345′ unter dem Spiegel der Aar eine jodhaltige Mineralquelle aufgefunden worden. Das Wasser derselben, welches einen starken bitterlichsalzigen Geschmack und ein specifisches Gewicht von 1004 besitzt, wurde bald nach dem Fassen der Quelle vom Hrn. geh. Medicinalrath Schönlein, damals Professor in Zürich, mit Erfolg im Züricher Spital medicinisch angewendet und sein Gebrauch als Heilmittel hat sich seitdem so vermehrt, daß einem Schweizerblatt zufolge schon im Jahre 1839 allein in den Kantonen Zürich und Aargau 3000 Flaschen voll davon getrunken worden sind.

Hr. Prof. Löwig in Zürich hat dieses Wasser einer vorläufigen Untersuchung unterworfen und gefunden, daß in einem Pfunde zu 16 Unzen desselben 104,9478 Gran fixer Stoffe und darunter 0,3018 Gran Jodnatrium enthalten sind. Auch in der Struveschen Brunnenanstalt zu Berlin ist das Wildegger Wasser von Dr. Bauer untersucht worden; dieser fand in 16 Unzen desselben 96,707 Gran fixer Bestandtheile, worunter 0,193 Gran Jodmagnesium.

Bey der Untersung der bekannteren jodhaltigen Mineralwasser, welche ich vor einiger Zeit besonders in der Absicht unternommen habe, um die Menge des darin enthaltenen Jods und Broms auf eine möglichst genaue Weise zu bestimmen, mußte auch das Wildegger Wasser, wovon mir einige Flaschen voll gut verschlossen zugeschickt worden sind, berücksichtiget werden. Die Analyse desselben ist unter meiner Aufsicht von Hrn. Sandrock aus Schwerin

mit Genauigkeit ausgeführt worden und hat zu folgendem Resultat geführt:

In einem Pfunde zu 16 Unzen bayer. Medicinal-Gewichts sind enthalten:

Jodnatrium	0,156	Gran.
Brommagnesium	0,059	„
Chlormagnesium	9,901	„
Chlornatrium (Kochsalz)	73,646	„
Chlorkalium	0,128	„
Chlorammonium	0,097	„
Schwefelsaures Natron	2,022	„
Schwefelsaurer Kalk nebst etwas kohlsaurem Kalk	13,012	„
Kohlensaure Magnesia	0,152	„
Phosphorsaurer Kalk und phosphorsaure Magnesia	0,200	„
Thonerde und etwas Eisenoxyd	0,040	„
Kieselerde	0,292	„
	99,705	Gran.
Freye Kohlensäure	1,420	„

Vergleicht man diese Analyse mit jener des Jodwassers von Heilbrunn in Oberbayern, welche ich vor zwey Jahren der k. Akademie der Wissenschaften mitgetheilt habe, so sieht man, daß im Wildegger Wasser weniger Jod auch weniger Brom enthalten ist als im Heilbrunner Wasser, welches letztere sich ausserdem vor ersterem und anderen Jodwässern durch mehrere Eigenschaften auszeichnet, besonders durch seinen Gehalt an kohlensaurem Natron, seinen geringeren Kochsalzgehalt und durch die Abwesenheit von Chlormagnesium und schwefelsaurem Kalk, weßwegen das Heilbrunner Wasser nicht den widerlichen bitterlichsalzigen Geschmack besitzt und auch den Magen nicht so beläftiget wie andere Jodwässer, welche man dem Heilbrunner Wasser zu substituiren versucht hat.

---

3) Ueber die Menge des Broms in der Mutterlauge der Salzsole zu Kreuznach.

Obwohl die Salzmutterlauge der Saline zu Kreuznach schon seit Jahren zur Darstellung des

Broms im Großen benützt wird und für die Gewinnung dieses Stoffes fast das einzige Material ist, so hat man bisher doch noch nicht die Menge des darin vorhandenen Broms mit Genauigkeit ausgemittelt und mit dem Bromgehalt der Mutterlaugen anderer Salinen verglichen. Ich habe deßwegen Hrn. Leuch aus Bern veranlaßt, die Bestimmung dieser Brommenge vorzunehmen, wobey gefunden worden ist, daß dieselbe in 16 Unzen Mutterlauge von 1,370 spec. Gewicht 13,780 Gran beträgt. Ich habe vor ein paar Jahren in einer gleichen Menge der Mutterlauge aus der Rosenheimer Saline, welche ein spec. Gewicht von 1,234 zeigte, 8,046 Gran, und nachdem dieselbe durch weiteres Eindampfen und Herauskrystallisiren des noch darin befindlichen Kochsalzes und Bittersalzes bis auf ein spec. Gewicht von 1,300 gebracht war, 39,634 Gran Brom gefunden, woraus sich ergiebt, daß der Bromgehalt der Kreuznacher Soolenmutterlauge nicht so bedeutend ist, wie Mehrere geglaubt haben, und daß das Brom aus den Mutterlaugen unserer Oberbayerischen Salinen ebenso leicht und vortheilhaft wie aus jener von Kreuznach gewonnen werden kann.

Oeffentliche Sitzung am 28. März l. J.

Die Feyer des sechs und achtzigsten Stiftungstages der Akademie wurde durch einen einleitenden Vortrag des Vorstandes, des Herrn Staatsraths Frhrn. von Freyberg eröffnet. Hierauf las Hr. Prof. Zuccarini anstatt des in akademischen Geschäften abwesenden Hrn. Professors A. Wagner die von demselben verfaßte Rede: Andeutungen zur Charakteristik des organischen Lebens nach seinem Auftreten in den verschiedenen Erdperioden, welche bereits im Druck erschienen ist. Den Beschluß machte der Secretär der zweyten Classe, Hr. Conservator von Martius mit folgender

Denkrede auf Carl Friedrich von Kielmeyer, geb. am 28. Oct. 1765, gest. am 24. Sept. 1844.

In jener Zeit, als das deutsche Vaterland dem Andrange innerer und äußerer Feinde fast erlag, als die Fugen des tausendjährigen Reiches gewichen und die Nation in ihre Stämme und Bruchstücke von Stämmen auseinander gefallen war: da hielt die Masse des Volks noch zusammen durch das tiefe Gefühl gemeinsamer Abstammung, Sprache und Geschichte; für die Gebildeten aber gab es noch Ein Band, welches Alle umschlang, Ein Schiboleth, woran sie sich erkannten, und dieses segensreiche Band war die deutsche Wissenschaft. Vor Allem war es die Wissenschaft, welche von den Lehrstühlen der deutschen Universitäten im lebendigen Wort ausströmte zu einer Jugend voll Begeisterung und innerlicher Erregbarkeit, selbst unter dem Drucke äußerer Fesseln.

Wenn wir gegenwärtig, in heiterer Sicherheit und froh der Errungenschaft aus Schmerz und Noth, einen Blick zurückwerfen auf jene trübe Zeit, so glänzen uns die Namen eines Seiler, Hug, Winter, Tschirner, Schleiermacher, Fichte, Fries, Steffens, Oken, Heyne, Arndt, Voß, G. Hermann, F. A. Wolf, Gruner, Eichhorn, Gros, Thibaut, Savigny, Hugo, Göschen, Spittler, Heeren, Mannert, Schlosser, Niebuhr, Blumenbach, Hufeland, Sprengel, Reil, Autenrieth, Pfaff, Hildebrandt, Döllinger, Walther — wer nennte hier alle jene würdigen Söhne des gemeinsamen Vaterlandes? — wie wohlthätige Sterne entgegen.

Unter diesen Geistern strahlt auch Kielmeyer, ein Mann des höchsten Verdienstes. Seiner im Schooß unserer Akademie rühmend zu gedenken, mahnt uns vor Allem jenes Gefühl literarischer Gerechtigkeit, welches die Würdigkeit eines Gelehrten nicht nach der Zahl und Ausdehnung seiner Schriften, sondern nach dem Maaß seiner Wirkung auf Geist und Gang der Wissenschaft mißt. Kielmeyer hat nämlich nur äußerst Wenig durch den Druck veröffentlicht; aber er hat in der Unmittelbarkeit und Wärme eines Weisen des Alterthums vor zahlreichen Schülern gelehrt und eine Fülle von

Ideen und Kenntnissen ausgestreut. Jetzt noch erkennen dieß dankbar die Männer an, die als begeisterte Jünglinge zu seinen Füssen gesessen.

Dem Geschichtschreiber deutschen Lebens und deutscher Entwickelung bleibt es überlassen, zu zeigen, welch' hohen Einfluß der akademische Lehrstuhl in dem letzten Decennium des vorigen und in den ersten des jetzigen Jahrhunderts auf politische Gesinnung und Richtung jener Generation ausgeübt hat, die seitdem zum Männerberuf gereift und theilweise selbst schon wieder vom Schauplatze abgetreten ist. Er mag insbesondere nachweisen, welchen Schatz von reiner Gesinnung, von Liebe zur wahren und gesunden Freyheit, von Hingebung an die großen Güter des deutschen Wesens und Volkes an Wahrheit und freye Forschung jene hochherzigen, unvergeßlichen Lehrer hoben, während sie schienen in den Geistern ihrer akademischen Jugend lediglich nach tüchtiger Gelehrsamkeit und unbefangener Erkenntniß zu schürfen. Er mag nachweisen, welchen nationalen Einfluß die damalige Methode des akademischen Studiums, getragen von klassischer Bildung, durchwittert von dem Frühlingshauche einer lebendigen Nationalpoesie, auf den Charakter und die Thaten der Schüler geäußert hat.

Ich wage es nicht, mich zu solchen allgemeineren Betrachtungen zu erheben; wohl aber möchte ich versuchen, dieser hochansehnlichen Versammlung einige Züge aus dem geistigen Leben eines der edelsten, der gelehrtesten, ideenreichsten Männer jener Zeit vorzuführen. Sie werden die Liebe und Bewunderung rechtfertigen, welche zahlreiche Schüler den Manen Kielmeyers zollen, sie werden das bedeutsame Musterbild eines deutschen Hochlehrers am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zeigen.

Zu allen Zeiten hat sich die Wissenschaft nach zwey verschiedenen Richtungen hin bewegt. Hier das Erkennen der einzelnen Thatsachen, dort die Forschung nach dem gemeinschaftlichen Grunde mehrerer, und die Vereinbarung des Mannigfaltigen unter höhere Gesichtspunkte, — hier die Versenkung in das Object, dort die Synthesis und Gliederung gewonnener Wahrheiten zu einem größeren Ganzen. Das Bedürfniß der einzelnen Geister, vorwaltend bald nach der einen bald nach der andern Seite hin thätig zu seyn, hängt mit ihrer physischen Ausstattung, mit ihrem Charakter und äußeren Lebensgange auf das Innigste zusammen. Auch das minder mächtige Talent vermag in der Einzelforschung Erfolgreiches, Wesentliches, Bleibendes zu leisten; aber die Bewältigung großer Reihen von Thatsachen, die Erforschung der Gründe, die organische Gliederung aller Hauptmomente einer Doctrin, wodurch diese im Ganzen gefördert werde — ist Sache des Genius. Das Talent orientirt die einzelne Thatsache; das Genie orientirt eine Wissenschaft zwischen den übrigen. Jenes trägt seine Lampe mit gewissenhaftem Fleiß in die Tiefe des Schachtes und zeigt uns das Erz in seiner ursprünglichen Lage und Gestalt; dieses fördert es in kühnen Würfen zum Lichte des Tages, prägt es aus und läßt es kreisen auf den bunten Bahnen der Welt.

Kielmeyer gehörte zu den Genien. Er besaß das Einzelne, und stempelte es zu einem Ganzen. Dieser Charakter von genialer Allgemeinheit war es, was seinen akademischen Vorträgen so unendlichen Reiz verlieh, was seinen Namen unter allen strebsamen Jünglingen der deutschen Universitäten ausrief, und eine Wahl der erregbarsten, fleißigsten und geistreichsten nach Tübingen in seinen Hörsaal führte.

Klares Denken, nüchternes inductives Forschen war der Gewinn, den die Zuhörer aus seinen mannichfaltigen Vorlesungen über allgemeine Physik, Chemie, Zoologie, vergleichende Anatomie, Botanik, Materia medica und Pharmazie brachten. Während er mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit jede Veröffentlichung seiner Gedanken durch den Druck mied, entwickelte seine befruchtende Nähe in den jugendlichen Geistern die reichsten Keime.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 29.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. May.
Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März l. J.

Den Beschluß machte der Secretär der zweyten Classe, Hr. Conservator von Martius mit folgender

Denkrede auf Carl Friedrich von Kielmeyer, geb. am 22. Oct. 1765, gest. am 24. Sept. 1844.

(Fortsetzung.)

Ein so volles, auf so breiter Basis stehendes, aber nicht durch Druckschriften gegenständlich gewordenes, vorzüglich nur in der Spiegelung der Schüler erscheinendes Geistesleben ist nicht leicht zu schildern. Der Redner, der sich nicht zu Kielmeyers unmittelbaren Schülern rechnen kann, darf daher die Nachsicht dieser Versammlung anrufen. Gegenüber seiner Aufgabe beruhigt ihn zumal die Theilnahme eines Mitgliedes unserer Akademie, des Hrn. Obermedizinalraths G. Jäger in Stuttgart, eines langjährigen Freundes des Gefeyerten, dem er mehrere Winke und Nachweise über Kielmeyers Leben und Lehre verdankt.

Was nun jenes vorerst betrifft, so ist es in demselben Verhältniß arm an äusseren Ereignissen, an großen Wechselfällen und Eindrücken, als reich und vielseitig nach Innen. Karl Friedrich Kielmeyer ward am 22 Oct. 1765 in engen Verhältnissen gebohren. Sein Vater war herzoglich Würtembergischer Forstbeamter auf einem Dorfe, Bebenhausen, nächst Tübingen. Schon frühe zeigte der Knabe große geistige Fähigkeiten, und so ward ihm das Glück zu Theil, zehn Jahre alt in die von dem geistreichen Herzog Karl gegründete Akademie, welche den Namen ihres Stifters trug, aufgenommen und dort acht Jahre lang gebildet zu werden. Er verband kindliche Erregbarkeit mit männlichem Lerneifer, und war der Liebling seiner Lehrer. (Als denjenigen, welcher auf seinen Geist den größten Einfluß geübt, verehrte er den Prof. Storr.) So geschah es, daß ihm als er selbst noch Studierender der Medizin war, im J. 1785 der Auftrag ertheilt ward, den Forst- und landwirthschaftlichen Zöglingen der Anstalt, die damals als Leibhusaren und Leibjäger unter militärischen Formen auftraten, Vorlesungen über Naturgeschichte, besonders über Botanik, zu halten, welche als Vorbereitung zur Forstwissenschaft dienen sollten. Ein Jahr später promovirte Kielmeyer in der Medizin, die er übrigens niemals praktisch ausgeübt hat. Mit der Reife eines vielseitig gebildeten jungen Arztes zog er nach Göttingen, wo er fast zwey Jahre lang dem Studium der Naturwissenschaften oblag. Wenn schon er hier Blumenbachs Vorträgen über Naturgeschichte und über vergleichende Anatomie, welche jener berühmte Lehrer vom Jahre 1785 an regelmäßig alle Jahre hielt, mit eben so viel Fleiß als Nutzen anwohnte, so hatten sie doch keinen bestimmenden Einfluß auf den Charakter seiner eigenen Vorlesungen wie er sie, über den Harz, Berlin und Sachsen in die Heimath zurückgekehrt, von 1790 an drey Jahre lang an der Karlsakademie, als Professor der Zoologie und Vorsteher des Naturalien-Cabinets, hielt. Eine organische Verbindung der

Zoologie mit der vergleichenden Anatomie und Physiologie war der leitende, und damals neue Gedanke bey diesen Vorträgen. Mannichfaltige Kenntniß des Einzelnen, weniger aus eigenen Forschungen, als aus einer umfassenden Benützung der damals noch nicht so ausgedehnten Literatur, glückliche Combinationsgabe, logische Anordnung und klar lebendige Darstellung machten sich schon in jenen Vorlesungen bemerklich. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Grundidee, welche damals den Geist Kielmeyers bewegte, „Entwickelung der organischen Typen und Kräfte auf dem Wege der Vergleichung und Induction," zu seinem wahrsten Eigenthum gehörte. Aber er stand nicht vereinzelt auf dieser Bahn. Parrot, Cuvier und Kielmeyer bildeten auf der Karls-Akademie ein wissenschaftliches Kleeblatt, und die ähnliche Geistesrichtung, welche die Freunde verband, fand in der Thätigkeit Kielmeyers am frühsten einen lebendigen Ausdruck, wie dieß zumal die von ihm schon im Jahre 1793 bekannt gemachte Abhandlung: über die Verhältniße der organischen Kräfte unter einander in der Reihe der verschiedenen Organisationen *) — nebst wenigen kleinen Arbeiten über chemische Constitutionen einiger schwäbischer und schweizerischer Mineralquellen seine einzige Druckschrift — beweist. An einem Frühlingsabend des Jahres 1786, am Tag eh' Kielmeyer aus der Anstalt schied, die Cuvier zwey Jahre später verlassen sollte, waren die drey Freunde im Garten der Akademie beysammen. Da schnitten sie die Anfangsbuchstaben ihrer Namen mit den Worten: „Amicitia juncti, sorte disjuncti" in einen Baum, — und durch das ganze Leben haben sie an dieser Jugendfreundschaft, wie an einer gleichartigen Auffassung der Wissenschaft festgehalten. Es ist bekannt, daß Cuvier in seiner großartigen Weise es sich zur theueren Pflicht gemacht, dankbar der Anregungen zu gedenken, welche er von dem geistreichen Freunde, er die stärkere, männlichere Natur von der milderen, im Wechselbunde gleichsam weiblichen, erhalten hat. Ihm, der im neunzehnten Jahre die Karlsakademie verließ und zuerst mit der Familie d'Herici zu Caen und Fecamp in der Nähe des Meers lebte, eröffnete sich in Paris alsbald die reichste concrete Forschung, — sein großes Talent als Zeichner, seine plastische imperiale Natur — die Stellung der französischen Sprache und Literatur — sein Amt an der Spitze zahlreicher thätiger Gehülfen: Alles vereinigte sich, um Cuvier die Mittel zu einer gewaltigen Reform der Zoologie und vergleichenden Anatomie an die Hand zu geben, — während sein Jugendfreund einsam und ohne jene äusseren Hülfsmittel, in engeren Kreisen blieb. Doch war dieser berufen, die Früchte jener Forschungen aus der Ferne mit zu reifen, sie mit zu genieſſen und sich durch den Anblick der Gesetze in der wunderbaren Architectonik des Thierleibes zu erquicken, die er seinerseits auf dem Wege der Induction erkannt, wenn gleich nicht mit derselben Fülle objectiver Forschung geprüft hatte. Das Bedürfniß nach solchen concreten Anschauungen war übrigens bey Kielmeyer nicht minder lebhaft. Er suchte ihm im J. 1795 auf einer Reise an die Küsten der Nordsee zu genügen, indem er sich dort vorzugsweise mit der Anatomie niedriger Seethiere beschäftigte.

Inzwischen konnte er sich nicht lange ausschließlich den zoologischen und physiologischen Studien hingeben. Im Jahre 1796 ward er als Professor ordinarius der Chemie und Medizin an die Universität Tübingen berufen, und er hatte von jener Zeit, bis er vom Lehrstuhl schied, gemeinsam die Chemie, Pharmazie, Botanik, Zoologie und vergleichende Anatomie zu vertreten. Dieß Verhältniß muß geltend gemacht werden, um einen gerechten Maßstab an die geistige Spannkraft und Thätigkeit eines Mannes zu legen, der in einer Zeit des raschesten Umschwungs fünf Doctrinen handhabte, für welche gegenwärtig fast überall fünf verschiedene Lehrer bestellt sind. Auch die schriftstellerische Thätigkeit mußte sich beschränken gegenüber einer Aufgabe von so colossaler Ausdehnung. Während wir übrigens in unserer Zeit, wo sich der socialistische Ruf: „Theilung und Organisation der Arbeit" auch auf dem Gebiete der Wissenschaft hören läßt, — vor einer so weitaussehenden Aufgabe zurücktreten, so fand ein Geist wie Kielmeyer, voll Wißbegierde und logischer Präcision, ein Charakter von so stiller Hartnäckigkeit und Ruhe, darin gerade eine Aufforderung auch in min-

*) Zweyte Auflage, Tübingen 1814; französisch im Auszuge von Oelsner, Paris 1815.

der nahe liegenden Gebieten gleichmäßig nach der Tiefe zu trachten. Es läßt sich nicht verkennen, daß er die verschiedenen Doctrinen, welche er zu bearbeiten hatte, mit gleicher Energie durchdrang. Daher die harmonische Vermittelung aller Doctrinen, welche einen so günstigen Einfluß auf seine akademische Jugend ausübte. Diese ist, entsprechend dem Charakter ihrer Lebensperiode, überhaupt geneigt, Standpuncte einzunehmen, von wo aus ihr der Ueberblick über ganze Reihen von Thatsachen die erste wissenschaftliche Befriedigung verschafft, und der Enthusiasmus, welcher Kielmeyers Schüler für ihren Lehrer begeisterte, war einerseits eben in der großartigen Universalität des Lehrers begründet.

Andrerseits aber lag ein besonderer Zauber für die guten Köpfe in seiner Methode. Diese verband den analytischen Weg der Forschung mit dem synthetischen in glücklichster Weise.

Kielmeyer faßte alle Doctrinen seines Lehrberufes als Theile der Physik. Die allgemeinen Erscheinungen der Materie, ihre Bedingungen, ihre Gesetze — in der anorganischen wie in der organischen Reihe — zu schildern, war seine Aufgabe. Er suchte diejenigen Erscheinungen, auf welche sich alle übrigen zurückführen lassen, und die selbst nicht reducibel sind. Aus der Vergleichung dieser strebte er zu Gesetzen zu gelangen. Von vorn herein war ihm das mögliche Wissen der einzige Inhalt seiner Wissenschaften. Darum galt ihm zunächst die reine Erfahrungs-Erkenntniß, in welcher er den Gegenstand als einen ausschließlich vermittelst der Sinne ihm zugekommenen, nicht als von seinem Geiste produzirten, erfaßte. Er erkannte allerdings ein Wissen a priori an „sofern wir ohne besondere Erfahrung aus allgemeinen und selbst construirten Begriffen gewisse Sätze ableiten können, die uns über die Verhältnisse der Materie belehren," — er ertheilte „diesem Wissen an und für sich einen großen Werth, zur Berichtigung vieler Begriffe —;" aber er verwies es in die Naturphilosophie. „Dieses aprioriſche Wissen sollte als Einleitung der Physik stehen." — Den Inhalt des Erfahrungswissens wollte er nur bestimmt haben durch eine Analyse der besondern Gegenstände, mit Rücksicht auf die Natur unsrer Geisteskräfte.

Mit diesen Andeutungen glaube ich Kielmeyers Verhältniß zur Naturphilosophie, die damals anfieng in ihre Blüthe zu treten, zu bezeichnen. Kielmeyer war kein Naturphilosoph, aber, wie sich einer seiner geistreichen Schüler gegen mich ausdrückte, „er war ein Philosoph der Natur." Wer ihn je über höhere Fragen der Wissenschaft reden gehört, wer den weichen Klang seiner behutsamen Rede vernommen, und ihm dabey in das hellblaue, schwimmende, halbverklärte Auge, auf das feine Spiel der beredten und doch selbst im höchsten Feuer des Ausdrucks fast schüchternen Lippen gesehen, — der hat vielleicht, gleich mir, den Eindruck erhalten, hier habe Jemand gesprochen, wie es ein Weiser des Alterthums, etwa Demokrit, thun würde, könnte sich sein Schatten in die Gegenwart verlieren. Alles an diesem Manne hatte ein classisches Gepräge.

Wie sehr er jede constructive Methode zurückwies davon geben zumal seine Vorträge über allgemeine Chemie Zeugniß.

Es sey mir erlaubt, Einiges hierher Gehörige einem Hefte vom Jahre 1802 zu entnehmen, was als Beyspiel dienen mag von der streng analytischen Methode, worin er die Zuhörer ein volles Semester hindurch in Odem zu erhalten wußte.

„Die Erscheinungen der Anziehung der Stoffe im unendlich kleinsten Raum — der einzigen Art von Anziehung, die Gegenstand der Chemie seyn kann — sind stets von Veränderungen der Materie begleitet. In sofern also ist der Chemismus als die Verbindung der Materie zu neuen Körpern zu bestimmen. Diese Verbindungen aber sind in den meisten Fällen mit Trennung vorher verbundener Materien vergesellschaftet, sonach hat die Chemie auch die Trennung der Materie oder die Entfernung auf unmeßbar kleine Weiten zum Gegenstand. So kommen wir auf den Begriff von Bestandtheilen der Körper. Wenn man aber hierunter solche Theile versteht, die durch ihre bloße Wiedervereinigung die vorigen Körper herstellten aus denen sie abgetrennt waren, und solche, die selbst bey ihrer Trennung keine neuen Verbindungen erlitten hätten oder eingegangen wären, — so wissen wir eigentlich von den Bestandtheilen der Körper gar nichts, wir kennen keine, vermögen keine darzustellen, denn die Allgegenwart chemischer Anziehung bringt jeden abgetrennten Theil alsbald wieder in eine neue Verbindung und die Materien, welche in der Natur am allgemeinsten verbreitet sind, die sich also am leich-

testen insinuiren können, lassen sich nicht ausschließen." (Hier nennt Kielmeyer Wärme, Licht, Elektrizität, welche er zu den Materien rechnet). „Sonach, fährt er fort, ist Chemie nicht als die Lehre von den Bestandtheilen der Körper zu bestimmen; diese Wissenschaft trennt die Materie in neue Körper, nicht in Bestandtheile. Nur dann dürften wir Letzteres aussprechen, wenn erwiesen wäre, daß die Materie im Moment ihrer Abtrennung rein und ohne neue Verbindung geblieben. Bedingung wäre hiebey vorzüglich, daß die Schwere der Materie ein allgemeines Prädicat derselben wäre, daß folglich keine Veränderung in der Materie vorgehn könnte, ohne daß diese Schwere affizirt würde; — und ferner daß unsere Werkzeuge uns auch die kleinsten Aeusserungen der Schwere darstellten." Uebrigens, setzt er beschränkend hinzu, affizirt nicht jede Materie die Wage. Sofern aber, fährt er weiter ableitend fort, die Materien bey ihrer Verbindung unter, und ihren Trennungen von einander sich in allen ihren Beziehungen zu unsern Sinnen verändert haben, sich unter einer verwandelten Gestalt zeigen, so ließe sich sagen: Die Chemie habe zum Gegenstand die Verwandlung der Materien in einander, sie sey eine Art von Poësie. Weil sie aber nicht bloß die Anziehungserscheinung der Materien und ihre Erfolge als solche behandelt, sondern auch die Regeln, nach denen die Erscheinungen der Anziehung im kleinsten Raum und ihre Erfolge zu benutzen, so ist sie auch eine Kunst. Als Wissenschaft abstrahirt sie diese Regeln nur aus den Ereignissen bey der Anziehung, da sie das Wesen der Materie nicht erfaßt, sondern nur, was die Materie in Verbindung mit andern Materien bewirkt. Annäherungsweise kann die Chemie diese Kenntniß erreichen, wenn sie die Materien in unendlich vielen Verbindungen beobachtet; aber sie gelangt nie völlig zu diesem Ziele: es wäre immer nur ein Schauen der Materie in vielen andern."

Mit derselben analytischen Behutsamkeit geht K. von der Bestimmung des Gegenstandes der Chemie zu der ihres allgemeinen Inhaltes fort. Bey den Erscheinungen der Anziehung im kleinsten Raume (Affinität) will er zuerst die Entfernung beobachtet wissen, auf die hin sie sich im Raume ereignet, dann die Zeit, innerhalb welcher sich diese Erscheinungen vollenden, dann die Größe oder Stärke, Quantität oder Intensität der Kraft, mit der sie die Anziehungen darstellen, — die äußern Umstände und die innern (das Gewicht), die sich dabey kund geben, — die Succession dieser einzelnen Erscheinungen, die Verhältnisse der letztern gegen einander,

sofern sie constant coexistiren, also Parallelismen zwischen Reihen von Erscheinungen bedingen u. s. w.

Die Imponderabilien: Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus stellte K. als eine eigene Classe von chemischen Elementen auf. Frühzeitig machte er auf den polarisirenden Einfluß dieser Agentien auf die verschiedenen Zustände der Cohäsion (wie in den Krystallen), der Adhäsion und der chemischen Anziehung aufmerksam. Außerdem fragte er: ob es nicht auch eine jenen unwägbaren Agentien verwandte Geruchs-, Geschmacks-, Schall- und organisirende Materie gäbe? Alle diese Elemente dachte er sich durch die anorganische wie durch die organische Schöpfung in ewig thätigen Spannungen und polarischen Verbindungen verbreitet.

Wenn seit Oersted's und Faraday's unsterblichen Entdeckungen des Elektro- und Thermo-Magnetismus ein ganz neues Gebiet aufgeschlossen und auch die Chemie auf neue Bahnen ist geleitet worden, so darf wenigstens erwähnt werden, daß Kielmeyers forschungsreicher Geist, ohne Experiment, lediglich an der Hand der Induction, frey von hohlen Speculationen, dieselben Spuren verfolgt hat. Was er sich als Geruchs-Materie dachte, hat vielleicht durch Schönbeins merkwürdige Entdeckung des Ozons eine objective Wahrheit gefunden. Die große Entdeckung Davys über die Metallität der Alkalien und Erden hatte Kielmeyer ebenfalls, wenigstens in so weit geahnet, daß er unter Bezugnahme auf die Schwererde von den Erden überhaupt annahm, daß sie Metallkalke seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 30.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. May.
Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März l. J.

Den Beschluß machte der Secretär der zweyten Classe, Hr. Conservator von Martius mit folgender

Denkrede auf Carl Friedrich von Kielmeyer, geb. am 28. Oct. 1765, gest. am 24. Sept. 1844.

(Fortsetzung.)

Schon am Anfang dieses Jahrhunderts sagte er:

„Die Affinität von solchen Körpern, die in ihren sinnlichen Eigenschaften einander sehr ähnlich sind, ist im Durchschnitt schwach. Solche Materien dagegen, die in Absicht auf ihre Qualität sehr divers von einander sind, und vorzüglich solche, die sich wie + und — Elektrizität oder + und — Magnetismus zu einander verhalten, haben eine große Affinität; solche, die sich wie + und + oder — und — Elektrizität oder Magnetismus verhalten, haben geringe Verwandtschaft. Man könnte demnach das Ganze unter den Generalausdruck bringen: je ähnlicher die Materien unter einander sind, desto geringer ist im Durchschnitte ihre Affinität und umgekehrt.“ „Diese von mir ehehin gemachte Bemerkung, setzt Kielmeyer in seinem Hefte vom Jahre 1804 hinzu, ward 1807 von Davy in seiner gekrönten Schrift über Galvano-Elektrizität ebenfalls gemacht, und die entgegengesetzte Elektrizität oder die Empfänglichkeit für entgegengesetzte Elektrizitäten, die er bey fester Sauerkleesäure und festem Alkali beobachtete, scheinen sie zu bestätigen.“

Einige andere Sätze, die wir noch seinen am Anfang dieses Jahrhunderts gehaltenen Vorlesungen entnehmen, mögen zur ferneren Charakteristik des Mannes dienen.

„Außer den Erscheinungen der Schwere und des Luftdruckes giebt es noch eine Menge anderer, welche Aehnliches mit der Cohäsion haben, wie namentlich jene des Magnetismus und der Elektrizität. Es wäre möglich, daß die Erscheinungen der Cohäsion auf jene des Magnetismus zurückzuführen wären.“ —

Zur Zeit kennt man weder von der Cohäsion noch vom Magnetismus bestimmte Gesetze mit allgemeinem mathematischem Ausdruck. So lange dieß nicht der Fall und die Gesetze nicht identificirt, ist auch keine Erklärung dieser Erscheinung möglich. —

Das Wasser zeigt die Erscheinungen der Krystallisation so häufig, es insinuirt sich fast in alle andern Materien, so daß man fast verleitet wird, alle andern Krystallformen von ihm abzuleiten.

Bey dendritischen Krystallen von Metallen, die durch Niederschlagen mit andern Metallen erhalten werden, scheint sich nicht nur immer Elektrizität und Galvanismus zu entwickeln, sondern dieser Galvanismus scheint sogar die Anlagerung der Partikelchen und die Form zu bestimmen, da die Anlagerung stets an den Extremen Statt findet, wo doch das Praecipitans nicht ist.

Die Krystallisation ist auf Cohäsionsverhältnisse zurückzuführen und unter Cohäsionsgesetze zu subsumiren, eben darum aber werden sie auch auf Erscheinungen des Magnetismus und der Elektrizität reducibel seyn.

Was die Krystallisationsform betrifft, so dürfte bey Krystallen, die aus Flüssigkeiten entstehen, neben der Cohäsion der Materie als Coefficient die in der Mutterlauge vorhandene Bläschen- oder Kugelform (gleichsam eine Durchgangsform) zu berücksichtigen

seyn, und die Polarität, welche beym Uebergang dieser in die Krystallform entwickelt wird.

Die Bedingung des Zutritts der atmosphärischen Luft zur Krystallisation aus Flüssigem dürfte darin zu suchen seyn, daß durch sie der krystallisirende Körper vor Verdampfung, also vor einer Bewegung gesichert wird, welche der Krystallisation ungünstig wäre.

Die Fähigkeit der Materien zu krystallisiren zeigt sich um so eher, je weniger sie specifisch gewichtig, je weniger sie permanent oder unzerstörlich elastisch sind.

Je dichter und je specifisch gewichtiger die Krystalle sind im Verhältniß zu ihrer Mutterlauge, um so geringer ist die Menge der bey der Krystallisation entwickelten Wärme.

Adhäsion ist eine anfangende Affinität, welche aber nie zur Vollendung kommt, oder eine ungeheuer lange Zeit zu diesem Uebergang erfordert.

Suspension ist anfangende Solution. Suspension und Solution verhalten sich, wie Adhäsion und Affinität.

Adhäsion steht in directem Verhältniß zur Affinität. Darum ist es ein großer Schritt der Chemie, die Adhäsionsgrößen kritisch zu messen.

Die Adhäsionsgrößen verhalten sich wie die Producte aus den specifischen Gewichten in die specifischen Wärmen; oder:

Die Adhäsions-Größen verhalten sich wie die Producte aus den Differenzen der specifischen Gewichte in die specifischen Wärmen.

Die letzten Sätze erinnern gewissermassen an Forschungen, welche später ein Dalton, Dulong, Petit u. A. über Wärmecapacität oder specifische Wärme der Körper angestellt haben. Bekanntlich wurde daraus das Gesetz abgeleitet, daß diese specifische Wärme in einem bestimmten Verhältniß zum chemischen Werthe der Stoffe stehe, daß sie sich nämlich umgekehrt wie ihre Atomengewichte oder Aequivalente verhalten, so daß wenn das Aequivalent eines Körpers mit dessen specifischer Wärme multiplicirt wird, man ein gleiches oder beynahe gleiches Product erhält.

Mag sich auch der Fortschritt der chemischen und physikalischen Wissenschaft mit manchen der von Kielmeyer vorgetragenen Sätzen (von denen wir hier eine Probe gegeben) gegenwärtig nicht einverstanden erklären oder sie nur unter gewissen Beschränkungen zulassen, so wird man doch anerkennen

müssen, daß Kielmeyer seine chemischen Schüler nicht mit hohlen Gedankendingen, mit Speculationen und apriorischen Träumereyen anregte, sondern mit Gedanken, die durch inductive Schlüsse aus Thatsachen gewonnen worden waren. In den theoretischen Entwickelungen über Anziehung der Materie im Allgemeinen, über Cohäsion, Adhäsion und Affinität, über die Größe der Anziehungkräfte und den Maßstab für dieselben u. s. w. ward der Zuhörer mit socratischer Kunst immer tiefer zu allgemeinen Abstractionen hinabgeführt. Von Schritt zu Schritt ward ihm eine Bedingung und Beschränkung der von vorn herein angenommenen Sätze um die andere klar gemacht. Es war ein fortwährender Versuch die Wahrheit herauszuschälen, bis sie endlich nackt vorläge. So gewann der Schüler für seinen Verstand eine durchaus logische Behandlungsweise des Gegenstandes, für seinen Charakter moralische Sorgfalt in der Forschung, Achtung vor der Wahrheit. Sein Gedächtniß war nicht überfüllt mit todten Einzelnheiten, wohl aber hatte er eine Menge von Kenntnissen erworben, von Kenntnissen, die am Wege consequenter Theorie gepflückt waren, um sich auch in der Praxis fruchtbar zu erweisen. So geschah es, daß Kielmeyer viele ausgezeichnete Chemiker gebildet hat, obgleich er selbst niemals praktisch gearbeitet und am wenigsten sich als feiner Analytiker versucht hat.

Kielmeyer hatte mit der Chemie zu thun, wie er sie vor 50 Jahren aus den Händen der antiphlogistischen Schule empfangen. Seine allgemeinen Entwickelungen hielten sich vorzugsweise an Bergman nnd Berthollet, namentlich stellte er die Affinitätslehre des Ersteren, jedoch in eigenthümlicher Methode dar. Inzwischen waren ihm auch Richters stöchiometrische Forschungen nicht fremd, wie er denn dessen Gesetz der Neutralitäts-Reihen anführte. Zwischen diese beyden Geister, Bergman und Richter, welche Epochen der chemischen Wissenschaft bezeichnen, fällt Kielmeyers Lehrthätigkeit. Sie fällt vor die jetzige, durch Richter, Dalton, Gay Lussac und Davy angebahnte, durch Berzelius und Liebig ausgebildete Periode. Aber, wie wir bereits angedeutet haben, es dämmerte vielfach in seinem Geiste als Ahnung,

was jene hochbegabten Männer auf dem Wege des Experiments zur Gewißheit erhoben. Wenn in dem Munde eines andern Lehrers Sätze wie: „Auch das Wasser ist wie eine Erde zu betrachten, — Mineralwässer sind flüssige Erden, — das Bier (in welchem erst neuerlichst ein Mitglied unserer Akademie stickstoffige Bestandtheile nachgewiesen hat) ist flüssiges Brod, das Brod festes Bier“ — wie aphoristische Ergüsse des Witzes lauten, so nahmen sie bey Kielmeyer, an den Schluß einer Reihe inductiver Sätze gestellt, einen ernsteren, wissenschaftlichen Charakter an.

Auch die Botanik behandelte er als Pflanzen-Physik. Die Schilderung der Erscheinungen ist überall verbunden mit Betrachtungen ihrer Bedingungen und Gesetze, die er aufwärts bis zu den „Lebenswirkungen oder geistigen Kräften“ zu verfolgen suchte. So durchdringt der Lebenshauch der Physiologie jeden Moment der Darstellung. Auch hier stellt er den Inhalt, welcher Erfolg reiner Beobachtung ist, voraus; ihm läßt er jenen Theil der Wissenschaft folgen, wo sich „das geistige Assimilations- und Secretions-Vermögen, Witz und Scharfsinn“ durch kritische Anordnung des Beobachtbaren bewährt.

Während er also dorthin Formenlehre, Lebensgeschichte (Physiologie) und Pflanzengeographie rechnet, bezeichnet er als zweyte Reihe von Richtungen: die Phytonomie oder Lehre von den Gesetzen des pflanzlichen Lebens, die Phytoteleologie oder die Lehre von innerer Zweckmäßigkeit (Oeconomia) und von äußerer (Politia vegetabilium), die Phytodynamik oder Lehre derjenigen Kräfte, welche nicht weiter reducibel den Pflanzenerscheinungen zu Grunde liegen, — die Phytognosie oder systematische Charakteristik und endlich die Doctrin von den Regeln, nach welchen einzelne Erscheinungen an den Pflanzen hervorgebracht werden können, oder die angewandte Botanik. Jene conventionelle Aufzählung todter Formen, die sogenannte Terminologie, die sich so oft zum Schaden der wahren Wissenschaft breit macht, ordnete er seinen allgemeinen Betrachtungen am Ende eines jeden Capitels unter. In Folge einer so universellen Behandlungsweise gewannen Kielmeyers botanische Vorträge einen unwiderstehlichen Reiz und ich möchte sagen, daß sie, was Methodik betrifft, noch jetzt als musterhaft erscheinen. Allerdings fehlt ihnen das theilweise in unserer Zeit gewonnene Moment einer Entwickelungsgeschichte der Elementar- und der zusammengesetzten Organe, was aber in jener Periode nach dem Stand der Mikroskopie und Chemie in die Wissenschaft aufgenommen werden konnte, hat Kielmeyer gekannt und mit analytischer Schärfe geprüft und geordnet.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier die Einzelnheiten seiner Darstellung hervorheben. Nur über seine Ansicht von der Pflanzenmetamorphose mögen mir einige Worte erlaubt seyn.

„An der Frage, sagt Kielmeyer, welches sind die Umstände, unter welchen andere Organe in Blumen verwandelt werden, welche sind die Gesetze und Ursachen dieser Verwandlung? haben sich Linné, Wolf und Göthe versucht; doch hat keiner sie gelöst, ja sich vielleicht nicht einmal das Wesen der Frage verdeutlicht. Linné kam der Beantwortung am nächsten, Wolfs Abhandlung enthält am wenigsten Unwahrheiten, Göthe's Beantwortung giebt am meisten erfahrungsmäßige Wahrheiten, ohne die Wahrheit zu erreichen.“ Kielmeyer entwickelt nun kritisch die Ansichten dieser Schriftsteller und ruft dann aus: „Durch Göthe's Versuch ist eben so wenig als durch die früheren, ja fast noch weniger, die Umänderung der Blätter in die Blume als eine Sammlung von zweckmäßig einander zugebildeten und in den Gattungen constanten Organen erklärt. . . . Zwar ist eine Verschiedenheit der Blätter und der Blumentheile in Absicht auf Anastomose der Gefäße und auf die Säfte dargethan, aber die Ursache der Verschiedenheit ist nicht angegeben. . . . Diese Theorie ist also eigentlich gar keine Theorie. Die Fundamente und das Factum werden deutlicher dargestellt, aber das Problem selbst hat sich nicht verdeutlicht. Vergleichen wir die Auflösung dieser Aufgabe mit jener irgend eines Problems der Physik, z. B. des vom Regenbogen, welcher Unterschied. Hätte Newton nur bemerkt, daß die Farben des Prisma im Regenbogen recurriren, so würde das Niemand für eine Theorie angesehen haben. Erst damit gab er eine Erklärung des Phänomens, daß er zeigte, die Gesetze der

Brechung des Lichts im Prisma recurrirten in denen von der Brechung des Lichts im Regentropfen und werden durch die Umstände, die gerade beym Regenbogen eigenthümlich sind, so und nicht anders bestimmt. Die Aufgabe — fährt Kielmeyer fort — ist eine geometrische, denn es handelt sich darum, wie aus bestimmten Größen andere bestimmt werden; sie ist aber auch eine physisch chemische, sofern sie die Frage enthält, wie das Quale in verschieden beschaffenen Materien in einander übergehen könne. Man muß also Beobachtungen haben über alles Meßbare in den Verhältnissen zwischen Blättern und Blüthen, wie Bestimmungen über die Beziehungen der Qualitäten in den Reihen von Organen, von deren Umwandlung man spricht. Erst dann kann von einer Lösung des Problems die Rede seyn. Wichtig genug wäre es allerdings, gerade unter so schwierigen Adspecten die Materialien für die Beantwortung einer Frage herbeyzuschaffen, welche sich an die Erklärung von der Metamorphose der Insecten, an die von den Entwicklungszuständen im Menschen und allen Thieren, endlich an die Erklärung der Genesis der verschiedenen Organisationen auf unserer Erde überhaupt aus einer einzigen prototypischen Organisation — anschlöße." So Kielmeyer.

Man sieht, wie strenge er in der Einzelforschung zu Werke geht, während er seine Blicke in phantasievoller Beziehung über die ganze Schöpfung schweifen läßt. Aber freylich war gerade diese Vervielfältigung der Geistesrichtung dem Verfolge eigener concreter Forschungen in der Natur selbst abhold. Inzwischen beweist, was seit fünfzehn Jahre auf dem Gebiete der vegetabilischen Geometrie (nach den anfänglichen Andeutungen von Bonnet, Turpin u. A.) durch Aler. Braun, Schimper, Bravais, Wydler u. A. angestrebt worden ist zur Genüge, daß Kielmeyers kritischer Tact das Punctum saliens der künftigen Wissenschaft getroffen. Eben so zeigt die gegenwärtige Richtung der Pflanzenchemie, daß unsere Zeit den Hülferuf des vorahnenden Genius erkannt. Ist auch der Versuch Clam. Marquardts, den Chemismus der Blüthen mit jenem der grünen Blätter in wissenschaftliche Verbindung zu bringen, nicht als gelungen anzuerkennen, so bereiten doch die Arbeiten Liebigs, Mulders, Schleidens, Mohls u. A. eine neue Entwickelung vor, durch welche die chemischen Vorgänge auch in der Pflanzenmetamorphose werden erleuchtet werden.

Aus dem Bisherigen läßt sich gewissermassen im Voraus der Geist bezeichnen, womit Kielmeyer die vergleichende Anatomie behandelt hat. Diese Doctrin konnte ihm nicht ohne vergleichende Zoologie bestehen, und beyde in organischer Durchdringung gestalteten sich unter seinen schöpferischen Händen zu einem reichen und lebensvollen Gebilde. „Fundament der vergleichenden Anatomie ist die Existenz einer Reihe analoger, gradativ durch Abfall von einander verschiedener Thierbildungen." In der Bestimmung dieser Stufen oder Typen folgt Kielmeyer seinem eigenen Plane. Er führt zuvörderst die alte Linnéische Eintheilung des Thierreichs in sechs Classen an und bemerkt, wie an sie das Pflanzenreich als eine siebente hinantrete. Aber alsbald verläßt er diese Eintheilung und hebt in den sogenannten Würmern zehn Typen hervor: die Sepien, die Schnecken, die Muscheln, die Cirripeden, die Seeigel und Seesterne, die Borstenwürmer, die Band- und Blasenwürmer, die Polypen und Zweigwürmer und die Infusionsthierchen. (Man sieht leicht, daß hier ähnliche Eintheilungsmomente geltend gemacht werden, wie in dem Systeme seines Freundes Cuvier). Ueberall macht er sich nun zur Aufgabe, für jede Stufe das Aehnliche und Unähnliche des Baues, sowohl im Ganzen als in den einzelnen Theilen darzustellen. Er verflicht damit die physiologischen Untersuchungen über die Wirkung der Organe und die gemäß ihrer Thätigkeitsbestimmung eintretende Entwickelung. So wird ihm einer der Hauptzwecke dieser Doctrin: den Zusammenhang der Glieder in der großen Maschine des Thierreiches, die Oekonomie der Glieder wie des Ganzen klar zu machen, und endlich an der Lebensweise und den Trieben der Thiere zu erörtern.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 31.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. May.
Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März l. J.

Den Beschluß machte der Secretär der zweyten Classe, Hr. Conservator von Martius mit folgender

Denkrede auf Carl Friedrich von Kielmeyer, geb. am 28. Oct. 1765, gest. am 24. Sept. 1844.

(Schluß.)

Daß er bey solchen Untersuchungen ebenfalls auf die großen Gesetze der organischen Wechselbeziehungen (Corrélations organiques) und der Unterordnung der Organe (Subordination des Organes) kommt, welche sein Freund Cuvier aufgefunden und in unvergleichlichen Specialuntersuchungen dargestellt und erläutert hat, ist wohl sehr natürlich, denn beyde Geister waren sich zu eng befreundet, um nicht zu gleichen Resultaten zu gelangen. Inzwischen war Cuvier schon i. J. 1795 mit jener berühmten Erstlingsarbeit hervorgetreten, worin er die weißblütigen Thiere in die sechs Classen der Mollusken, Crustaceen, Insecten, Würmer, Echinodermen und Zoophyten schied, und mit welcher der große Mann seine Reform der Zoologie begann. Sein Freund dagegen, wenn schon von gleicher Geistesrichtung getrieben, fand jene glückliche Gelegenheit nicht, sich in das Object zu vertiefen. Hieraus mag sich manche Verschiedenheit in der Gliederung des gesammten Thierreiches zwischen beyden Genien erklären.

Uebrigens betrachtete Kielmeyer diese Vorträge nur wie Materialien für jene andern der allgemeinen Zoologie oder Physik der organischen Körper. Hier nahm sein Geist den Flug zu den höchsten Combinationen, indem er die Organismen nach allen ihren verschiedenen Attributionen untereinander und mit den unorganischen Körpern verglich *). Und schon in der ersten Zeit seiner akademischen Wirksamkeit hatte sich das, was er lehrte, vor Deutschland hohe Geltung erworben. Im Jahre 1806 widmete Aler. v. Humboldt seine Beobachtungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie Fr. Kielmeyer, „dem großen Physiologen, als Zeichen tiefer Bewunderung und inniger Hochschätzung."

Ueberschauen wir den Gesammtinhalt dieser verschiedenen so reichen Doctrinen in der solidarischen Auffassung unseres trefflichen Collegen, so möchte man sagen, der klare nach allen Seiten hin mit gleicher Energie wirksame Geist habe von dem Anorganischen bis zum Menschen aufwärts alles Einzelne: die todte Materie unter dem Bilde des Metaschematismus, die Pflanze in ihrer Metamorphose, das Thier in seiner Metempsychose zu begreifen und aus sich selbst herauszugliedern — angestrebt.

Es war ihm ein sittliches Bedürfniß, Alles zu begeistigen. Darum legte er in der Materia me-

*) Ein unvollständiger Auszug dieser Vorträge ward 1840 von Dr. Münter in Halle veröffentlicht.

dica, die er, so wie Pharmazie, ebenfalls zu lesen hatte, großen Nachdruck auf die Einwirkung psychischer Anregung, der Musik und des thierischen Magnetismus bey gewissen Krankheiten. Ich brauche aber wohl einen so kritischen und unbefangenen Geist nicht vor dem Vorwurfe zu wahren, als wäre er nicht vor den amphibolischen und trügerischen Erfolgen des thierischen Magnetismus streng auf seiner Hut gewesen. Die bekannten Ritter'schen Pendelversuche fanden nach ihm eine natürliche Erklärung in der vielleicht unwillkührlichen Einwirkung des Willens, dem davon abhängigen Spiele der Muskeln und des Pulses, dessen Einfluß bey der Art der Anstellung des Versuchs nicht füglich zu vermeiden sey. Eben so rügte er bey der Erregung des thierischen Magnetismus die Befangenheit gegenüber von weiblichen Individuen und die Gefahr, welche nicht selten für die Sittlichkeit daraus hervorgienge. So wie er ein Mann von den reinsten Sitten war, so erschien er auch in seinen Vorträgen.

Mit dieser Hinweisung auf den ethischen Charakter seiner akademischen Wirksamkeit glaube ich am Klimar ihres Verdienstes angelangt zu seyn. Für die Wissenschaft, sofern sie im Einzelnen lebt und wirkt, giebt es nur Einen Träger, der des Ruhmes würdig wäre: dieß ist der Charakter. Kielmeyer hatte diese Unterlage, würdig seinem Wissen und seinem Ideenreichthum. Wahr aus Liebe zur Wahrheit, mild aus Liebe zu den Menschen, unerschütterlich fest an seinen Ueberzeugungen haltend, konnte er den ferner Stehenden hartnäckig scheinen, während er nur Treue gegen seine Wahrheit, die hohe ewige Göttin, übte. Seine innere Zuversicht und Stärke war seltsam gepaart mit einer Schüchternheit und Unbehülflichkeit der äußern Erscheinung. Ganz anders aber war er da, wo er nur zu seyn, wo er nichts vorzustellen hatte: seinen geliebten Schülern gegenüber. Wenn er hier sich von ruhigen, scharf analysirenden Sätzen in das freye Gebiet allgemeiner Ideen erhob, so riß er seine Zuhörer wie im Zauber mit sich fort, und wie eine Tugend sogen sie die Liebe zur Wissenschaft von seinen begeisterten Lippen. Dieser ethische Einfluß, die vielseitige Anwendung, welche seine Lehren im praktischen Leben gewährten, die allgemeine Bildung, die sie vermittelten, macht Kielmeyer seinen zahlreichen Schülern unvergeßlich.

Bey einer so schönen Wirksamkeit auf die akademische Jugend ist es vielleicht nicht mit Unrecht beklagt worden, daß Kielmeyer diesem seiner Natur entsprechenden Wirkungskreise im J. 1817 entzogen und als Staatsrath und Director der öffentlichen wissenschaftlichen Sammlungen und der königlichen Privatbibliothek nach Stuttgart versetzt wurde. Königin Katharina beabsichtigte auf diese Weise auch die unmittelbare Nähe und Lehre des Mannes für sich zu gewinnen, welchen sie verehrte und dessen Verdienste auch sein Monarch durch Ertheilung des Civilverdienstordens gewürdiget hatte. Der frühzeitige Tod jener durch Geist und Adel der Gesinnung wie durch hohe Anmuth hervorragenden Fürstin bannte Kielmeyers äußere Thätigkeit in einen Kreis von Kanzleygeschäften, welche ihm in demselben Grade unerfreulich waren, als er sich einer großen Aengstlichkeit bey dieser Art von Arbeit nicht entschlagen konnte. Nur der Gedanke, daß seine Gesundheit dem Lehrerberuf nachgerade schwerlich mehr entsprochen hätte — er kam in der letzten Zeit immer heiser und abgespannt vom Katheder — mag seine Verehrer in Absicht auf diese Wendung seines äußern Schicksals beruhigen. Se. Maj. der König Wilhelm ehrte den Mann der Wissenschaft durch wiederholte Auszeichnungen; zuletzt, vor der Enthebung von seinen Hauptämtern im späten Alter, durch Ertheilung des hohen Friedrichs-Ordens.

Inzwischen behielt Kielmeyer die Fortschritte der Wissenschaft fortwährend im Auge und lebhaft beschäftigten ihn ohne Unterlaß die tiefsten und höchsten Interessen der Menschheit. Dieß bezeugen mancherley Notizen und geistvolle Bemerkungen über wissenschaftliche Punkte oder über große Fragen der Zeit, die er selbst mit zitternder Hand auf die unscheinbarsten Blättchen Papiers hinwarf. Auch eine Biographie Cuviers, die er in jener späteren Zeit niedergeschrieben, findet sich unter seinen Papieren. Von mehreren apoplektischen Anfällen getroffen endete er in den Armen seiner Gemahlin (gebornen

Gmelin) und seiner einzigen Tochter (verwittweten Freyfr. v. Breitschwerdt) am 24. Sept. 1844 leicht und schmerzlos sein edles, erfolgreiches Leben.

Man pflegt in unsern kirchlich aufgeregten Tagen bey Männern von solcher Bedeutung auch nach ihrem religiösen Bekenntniß zu fragen, indem man einer innerlichen Verpflichtung des Individuums noch eine äußere gegen die Zeitgenossen beyfügen will. Wenn ein Biograph auch die Berechtigung zu solcher Frage nicht anerkennen sollte, so mag er dennoch davon reden, damit der Wissenschaft kein Unrecht geschehe. Seltsam genug findet sich nämlich die Meinung vielfach verbreitet, als läge in den Naturwissenschaften ein dem Christenthum feindliches Element. Nicht selten wird der Argwohn geäußert: jene klare Anschauung von den Kräften der Natur und von ihrer harmonischen Zusammenwirkung, die wir auch bey Kielmeyer fanden, möge zwar allerdings auf einen Urquell, eine Urkraft hingeleitet werden, jedoch schwerlich das Verhältniß kindlicher Demuth und frommer Abhängigkeit der menschlichen Persönlichkeit von dem Schöpfer und Vater begründen, worauf uns die geheiligten Lehren der Offenbarung hinweisen. Solchen Feinden der Naturwissenschaft, die geflissentlich vergessen, wie ein Leibnitz, ein Newton, ein Linné zum Christenthume gestanden, mag es darum gesagt seyn, daß Kielmeyer, von der Wahrheit jener geoffenbarten Weisheit aufs innigste durchdrungen, über die räthselvollen Kämpfe und Widersprüche der Natur hinweg, voll Zuversicht auf den Gang einer göttlich geführten moralischen Weltordnung, voll Hoffnung ins Jenseits geblickt habe. Dieses unmittelbare, glaubige Anschauen des Gottes-Staats war sein innerstes, vorbehaltenes Eigenthum. Er spielte es nicht prunkend herüber in seine Schule, damit es nicht einem schmerzlichen Mißverständniß verfalle. Er setzte voraus, daß der Glaube das Wissen trage, und hatte ihn für sich. In seiner Wissenschaft dagegen ließ seine Methode nicht Esoterisches, nicht Exoterisches zu. Wo Alles vom Leben durchdrungen und flüssig ist, erstarrt nichts zu todten Sätzen. Ein blinder Dogmatismus in der Wissenschaft kann nicht dienen, das zu Wissende wirklich nach Innen zu erwerben, nur dazu, es auswendig zu lernen. Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß in unserer Zeit, wo sich die Fülle des zu Wissenden wie ein unübersehbares Meer vor dem erschreckten Schüler ausbreitet, die dogmatisirende Methode sich selbst dem akademischen Lehrer in manchem Falle als nothwendig ankündigt, und hierin liegt vielleicht ein Hauptunterschied jener früheren Studienperiode von der jetzigen. Kielmeyer aber mußte damals eine dogmatisirende Behandlung seiner Doctrinen abweisen, denn sie war dem Entwickelungsgange seines eigenen Geistes durchaus fremd. „Man muß nicht überschnell reich werden wollen," sagte er. „So will ich mir denn auch Nichts von vornherein setzen, was ich mir nützlicher nach und nach erwerbe." So wie diesen Anticipationen war er auch jedem todten Formalismus entgegen. Man findet in seinen Vorträgen keine Spur von jenen unerquicklichen und unfruchtbaren Schematismen, deren sich gerade während seiner Lehrperiode so viele Anhänger der Naturphilosophie bedienten. Eben so wenig als er das „mögliche Wissen" durch speculative Sätze verfärben wollte, gestattete er jenes eitle Spiel mit Polaritäten, wo Bilder statt Gedanken auftreten und den Begriffen ein falscher Inhalt unterschoben wurde. Er mied jene constructive Methode, die die Wahrheit mit dem Schein verwechselte, Halbwahres und Unerwiesenes an die Stelle der Gewißheit setzte und einer Verwirrung von Worten und Begriffen Raum gab. Endlich: er versprach nicht mehr, als er leisten konnte. Kielmeyer war ein Philosoph und kein Sophist. Die damals herrschenden philosophischen Systeme haben keinen wesentlichen Einfluß auf ihn gehabt, und er selbst hat sich entschieden dahin ausgesprochen, daß er keine Einwirkung auf die Ausbildung der Naturphilosophie gehabt habe, die, wie er sich ausdrückte, Schelling aus den Tiefen des menschlichen Geistes schöpfte, indeß er sich unmittel-

bar an die Erscheinungen des Lebens hielt. Die ideellen Grundlagen und die Richtung seiner Forschung hat er sich selbst geschaffen, das Material der Thatsachen aber mußte er großentheils von Andern entlehnen. Seine Vorträge hatten auch von formeller Seite das Verdienst geistig anzuregen, weil er jeden Satz auf seinem analytischen Weg von verschiedenen Seiten her wandte und beleuchtete. Diese Wirkungen trafen zunächst den Verstand, während die Naturphilosophie ihre mächtigsten Hebel in der Anregung der Phantasie fand.

Die Kantische Philosophie fällt in den Anfang von Kielmeyers akademischer Thätigkeit. Sie ist nicht ohne Einwirkung auf die formelle Bildung seines Geistes geblieben, aber innerlich fühlte er sich in ganz anderer Richtung und namentlich durch Herder angezogen. Ueberhaupt aber konnte ein Geist von solcher Stärke und Elasticität seine Anregung nicht von Einer Seite her empfangen. Es war der Hauch des klassischen Alterthums wie der neu aufathmenden deutschen Literatur, was ihn durchdrang und seine wohl organisirte, reine, auch dem Schönen zugewendete Natur erwärmte. Besonders Lessing ist es, dem er selbst einen mächtigen Einfluß auf seinen Geist zuschrieb. Dagegen konnte er sich mit der romantischen Poesie, die ihm als eine der Naturphilosophie verschwisterte Zeiterscheinung galt, nicht befreunden. In der Ueberschwänglichkeit dieser poetischen Richtung vermeinte er ein undeutsches, romanisches Element zu erkennen. Nüchterne Selbstbeschränkung aber achtete er als ethische Aufgabe auch in der Kunst, deßhalb wollte er in der Poesie ein gesundes Maaß, wie im Staatsleben und in der sittlichen und politischen Entwickelung der Völker ein ruhiges, darum sicheres Fortschreiten. So erscheint uns Kielmeyer auf jedem Gebiete als ein Mann des Ebenmaaßes, des klaren Bewußtseyns und des redlichen Fortschrittes. In diesem Sinne

haben wir ihn Eingangs unserer Schilderung Muster eines deutschen Hochlehrers genannt. Als solcher hat er in einer der erfolgreichsten Epochen unserer Geschichte, so viel als an ihm war, mit eingewirkt auf die Bereicherung und Veredlung des deutschen Geistes; und so kann unsere Akademie, welcher er seit ihrer Reform im Jahre 1807 als ordentliches Mitglied angehörte, seinen edlen Namen vertrauensvoll dankbarer Anerkennung der Geschichte überantworten *).

---

*) Kielmeyers Schriften:

Disquisitio chemica acidularum Bergensium et Göppingensium. Stuttg. 1786. 4. (Zur Erlangung der Doctorswürde.)

Chemische Untersuchung der Fürstenquelle in Immau (1804, abgedruckt in Mezlers neuesten Nachrichten von Immau, Freib. 1811).

Physisch-chemische Untersuchung des Schwefelwassers vom Stachelberg im Canton Glarus. Stuttgart 1816. 8.

Ueber die Erscheinungen der sogenannten animalischen Elektrizität in Grens Journal für Physik 1794. VIII. Bd. I. Heft (jedoch nach der pag. 321 ebendaselbst eingerückten Erklärung ohne Wissen und gegen den Willen des Verf.)

Die Rede über die Stufenleiter der org. Kräfte.

Kielmeyers Schüler waren: in der Akademie: Autenrieth, Cuvier, C. Jäger, Gärtner, Hehl, Hopfengartner, Pfaff; in Tübingen: Duvernoy, Gmelin in Heigelberg, die beyden Gmelin in Tübingen, Emmert, Hochstetter (gest. in Bern), Hochstetter in Eßlingen, Georg Jäger, Kerner, Köstlin, Rapp, Schelling, Steudel, Schübler.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 32.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Juny.
Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-Philologische Classe.

In der Sitzung am 5. April 1845 hielt Herr Prof. Spengel Vortrag über Aristoteles Politik; das wesentliche Ergebniß der Untersuchung als Auszug ist im Folgenden mitgetheilt.

Die Politik des Aristoteles bildet die Fortsetzung der Ethik; obschon unvollständig überliefert, sind doch alle Prämissen erhalten, um die bedeutenden Fragen mit Sicherheit zu entscheiden.

Das erste Buch lehrt, wie die Familie, οἰκία, die Grundlage des Staates, πόλις, bildet, dieser aber, wiewohl von jener ausgehend, bey aller Aehnlichkeit doch nicht bloß numerisch, sondern specifisch von ihr verschieden ist. Da das natürliche Bestreben des Menschen schon der erforderlichen Bedürfnisse wegen auf eine solche größere Verbindung geht, der Zweck des Menschen erst im Staate erreicht wird, er in diesem erst seine Vollendung findet, die αὐτάρκεια und das εὖ ζῆν, nicht bloß das ζῆν, so wird dieses selbst — so hoch steht dem Aristoteles der Zweckbegriff — als der natürliche Zustand des Menschen betrachtet, und obschon dem Entstehen nach πόλις später als οἰκία, doch dem Wesen und der Potenz nach als das erstere anerkannt.

Im zweyten Buche werden die Ansichten der Vorgänger, welche über den beßten Staat geschrieben haben, dann die bedeutendsten der bestehenden Verfassungen vorgetragen; wie überall knüpft Aristoteles auch hier in der ihm eigenen kritischen Richtung seine Lehre an das von andern Gegebene; der Gedanke, daß, um selbst etwas in einer Sache zu leisten, man wissen müsse, was andere darin geleistet haben, um das Gute anzunehmen, das Falsche und Ungenügende aber zu verbessern und zu vervollständigen, ist bey ihm überall verwirklicht zum Nutzen des Lesers, der dadurch einen historischen Standpunkt gewinnt und die verschiedenen Seiten des zu behandelnden Gegenstandes kennen lernt. Daß auch er die Absicht hat, gleich jenen einen solchen vollendeten Staat zu construiren, bezeugen schon die Eingangsworte des Buches und muß um so mehr hervorgehoben werden, als man es in Abrede stellen wollte.

Erst das dritte Buch beginnt die Untersuchung über den Staat; vorausgeschickt wird die Erklärung einiger Begriffe über πόλις und πολίτης cap. 1 — 5, und dann die Frage, ob es eine oder mehrere Verfassungen und welche gebe, beantwortet. Indem Zweck und Bedeutung von πόλις entwickelt und die verschiedenen Arten, wie eine solche Gesellschaft geleitet werden kann, angegeben werden, ist das Resultat, daß jede Verfassung, welche das Wohl der Untergebenen bezweckt, gut, und jede schlecht ist, in welcher die Lenker und Leiter nur ihr eigenes Interesse verfolgen, ein Grundsatz, welchen schon vor Aristoteles Isokrates ausgesprochen hat. Da nun überall entweder einer oder mehrere oder alle herrschen, so entstehen folgende mögliche Formen, von welchen die einen die guten, die andern die schlechten Verfassungen ausdrücken:

βασιλεία — τυραννίς.
ἀριστοκρατία — ὀλιγαρχία.
πολιτεία — δημοκρατία.

Damit hat Arist. seine eigentliche Aufgabe bezeichnet; denn jede dieser Verfassungen muß einzeln, wie sie entsteht, was sie wirkt und welches ihr innerer Zustand ist, behandelt werden, und sollten die einen von diesen nur numerisch verschieden, in ihrem Wesen aber ganz gleich seyn, so muß dieses im allgemeinen ausführlich dargelegt werden. Man erwartet daher, daß er sofort mit der Erklärung der erst genannten Form, der βασιλεία, beginnen werde.

Das will auch Aristoteles, aber die eben gemachte Eintheilung fordert noch einige Erörterungen, weil manche Schwierigkeiten auftreten, welche zu lösen Sache des Philosophen ist, III, 8 — 13. Nach diesen Erläuterungen wird zum Königthum übergegangen, dem ersten, was nach obiger Eintheilung vorzunehmen war; daß damit ein besonderer Abschnitt gebildet werden soll, kann man aus den Einleitungsworten erkennen, aber man beachte wohl, alles was von der βασιλεία gesagt wird, cap. 14 — 17, nachdem er die verschiedenen Arten aufgezählt und ausgesondert hat, giebt keine andere Belehrung als die oben angekündigte, ob und welchen Staaten das Königthum zuträglich sey; und daß er auch nichts anderes wollte, lehrt der Schluß p. 1288, 30 περὶ μὲν οὖν βασιλείας τίνας ἔχει διαφοράς, καὶ πότερον οὐ συμφέρει ταῖς πόλεσιν ἢ συμφέρει, καὶ τίσι καὶ πῶς, διωρίσθω τὸν τρόπον τοῦτον.

Sollte Arist. damit die Lehre von dem Königthume für vollendet gehalten haben? Wir erfahren nichts, wie Könige regieren, ihr inneres Leben, ihre Wirkung auf das Volk verschwindet ganz. Aber da ihm die einzeln regierenden Personen nur eine Form sind, die mehr in der Vorzeit sich geltend gemacht hat, wo einzelne hoch über alle andere hervorragten, während später allmählig die Vorzüge dieser auf mehrere übergegangen sind, so ist der Unterschied von βασιλεία und ἀριστοκρατία für den innern Zustand der Regierten nur äußerlich, und die zunächst folgenden Worte cap. 18 sind es, welche, richtig verstanden, klar angeben, wie Aristoteles die Lehre von den guten Staatsverfassungen aufgefaßt und dargestellt hat. Das dritte Buch bricht mit der Angabe, daß über den besten Staat nähere Bestimmung erfolgen solle, plötzlich ab, ohne daß der Gedanke auch nur grammatisch vollendet wäre. Aristoteles hat drey Verfassungen als richtig, ὀρθαί, anerkannt, aber nicht alle drey bilden ihm die ἀρίστη πολιτεία, sondern von diesen nur jene, welche von dem ἄριστος geleitet wird, d. h. in welcher ein Einzelner oder ein ganzes Geschlecht oder auch viele an Tugend ausgezeichnet hervorragen, und die Regierenden alles πρὸς τὴν αἱρετωτάτην ζωὴν beziehen. Nun ist aus dem früher Gesagten klar, daß im besten Staate ein guter Bürger mit einem tugendhaften Manne identisch ist, beyde auf denselben Principien beruhen; folglich wird der beste Staat, gleichviel ob er von einem als βασιλεία regiert wird, oder von vielen als ἀριστοκρατία geleitet, auf dieselbe Weise errichtet werden, wie einer zum tugendhaften Manne herangebildet wird. Einen solchen vollkommenen Staat will Aristoteles jetzt geben, und was wir anfänglich nach seiner Eintheilung erwarten durften, die Durchführung jedes Einzelnen der drey guten Verfassungen, ist von ihm anders gewendet worden und in die Darstellung eines Idealstaates aufgegangen, eines solchen, wie er von allen als höchstes und letztes Ziel gewünscht und ersehnt wird, κατ' εὐχήν, aber nicht unmöglich ist. Die eigenen Worte des Philosophen weisen uns deutlich darauf hin, daß wir nicht eine Schilderung der βασιλεία und ἀριστοκρατία, sondern dafür den besten Staat überhaupt zu gewärtigen haben, und wo anders wäre diese ἀρίστη πολιτεία unterzubringen, wenn sie eine mögliche Existenz haben soll, als in der Lehre der guten Verfassungen, deren höchste Potenz sie selbst ist und welchen sie substituirt wird. Die Erwähnung der παιδεία und ἔθη beweist, daß der Staat nicht mit wenigen Worten abgemacht, sondern von Grund auf gebaut werden soll.

Diese ἀρίστη πολιτεία, wenn auch nicht vollständig, doch mehr als in ihren Anfängen und mit all den Grundlagen, welche er hier am Ende des dritten Buches verkündet, ist im VII. und VIII. Buche enthalten. Auch ist die äußere Verbindung dieser eine solche, daß sie augenscheinlich mit dem Schlusse des dritten Buches ein zusammenhängendes

Ganzes bildet. Die Anknüpfung der ersten Worte des siebenten Buches: περὶ πολιτείας ἀρίστης τὸν μέλλοντα ποιήσασθαι τὴν προσήκουσαν ζήτησιν ἀνάγκη διορίσασθαι πρῶτον τίς αἱρετώτατος βίος mit den letzten des dritten Buches: ἀνάγκη δὴ τὸν μέλλοντα περὶ αὐτῆς ποιήσασθαι τὴν προσήκουσαν σκέψιν zu erklären, genüge die Bemerkung, daß das eine Blatt, oder vielleicht richtiger das letzte Blatt der einen Lage mit den Worten ἀνάγκη δὴ τὸν μέλλοντα περὶ αὐτῆς ποιήσασθαι τὴν προσήκουσαν σκέψιν endete, das folgende aber mit: διορίσασθαι πρῶτον τίς αἱρετώτατος βίος fortgefahren habe; beyde wurden aus ihrem Zusammenhange abgelöst, so daß der folgende Theil ans Ende des Werkes gestellt werde. Hier hatte jemand, wohl nicht aus eigener Einsicht, sondern aus dem Schluße des dritten Buches, um den richtigen Anknüpfungspunct zu bezeichnen, die zur Ergänzung des Satzes nothwendigen Worte περὶ πολιτείας ἀρίστης τὸν μέλλοντα ποιήσασθαι τὴν προσήκουσαν ζήτησιν ἀνάγκη beygesetzt, welche dann weil sie unentbehrlich schienen, in den Text aufgenommen worden sind. Wie dadurch die äußere Form genau hergestellt wird und nun ein Satz entsteht, so auch die Gedankenfolge. Da Aristoteles vom ersten Ursprunge an beginnen will, so können die jetzt abgerissenen Worte des dritten Buches keinen andern Gedanken enthalten, als wie schon der Ausdruck πρὸς τὴν αἱρετωτάτην ζωὴν errathen läßt, die Zurückführung auf den höchsten Lebenszweck, wie wir es im siebenten Buche finden.

Erst durch diese Anordnung, daß das siebente und achte Buch dem dritten folgen, wird der Inhalt der folgenden Bücher recht verständlich.

Der Anfang des vierten Buches lehrt, daß es nicht genüge einen Idealstaat aufgestellt zu haben, wie die Philosophen zu thun pflegen, Aufgabe der Politik sey auch in das Leben herabzusteigen und die verschiedenen bestehenden Verfassungen zu würdigen, sie zu heben und ihren Mängeln abzuhelfen. Aristoteles zählt auf, wie viel Arten von Staatsverfassungen der Politiker zu betrachten habe; außer jenem ersten absolut besten Staate noch vier andere, welche IV, 2 wieder von neuen aufgenommen, näher bestimmt und im vierten fünften und sechsten Buche aus einander gesetzt werden. Augenscheinlich also folgt daraus, daß die erste, die ἀρίστη πολιτεία bereits vollendet seyn mußte, da diese hier ganz übergangen ist, auch wird dadurch klar, warum Aristoteles unten bey der Entwicklung der bestehenden Verfassungen oft kurz verfährt; man hat das Ideal voraus und weiß von selbst, wie die Sache seyn soll.

Dadurch treten die Bücher IV. V. VI. in einen Gegensatz zu den vorausgehenden III. VII. VIII. und das ganze Werk der aristotelischen Politik theilt sich seinem Wesen nach — alles frühere sind nur Vorarbeiten dazu — nachdem III, 7 die möglichen Verfassungen nachgewiesen sind, in zwey Haupttheile, von welchen der erstere den absolut besten Staat, der nicht immer und allen erreichbar ist, aber welchen zu erreichen doch alle streben sollen, die ἀρίστη πολιτεία, in seinem ganzen Umfange und Inhalt darstellt; der letztere aber abwärts steigend die verschiedenen wirklichen und im Leben gewöhnlichen Staaten, welche zu jenem reinem sittlichen und tugendhaften Streben des besten Staates sich nicht zu erheben vermögen und darum auch im ganzen verfehlt sind, betrachtet, deren Bedürfnisse erforscht, ihre Gebrechen nachweist und wo möglich zu heilen sucht, damit auch sie in ihrer niedrigen Sphäre dem Menschen ein wenigstens erträgliches Leben zu geben im Stande seyen. Dadurch hat Aristoteles die Einseitigkeit seiner Vorgänger vermieden und Theoretisches und Praktisches innigst verbindend seine Universalität wie sonst auch hier treffend an den Tag gelegt.

Eine Inconsequenz mag es scheinen, daß Arist. seine πολιτεία zu den ὀρθαὶ rechnet, gleichwohl ihr in seinem besten Staate, den er nur in der Form der βασιλεία und ἀριστοκρατία ins Leben treten läßt, keinen Platz gönnt, sondern in die Nothstaaten verweist mit den gewöhnlichen ἀριστοκρατίαι IV, 7—9; dort erklärt er sie cap. 8 für eine μῖξις ὀλιγαρχίας καὶ δημοκρατίας, diese beyden aber sind schlecht, wie kann nun das aus beyden gemischte gut seyn? Ja sogar ist ihm dort ἀριστοκρατία im gewöhnlichen Sinne des Lebens die Mischung aus ἀρετὴ ἐλευθερία πλοῦτος, die πολιτεία aber aus ἐλευθερία und πλοῦτος, folglich selbst ohne ἀρετή. Er sagt dort IV, 8, er habe sie absichtlich hieher gestellt, weil sie den besten Staat nicht erreichen und

gewöhnlich mit Demokratie und Oligarchie verbunden werden. Aber warum hat er sie oben als eine ὀρθὴ πολιτεία betrachtet, wenn er sie hier unter den παρεκβάσεις darstellt? etwa seiner Dreytheilung zu lieb? Weil, was in der Wirklichkeit nicht, oder höchst selten erscheint, die Theorie nicht abhalten darf, anzunehmen. Es ist denkbar, daß in einem Staate nicht bloß einer oder ein Geschlecht, wie in der βασιλεία, oder mehrere wie in der ἀριστοκρατία, sondern alle ohne Ausnahme ihre Thätigkeit auf die Ausübung der gesammten Tugend abzielen, dann wäre es die eigentliche πολιτεία und sie würde mit der ἀρίστη πολιτεία zusammenfallen; theoretisch also darf es nicht umgangen werden, wenn auch praktisch dieses nicht erscheint, und die πολιτεία nur in der Gestalt auftritt, wie sie im vierten Buche beschrieben ist.

Daß die Bücher VII, VIII mit dem III. zu verbinden sind, haben schon im XVI. Jahrh. Scaino und Segni erkannt, mit Zustimmung eines Sepulveda, Victorius, Jos. Scaliger; Conring suchte diese Hypothese ausführlich zu begründen; dagegen wollte G. Schneider den Büchern VII und VIII ihre Stellung vindiciren; indem er sich den Zusammenhang der aristotelischen Politik nicht deutlich entwickelte, ist er in eigene Widersprüche gerathen; was er nämlich am Ende des dritten Buches ausgefallen betrachtet, die Lehre von der bestehenden Aristokratie, ist wirklich vorhanden und IV, 11 behandelt. Göttling glaubte alles sey im vollkommensten und trefflichsten Zustande, und viele glauben es ihm nach. Gleichwohl ließ sich der Franzose Barthelemy St. Hilaire durch solche fruchtlose Versuche, die zwar sehr wohl gemeint seyn mögen, aber nicht von der besten Einsicht zeugen, keineswegs abhalten, die von frühern Gelehrten empfohlene Ordnung wieder aufzunehmen; vielmehr gestützt auf Aristoteles eigene Aussage IV, 2, in welcher Folge er den letzteren Theil seines Werkes, die Betrachtung der bestehenden Verfassungen, ausführen wolle, hatte er zuerst die wichtige Bemerkung gemacht, daß die Ausführung mit jener Ankündigung im Widerspruche stehe, aber durch die Umstellung des fünften und sechsten Buches vollkommen hergestellt werde, so daß in seiner Ausgabe die Bücher der Politik, wie wir überzeugt sind, vollkommen richtig nachstehende Ordnung einnehmen I. II. III. VII. VIII. IV. VI. V. Diese letztere Entdeckung St. Hilaire's ist von Woltmann in einer besondern Abhandlung im Rhein. Museum: über die Ordnung der Bücher in der aristotelischen Politik, anerkannt, der seinerseits die gewöhnliche Stellung der Bücher VII. VIII, welche sie in allen Handschriften behaupten, in Schutz nimmt. Dadurch daß er die Politik nicht in ihre wahren Bestandtheile zerlegt, sondern andere ihr unterlegt, glaubt er den jetzigen Zustand rechtfertigen zu müssen. Ihm zerfällt sie in drey Theile, von welchem die ersten drey Bücher den eigentlich speculativen Theil des Werkes enthalten, die folgenden drey eine mehr theoretisirend praktische Richtung haben, die zwey letzten Bücher, in so fern sie den im ersten Theile gewonnenen Inhalt zu einer Form bestimmen und zu dieser Construction die Bedingungen angeben, die beyden ersten Theile des Werkes voraussetzen und sie so zu sagen, beyde umschließen. Diese Annahme und Eintheilung muß als willkürlich und nicht im Aristoteles enthalten durchaus bestritten werden, und kann es um so leichter, als sie sich nur durch falsche Erklärung einzelner Stellen zu halten sucht; wie überall muß auch hier das Verständniß des Ganzen aus dem des einzelnen hervorgehen; irrt man in diesem, so bleibt die nachtheilige Wirkung auf die Betrachtung des gesammten nicht aus; es ist vergebene Mühe, wenn Woltmann die Citationen, welche das vierte Buch enthält, im dritten nachweisen zu können glaubt, es sind die Stellen sämmtlich mißdeutet, so wie die Sitte unsers Philosophen zu citiren verkannt ist, während Stellen wie IV, 2 überzeugend darthun, daß die βελτίστη βασιλεία vorausgegangen, damit aber zugleich weil sie mit ihr als identisch zusammenfallen, von βασιλεία und ἀριστοκρατία gesprochen sey.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 33.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 5. Aprtl 1845 hielt Herr Prof. Spengel Vortrag über Aristoteles Politik; das wesentliche Ergebniß der Untersuchung als Auszug ist im Folgenden mitgetheilt.

(Schluß.)

Nur eine Stelle VII, 4 ist im Widerspruche; aber die Durchführung eines Werkes muß aus dem innern Zusammenhange als richtig und nothwendig nachgewiesen werden, nicht aber darf man sie bey Aristoteles von etwaigen Citationen abhängig machen. Ich halte diese, wie andere in unserer Politik, für eine Interpolation, zumal sich auch sonst manches dagegen vorbringen läßt. Daß die Politik nur aus den oben nachgewiesenen zwey Theilen besteht, und der Idealstaat den verschiedenen andern bestehenden Staaten von dem Verfasser vorausgestellt worden ist, lehrt der Charakter des ganzen Werkes so deutlich, daß eine einzelne widerstreitende Notiz nicht vermögend ist dieses sichere Ergebniß aufzuheben. Das richtige Verständniß des Inhaltes des dritten Buches, namentlich des Schlusses desselben hebt alle Bedenken, die man vorgebracht hat und noch vorbringen kann.

Welches die Folge des zweyten Theils der Politik, welcher die bestehenden Verfassungen enthält, ist, ergibt sich wie aus der eigenen Angabe des Aristoteles, so aus dem innern Zusammenhange und der Durchführung des Gegenstandes. Aus ersterem hat St. Hilaire die Bemerkung gemacht, daß die Ordnung des fünften und sechsten Buches umzukehren sey, und so wenig auch die französische Bearbeitung den Anforderungen der Kritik und Exegese genügen mag, diese schöne und richtige Bemerkung hat meines Wissens noch keiner der vielen frühern Leser gemacht, ein Beweis, wie man vor Betrachtung des Einzelnen nicht zum Studium des Ganzen gekommen ist. Die Richtigkeit dieser Umstellung läßt sich noch tiefer begründen, als bis jetzt geschehen ist, und diese innern Gründe sind so gewichtig, daß wir uns durch keinen noch so scheinbaren Widerspruch irre machen lassen dürfen; äußere Beweise nämlich sprechen für die hergebrachte Ordnung, und zwar nicht weniger als vier Stellen des sechsten Buches, in welchen das vorhergehende fünfte Buch angeführt wird. Diese wiederholten Citationen mögen vielleicht manchen frühern Leser, der dem von Aristot. vorgezeichneten Gange folgte, abgeschreckt haben, weiter zu forschen. Uns ist der innere Zusammenhang, der durch die Natur der Sache gefordert wird, und der deutliche Ausspruch des Verfassers selbst, in welcher Folge und Ordnung er seinen Gegenstand behandeln werde, das höchste, und da keine Vereinigung von beyden möglich ist, man sich also für das eine oder andere entscheiden muß, auch nicht das geringste dafür vorgebracht werden kann, daß Aristoteles seinem angegebenen Plane untreu geworden sey, so wird man nicht lange zweifelhaft bleiben, auf welche Seite wir uns zu wenden haben, und St. Hilaire's Annahme, daß wir hierin Interpolationen späterer Zeit zu suchen haben, hat die Zustimmung Woltmanns und Kopps erlangt.

Als sicheres Ergebniß, wie solches aus vorliegendem Zustande des Werkes von selbst einleuchtet,

sprechen wir folgendes aus. Die Bücher der aristotelischen Politik waren im Alterthum aus einandergerissen überliefert; was dem dritten folgen sollte, die Lehre vom besten Staate wurde ans Ende gebracht und der vielleicht größere Theil von diesem war ganz verloren; das fünfte, unvollständig, hatte seine Stelle dem sechsten, welchem wenigstens der Schluß fehlt, eingeräumt. In diesem Zustande hatte ein unbekannter, der den innern Zusammenhang der Bücher und den Gang der Darstellung nicht beachtete, sondern diese nun überlieferte verkehrte Ordnung für richtig hielt, die Politik emendirt und mehrere falsche Zusätze sich erlaubt; noch können wir einige ganz unpassende Citationen auf die frühern Bücher in der Ordnung, wie er sie vorgefunden, nachweisen, sind jedoch nicht im Stande diese Spuren weiter zu verfolgen. Ebenso wenig vermögen wir die Zeit zu bestimmen, in welche diese Interpolationen fallen. Die Politik so lehrreich sie ist, scheint außerordentlich wenige Leser gefunden zu haben, und außer ein paar zufällige Angaben bey den Alten kenne ich nur ein Zeugniß von größerem Belange. Der Abriß der peripatetischen Ethik bey Stobäus ist nicht von diesem, sondern von einem Anhänger der aristotelischen Philosophie und kann Jahrhunderte älter als Stobäus seyn; die Ethik ist zum Theil nach andern Quellen als uns erhalten sind, aber ihr ist p. 322—34 ein Anhang über *οἰκονομικὸς* und *πολιτικὸς* und summarisch über die *πολιτικὴ* selbst beygegeben, und hier läßt sich darthun, daß ihr Verfasser nur die aristotelische Politik vor Augen hatte, und daß er diese in keiner anderen Gestalt kannte, als in welcher sie uns jetzt noch überliefert ist.

Schlüßlich sey noch der neueste Versuch über unser Werk berührt, daß die Eintheilung der Lehre des Aristoteles über die Staatskunst auf der Lehre der vier Ursachen, *αἰτίαι*, und die Ordnung dieser Eintheilung auf der Ordnung, welche dieselben in der Natur der Dinge haben, und in welcher sie in der Physik aufgezählt werden, beruhe; das erste Buch enthalte das *ὑποκείμενον*, die *ὕλη* des Staates, das zweyte dritte und vierte gebe ausführliche Kunde von den Formen der Staaten, das fünfte und sechste lehre die Ursachen der Veränderungen und Erhaltung, so wie der neuen Gründung der Staaten, das siebente

und achte stelle den höchsten Zweck des Staates auf, bestimme darnach den besten Staat und lehre die Bedingungen und Mittel seiner Verwirklichung; darnach erledige sich die Frage über die Ordnung der Bücher von selbst zu Gunsten der Handschriften. — Weil die Physik in Untersuchung der Dinge nach den verschiedenen Ursachen fragt und die causa materialis, formalis, efficiens, finalis unterscheidet, soll die ganze Politik nach diesen vier Gründen geordnet und ausgeführt seyn! Aristoteles gibt überall Methode und Gang der Untersuchung an; von dieser neuen Entdeckung aber weiß er offenbar selbst nichts; es war ein höchst unglücklicher Gedanke, aus einigen Stellen der physiologischen Bücher, worin jener *αἴτια* Erwähnung geschieht, den kühnen Sprung auf die Politik zu wagen. Und welche Willkühr hat sich der Verfasser dieser Hypothese in der Deutung der Bücher selbst erlaubt! Betrachten wir jene vier aristotelischen Ursachen mit Beziehung auf den Staat, so ist einleuchtend die *ὕλη*, der Stoff, das was Aristot. VII, 4—12 angibt; *εἶδος* ist die *πολιτεία αὐτὴ* wie sie dort cap. 13 seqq. angegeben ist; die dritte Ursache, welche unser Philosoph *ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως* nennt, ist der Mensch als *ζῷον πολιτικόν*, der in der *κοινωνία* leben will; endlich Zweck, *τέλος*, ist die *εὐδαιμονία* selbst, das *εὖ ζῆν*. Man sieht, daß diese Gegenstände zwar auch auf die Politik ihre Anwendung finden, und natürlicher Weise darin vorkommen müssen; aber die Ordnung der Bücher, die Durchführung des ganzen Werkes davon abhängig zu machen, ist durch nichts begründet und völlig verkehrt. Die gerühmte Gründlichkeit der deutschen Philologie hat in Beziehung auf die aristotelische Politik nicht nur das richtige nicht geahnet, sondern sich als wenig fähig bewiesen, den von Italienern und Franzosen richtig erkannten Zusammenhang des Werkes auch nur zu würdigen und zu verstehen; leicht könnte ein Fremder Hesiodus Verse mit seinem guten Rechte auf uns in Anwendung bringen.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 12. April 1845.

1) Der Hr. Classensecretär macht Anzeige von nachfolgenden Einläufen:

a) Einladung der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz zur Theilnahme an ihrer nächsten Hauptversammlung. —

b) Die Mittheilung der R. Accademia di Scienze, Lettere ed Arti zu Modena über ihre neuesten Beschlüsse von Preisertheilungen.

c) Die Ankündigung der von der Société R. d'agriculture et de botanique de Gand ins Leben gerufenen Annales.

d) Danksagungsschreiben des Muséum d'histoire naturelle zu Paris d. d. 15. März für die letzte Einsendung diesseitiger Schriften.

e) Vorlage des bibliographischen spanischen Journals, Bibliografia de España, im Verlage von Monier in Madrid und Monier et Schmits in Paris.

f) Ein Schreiben der Madras Litterary Society and Auxiliary of the R. Asiatic Society, d. d. 21. October 1844, welches die Absendung der jenseitigen Gesellschaftsschriften an die Akademie meldet.

g) Geschenk der Karte von Westphalen, der Akademie gemacht durch S. E. den Hrn. Baron v. Krauseneck, General der Infanterie und Chef des großen Generalstabs zu Berlin, nebst Schreiben von demselben und Hrn. Prof. Martin Ohm, d. d. 1. März.

---

2) Derselbe giebt nachfolgenden Auszug aus einem Briefe des Hrn. Quetelet d. d. Brüssel 24. Febr. 1845.

Für die mir übersendeten Beobachtungen über die Blüthezeit bin ich Ihnen zu großem Danke verpflichtet; ich werde mich jetzt unverzüglich an die Zusammenstellung der Resultate von 1844 machen. So eben erhalte ich einen Brief von Hrn. Agassiz, der mich ebenfalls zur Fortführung dieses Unternehmens ermuntert; derselbe schreibt mir, daß ein junger Gelehrter unter seinem Vorsitze, zur Erlangung des akademischen Grades, seine Dissertatio inauguralis über diesen Gegenstand zu halten gesonnen ist. Ich selber gedenke fürs Erste eine Schrift über die natürlichen Epochen der Pflanzen, ausschließlich nach den im Garten zu Brüssel angestellten Beobachtungen zu publiciren; ein zweytes später folgendes Werk wird die Resultate von andern Orten enthalten und mit den zu Brüssel gewonnenen vergleichen.

Auf die Summe der Temperaturen, deren Sie in Ihrem letzten Briefe erwähnen, habe ich allerdings Rücksicht genommen; inzwischen erscheint die, wenn ich nicht irre, von Cotte aufgestellte Mittelwärme nur annähernd; denn daraus würde folgen, daß drey Tage mit einer Temperatur von je 10° R. die nämliche Wirkung erzeugen müßten, wie zwey Tage mit einer Temperatur von je 15° oder ein einziger von 30° Wärme — was doch unmöglich stattfinden kann. Mit den von mir gewonnenen Resultaten verträgt sich nur die Hypothese, daß das Quadrat der Temperatur genommen werden müsse; darin scheint mir das wahre Gesetz der Thätigkeit der Wärme zu liegen. Ein Punkt bliebe dann noch zu erledigen, nämlich ob man vom 1. April an zählen soll, wie Cotte will, oder vom 1. Januar an, wie Andere wollen, oder irgend eine andere künstliche Periode zu Grunde legen soll.

Das Gesetz des Quadrats der Temperaturen giebt mehreren merkwürdigen Consequenzen Raum, welche sich bestätigen werden, wenn ich das Rechte gefunden. Inzwischen sind mir bedeutende Schwierigkeiten aufgestossen. Glücklicherweise habe ich die Ehre gehabt, Hrn. v. Humboldt hier zu sehen, welcher mir Beobachtungen, die noch mangelten, mitgetheilt hat, wodurch ich meine Conjecturen wesentlich begründet sehe. Ich habe bisher noch nichts öffentlich über das Gesetz des Quadrats der Temperatur bekannt gemacht, weil ich es nicht anders als sicher begründet aussprechen möchte. Immer habe ich, wie Sie auch ganz richtig bemerken, die Beobachtungen an denselben Individuen anzustellen gesucht und überhaupt alle Umstände so gleich als möglich zu machen

gestrebt, damit keine Nebenwirkungen mit ins Spiel kommen möchten.

---

3) Hr. Professor Dr. Erdl berichtet über einige ausgezeichnet junge und instructive menschliche Embryonen, welche in der hiesigen anatomischen Sammlung des Staates aufbewahrt werden.

Durch Döllingers streng wissenschaftlichen Eifer und große Vorliebe für embryologische Untersuchungen, die er als die schönsten und lehrreichsten Forschungen zu preisen pflegte, ist unsere anatomische Sammlung mit ungemein werthvollen menschlichen Eyern aus sehr frühen Entwicklungsstadien bereichert worden. Seit dem Tode des großen Meisters gelang es dem Ref. theils durch gefällige Unterstützung mehrerer Hrn. Aerzte in und außer München einige sehr fühlbare Lücken in der vorhanden gewesenen Embryosammlung auszufüllen, theils für diejenigen Stadien, welche wegen zu großer Zartheit des Embryos selber, dann aber auch deßwegen, weil sie in Europa während eines Jahrhunderts kaum zweymal den Blick eines Eingeweihten beglücken, vielleicht nie in Sammlungen durch gehörig instructive Präparate repräsentirt seyn werden, sehr geeignete Substituten aufzustellen. Ref. gelang es nämlich nach einer von ihm erfundenen, in den Gelehrten Anzeigen von 1842 Bd. II. beschriebenen Methode Hühnerembryonen selbst vom ersten Tag der Bebrutung in Weingeist aufzubewahren und diese zarten Gebilde vor Veränderungen so zu schützen, daß Embryonen selbst von vier- und sechsstündiger Bebrütung, nachdem sie nun seit drey Jahren in Weingeist von 42 Graden gelegen haben, sich sogar noch für mikroskopische Studien ganz brauchbar erhielten. Diese zahlreichen Präparate von Hühnerembryonen wurden unter die menschlichen Embryonen als erläuternde Präparate eingereiht und daraus bildete sich nun eine embryologische Sammlung, welche an Vollständigkeit und Instructivität in unserm Welttheile einzig dasteht.

So sehr die Physiologen mit den leicht abortirenden menschlichen Embryonen des zweyten und

dritten Schwangerschaftsmonates bekannt sind, so wenig wissen sie Zuverläßiges über den Zustand der Embryonen im ersten Monate, besonders in der ersten Hälfte desselben, anzugeben. In dieser Zeit abortiren die Eyer nur sehr selten und zwar nur durch sehr gewaltsam einwirkende Ursachen. Durch letztere aber erleiden sie selber solche Veränderungen, daß meistens kaum mehr Spuren der normalen Verhältnisse an ihnen zu finden sind.

Von menschlichen Eyern, welche so jung waren, daß noch keine Spuren eines Embryoleibes in ihnen vorhanden waren, berichten wenige Autoren. Home und Bauer (Philosophical transactions 1817 P. II) wollen ein acht Tage altes Ey gesehen haben; Velpeau (Revue médicale française et étrangère et journal de clinique de l'hôtel-dieu etc. Paris 1827. IV. p. 98) beschreibt ein acht bis zwölf Tage altes Ey. Ed. Weber (Hildebrandt's Anatomie Bd. IV.), Wharton Jones (Philosophical Transact. 1837 P. II.), Volkmann (Müllers Archiv Jahrg. 1839) theilen ähnliche Beobachtungen mit. Die Angaben der genannten Autoren weichen jedoch sehr von einander ab, auch sind manche wichtige Punkte wenig oder gar nicht erörtert, so daß kein zuverläßiges Resultat daraus entnommen werden kann, als höchstens: daß anfänglich in dem Chorion zwey an einer Stelle mit einander verwachsene Bläschen eingeschlossen liegen: Dotter- und Fruchtbläschen, in denen noch keine Spur eines Embryo zu bemerken ist. Ref. hat einmal bey einem hiesigen Arzte, das zweytemal bey Dr. K. Edlen von Patruban menschliche Eyer aus dieser nämlichen Zeit gesehen. Beyde stimmten darin überein, daß das Chorion, an dessen äußerer Oberfläche eben die Zotten in Form kleiner Papillen hervorwuchsen, zwey kleine häutige, mit durchsichtiger Flüssigkeit gefüllte Bläschen, die an einer Stelle an einander klebten, einschloß. Eine weitere mikroskopische Untersuchung dieser interessanten Gegenstände war Ref. nicht vergönnt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 34.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juny.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 12. April 1845.

3) Herr Professor Dr. Erdl berichtet über einige ausgezeichnet junge und instructive menschliche Embryonen, welche in der hiesigen anatomischen Sammlung des Staates aufbewahrt werden.

(Schluß.)

Von menschlichen Eyern mit sehr jungen Embryonen liegen folgende zuverläßige Beobachtungen vor. Allen Thomson (Edinb. med. and suerg. Journ. No. 140.) beschreibt einen $\frac{1}{8}$ Zoll langen menschlichen Embryo mit geradem Darmrohre und zwey sichtbaren Kiemenspalten; Joh. Müller (Handbuch der Physiologie des Menschen Bd. II. 1837. p. 713) untersuchte einen menschlichen Embryo von $2\frac{1}{2}$ Linie Länge, an welchem drey Kiemenlappen und eben so viele Kiemenspalten nebst dem schlauchförmigen Herzen und dem geraden Darmrohre entwickelt waren. Einen ähnlichen Embryo beschreibt auch Rudolph Wagner (Icones physiologicae Heft I. Tab. VIII). Auch Velpeau (Ovologie humaine) hat unstreitig Embryonen aus ähnlichen Stadien gesehen, aber sie sind für die Wissenschaft so werthvoll nicht geworden, weil Velpeau sie nicht hinreichend genau untersuchte. Noch weniger zu benutzen sind die Beobachtungen von Prévest und Dumas, von Cruikshank, De Graaf, Kühlemann u. dgl., welche alle offenbar Embryonen aus den frühesten Stadien unter den Händen hatten, aber dieselben nicht hinreichend studirten.

Im Vergleiche mit diesen bekannt gewordenen menschlichen Embryonen bewahrt unsere anatomische Sammlung Schätze, die als einzig dastehen. Diejenigen Embryonen, welche theils durch ihre Jugend, theils durch besonders lehrreiche Bildungsformen ausgezeichnet sind, erlaubt sich Ref. hier kurz zu beschreiben.

Der jüngste Embryo in sehr normal beschaffenen Eyhäuten eingeschlossen mißt mit seiner ganzen Leibeslänge nicht ganz vollständig einen Millimeter. Der Querdurchmesser seines Leibes bis zur Nabelblase ist nur den dritten Theil so groß. Man unterscheidet an ihm ziemlich deutlich den Gehirntheil, die Nackenkrümmung, das Herz als hervorragende kleine Papille, den Darmkanal, in Form eines nach außen convexen, kurzen Bogens, und den Steißtheil. Am Darmkanal sitzt das einen Millimeter lange Nabelbläschen mittelst eines sehr umfangreichen Stieles fest. Von sonstigen Organen ist wenigstens von außen gesehen, noch keine Spur vorhanden.

Der zweytkleinste Embryo mißt einen und ein drittel Millimeter der Länge nach. Vor dem vorigen zeichnet er sich dadurch aus, daß man die drey Gehirnblasen von einander sehr deutlich unterscheiden kann, daß die Vierhügelblase schon weitaus den hervorragendsten Theil des Kopfes bildet, daß das Aug schon deutlich ist und unter ihm die Wucherung der Bauchplatten, welche das Material zur Bildung des Gesichts — zunächst der Kiemen-

bögen — liefern, sich hervordrängt. Diese zerfällt aber in zwey Portionen. Die eine ist nach hinten und unten vom Auge, und scheint die Oberkieferpartie zu vertreten, die andere liegt nach unten und vorne vom Auge als Grundlage für die unter dem Oberkiefer gelegenen Gesichtstheile nebst der Zunge.

Der dritte Embryo nimmt nur in so ferne, als seine Länge zwey ein drittel Millimeter beträgt, diesen Platz ein, in Beziehung auf seine Entwicklung aber dürfte er dem vorigen voranstehen. Denn an seinem Kopftheile ist außer den Gehirnabtheilungen, von denen besonders großes Gehirn und Vierhügel sehr deutlich sind, nichts entwickelt. Die ganze Leibesform reiht sich unmittelbar an den ersten Embryo an.

Der vierte ist um ein Bedeutendes weiter ausgebildet als der zweyte. Seine Leibeslänge mißt dreyviertel Millimeter; die Gehirnblasen sind etwas verschrumpft, aber dennoch deutlich erkennbar; das Aug ist ein etwas dunkler Ring mit einem weißen Flecken in der Mitte. Unmittelbar unter ihm drängt sich die zur Bildung des Oberkiefers bestimmte Masse sehr leicht wahrnehmbar hervor und die für die unter ihm gelegenen Gesichtstheile bestimmte Wucherung der Bauchplatten zeigte Spuren von drey länglichen Einkerbungen, den künftigen Kiemenspalten. Der Nackenhöcker tritt stark hervor, so wie ihm gegenüber das Herz, welches eben in der Abgränzung der Ventrikel von den übrigen Herztheilen begriffen ist. Der Rumpf wird von dem Nackenhöcker durch eine tiefe Einkerbung getrennt, ist nach rückwärts stark conver und endet unten in einen abgerundeten, aber ganz isolirten Steißtheil. Obere und untere Extremität sprossen eben als kleine Papillen an der Seite des Rumpfes hervor. Die Nabelöffnung ist noch sehr bedeutend.

Der fünfte Embryo mißt sieben und ein drittel Millimeter. Er ist ausgezeichnet schön entwickelt und zeigt in allen Theilen völlig normale Verhältnisse. Die Großhirnblase ist bereits in eine rechte und linke Hälfte getheilt; zwischen ihr und der Vierhügelmasse treten die Sehhügel hervor. Von Gesichtstheilen zeigen sich unter dem Auge vier Kiemenlappen: für Oberkiefer, Zunge, Unterkiefer und Zungenbein nebst dem Gehörbläschen. Die Kiemenlappen liegen aber noch enge aufeinander, so daß sie mehr durch seichte Furchen, denn durch wirkliche Spalten von einander geschieden zu seyn scheinen. Der Rumpf gleicht völlig dem eines Hühnchens vom vierten Tage der Bebrütung: die Abtheilungen der Wirbelsäule schimmern durch, die Extremitäten verlängerten sich zu rundlichen etwas flach gedrückten Scheibchen. Der obere und untere Schenkel der Darmschlinge treten unter einem spitzen Winkel sich vereinigend aus der noch weit offen stehenden Bauchhöhle hervor, um mittelst eines noch sehr breiten Verbindungsganges mit der Nabelblase zusammen zu münden; über ihm ist die Leber und das schon sehr herzförmig gestaltete Herz.

Der sechste Embryo, wohl um die Hälfte größer als der vorige, hat offenbar eine viel größere Länge, als er seiner Entwicklung nach haben sollte. An ihm sind vorzugsweise Gehörbläschen, Kiemenspalten und Extremitäten ungemein lehrreich und schön entwickelt. Die Kiemenspalten stellen winkliche Substanzlücken dar, welche die Kiemenbögen in ihren mittleren Theilen völlig von einander trennen. An den Extremitäten unterscheidet man ein tellerförmiges Plättchen und einen dasselbe mit dem Rumpfe verbindenden Stiel: ersteres als Hand und Vorderfuß, letzteres als Arm und Schenkel.

Höchst interessant wäre es, über das Alter der bereits aufgeführten Embryonen zuverläßige Nachricht zu besitzen; diese aber fehlt leider fast ganz und gar. Der letzte Embryo wurde dem Ref. als sieben Wochen alt übergeben, für die übrigen liegen gar keine Zeitangaben vor. Berücksichtiget man aber, daß ein Embryo von acht Wochen schon meistens über acht und zwanzig Millimeter lang und in allen seinen Theilen schon so weit entwickelt ist, daß die menschliche Form sich ganz deutlich ausspricht, bedenkt man, daß alle Organe und Körperregionen des beschriebenen sechsten Embryos noch viele und großartige Metamorphosen durchwandern müssen, ehe sie das Ansehen bekommen, welches sie an einem Embryo von acht Wochen besitzen, so dürfte dieser sechste kaum über drey Wochen zählen. Ueber die noch jüngeren ersteren fünf Embryonen wagt Ref. in Beziehung auf ihr Alter kein Urtheil auszuspre-

chen, da es bisher überhaupt noch an Anhaltspunkten fehlt, nach denen man die Schnelligkeit der Entwicklung menschlicher Embryonen in den ersten Stadien abschätzen könnte.

Von den übrigen jungen Embryonen bis zu den acht Wochen alten zeichnen sich mehrere durch besonders schöne Entwicklungsverhältnisse aus. Ihre Länge beträgt 11, 13½, 19½, 21½, 23⅓, 28½ Millim. Die Entwicklung des Gesichtes und der Extremitäten läßt sich an ihnen stufenweise auf das klarste verfolgen, so daß man mit den zuerst angeführten Embryonen sie zusammenhaltend zu folgenden Sätzen gelangen muß. Die Gesichtstheile entstehen nicht durch Aus- oder Einstülpungen, sondern lediglich durch Hervorwachsen oder Wuchern der Uranlage, so daß z. B. von der Nase erst der Keilbeinkörper mit seinem Sinus vorhanden ist; von diesem aus wachsen Vomer, Ethmoidalknochen und untere Nasenmuscheln (freylich noch als Weichgebilde und nicht als Knochen) nach vorne, bilden so die in zwey Hälften getheilte wie zwey sehr enge Kanälchen aussehende Nasenhöhle und erst nachdem sie unter der Gehirnblase etwas hervorzutreten beginnen, entwickelt sich ein den Nasenbeinen entsprechender Theil. —

Der obere Kiemenlappen entwickelt sich unabhängig von den übrigen, hebt hinter und etwas unter dem Auge an, tritt dann stark aufgewulstet nach vorne, dann nach vorne und aufwärts an der Basis der Großhirnblase, mit dieser und den einwärts gelegenen Nasentheilen innig vereiniget, um das Oberkiefer zu bilden. Da die ursprüngliche Masse dieses Lappens mit den Theilen der Nasenhöhle ein und dieselbe Substanz darstellte und bey der weiteren Ausbildung nur die äußeren Formen sich entfalteten, der Zusammenhang aber gleich innig blieb, läßt sich die Entwicklung dieser Theile leicht als bloße Entfaltung erklären und man braucht niemals zur Einstülpungslehre seine Zuflucht zu nehmen.

Der zweyte Kiemenlappen wird zur Zunge. Er ist anfänglich deutlich an der äußeren Oberfläche des Körpers zu sehen, weil um diese Zeit noch keine Mundhöhle existirt. Entwickeln sich aber die beyden Kiefer, so überflügeln sie die im Wachsthume zurückbleibenden Zungenlappen und schließen sie in sich ein. Besonders bedeutungsvoll zeigt sich in letzterer Beziehung das Unterkiefer, bey dessen mangelhafter Ausbildung auch die Zungenlappen mangelhaft oder gar nicht überwachsen werden. Die Entwicklung des dritten Kiemenlappens zum Unterkiefer und des vierten zum Zungenbein ist früher schon so aufgefaßt worden, wie die erwähnten Embryonen es gleichfalls deutlich zeigen.

---

4) Herr Akademiker Dr. Vogel liest chemische Notizen von Herrn Dr. Vogel jun.

a) Ueber die Reaction des Kaliumeisencyanür auf Baryt- und Strontiansalze.

Vermischt man eine concentrirte Chlorbaryum-Lösung mit einer ebenfalls concentrirten Lösung von Kaliumeisencyanür, so entsteht bekanntlich ein weiß grünlicher Niederschlag von Kalium- und Baryumeisencyanür. Da dieser Niederschlag in Strontiansalzen gar nicht oder doch erst bey stärkerer Concentration nach längerer Zeit entsteht, so wird das Kaliumeisencyanür als ein passendes Unterscheidungsreagens des Baryt vom Strontian angewendet, wie dieß von H. Rose schon früher angegeben wurde. Ich hatte mehrmals Gelegenheit zu beobachten, daß das Kaliumeisencyanür in seiner Empfindlichkeit als Reagens auf Baryt sich sehr veränderlich zeigte, ja sogar in einigen Fällen auch verdünnte Strontiansalzlösungen sogleich trübte. Ich untersuchte deßhalb den durch Kaliumeisencyanür in Chlorbaryumlösung entstandenen Niederschlag. Glüht man den Niederschlag für sich oder mit einem geringen Zusatz von Kohlenpulver so lange in einem Tiegel, bis er beym Erkalten nicht mehr schwarz ist, und übergießt hierauf diesen geglühten Rückstand mit einigen Tropfen Salzsäure, so entwickelt sich deutlich ein Geruch nach Hydrothionsäure und ein darüber gehaltenes Bley-

papier schwärzt sich. Der Niederschlag enthält daher außer Kalium- und Baryumeisencyanür noch schwefelsauren Baryt, herrührend von dem zur Darstellung des Blutlaugensalzes angewendeten Eisenvitriol und dem unreinen kohlensauren Kali. Zur quantitativen Bestimmung der Schwefelsäure in dem Kaliumeisencyanür wurde eine getrocknete und gewogene Menge dieses Salzes heftig geglüht, der geglühte Rückstand mit Salpetersäure übergossen und mit Chlorbaryum versetzt. 12,23 gramm. gaben 0,176 schwefelsauren Baryt, was 1,06 p. c. schwefelsauren Kali's entspricht. Behandelt man den in einer Chlorbaryumlösung durch Kaliumeisencyanür entstandenen Niederschlag mehrmals mit kochendem Wasser, so wird er vollständig gelöst unter Zurücklassung eines weißen Pulvers, welches sich nach der damit vorgenommen Untersuchung als schwefelsaurer Baryt verhielt.

Da es nun, wie ich mich überzeugt habe, kein im Handel vorkommendes Blutlaugensalz giebt, wenn es auch regelmäßig krystallisirt ist, welches nicht mehr oder weniger schwefelsaure Salze enthielte, so rührt die schwankende Reaction dieses Salzes auf Baryt- und Strontiansalze augenscheinlich von dieser fremden Beymengung her. Ein käufliches Kaliumeisencyanür bringt nämlich in Strontiansalzlösungen sogleich einen Niederschlag von schwefelsaurem Strontian hervor, welcher Niederschlag von dem in verdünnten Lösungen eines Barytsalzes nicht zu unterscheiden ist. Wendet man dagegen ein von schwefelsauren Salzen freyes Reagens an, so entsteht in Barytsalzen sogleich ein starker Niederschlag, während die Strontiansalze in verdünnter Lösung gar nicht, in sehr concentrirter aber erst nach einiger Zeit schwach getrübt werden. Diese Trübung verschwindet aber bey einiger Verdünnung sehr leicht, da das Doppelsalz des Strontian's in Wasser weit löslicher ist, als das des Baryt's.

Man reinigt das Kaliumeisencyanür am besten durch einen geringen Zusatz von essigsaurem Baryt. Nachdem der schwefelsaure Baryt abfiltrirt ist, raucht man die Lösung bis zur Trockne ab, und entfernt das essigsaure Kali durch öfteres Behandeln mit starkem Weingeist. Auf diese Weise habe ich ein

Kaliumeisencyanür dargestellt, welches ein sicheres Reagens zur Unterscheidung von Baryt- und Strontiansalzen ist.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Durch Herrn von Reiffenberg in Brüssel:

Compte-rendu des séances de la commission royale d'histoire, ou recueil de ses bulletins. Tom. prémier. (4 Aout 1834—5 Aout 1837). Bruxelles 1844. 8.

Von der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem:

Natuurkundige Verhandelingen. Tweende Verzameling. 3. Deel. 1. Stuk. Haarlem 1844. 4.

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. Preußischen Staaten in Berlin:

Mitglieder-Verzeichniß. Berlin 1844. 4.

Von der k. Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen im Monat December 1844. Berlin 1844. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwissenschaften unter Redaction des Dr. Herberger in Kaiserslautern:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. IX. Heft VI. December. Landau 1844. 8.

Von dem Herrn W. Saegert, Direktor der k. Taubstummen-Anstalt zu Berlin:

Ueber die Heilung des Blödsinns auf intellectuellem Wege. (Nebst Einsendungs-Brief). Berlin 1845. 8.

Von der Academy of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. II. Nr. 4. 5. July — Oct. 1844. Philad. 1844. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 35.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juny.
Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 12. April 1845.

4) Herr Akademiker Dr. Vogel liest chemische Notizen von Hrn. Dr. Vogel jun.

b) Ueber die Verminderung des Harnstoffs und der Harnsäure im menschlichen Harn.

Unter den Hautkrankheiten ist das sogenannte Ameisenlaufen (prurigo formicans) eine von denjenigen, über deren Natur und Veranlassung wir bisher nur wenig Aufklärung hatten. Es war mir daher sehr erwünscht, (durch die Güte des Herrn Geh. Raths von Breslau) den Urin eines an dieser Krankheit leidenden Individuums zur Untersuchung zu bekommen.

Der Urin reagirt schwach sauer, ist von heller Farbe, ohne Bodensatz, enthält aber einige Flocken von weißlicher Farbe schwebend. Diese verkohlten vor dem Löthrohr theilweise unter Hinterlassung von phosphorsauren Salzen.

10 gramm. des Urins zur Trockne abgeraucht hinterließen 0,177 festen Rückstand. Der Urin enthält daher 1,77 p. c. feste Bestandtheile. Der trockne Rückstand in einer Platinschaale stark geglüht verliert 0,412 an Gewicht. Der Urin enthält daher 1,388 p. c. feuerbeständige Bestandtheile. Diese sind nach der damit vorgenommenen qualitativen Untersuchung: Chlornatrium in sehr überwiegender Menge, schwefelsaures Kali, kohlensaures und phosphorsaures Natron, phosphorsaurer Kalk.

Zur Bestimmung des Harnstoffs wurden 180 gramm. Urin im Wasserbade bis zur Trockne abgedampft, der Rückstand mit Alkohol ausgekocht und die alkoholische Lösung bis zu $\frac{1}{3}$ ihres Volumens abgedampft. Hierauf wurde Salpetersäure zugesetzt, wodurch sich bald Krystalle von salpetersaurem Harnstoff bildeten, welche nach 24stündigem Stehen auf einem Filter gesammelt, getrocknet und gewogen wurden. Ihr Gewicht betrug 1,132 gramm., woraus sich der Gehalt an Harnstoff auf 0,33 p. c. berechnet.

Schon die qualitative Untersuchung gab zu erkennen, daß in dem Urin nur eine sehr geringe Menge Harnsäure vorhanden sey, denn der abgedampfte Urin zeigte mit Salpetersäure erwärmt nur eine sehr schwache rothe Färbung. Es wurde deßhalb zur Bestimmung der Quantität der Harnsäure eine sehr große Menge Urin verwendet. 206 gramm. wurden bis auf $\frac{1}{4}$ des ursprünglichen Volumens abgeraucht und mit einer gleichen Quantität starken Alkohols versetzt. Nach einigen Tagen wurde die dadurch gefällte Harnsäure abfiltrirt und zur weiteren Reinigung noch mehrmals ausgekocht. Das Gewicht betrug 0,112 gramm. Der Urin enthält daher 0,054 p. c. Harnsäure.

Die qualitative Bestimmung der Harnsäure nach einer anderen Methode ausgeführt gab ein mit dem ersteren Versuche sehr übereinstimmendes Resultat. Eine gewogene Menge des bis zur Trockne abge-

dampften Urins wurde nämlich mit Alkohol so lange ausgekocht, bis dieser nichts mehr davon auflöste. Das im Alkohol unlösliche ist Harnsäure mit einigen feuerbeständigen Salzen. Dieser Rückstand wurde gewogen, heftig geglüht und wieder gewogen. Der Gewichtsverlust giebt die Quantität der Harnsäure. Nach dieser Methode bestimmt ergab sich die Quantität der Harnsäure als 0,058 p. c.

Die Zusammensetzung des untersuchten Urins ist demnach folgende:

Wasser und Salmiak	98,228
Feuerbeständige Bestandtheile	1,388
Harnstoff	0,33
Harnsäure	0,054
	100,000

Vergleicht man diese Zusammenstellung mit der eines normalen Urins, so bemerkt man sogleich, daß der Gehalt an Harnstoff und Harnsäure bedeutend vermindert ist. Während der Urin eines Gesunden über $\frac{1}{2}$ p. c., nämlich 0,6 bis 0,8 p. c. Harnstoff und constant 0,1 p. c. Harnsäure enthält, sehen wir in dem untersuchten Urin diese Bestandtheile auf die Hälfte reducirt.

Man darf wohl annehmen, daß diese Veränderung des Urins mit der Natur der Krankheit (prurigo formicans) im innigen Zusammenhange stehe, was sich auch daraus ergiebt, daß der später untersuchte Urin desselben Individuums, nachdem durch eine zweckmäßige Behandlung sich der Zustand bedeutend gebessert hatte, nicht mehr eine so große Abweichung in der Quantität des Harnstoffs und der Harnsäure zeigte.

Da schon früher im Blut und im Schweiß bey einigen Krankheiten Harnstoff nachgewiesen wurde, so liegt der Gedanke sehr nahe, daß die in dem Urin fehlende Menge des Harnstoffs und der Harnsäure sich unter der Haut abgelagert habe und hier das eigenthümliche Jucken hervorbringe.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von dem Herrn Walter R. Johnson of Philadelphia:

A memoir on the scientific character and researches of the late James Smithson, Esq. Philadelphia 1844. 8.

Report of the commissioners appointed by the Secretary of the navy. To examine the several plans of floating docks submitted to the departement. 8.

Von dem Herrn Lorenzo Agostino Ghisi in Monza:

Elementi di Geo-Mineralogia. Lod. 1842. 8.

Von dem Herrn Dr. Joseph Müller, k. k. Kreisphysikus zu Prag:

Darstellung des Apotheker-Wesens in den k. k. österreichischen, k. Preußischen, k. Bayerischen, k. Württembergischen, k. Sächsischen, k. Hannoveranischen, kurfürstlich und großherzogl. Hessischen, großherzogl. Badischen und Meklenburg., herzoglich Nassauischen und Braunschweig., fürstlich Hohenzollerischen Staaten. Wien 1844. 8.

Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze oder statistisch-topographische Darstellung der Paschaliks Skutari, Priserend, Ipek, Toli-Monastir, Jakova, Tirana, Kavaja, Elbassan und Okrida so wie des Gränzdistricts von Budua in Oesterreichisch-Albanien, nach eigenen Beobachtungen dargestellt. Prag 1844. 8.

Von dem Herrn Dr. Elice in Genova:

Observazioni ed esperienze sull' elletricita. Genova 1844. 8.

Von der Académie des sciences à Paris.

Comptes rendus hebdomadaires des séances Tom. XX. Nr. 1. 2. Janvier 1845. Paris 1845. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-kritische Einleitung in den Koran von Dr. Gustav Weil. Bielefeld 1844. XXI. 121.

Wie man sich täuschen kann! Ich habe verwichenes Jahr (1844) Hrn. Weil's „Mohammed" in diesen Blättern (No. 12 — 15) angezeigt und seitdem auch gar nicht gezweifelt, wegen der großen und gewichtigen Vorzüge, die man dem Werke sowohl als dem Urheber zuerkannte, beym gelehrten Hrn. Doctor in ausgezeichneter Gunst zu stehen. Eine Wette wäre ich sogar eingegangen, ein Wörtchen freundlicher Anerkennung, ja gewissermassen des Dankes und des nachbarlichen Entgegenkommens für die Sorgfalt, mit der man seine mühevolle Arbeit geprüft, so wie für das glänzende Zeugniß, das man ihr ausgestellt, in der nächsten Druckschrift des Hrn. W. zu lesen. Selbst beneidet habe ich den glücklichen Hrn. Verfasser wegen des Rühmens nicht weniger als wegen des Tadels, der in meiner Anzeige nur leise und in bescheidener Haltung, eigentlich nur als glücklich wirkender Schatten, dem Lobe zur Seite gieng. In den wesentlichen Dingen gepriesen und empfohlen, und nur in Nebendingen und in Zufälligkeiten kritisch beanstandet und besprochen zu werden, ist für billige Autoren überall das schönste Loos. Denn ein Buch, in welchem gar nichts auszustellen und jegliches nur zu rühmen und zu bewundern wäre, ist unseres Wissens noch nicht erschienen. Hr. W. ist anderer Meinung und nimmt dieses Maximum gelehrter Vollkommenheit für sein „Leben Mohammeds" unbedenklich in Anspruch, wie ich zu nicht geringer Ueberraschung und Enttäuschung aus der Vorrede (IV—XVI) zur eingangsbenannten Schrift ersehe.

Während Hr. W. mit gleichgültiger frostiger Miene das gespendete Lob als schuldigen Tribut entgegennimmt, erkennt er von den wenigen Ausstellungen, die man an seinem Werke machte, in großer Selbstgefälligkeit keine einzige als gerecht und

begründet an. Hätte ich gewußt, daß Hr. W. so Großes beginne und sich selbst für ein so beglücktes Wesen halte, wäre ich ihm wahrhaft ausgewichen und hätte von seiner Schrift nichts gesagt. Vor Gerechten in Andacht wie in der Wissenschaft ziehen sich kluge Leute überall weislich zurück. Wollte man Hrn. W. hören, so trüge meine Anzeige „das Gepräge der Gereiztheit und Leidenschaftlichkeit in solchem Grade," daß sie sich eigentlich ohne weitere Mühe von seiner Seite durch ihr Uebermaaß selbst widerlege (IV). Ich zweifle, ob außer Hrn. W. und seinem Lobredner im Januar-Ergänzungsheft noch Jemand, wenn er seine und meine Arbeit liest, derselben Meinung ist. Dem personificirten Phlegma „Leidenschaftlichkeit" und der anerkannten Indolenz „Gereiztheit" zum Vorwurf machen, ist jedenfalls eine sonderbare und ungewöhnliche Verfahrungsart, über die alles weitere Gezänke vergeblich wäre. Nur hat Hr. W. Unrecht (Vergebung für das rauhe Wort!), wenn er mich (S. XV) in der Charakteristik seiner geehrten Person des Widerspruchs mit mir selber beschuldigt. Denn der Ausdruck „feine Malice und versteckte Ironie," von der (No. 13, S. 108 l. c.) in meiner Anzeige die Rede geht, bezieht sich nicht auf Hrn. Weil, wie er irrig und selbstgefällig glaubt, sondern auf den berühmten Bayle, mit dessen Artikel-Oekonomie die Ordnung im „Leben Mohammeds" verglichen ward. Wer hätte je Hrn. W. wegen „feiner Malice" und „schelmisch überall versteckter Ironie" verklagt?

Indessen hat Hrn. W.'s ungerechte Empfindlichkeit doch auch ihre Frucht getragen: ich habe besser nachgesehen und gefunden, daß ich in meiner Anzeige der arabisch-grammatikalischen Correctheit des Hrn. W. zu viel Vertrauen geschenkt und zu großes Lob gespendet, Hrn. v. Hammer aber in derselben Sache zu viel Unrecht zuerkannt und zu viel Irrthum aufgebürdet habe. Beydes muß ich jetzo theilweise berichtigen, muß einerseits das Lob wie anderseits den Tadel wesentlich vermindern, versteht sich aus lauter Liebe zur Gerechtigkeit. Die von Hrn. W. (V) aus meiner Anzeige hervorgehobene Stelle: „So oft Hr. Weil seinen Gegner grammatikalisch corrigirt, sey es in Vocalisirung eigener Namen,

oder in Erklärung bald einzelner Wörter, bald ganzer arabischer Phrasen, wird Hr. Weil gleichsam allzeit Recht und Hr. v. Hammer eben so oft Unrecht haben," nehme ich hiemit förmlich zurück; denn der grammatikalisch corrigirende Hr. W. hat nicht allzeit Recht, und der mit so großer Bitterkeit und Ostentation corrigirte Hr. v. H. hat nicht allzeit Unrecht. Wir wollen aber die Palinodie so höflich und so schonend als möglich stellen, um die reizbare Natur des gelehrten Heidelberger Doctors vor einem zweyten Paroxysmus zu bewahren. Liest man z. B. in blinder Zuversicht auf Hrn. W.'s Genauigkeit und Schärfe, was er über Hrn. v. H.'s angeblich ganz irrthümliche Vocalisirung des Eigennamens Emine statt Amina oder Amine (Mutter Mohammeds) schreibt, so ärgert man sich beynahe über die Nachlässigkeit des letztern und begreift nicht, wie man zwey im Original so deutlich geschiedene Formen verwechseln könne. Denn آمنه, Amine (⏑–⏑) wird auch ein nur mäßig sorgfältiger Leser doch leicht von آمينه, Emine (–⏑⏑) zu unterscheiden vermögen. Warum hat es aber Hr. v. H. nicht gethan? Ist Hr. v. H. wirklich ein so großer Ignorant, wie uns Hr. W. glauben machen will? Heißt Mohammeds Mutter wirklich in allen morgenländischen Quellenschriftstellern durchaus nur Amina und nirgends Emine, und ist die erstere, angeblich einzig wahre Form Hrn. v. H. wirklich unbekannt geblieben, oder hat Hr. v. H. nicht einmal so viel arabisch lesen gelernt, daß er zwischen آمنه und آمينه irgend eine Verschiedenheit, eine Ungleichheit des Sylbenbaues gewahre? Könnte man nun redlich und gewissenhaft nachweisen, daß Hr. W. in allen genannten Punkten Unrecht hat, wie stünde es dann mit der grammatikalischen Unfehlbarkeit und boshaften Corrigirerey (man verzeihe den Ausdruck) des gelehrten Herrn am Nekarstrom? Wir bitten Hrn. W., die große und ausführliche zu Konstantinopel in einem Folianten von 663 Seiten gedruckte Lebensgeschichte Mohammeds دلايل نبوّت, delail nubuvvet, d. i. die Beweise des Prophetenthums, in die Hand zu nehmen und die Seite 201 aufzuschlagen, wo ihm folgende, Mohammeds Mutter betreffende Stelle im türkischen Original begegnen wird: ای امینه اول فرزند ارجمندی بکا کو سنر ei Emine ol fersend erdschimendi bana göster, d. i. „o Emine, jenes hochbegabte Kind zeige mir." Wir fragen Hrn. W. höflichst, ob hier Mohammeds Mutter Amine oder Emine genannt werde?

In der türkischen, unlängst zu Konstantinopel in fünf Foliobänden gedruckten Uebersetzung Thaberis heißt es (Bd. III. S. 122) von der Mutter Mohammeds امينه اكا طولشدى عبدالله انكله جماع ايلدى Emine ana dolaschdi Abdalla anunile dschema eiledi *). Eben so wird Mohammeds Mutter in der zu Bulak gedruckten Lebensgeschichte Mohammeds von Weisi (S. 24) die „Intendantin des Schatzes der Reinigkeit" امينهٔ كنج طهارت, Emineï kendsch taharet genannt, und man möchte fast glauben, diese Metonymie sey eigentlich Ursache, daß bey Persern und Türken der Name der Mutter Mohammeds bald Amine bald Emine lautet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus Sittsamkeit wollen wir die Stelle nicht übersetzen, und wir weisen Hrn. Weil nur auf den ersten Eigennamen hin, der ebenfalls Emine, nicht Amine lautet.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juny.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Historische Einleitung in den Koran von Dr. Gustav Weil.

(Fortsetzung.)

Vielleicht hätte also Hr. W. seinen Gegner tadeln können, daß er nur die eine, und zwar die seltenere Form kenne oder doch wenigstens die andere hauptsächlich bey arabischen Schriftstellern übliche vernachlässige? Auch diese Befugniß muß man Hrn. W. absprechen! Hr. v. H. kennt beyde Formen, wie Hr. W. aus der allergrößten und allerbesten Vorarbeit zu einer Lebensgeschichte Mohammeds, aus dem mühevollen und umständlichen Hammer'schen Auszug des biographischen Werkes Ibrahims von Haleb hätte ersehen können und sollen *). . . . „Aminet, der Mutter Mohammeds“ . . ., liest man W. J. Bd. LXIX. S. 34, Zeile 2 und Zeile 5 derselben Seite: „Die Vormundschaft Abu Motallibs nach dem Tode Amina's, der Mutter Mohammeds.“ Hat Hr. W. diese beyden Stellen des H.'schen „Auszugs“ nicht gekannt, oder hat er sie gar absichtlich verschwiegen, um sein ungegründetes und nutzloses Geschrey über (angebliche) Ignoranz und falsche Vocalisirung arabischer Worte bey Hr. v. H. zu erheben? Für einen Alleswissenden wäre schon die erstere Annahme etwas schlimm, aber noch weit schlimmer wäre die zweyte, weil sie uns Hrn. W. nicht im Lichte des geraden, streng redlichen Gelehrten, sondern des Partheymannes und ehrgeizigen Prätendenten zeigte, der alles fremde Verdienst in Schatten stellen und nur das seinige geltend machen will.

Wenn nun Hr. v. H. in seinem „Auszuge,“ der dem „Gemäldesaal“ als Grundlage diente, überall, gerade wie Hr. W. in seiner tadelsüchtigen Note, Amine oder Amina (jenes die reine, dieses die Vulgär-Aussprache) schrieb, zehn Jahre später aber die Lesart Emine vorzog, so geschah es offenbar, weil in persischen und türkischen Werken durchaus der metonymische Name Emine der vorherrschende ist.

Ungefähr dieselbe Bewandtniß hat es (wenigstens für den einen Doppelconsonanten) mit der so rauh und bärenhaft angefochtenen Orthographie des Namens „Motallib“ statt „Mottalib.“ De Sacy schreibt das benannte Wort nicht anders als mit einem t, und in den türkischen Druckwerken erscheint das Verdoppelungszeichen eben so wenig als in den persischen Manuscripten, in so weit man sich in solchen Dingen ein Urtheil erlauben darf.

Hr. W. ist aber eben so scharf als tückisch und hält dem Leser das H.'sche Kabis statt Kobeis höhnisch zur Beachtung hin. Es stünde freylich schlimm, wenn Hr. v. H. das arabische أبو قبيس durchaus Abu Kabis statt Abu-Kobeis gelesen hätte. Hr. v. H. kennt aber die wahre Aussprache so gut wie Hr. W., wie aus Band XCIII. der Wiener Jahrbücher S. 72 und 73 zu entnehmen ist. In dieser großen durch drey Bände laufenden Arbeit über die Geographie Arabiens durch

*) Diese treffliche Arbeit findet man in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur, Bd. LXVIII. 2 — 51, und Bd. LXIX. 1 — 90.

Hrn. v. H. erscheint besagter Bergname correct als Abu-Kobeis, was Hr. W. ebenfalls übersehen hat.

Nicht zufrieden verschiedene Feindseligkeiten Hrn. Weil's wider die Hammer'sche Muse in dieser Weise als ungerecht, ungeeignet, leidenschaftlich und irrthümlich abzuweisen, wage ich es — obwohl der geringere und schwächere — den gefürchteten Hrn. W. auf seinem eigenen Gebiete zu beunruhigen und anzufechten. Denn wer Andere mit solcher Bitterkeit befehdet und insbesondere mit solcher Schärfe für die Reinheit der Laute eifert wie Hr. W., soll doch vor Allem selbst in diesem Punkte ohne Fehler seyn. Wenn es Hr. W. nicht übel nähme, möchte ich ihm rathen, statt Sirat Arrasul lieber Siret er-resul zu schreiben, weil man in Aegypten, wenn ich recht gehört habe, Resul nicht Rasul, Siret nicht Sirat spricht.

Vielleicht noch etwas fehlerhafter als Rasul und Sirat schreibt Hr. W. (XIV) Cheibar statt Chaiber. Denn die erste Sylbe des arabischen Schloßnamens خيبر ist offenbar dieselbe wie die erste Sylbe des wohlbekannten Wörtchens خير Chair, und wo in aller Welt hätte ein Araber dieses Wörtchen chair je als cheir ausgesprochen? Einen Theil der Schärfe, mit welcher in Hrn. W.'s Schriften die Fehler Anderer zur Schau gestellt und gegeißelt werden, dürfte der gelehrte Herr mit gutem Gewissen für sich selbst zurückbehalten, und namentlich hätte ihn im bezeichneten Falle Schreibart und Name des im letzten indo-afghanischen Kriege so oft besprochenen Chaiber-Passes und seiner Bewohner, der wilden Chaiberi, auf die richtige Aussprache des Wortes خيبر führen sollen. Die englischen Reisenden schreiben ohne alle Variante, und zwar ganz richtig Khyberi (sprich Chaiberi), weil sie es im Lande selbst so sprechen hörten. Diese Chaiberi rühmen sich aber bald jüdischer, bald arabischer Abkunft und sind wahrscheinlich die Nachkommen der von den Moslimen vertriebenen Juden von Chaiber, wie Hr. v. H. Bd. CVII. S. 8 der Wiener Jahrbücher kräftig auseinandersetzt. Aber Hr. W., scheint es, liest und bewundert nun einmal nichts und Niemand als sich selbst und hat es bereits zur glücklichen Ueberzeugung gebracht, daß in solchen Dingen bey uns überhaupt Niemand etwas weiß, der größte Ignorant und Stümper aus Allen aber Hr. v. Hammer ist. Hr. W. läßt sich in ein gefährliches Unternehmen ein und ist auf dem besten Wege, die laute und wohlverdiente Anerkennung, die ihm sein Fleiß und seine gründliche Gelehrsamkeit verschafften, durch zu leidenschaftlich arrogante Verkleinerung fremder Vorzüge wieder einzubüßen. Oder wäre Hr. W. jetzo schon durch seine wissenschaftlichen Reichthümer in solchem Grade bethört und in sich selbst verliebt, daß er sich gegen Kritik und tadelndes Urtheil des Publikums mit dem bekannten Dictum des reichen Mannes von Athen trösten möchte:

Populus me sibilat, at mihi plaudo
Ipse domi, simul ac nummos contemplor in arca!

Eine solche Verblendung und Selbstgenügsamkeit wäre um so peinlicher, je weniger Hr. W. gerade in jenem Punkte sündenfrey dasteht, in welchem er Andere aufs giftigste verfolgt und verlästert hat.

Wir haben dem Leser noch nicht gesagt, daß Hrn. W.'s hier angezeigte Schrift außer der kriegerischen, hauptsächlich gegen meine „Anzeige" gerichteten Vorrede, aus drey getrennten und von einander gewissermassen unabhängigen Skizzen mit der Aufschrift: Mohammed, Koran, Islam besteht, — Skizzen, die wenigstens beym ersten Durchlesen das Gepräge der Ruhe, der Einfachheit, der Gründlichkeit und der kräftigen Ordnung noch deutlicher an sich tragen, als das „Leben Mohammeds," dem sie als Einleitung dienen sollen. Es liegt in der Art, wie Hr. W. die Resultate seiner Forschungen hinstellt, etwas so Bestechendes, eigene Anstrengung und kritisches Examen Entwaffnendes und Einschläferndes, daß man das Gesagte gar zu gerne als inappellabeln Schlußact und als letztes Wort, „gleichsam" (wenn anders Hr. W. noch dieses Wort gestattet) als Schutzwehr und Entschuldigungsgrund wider alle fernern Sorgen und Mühen hinnehmen möchte. Mit diesem günstigen Eindruck hätte ich auch das Büchlein aus der Hand gelegt, wenn der geehrte Hr. Verf. meine bescheidenen Ausstellungen an seinem frühern Werke mit etwas weniger Em-

pfindlichkeit und Härte aufgenommen hätte. Nun aber muß ich meinerseits auch Hrn. W. schärfer auf die Finger sehen, als früher geschehen ist. Hrn. W.'s Ansichten über Mohammeds Prädestinationslehre und islamitisches Sectenwesen überhaupt sind vielleicht eben so wenig stichhaltig als (S. 107) die Vocalisirung seines Wortes „Mutazal" (wenn wir nicht entscheidend irren) grammatikalisch gerechtfertigt werden kann. Wohl liest man bey Sale, bey de Sacy, besonders aber in Hrn. v. H.'s vorzüglicher Arbeit über moslimische Häresien (Wien. Jahrb. der Litt. Bd. CI.) von einer Secte der „Motesile," welche der Alles verbessernde und alles Verkehrte geradstellende Hr. W. am angeführten Orte (S. 107) die „Secte der Mutazal" nennt. Wer hat nun Recht? Welche Lesart ist die wahre? Soll ich mit Hrn. v. H. „Motesile" oder mit Hrn. W. „Mutazal" sprechen? Hoffentlich erlaubt uns Hr. W. die Voraussetzung, daß es sich hier um den arabischen Terminus المعتزلة handelt und daß es dieser nämliche Terminus ist, den Hr. W. „Mutazal" vocalisirt, wir aber, auf bessere Autoritäten gestützt, mit el-Motesile oder el-Mutesile wiedergeben. Bekanntlich heißt عزل âsl*) „trennen," اعتزل **) „sich trennen, sich absondern, auf die Seite treten," wovon ein Particip معتزل mutesil, „der sich Absondernde, der von den Uebrigen auf die Seite Tretende," und endlich المعتزلة el-mutesile, die Benennung der hier besprochenen Secte islamitischer Irrlehrer abzuleiten sind. Wir berufen uns auf Freytag (III. 152), der mit Hinweisung auf Kamus über den Ursprung des Namens, ebenfalls Motesile oder Mutesile wie Hr. v. H., und nicht Mutazal wie Hr. W. vocalisirt. Im Kamus (Konstantinopolit. Ausgabe Bd. III. S. 285) wird umständlich auseinandergesetzt, wie Waßil ben Atha in der Moschee sich von Hasan-el-Bassri trennte, indem er auf die Seite trat (ytisal) und deßhalb el-Motesil, d. h. der auf die Seite Tretende hieß, wonach die ihm Folgenden el-Motesile benannt wurden. Wir fragen Hrn. W. mit großer Höflichkeit, ob sein „Mutazal" nicht das Particip passiv (Ismi mefûl) ist und eigentlich einen „Abgeführten" und am Ende gar einen mit gewissen lästigen Nothwendigkeiten Behafteten bezeichnet? Jedoch will man auf den Grund hin, daß wir nicht wissen, wo Hr. W. den Secten-Terminus „Mutazal" gefunden hat, noch nicht geradezu auf Irrthum und Unwissenheit des Hrn. Verfassers schließen. Wir sind mit solchen übeln Nachreden behutsamer und bedächtiger als Hr. Weil; wir begnügen uns, die Sache als zweifelhaft hinzustellen und gelegentlich auf Belehrung zu warten, mit der ein so gewandter und streitbarer Grammatikus wie Hr. W. natürlich nicht lange zögern wird.

(Schluß folgt.)

*) nach türkischer Aussprache.

**) Das Turco-Arabische اعتزال انتمك ytisal etmek, d. i. sich losreißen, ausscheiden, gehört ohne Zweifel dieser Form an.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Dr. Fr. Liebe, Sechs Vorlesungen über Philosophie der Geschichte. Wolfenbüttel 1844.

Dr. K. J. Vietz, Das Studium der allg. Geschichte nach dem gegenwärtigen Stand der historischen Wissenschaft und Literatur. Prag 1844.

W. Vischer, Untersuchungen über die Verfassung von Athen in den letzten Jahren des peloponnesischen Krieges. Basel 1844.

F. W. Schmidt, Die Ober-Donau-Straße der Peutingerschen Tafel von Brigobanne bis Abusena. Berl. 1844.

H. Müller, Das nordische Griechenthum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europa's. Mainz 1844.

P. van Limburg Brouwer, Histoire et la civi-

lisation morale et religieuse des Grecs. P. 1. 2. Groning. 1838.

Dr. A. Hansen, Beyträge zur Geschichte der Völkerwanderung. Abth. 1. Ost-Europa nach Herodot mit Ergänzungen aus Hippokrates. Dorpat 1844.

F. W. Fr. v. Wedel-Jarlsburg, Abhandlung über die ältere Scandinavische Geschichte von den Cimbrern und den Scandinavischen Gothen. Copenhagen 1781.

J. A. Boost, Geschichte der Reformation und Revolution von Frankreich, England und Deutschland (von 1517 bis 1843). Bd. 1. 2. Augsb. 1843.

Memoirs of the Marquis of Pombal, with extracts from his writings and from dispatches in the state paper office never before published by J. Smith. Vol. 1. 2. Lond. 1843.

A. Loning, Das spanische Volk in seinen Ständen, Sitten und Gebräuchen. Hannover 1844.

J. Tanski, L'Espagne en 1843 et 1844. Lettres sur les moeurs politiques et sur la dernière révolution de ce pays. Par. 1844.

M. V. Larramendi, De la antiguedad y universalidad del Bascuenze en España. Salamanca 1728.

Dr. C. J. A. Mittermaier, Italienische Zustände. Heidelb. 1844.

Séances générales tenues en 1842 par la société française pour la conservation des monuments historiques. Caen 1842.

M. A. Moreau de Jonnés, Statistique des céréales de la France. Le blé. Sa culture, sa production, sa consommation, son commerce. Par. 1843.

M. A. Moreau de Jonnès, Population de la France comparée à celle des autres états de l'Europe. Par. 1842.

Diplomes et chartes de l'époque merovingienne, sur papyrus et vélin, conservés aux archives du royaume, publiés sous la direction de M. Letronne. Livr. I. Par. 1844.

Compte rendu des travaux des ingénieurs des Mines pendant l'années 1839—1842. T. 1—4. Paris 1840—43.

Ch. Jos. Bard, Manuel général d'archéologie sacrée Burgundo-Lyonnaise (Monuments ecclésiastiques). Lyon 1844.

Mémoires de G. J. Ouvrard, sur sa vie et ses diverses opérations financières. Vol. 1—3. Par. 1827.

A. Pascal, Correspondence inédite de l'émpereur Napoléon avec le commandant en chef de l'artillerie de la grande armée pendant les campagnes de 1809 en Autriche, 1810—1811 en Espagne et 1812 en Russie. Par. 1843.

Capefigue, François I et la renaissance 1515—1547. Vol. 1—4. Par. 1845.

J. Bresson, Des fonds publics français et étrangers et des opérations de la bourse de Paris. 8. edit. Par. 1843.

L. Vitet, Histoire de Dieppe. Par. 1844.

Al. Thomas, Une province sous Louis XIV. Situation politique et administrative de la Bourgogne de 1661 à 1715. D'après les manuscrits et les documents inédits du temps. Par. 1844.

Duc de Bassano, Souvenirs intimes de la révolution et de l'empire, recueillis et publiés par M. Charl. de Sor. Vol. 1. 2. Par. 1843.

Abbé Travers, Histoire de la ville et du comté de Nantes Vol. 1—3. Nantes 1841—43.

A. Gabourd, Histoire de Louis XIV. Par. 1844.

L. Guérin, Histoire maritime de France. 2 édit. Vol. 1. 2. Par. 1843.

M. Depping, Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au 10. siècle. Ouvrage couronné. Par. 1844.

L. Blanc, Histoire de dix ans. 1830—1840. Vol. 5. Par. 1844.

K. v. Spruner und S. Hänle, Tabellen zur Geschichte der deutschen Staaten und ihrer geschichtlichen Geographie. Lief. 1. Gotha 1845.

Die deutschen Kaiser. Nach den Bildern des Kaisersaales im Römer zu Frankfurt a. M. Mit den Lebensbeschreibungen von A. Schott. Lief. 1. Frankfurt 1844.

J. B. Schmid, Leben und Wirken des Großherzogs Karl Friedrich von Baden. Karlsruhe 1844.

Dr. K. A. Schaab, Geschichte des großen rheinischen Städtebundes, gestiftet zu Mainz im J. 1254 durch Arnold Walpod. Bd. 1. Mainz 1843.

Niederrheinisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst von Dr. Lersch. Bonn 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juny.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Historische Einleitung in den Koran von Dr. Gustav Weil.

(Schluß.)

Wir fragen Hrn. W. noch weiter, ob er uns nicht gestatten wolle, seine Behauptungen „Mohammed habe nicht zu den Edelsten seines Stammes gehört (S. 3), Mohammed sey der Rolle eines Religionsstifters nicht gewachsen (S. 41) und nur das Werkzeug eines wirklichen Reformators gewesen, der ihm als Engel erschienen sey (S. 57),“ wenigstens etwas ungewöhnlich und sonderbar zu finden? Hr. W. hat in Sachen, wo es schwer ist etwas Neues zu bringen, entschiedenen Geschmack für Paradoxen und scheint auch vorauszusetzen, daß sich kein Mensch in Gagnier's **Vie de Mahomed** (S. 1 — 55) umsehen und Raths erholen könnte. Eben so eigenthümlich ist in gewisser Beziehung Hrn. W.'s Ansicht, „das Sectenwesen sey durch das Christenthum weit mehr begünstigt als durch den Islam (S. 88),“ wenn man die durch Hrn. v. H. in den Wiener Jahrbüchern (Bd. **CI.** S. 37) lichtvoll katalogisirten 212, sage zwey hundert zwölf islamitischen Häresien mit den der Zahl nach schwächeren Irrlehren des Christenthums zusammenstellt. War denn nicht vielmehr Wuth und Thorheit auf beyden Seiten gleich groß und gleich verderblich? Auch seinem Excursus über die islamitische Prädestinationslehre hätte der Hr. Verf. vermuthlich eine etwas verschiedene Färbung gegeben, wenn er das Ende des siebzehnten Verses der **XXXIII.** Sure (nach Maraccius), dann Sure **III.** V. 47 genauer angesehen und besser erwogen, und wenn er nebenher auch den Hauptvers (Sure **LXXVI, V. 2 — 3**), auf welchen Ghailan seine Lehre des freyen Willens stützte, herausgefunden hätte *). Wir wollen uns jedoch über diese schwankenden Controversen islamitischer Dogmatik mit Hrn. W. nicht lange herumzanken und ziehen es vor, darüber unsere Verwunderung auszudrücken, daß Hr. Weil, der glühende Eiferer für reinen Wortlaut und richtige Schreibung morgenländischer Namen, auch in diesem Werke noch immer „Muselmann“ und „muselmännisch“ statt „Musulman“ und „musulmanisch“ schreiben mag. Weiß denn Hr. W. nicht eben so gut wie Jedermann, daß vom arabischen „Moslim oder Muslim“ die persische Form „Musulman“ lautet, woraus ungelehrte Deutsche ihr „Muselmann“ verderbt und hergeleitet haben? Hr. W., der scharfe Orientalist und grammatische Splitterrichter, kann doch nicht glauben, die persische Sylbe man sey synonym mit dem deutschen Worte Mann! Das wäre ein doppelter Irrthum, denn einmal bedeutet das persische man in den orientalischen Völkernamen nur den Begriff der Aehnlichkeit (das an etwas Mahnende, wie Hr. v. H. lehrt); und dann ist im Worte Musulman die Endsylbe gar

*) „Wir haben dem Menschen Gehör und Gesicht verliehen, wir haben ihn auf den wahren Weg geleitet, auf dem er entweder dankbar oder undankbar.“ Der vorletzte Vers der nämlichen Sure sagt freylich wieder das Gegentheil und hebt gewissermassen die Freyheit des menschlichen Willens wieder auf: „Und sie wollen nichts als was Gott will.“

nicht einmal das persische man, sondern die persische Ableitungssylbe an, die an das arabische „Moslim“ gehängt das Wort „Musulman“ gebildet hat. Sollte aber Hr. Weil aus grammatikalischem Hochmuth und übel verstandenem Ehrenpunkt ein für allemal bey seinem „Muselmann“ und „muselmännisch“ bleiben, so mag er es auf seine eigene Verantwortlichkeit immer thun, es ist aber dann eben so viel als gäbe Jemand dem „Walischär“ der deutschen Sonntagspromenaden-Mägdlein als wahrer Lesart den Vorzug vor dem correcten Chevaurleger. — Ach! der Unsinnige! der Pedant! denkt Hr. W. vermuthlich bey dieser Stelle. Hr. Weil wäre auch vollkommen berechtigt so zu denken. Wir aber geben ihm mit seiner gütigen Erlaubniß den Pedanten in den Worten Figaro's zurück: „à pédant pédant et demi,“ weil uns Hr. W. selbst in seinem „Mohammed“ als schwer zu übertreffendes Musterbild vorangegangen ist. Wäre aber Hr. Weil zufällig ein patriotischer Feind alles Französischen und hörte er als guter Deutscher lieber einen lateinischen Spruch, so dürfte er nur in Horatius Satyren II, 3, v. 298 — 299 lesen:

Dixerit insanum qui me, totidem audiet atque
Respicere ignoto discet pendentia tergo.

Mit solchen Kleinigkeiten einen Gelehrten vom Range des Hrn. W. zu necken und heimzusuchen wäre uns gar niemals eingefallen, wenn Hr. W. nicht alle Rücksicht, die man den außerordentlichen, innerhalb wie außerhalb Europa laut anerkannten und gepriesenen Leistungen des Hrn. v. H. schuldig ist, auf die Seite gesetzt, wenn er nicht mit Verletzung alles Rechts und aller Billigkeit das gelehrte Publikum bereden wollte, der berühmte Verfasser der „Geschichte des türkischen Reiches“ hätte Credit, Sitz und Stimme im Rathe der Orientalisten gänzlich verwirkt und eingebüßt, weil er in seiner Erzählung den Abu Sofian Ibn Harith von Abu Sofian Ibn Harb nicht überall deutlich genug unterschieden und für Naaman, Nu'man geschrieben hat. Könnte sich Hr. W. vorerst mit dem Ruhme begnügen, in vielen Stücken grammatikalisch correcter als Hr. v. H. zu seyn und oft gründlich nachzuhelfen und auszubessern, wo sein Vorgänger wirklich in Irrthum befangen ist, so wären ihm alle Freunde morgenländischer Wissenschaft zu Dank verpflichtet und er hätte zugleich bewiesen, daß er nicht nur ein tüchtig geschulter, sondern auch ein verständiger und humaner Kritiker ist, der gehoben und getragen durch die Reichthümer früherer Minenherrn, im Stollen herzhaft und mit entschiedenem Talente weiter gräbt. In der Wissenschaft, namentlich in der Grammatik, wird man den „Fortschritt“ ja hoffentlich noch gestatten und Aufhellung mit Montalembert nicht für „wühlerisch,“ für „Unglauben und Pauperismus fördernd“ erklären! Wenn man von Hrn. W. in diesem Sinne auch Bedeutendes erwarten kann, so ist es doch zum „ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων“ des Glaukos jetzo noch viel zu frühe. Um sich über Alle hinwegzuheben, muß man viel Größeres leisten und weiterwirkende Impulse geben als Hr. W. bisher zu leisten und zu geben vermochte. Nähme man alle neuen Ideen, die durch Hrn. v. H. über Litteratur und Geschichte des Morgenlandes nach Occident gekommen sind, plötzlich aus Sinn und Wissenschaft der Europäer weg, so entstünde gewiß eine weit größere Lücke, als wenn uns ein feindliches Loos die Entdeckungen des gelehrten Doctors in Heidelberg wieder verschüttet hätte. Wir wollen Herrn Weil nicht beleidigen, wollen ihn auch nicht in seiner „ἀριστεία“ absichtlich kränken; wir erkennen sogar seine Funde, daß „Mohammed als Knabe eine Zeitlang Schafe gehütet,“ daß er „wirklich epileptisch“ gewesen, daß er „im Gefecht bey Bedr 314 und nicht 313 Streiter“ hatte, und daß der Name „Mottalib“ bey vielen Autoren mit doppeltem t geschrieben werde, in ihrer vollen Größe und in ihrem ganzen Werthe freudig an, gäben aber (mit Verlaub zu sagen) um ein einziges Kapitel der „Geschichte des türkischen Reiches“ oder auch nur um einen Abschnitt aus „Konstantinopolis und der Bosporus“ alle diese Doctor Weil'schen Raritäten hin. Läßt man mir aber die freye Wahl, so behalte ich Beydes und danke beyden Männern für ihre Mühe und ihre Gelehrsamkeit. Wollte ich aber z. B. nähere Belehrung über die islamitischen Sekten überhaupt und über die der „Kaderije“ insbesondere, so würde ich mich nicht an Hrn. Dr. Weil, auch nicht einmal an de Sacy, der doch

viel größer ist, sondern ich würde mich an Hrn. v. Hammer wenden, der diese Materie allein fruchtbar entwickelt und geordnet hat *). Die Macht des freyen Willens, von welcher benannte Sekte der Kaderije den Namen hat, heißt aber nicht Kadr, wie noch in de Sacy's Einleitung zur Drusen-Religion (S. IX) geschrieben, sondern Kader, was bisher alle Orientalisten vermengt und verworren, Hr. v. H. aber in nachträglicher Verbesserung zuerst bleibend und dauernd ausgeschieden hat, indem er Kadr „Vorherbestimmung des Looses," Kader aber „freye Willkühr" bedeuten läßt — klare und feste Bezeichnung, die man auch in der höhern Umgangssprache zu Stambul kennt. Fethetein ile vocalisirt der Kamus (Konstantinopolit. Ausgabe II. S. 75) die vox قدر zweymal, und der Umstand, daß man statt „Kader" im Türkischen auch häufig „Kudret" im gleichen Sinne braucht, ändert an der Sache nichts, was der türkisch gelehrte Hr. W. natürlich besser wissen muß als wir **).

Wir bitten Hrn. W., diese kurzen Bemerkungen über seine neueste Schrift mit etwas mehr Geduld und Freundlichkeit aufzunehmen als die Anzeige seines „Mohammed" im verwichenen Jahre. Hr. W. möge bedenken, daß er für seinen eigenen Ruhm sowohl als für unsere Belehrung besser sorgt, wenn er nicht zu früh und mit zu kurzer Hand nach dem Lorbeer greift. Sich selbst die Krone aufsetzen durfte wohl ein Napoleon; bescheidene Bücherschreiber und Grammatici müssen demüthig und geduldig warten, bis ihnen das Publicum ungebeten und unbeläftigt die Kränze windet und Anerkennung zollt.

Fallmerayer.

*) Sieh „Stammtafel der rechtgläubigen, irrgläubigen und ungläubigen Sekten des Islams," a. a. O. S. 37.

**) Die Sekte der „Kaderije" stützt die Handlungen der Diener Gottes auf ihre eigene Macht (krudetlerine isnad eder) und läugnet die Macht des göttlichen Schöpfers.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

C. W. Goettling, Thusnelda, Arminius Gemalin und ihr Sohn, in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen. Eine archäologisch-historische Abhandlung. Jena 1844.

Dr. J. Bader, Egeno der Bärtige, Graf von Urach. Nach den Quellen bearbeitet. Karlsruhe 1844.

Dr. W. Bergsträsser, Die k. sächsischen Strafanstalten mit Hinsicht auf die amerikanischen Pönitentiairsysteme. Leipz. 1844.

Dr. L. Fr. Heyd, Ulrich, Herzog zu Würtemberg. Ein Beytrag zur Geschichte des deutschen Reiches im Zeitalter der Reformation. Th. 3 und letzter. Tübing. 1844.

Dr. C. Gretschel, Geschichte des sächsischen Volkes und Staates. Bd. 1. 2. Leipz. 1844.

Gl. Spányik, Historia pragmatica regni Hungariae. Pestini 1828.

W. Richter, Wanderungen in Ungarn. Berl. 1844.

K. A. Müller, Fünf Bücher vom Böhmischen Kriege in den Jahren 1618—1621 nach handschriftlichen Quellen des k. sächsischen Hauptstaatsarchivs. Bd. 1. Dresden 1841.

Ungarn und seine Zollzwischenlinie. Prag 1844.

K. A. Schimmer, Maria Theresia. Leben und Wirken. Th. 1. 2. Wien 1845.

J. E. Wocel, Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde. Prag 1845.

J. Vaisz, Betrachtungen über Ungarns Kredit- und Grundbesitz-Verhältnisse. Preßburg 1844.

C. A. Schimmer, Kaiser Joseph. Biographie. Wien 1845.

Verhandlungen der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen in der 10—21 Generalversammlung. Prag 1832—1843.

Repertorium der wichtigsten Gesetze über das Schulwesen in den k. Preußischen Staaten seit den Jahren 1816 — incl. 1843. Breslau 1844.

B. Mensinck, Die Cyriacus-Feier zu Borken oder der Sieg über den Grafen von Geldern und seine Verbündeten. Emmerich 1844.

Thiede, Chronik von Stettin. Stettin 1843.

M. J. F. Müller, Historisch-topographische Beyträge zur Kenntniß des Saur-Thales von Sure bis Wasserbillich. Trier 1844.

C. G. Kries, Ueber die Einkommensteuer in Breslau. Historische Abhandlung. Breslau 1844.

Dr. Läncher, Geschichte der Gräflichen Häuser und der Grafschaften Wernigerode, Stolberg, Roßla, Hohenstein. Eisleben 1844.

B. G. Bayerle, Die katholischen Kirchen Düsseldorfs von ihrer Entstehung bis auf die neueste Zeit. Düsseldorf 1844.

K. F. Klöden, Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg vom Jahre 1295—1323. Th. 1—4. Berlin 1844—45.

Generalbericht des k. Rheinischen Medizinal-Collegii über das Jahr 1841. Referent: Dr. J. Wegeler. Koblenz 1844.

A. Schlichthörle, Die Gewerbsbefugnisse in der k. Haupt- und Residenzstadt München. Th. 1. Erlang. 1844.

Dr. von Raiser, Fundgeschichte einer uralten Grabstätte bey Nordendorf. Augsb. 1844.

F. Beck, Das Leben und Wirken Albrechts V. des Großmüthigen, Herzogs von Bayern. München 1842.

F. X. Himmelstein, Reihenfolge der Bischöfe von Würzburg. Würz. 1843.

Zeuss, Die freye Reichsstadt Speier vor ihrer Zerstörung nach urkundlichen Quellen. Speier 1843.

Fr. Ch. Arnold, Praktische Erörterungen aus dem Rechtsgebiete. Heft. 1. Erlang. 1844.

Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel. I. Die römischen Inschriften des Kantons Basel von Dr. K. L. Roth. Basel 1843.

K. Wegelin, Neue Beyträge zur Geschichte des Appenzellerkrieges vom Jahr 1405—1408. Die Stadt St. Gallen in ihrem politischen Leben und Treiben zu Anfang des 15. Jahrhunderts. St. Gallen 1844.

Die Schlacht bey St. Jacob in den Berichten der Zeitgenossen. Basel 1844.

R. Meyer, Die Walstätte vor dem ewigen Bunde von 1291 und ihr Verhältniß zum Hause Habsburg. Basel 1844.

Lud. Ettmüller, Die beyden ältesten deutschen Jahrbücher der Stadt Zürich. Zürich 1844.

J. Baumgartner, Ergebnisse auf dem Felde der Politik. Abth. 1. Schaffhausen 1844.

C. J. Lyon, History of St. Andrews, episcopal, monastic, academic and civil; comprising the principal part of the ecclesiastical history of Scotland. Vol. 1. 2. Edinb. 1843.

Diaries and correspondence of J. Harris, first Earl of Malmesbury; containing an account of his missions to the courts of Madrid, Frederik the Great, Catherine the second and the Hague, and his special missions to Berlin, Brunswick and the french republic. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

R. Madden, The united Irishmen, their lives and times. Vol. 1—4. Lond. 1843—44.

J. J. A. Worsaac, Dänemarks Vorzeit durch Alterthümer und Grabhügel beleuchtet. Kopenhag. 1844.

J. Bremer, Kurzgefaßte Beschreibung und Geschichte von Schleswig-Holstein. Gekrönte Preisschrift. Oldenburg 1844.

J. Ch. Todsen, Beytrag zur Beurtheilung der jetzigen Zustände der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Kiel 1844.

Dr. U. Brockdorff, Betrachtungen über den Sprachenstreit in der schleswigschen Ständeversammlung des Jahres 1842 und dessen Folgen. Hamb. 1844.

K. Samwer, Die Staatserbfolge der Herzogthümer Schleswig-Holstein und zugehöriger Lande. Ein staatsrechtlicher Versuch. Hamb. 1844.

A. F. Gfrörer, Gustav Adolph, König von Schweden und seine Zeit 2. umgearb. Aufl. Heft 1. 2. Stuttg. 1844.

Dr. W. Binder, Peter der Große, Alexjewitsch, und seine Zeit. Reutlingen 1844.

W. Müller, Rußland und seine Völker. Th. 1. Berl. 1844.

Dr. J. Dede, Der Handel des russischen Reiches. Mitau 1844.

Dr. F. Kruse, Erster Bericht über die Hauptresultate der im J. 1843 gestifteten Centralsammlung vaterländischer Alterthümer an der Universität zu Dorpat. Dorpat 1844.

N. A. de Salvandy, Histoire du roi Jean Sobieski et de la Pologne. Par. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juny.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

ΓΑΛΗΝΟΥ ΕΙΣΑΓΩΓΗ ΔΙΑΛΕΚΤΙΚΗ εὑρεθεῖσα κατὰ τὴν κελεύσει τοῦ ὑπουργοῦ τῆς δημοσίου παιδείας σοφοῦ Βιλλεμαίνους πρώτην ἐπιστημονικὴν καὶ φιλολογικὴν ἀποστολὴν τοῦ M. MHNA ὑφ' οὗ καὶ νῦν πρῶτον διορθωθεῖσα καὶ δημοσιενθεῖσα μετὰ προθεωρίας καὶ παρεκβολῶν. Ἐν Παρισίῳ παρὰ τοῖς αὐταδέλφοις Διδότου, ἀγυιᾷ Ἰακώβου, ἀριθ. νστ'. α ω μ δ'.

Herrn Minas auf Athos gehobener Schatz, die choliambischen Fabeln des Babrius, wurde von der philologischen Welt mit Freude in Empfang genommen, namentlich haben die Deutschen mit dem in solchen Dingen ihnen eigenen Eifer diese Erscheinung bewillkommt; in Paris haben Dübner und Fix wichtige Beyträge geliefert, die gelehrten Blätter Münchens, Göttingens, Berlins haben davon berichtet, Babrius ist fast zu einem stehenden Artikel in der philologischen Litteratur geworden. In der Zwischenzeit ist in Zürch ein verbesserter Abdruck des Textes von Orelli und Baiter mit Zusätzen von H. Sauppe erschienen, und eine vor kurzem ausgegebene neue Recension von C. Lachmann, zu welcher die vorzüglichsten Philologen, Gottfr. Hermann, Haupt, Meineke, Bekker, u. a. beysteuerten, hat durch die That bewiesen, was alles geleistet werden konnte, und wie zur Zeit diese Studien in Deutschland eifriger als in irgend einem andern Lande getrieben werden.

Der günstige Erfolg der ersten Sendung bewog Villemain, Herrn Minas sogleich mit einer zweyten zu demselben Zwecke zu beauftragen, eben so hatte er früher Le Bas nach Griechenland und Asien geschickt, um die Inschriften zu sammeln, und eine Summe von mehr als zweytausend neuen griechischen Inschriften ist das Ergebniß dieser litterarischen Reise, eben so beabsichtigte er die Herausgabe eines großen thesaurus inscriptionum latinarum, u. a. Unternehmungen, welche geeignet sind, dem Cultusminster einen gefeyerten Namen für die späte Zukunft zu sichern.

Hier bietet uns H. Minas, indem er die Herausgabe des Babrius und des Philostratus περὶ γυμναστικῆς dem Hellenisten Boissonade überließ, noch vor seiner zweyten Abreise eine neue Schrift des Galenus, eine Einleitung in die Logik. Die Handschrift, aus welcher er dieses Werk des gelehrten pergamenischen Arztes abgeschrieben hat, aus dem XI. Jahrhundert war in einem Keller (wo? ist nicht angegeben, wahrscheinlich in einem Kloster auf Athos) dem Untergange nahe, die Hälfte des einen Blattes abgerissen, vieles vermodert und schwer leserlich; man wird bey der Beschreibung S. λέ unwillkürlich an Poggio in St. Gallen erinnert. Der Coder enthält den Schluß einer unbekannten Abhandlung, dann folgt Γαληνοῦ εἰσαγωγὴ διαλεκτική, deren Text in weitem Drucke 59 Seiten beträgt, hierauf Γαληνοῦ πρὸς Γαῦρον περὶ τοῦ πῶς ἐμψυχοῦται τὰ ἔμβρυα. Ferner Γαληνοῦ περὶ ὀστῶν, περὶ κατασπασμάτων, περὶ λεπτυνούσης διαίτης καὶ παχυνούσης, bisher unbekannte Abhandlungen des Galenus; ob diese allein in der Handschrift enthalten, oder noch anderes Edirtes, ist in der ganz ungenauen Darstellung nicht gesagt. Aufgefordert von Letronne u. a. schrieb H. M.

Vorrede (92 Seiten) und Anmerkungen (46 S.) in altgriechischer Sprache.

In der προθεωρία gibt der Herausgeber gelegentlich Notizen und Excerpte von manchem was er aufgefunden hat, und dieses ist alles wichtig, wie was über die Schrift des Galenus περὶ τῶν εὐπορίστων (ΞΔ′ — ΟΖ′) und im folgenden aus einem andern Codex mitgetheilt wird; ΛΓ′ wird bemerkt, daß er eine Handschrift des Origines gegen Celsus, nicht acht, sondern siebzehn Bücher im Auszuge enthaltend gefunden habe u. a. Was er als seine Ansichten ausspricht, konnte leicht mit besserem vertauscht werden, wie wenn es ihm z. B. gefallen hätte, alles Neue von Galenus getreu und vollständig wieder zu geben wie er es gefunden hatte; da aber H. M. als Grieche mit großer Naivität auf eine uns Deutschen ganz unerwartete Weise über alles urtheilt, so sind wir ihm für diese Belehrung selbst zu großem Danke verpflichtet. Er ist nämlich der Ueberzeugung, daß alle Kenntniß der Rhetorik und Philosophie längst untergegangen, oder vielmehr in den Süden Europas gar nie gedrungen sey; diese Wissenschaften könnten nicht aus den Büchern geschöpft und erlernt, sondern müßten durch das lebendige Wort traditionell fortgepflanzt werden; das sey aber nur bey den Griechen bis auf H. M. gewesen, daher von ihm und andern gebornen Griechen alle Belehrung in diesen Dingen zu beginnen habe. Darum sey der Empirismus eines Baco und Loke mit all seinem Verderben eingebrochen, die, weil sie selbst aller Philosophie bar gewesen, wie hier an Beyspielen nachgewiesen wird, auch gegen diese geeifert hätten. Doch lebe er der sichern Hoffnung, daß, nachdem Guizot, früher selbst öffentlicher Lehrer, an der Spitze der Verwaltung stehe und für besseren Unterricht die Bahn gebrochen habe, Villemain aber ihm nachzueifern strebe, in Frankreich, wo alle Wissenschaften so große Fortschritte machen, auch die Rhetorik der Alten aufleben und von da aus später zu den andern Völkern Europas gelangen werde; dann würden die von Loke getäuschten und verführten, nicht länger mehr Dialectik und Philosophie für unnütz und eitel halten. Darum sey das Buch des Galenus, weil außer Aristoteles sich keine logische Schriften mehr vorfänden, so wichtig und er habe sich dessen Herausgabe und Bearbeitung selbst unterzogen. Wie würde H. M. erst den deutschen Philosophen zurecht gewiesen haben, hätte er gewußt, daß derselbe über die Spitzfindigkeiten der syllogistischen Figuren des Aristoteles geschrieben? Was er unter Rhetorik und ihrer Behandlung verstehe, hatte er schon vor acht Jahren den Franzosen in den Anmerkungen zur Uebersetzung der Bücher des Aristoteles gepredigt, aber diese so gelehrig sie auch sind, haben bis jetzt noch wenig Lust gezeigt, um diesen Preis den Ruhm eines Demosthenes in der Beredtsamkeit davon zu tragen.

Doch lassen wir Herrn M. Aussprüche über Vergangenheit und Zukunft dieser Disciplinen und wenden uns zum Inhalte der neu aufgefundenen Schrift des Galenus.

Man erwarte nicht eine Einleitung in die Logik, wie etwa Porphyrius εἰσαγωγή zum Organon des Aristot. ist, es ist vielmehr ein kurzer Abriß der Logik selbst, in welchem alles unnütze übergangen ist p. 37. 39. 58. Nach einfacher Erläuterung der nothwendigen Vorbegriffe, welche auf dem ersten halb abgerissenen Blatte standen, wie bey Euclides Definitionen, Postulate, Axiome vorausgehen, werden die kategorischen Urtheile und Prämissen κατηγορικαὶ προτάσεις und deren Form bestimmt, dann p. 9 die hypothetischen Urtheile ὑποθετικαὶ προτάσεις, von welchen die disjunctiven, und dieses scheint uns besonders merkwürdig, nur als eine Species, nicht als ein anderes Genus betrachtet werden. Der Satz ἤτοι ἡμέρα ἐστὶν ἢ νὺξ ἐστίν war den alten Philosophen, wie uns Galenus versichert, und welchen er hier folgt, eine πρότασις ὑποθετικὴ κατὰ διαίρεσιν, erst die neuern, d. h. Chrysippus und seine Schule p. 13 nannten es ein διεζευγμένον ἀξίωμα· sie hätten mehr auf die äußere Form, als den innern Gehalt gesehen, ἐν οἷς μὲν ἔγκειταί τις ἀκρίβεια διδασκαλίας, ἀμελῶς χρώμενοι (nicht χρωμένοις) τοῖς ὀνόμασιν· ἐν οἷς δὲ οὐδὲν διαφέρον αἱ φωναὶ σημαίνουσιν, αὐτοὶ μόνοι αἰτοῦντες (statt αἰτοῦνται) ἴδια σημαινόμενα. S. 17 werden die fünf Formen der Sätze τρόποι aufgezählt, welche von Chrysippus ausgehen und wiederholt bey Sextus Empir. II, 157. VIII, 223, und bey Diog. VII, 79 voll-

ständig angegeben sind, so daß H. M. alle Fehler seines Textes leicht verbessern konnte, wenn er sich näher umgesehen hätte. *) Die Lehre von den Schlüßen wird p. 20 begonnen und die drey Figuren wie Aristoteles sie aufgestellt hatte, kurz angegeben, zuerst nach den kategorischen Prämissen, dann p. 39 nach den hypothetischen, zu welchen wie oben die disjunctiven Urtheile, hier die disjunctiven Schlüße gezogen werden, doch nimmt Galenus p. 45—57 noch eine dritte Art von Schlüßen an, die relativen: ἔστι δὲ καὶ ἄλλο τρίτον εἶδος συλλογισμῶν οὓς ἐγὼ μὲν ὀνομάζω κατὰ τὸ πρός τι γενέσθαι, βιάζονται δ' αὐτοὺς οἱ περὶ Ἀριστοτέλην τοῖς κατηγορικοῖς συναριθμεῖν· zuletzt werden noch die συλλογισμοὶ κατὰ πρόσληψιν p. 57—9, welche zu den kategorischen gehören, erwähnt und damit ist das Büchlein als das nothwendigste enthaltend geschlossen. Er verweist auf eine größere Schrift περὶ τῆς ἀποδείξεως, p. 30. 37. 49. 50. 57, περὶ τοῦ τῶν συλλογισμῶν ἀριθμοῦ 50, seinen Commentar zu den Kategorien erwähnt er p. 36 ὁ δ' ἔτι ἐπαπορῶν . . ζητείτω τὰ παραλελειμμένα ὑπὸ Ἀριστοτέλους ἐν τῇ τῶν δέκα κατηγοριῶν, ὡς ἐπιδέδεικται κατὰ (?) τῶν εἰς ἐκεῖνο τὸ βιβλίον ὑπομνημάτων. Galenus erkennt in dieser Schrift alle von Aristoteles aufgestellten Kategorien an, was gar nicht mit David p. 49 übereinstimmt, wonach er nur fünf angenommen haben soll.

(Schluß folgt.)

*) Minas macht die Bemerkung, daß nur Nikephorus Blemmidas in seiner Logik unser Werk des Galenus benutzt habe; das Buch steht mir nicht zu Gebote, um darüber zu entscheiden und ob vielleicht daraus für die Constitution des Textes etwas zu gewinnen wäre. Da aber H. M. als Beyspiel auf die τρόποι verweist, so muß erinnert werden, daß diese eben so leicht aus Diogenes oder Sextus genommen werden konnten, ohne daß Nikephorus diese Logik des Galenus zu kennen brauchte.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Leop. Ranke, Die serbische Revolution. Aus serbischen Papieren und Mittheilungen. 2. umgearb. bis auf die neueste Zeit fortgesetzte Ausgabe. Berlin 1844.

Ad. Faudot, La verité sur les affaires de la Grèce. Par. 1844.

Geschichte der griechischen Revolution. Ein Beytrag zur Geschichte Griechenlands vom Jahre 1833 bis zum Jahre 1844. Leipz. 1845.

Jac. Gråberg di Hemsö, Specchio geografico e statistico dell'impero di Marocco. Genova 1834.

Ph. d'Ormieux von Streng, Tagebuch während des Feldzugs in Afghanistan 1838—39. Stralsund 1844.

C. Ritter, Ein Blick in das Nil-Quellland. Berlin 1844.

Lebens- und Kriegsbilder aus Asien. Bd. 1—8. Aachen 1844—45.

Ch. Crist. Rafn, Supplement to the antiquitates Americanae, edited under the auspices of the royal society of northern antiquities. Copenhagen 1841.

P. N. Hamont, L'Egypte sous Méhémet Ali. Vol. 1. 2. Par. 1843.

Sherman Day, Historical collections of the state of Pennsylvania. Philadelphia 1844.

Barchou de Penhoën, L'Inde sous la domination anglaise. T. 1. 2. Par. 1844.

Th. Lewis, Origines hebraeae: the antiquities of the hebrew republik. Vol. 1 — 4. Lond. 1724.

Dr. A. Twesten, Matthias Flacius Illyricus, eine Vorlesung. Mit autobiographischen Beylagen und einer Abhandlung über Melanchthon's Verhalten zum Interim von H. Rossel. Berl. 1844.

Vita di Dante Alighieri dettata da Melchior Missirini. Ed. 4. con aggiunte edite e inedite dell' autore e col ritratto di Dante. Mailand 1844.

M. Jomard, Discours sur la vie et les travaux du Baron de Gérando. Par. 1843.

— —, Notice biographique sur Venture de Paradis. Par. 1844.

A. Arrighi, Histoire de Paul Paoli ou la dernière guerre de l'indépendance (1755—1807). Vol. 1. 2. Par. 1843.

Biographiſche Skizzen verſtorbener bremiſcher Aerzte und Naturforſcher. Bremen 1844.

Ed. Laboulaye, Essai sur la vie et les doctrines de Fr. Ch. de Savigny. Par. 1842.

J. J. Herzog, Johannes Calvin. Eine biographiſche Skizze. Baſel 1843.

K. G. Helbig, Chriſt. Ludw. Liscow. Ein Beytrag zur Literatur- und Culturgeſchichte des 18. Jahrhunderts. Dresd. 1844.

Will. Cobbett, Life of Andrew Jackson, President of the united states of America. New-York 1834.

Della vita e delle opere di Bartolommeo Gamba, Bassanese, narrazione letta nell' accademia de' concordi suddetta dal suo presidente Fr. Caffi. Venezia 1841.

G. P. von Bülow, Rückblicke auf mein Leben. Helmſtädt 1844.

J. Barrow, The life, voyages and exploits of Admiral Sir Francis Drake. Lond. 1843.

R. Churton, The life of Alexandre Nowell, Dean of St. Paul's. Oxford 1809.

Th. Campbell, Life and times of Petrarch, with notices of Boccaccio and his contemporaries. Vol. 1. 2. Lond. 1843.

W. Shakspeare, a biography by Charles Knight. Lond. 1843.

Amand Saintes, Histoire de la vie et de la philosophie de Kant. Par. 1844.

Heinrich Peſtalozzi, nach ſeinem Gemüth, Streben und Schickſale. Aarau 1844.

J. W. Robberds, A memoir of the life and writings of the late William Taylor of Norwich. Vol. 1. 2. Lond. 1843.

Biograpraphie universelle ou dictionnaire de tous les hommes qui se sont fait remarquer etc. T. 1—8. Bruxelles 1843.

C. Fr. Gauß, Unterſuchungen über Gegenſtände der höheren Geodäſie. Götting. 1844.

H. Graſſmann, Die Wiſſenſchaft der extenſiven Größe oder die Ausdehnungslehre. Th. 1. Die lineale Ausdehnungslehre. Leipz. 1844.

Giov. Santini, Considerazioni intorno al calcolo degli oculari per i cannocchiali astronomici. Venezia 1842.

L. Merz, Die neueren Verbeſſerungen am Microscope nebſt den ſie begleitenden Aenderungen in der Dioptrik. München 1843.

Dr. C. R. A. Wittmütz, Zur Theorie magnetiſcher Reflexionsapparate insbeſondere des Gaußiſchen Magnetometers. Hamb. 1844.

Dr. A. Ringleb, Lehrbuch des Steinſchnitts der Mauern, Bogen, Gewölbe und Trezzen. Berlin 1844.

A. Quetelet, Sur l'emploi de la Boussole dans les mines. Bruxelles 1843.

Meridian Ephemeris of the sun and planets for the year 1836. Lond. 1835.

Fr. Zantedeschi, Le leggi del magnetismo nel filo congiuntivo percorso dalla corrente voltiana. Venezia 1843.

Gius. Zamboni, Sulla durata della tensione elettrica nelle pile secche. Milano 1842.

Fr. Zantedeschi, Relazione e storico-critica sperimentale sull' elettro-magnetismo. Venezia 1840.

El. Wartmann, Expériences sur la non-caloricité propre de l'électricité. Lausanne 1842.

— —, Prémier mémoire sur divers phénomènes d'induction. Genève 1843.

S. D. Poisson, Théorie mathématique de la chaleur. Par. 1837.

C. L. von Littrow, Verzeichniß geographiſcher Ortsbeſtimmungen. Leipz. 1844.

A. Ettingshauſen, Anfangsgründe der Phyſik. Wien 1844.

Fr. Naſſe, Die Iſogeneſis, ein Naturgeſetz. Bonn 1844.

E. Rob. D'Hurcourt, De l'eclairage du gaz. Par. 1845.

H. Lloyd, On the determination of the intensity of the earth's magnetic force in absolute measure. Dublin 1843.

C. Holtzmann, Ueber die Wärme und Elaſticität der Gaſe und Dämpfe. Mannheim 1845.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juny.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

ΓΑΛΗΝΟΥ ΕΙΣΑΓΩΓΗ ΔΙΑΛΕΚΤΙΚΗ etc.

(Schluß.)

Fragt man nach dem Werthe dieser Abhandlung, so ist er kein absoluter; denn nichts von Bedeutung, was nicht anderswoher schon bekannt wäre, ist in ihr enthalten, sie ist aber gleichwohl den Philologen und Philosophen eine willkommene Gabe, da die geschichtliche Entwicklung der Logik bey den Alten so wenig erkannt ist. H. M. macht als Beweis der Aechtheit dieser Schrift besonders geltend, daß in ihr die vierte syllogistische Figur getroffen wird, die nach Angabe der Araber von Galenus ausgeht. Er heißt p. 20 ein Urtheil, wie ἅπαν καλὸν αἱρετόν ἐστιν, genüge nicht zu einem Schluße, es müsse noch etwas dazu, z. B. πᾶν αἱρετὸν ἀγαθόν ἐστιν, wodurch der Schluß entstehe ἅπαν καλὸν [αἱρετὸν] ἀγαθόν ἐστι. Ferner p. 33 οἰκειοτάταις [leg. οἰκειότατος] οὖν ἀποδείξεσιν ἐπιστημονικαῖς ὁ τοῦ πρώτου σχήματός ἐστι πρῶτος συλλογισμὸς ἐν διττῇ λέξει λεγόμενος ὑπὸ τῶν Ἑλλήνων, ἐνίοτε μὲν [ὡς] ἀρτίως εἴπομεν

ὁ ἄνθρωπος ζῷόν ἐστι,
τὸ ζῷον οὐσία ἐστί,
πᾶς ἄνθρωπος οὐσία ἐστίν.

ἐφεξῆς δὲ δεύτερος [μὲν] ἐν τῷ πρώτῳ σχήματι. H. M. muß dieses für Beyspiele der vierten Figur halten (!), worüber er in einem ausführlichen Artikel seiner Einleitung μν' — νϑ' sich weitläufig ausspricht. Wirklich verdienstlich und werthvoll ist aber dort nur die Bemerkung, daß in einem von ihm aufgefundenen anonymen Commentare zur Analytik nach einigen Galenus in der That als Urheber erscheint, so daß dieses nun auch aus griechischer Quelle bezeugt ist, aber jene merkwürdige Notiz besagt zugleich, daß diese Figur einem Theophrastus und Eudemus (also wohl dem Aristoteles selbst?) nicht unbekannt gewesen und diese sie zur ersten gerechnet haben: παρὰ ταῦτα μὲν οὖν ἕτερον σχῆμα γενέσθαι συλλογιστικὸν ἀδύνατον ἔδοξε τῷ τε Ἀριστοτέλει καὶ τοῖς περὶ αὐτόν. ἀδύνατον γὰρ καὶ ἄλλην τινὰ σχέσιν παρὰ τὰς εἰρημένας ἐν τρισὶν ὅροις τὸν μέσον ὅρον πρὸς τοὺς δύο συνταχθῆναι τοὺς ἄκρους. Θεόφραστος δὲ καὶ Εὔδημος καί τινας ἑτέρας συζυγίας παρὰ τὰς ἐκτεθείσας τῷ Ἀριστοτέλει προστεθείκασι τῷ πρώτῳ σχήματι, ἃς καὶ τέταρτον ἀποτελεῖν σχῆμα τῶν νεωτέρων ᾠήθησάν τινες ὡς πρὸς πατέρα τὴν δόξαν (?) τὸν Γαληνὸν ἀναφέροντες. das dort gegebene Beyspiel besteht aus denselben Prämissen, welche Galenus oben angeführt hat:

πᾶς ἄνθρωπος ζῷον,
πᾶν ζῷόν ἐστιν οὐσία,
τὶς ἄρα οὐσία ἐστιν ἄνθρωπος.

Hier ist ein Schluß in der sogenannten vierten Figur, Galenus aber hat nur die beyden Prämissen der ersten Figur umgestellt. Mit weit mehr Recht also könnte man das Gegentheil schließen von dem was H. M. zu beweisen glaubte. Hat Galenus die vierte Figur erfunden und von den dreyen ausgesondert, so muß er in seiner Schrift etwas davon sagen, was nicht geschieht; folglich scheint nicht Galenus

der Verfaſſer zu ſeyn. Aber gewiß hat Galenus keine beſondere Figur bilden wollen, wir verweiſen über dieſen Punct auf Trendelenburgs Logiſche Unterſuchungen und deſſen Anmerkungen zu den Elem. logic. Aristot. p. 95.

Der Text iſt ſehr corrumpirt und faſt kein Satz ohne einige Fehler, namentlich ſind viele Lücken dadurch entſtanden, daß wie in logiſchen Schriften nicht anders ſeyn kann, dieſelben Sätze oft in ähnlicher Form wiederkehren, und durch Gleichklang das dazwiſchen liegende ausgefallen iſt. P. 5 werden kategoriſche Sätze nach den Kategorien ſowohl poſitiv als negativ angegeben, und doch fehlt oft das poſitive, oft das negative Beyſpiel, z. B. *ὁ ἥλιος οὐκ ἔστι ποδιαῖος*, wo der poſitive Satz *ὁ ἥλιός ἐστι ποδιαῖος* vorausgegangen, aber der Gleichheit der Worte wegen ausgefallen iſt. H. M. hat den lückenhaften Anfang ziemlich wahrſcheinlich ergänzt, ſonſt aber für die Herſtellung des Textes, man darf gerade zu ſagen, nichts geleiſtet; aus ſeiner Anordnung möchte man billig zweifeln, ob er auch nur die Sachen verſtanden, und die Fehler bemerkt habe. Coraes hätte hier nichts oder wenig übrig gelaſſen, bey Hrn. M. treffen wir ſogar Accentfehler, was bey einem Griechen unglaublich ſcheint, p. 19 der Peripatetiker *Βοηθὸς* heißt *Βόηθος*, 31 *κλεψύδρων* im Genitiv. P. 44 leſen wir *Ἀλκιβιάδει* im Dativ, p. 55 *ταὐτὴν* für *τὴν αὐτὴν* und dergl. Viele ſeiner Aenderungen ſind unrichtig, p. 9 *λέγειν δὲ εἶναι ἢ ὑπάρχειν οὐδὲν διαφέρει παρὰ τοῖς ἄλλοις ἓν ὂν ἅπασι, τοῖς τε νῦν καὶ τοῖς παλαιοῖς, ὥσπερ οὐδὲ τὸ ὑφεστηκέναι· παρὰ τοῖς νῦν γὰρ καὶ τοῦτο κατὰ τῆς αὐτῆς ἐννοίας λέγεται.* Statt *ἓν ὂν* hat die Handſchrift *ἵνα*, aber was ſollen die Worte wie M. ſie gegeben, ausſagen? er hat nicht geſehen, daß geſchrieben werden mußte *παρὰ τοῖς Ἕλλησιν ἅπασι.* Daß dieſe erwähnt werden, iſt auffallend, kommt aber öfter vor, gleich nachher *πολλάκις μέντοι καὶ τὴν ἔννοιαν νόησιν ὀνομάζουσιν οἱ Ἕλληνες*, ebenſo p. 12 32, 33, 52. Ob das öfter bey Galenus ſich findet, weiß ich nicht, man könnte es ſelbſt mit Schein gegen die Aechtheit der Schrift geltend machen. Aber ſo ſorglos hat H. M. dieſes Büchlein geleſen, daß ſelbſt in der Figurenlehre augenfällige Irrthümer unbeachtet geblieben ſind; ſo iſt jetzt nach dem Texte p. 24 der Schlußſatz des erſten Modus der zweyten Figur allgemein bejahend, ſtatt verneinend, *ἀλλ' ἔχει καθόλου καταφατικὸν περαίνοντα*, es muß natürlich *ἀποφατικὸν* heißen. Eben ſo ſteht auf der vorhergehenden Seite *ἀποδεικτικοὶ* ſtatt *ἀναπόδεικτοι*, und Zeile 5 von unten ſind nach *στερητικῆς* die Worte *καὶ ἐπὶ μέρους καταφατικῆς* ausgefallen; ein ganzer Satz iſt bald nachher p. 25, 14 nach *κατηγορεῖται* ausgefallen und aus p. 28 zu ergänzen: *τινος τοῦ τρίτου τὸ πρῶτον, εἰλήφθω οὗ μὴ κατηγορεῖται.* 26, 4 nach *καταφατικῶν* fehlen die Worte *ἐπὶ μέρους καταφατικὸν* (*ἔχει συμπέρασμα*), und ſo an gar vielen Stellen, welche ſicher zu ergänzen bey einem dogmatiſchen Werke wie vorliegendes iſt, wenn man anders einige Kenntniß der Sache beſitzt, keine Schwierigkeit hat. Aber man erwarte nicht, daß auch da wo der erſte Blick das richtige geben konnte und mußte, dasſelbe erkannt worden wäre z. B. p. 52. *τὸν γὰρ ὄντα ἢ καὶ γεγονότα, ὡς ἔχει καὶ γέγονεν ἑρμηνευόντων, πάντες Ἕλληνες ἑρμηνεύειν φάσκουσιν, ὥσπερ γε καὶ ψεύδεσθαι τὸν τὰ μὴ ὄντα εἶναι λέγοντα καὶ τὰ ὄντα μὴ εἶναι.* Mag auch *ἢ καὶ* und *ἔχει* ſtatt *καὶ* und *ἐστι* dem die Concinnität weniger beachtenden Autor zur Laſt fallen, das unverſtändliche *ἑρμηνευόντων* wird jeder in *ἑρμηνεύοντα* von ſelbſt ändern, eben ſo das nächſte *ἑρμηνεύειν* welches falſch iſt, mit *ἀληθεύειν* vertauſchen. Darum darf ſich niemand wundern, wenn er p. 55 von Platons Republik *ἐν τῷ περὶ τῆς Δικασπόλου λόγῳ* findet für *δικαίας πόλεως*, oder *ἰδιοπραγίᾳ* ſtatt *δικαιοπραγίᾳ*, wenn kein Unterſchied von *ἀπόφασις* und *ἀπόφανσις*, und ähnlichem, wenn überhaupt keine Syntax, keine Grammatik beachtet iſt. H. Minas hat durch die Auffindung neuer Schätze natürlich bleibendere Verdienſte um die alte griechiſche Litteratur anzuſprechen, als etwa eine ſorgfältige Reinigung dieſer und eine ins einzelne gehende Verarbeitung verleihen kann, und wir erklären uns dieſe Sorgloſigkeit großentheils aus der Eile, mit welcher er ſich zu ſeiner zweyten Reiſe vorbereitete; iſt er in Auffindung neuer Schriften ſo glücklich, als er in der Behandlung dieſes Galeniſchen Büchleins un-

glücklich gewesen ist, so haben wir vieles und vortreffliches zu erwarten, und dieses ist es was wir ihm von Herzen wünschen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Arsberättelse om technologiens framsteg till kongl. Vetenskaps-Academien afgifven den 31. Mars 1841, af G. E. Pasch. Stockolm 1843.

Dr. H. Wackenreder, Chemische Tabellen zur Analyse der unorganischen und organischen Verbindungen. Th. 1. 2. Jena 1843.

C. F. Schönbein, Ueber die Erzeugung des Ozons auf chemischem Wege. Basel 1844.

Dr. Fr. Köhler, Die Chemie in technischer Beziehung. 4. umgearb. Ausg. Berl. 1842.

Chr. Fr. Schönbein, Ueber die Häufigkeit der Berührungswirkungen auf dem Gebiete der Chemie. Basel 1843.

Dr. H. K. Geubel, Die physiologische Chemie der Pflanzen mit Rücksicht auf Agrikultur. Frankfurt 1845.

Ch. Morren, Notions élémentaires des sciences naturelles et physiques, applicables aux usages de la vie. Bruxelles 1843.

M. Martens, Recherches sur les causes de la mort naturelle. Bruxelles 1842.

J. A. Hein, Versuch zur Darlegung des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft in Bezug auf die Lehre von der Urzeugung. Halle 1844.

Fr. Fieber, Entomologische Monographien. Leipz. 1844.

Ch. Waterton, Essays on natural history, chiefly ornithology. First Series. Lond. 1844.

M. Kessler, Ostrologie der Vogelfüße. Leipz. 1843.

J. Gould, The Birds of Australia. Part 12—17. Lond. 1843—44.

Dr. C. H. Schultz, Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung. Mit Aussicht zu einer Agrikulturphysiologie. Berl. 1844.

Dr. Ed. Lösche, Das vegetabilische Leben und die chemische Affinität in ihren gegenseitigen Beziehungen dargestellt. Leipz. 1844.

Ch. W. Engelmann, Genera plantarum oder die Pflanzen-Gattungen der in den russischen Ostseeprovinzen Esth-Liv- und Kurland wildwachsenden Pflanzen. Mitau 1844.

Alph. de Candolle, Anleitung zum Studium der Botanik. Neu bearb. von Dr. v. Bunge. 2. Aufl. Berl. 1844.

H. B. Fielding, Sertum plantarum or rare and undescribed plants. P. 1—3. Lond. 1844.

C. H. Schultz, Ueber die Tanaceteen. Neustadt 1844.

Dr. C. Fr. Gärtner, Beyträge zur Kenntniß der Befruchtung der vollkommeneren Gewächse. Theil 1. Stuttg. 1844.

F. Parlatore, Sulle impronte de Vegetabili fossili di M. Massi e di M. Bamboli nella Maremma Toscana. Firenze 1843.

Dr. C. E. Meinicke, Ueber den Gebirgsbau der Insel Java. Prenzlau 1844.

M. Martens, Note sur la passivité des métaux. Bruxell. 1842.

Dr. J. C. Hofer, Beyträge zur Charakteristik des Granits. Prag 1840.

Atti verbali della sezione di geologia, mineralogia e geografia. Padova 1843.

L. Agassiz, Monographie des poissons fossiles du vieux grés rouge ou système dévonien (old red sandstone) des îles britanniques et de Russie. Livr. 1. avec Atlas. Soleure 1844.

Dr. C. F. Römer, Das rheinische Uebergangsgebirge. Eine paläontologisch-geognostische Darstellung. Hannover 1844.

Dr. R. A. Philippi, Beyträge zur Kenntniß der Tertiärversteinerungen des nordwestlichen Deutschlands. Kassel 1843.

J. Morris, A catalogue of british fossils, with references to their geological distribution and to the localities in which they have been formed. Lond. 1843.

W. Haidinger, Handbuch der bestimmenden Mineralogie. Lief. 1. Wien 1845.

K. H. Rau, Geschichte des Pfluges. Heidelb. 1845.

Liebich, Die Reformation des Waldbaues im Interesse des Ackerbaues, der Industrie und des Handels. Th. 1. Prag 1844.

W. Hirschfeld, Die Ernährung und das Wachsthum der Pflanzen. Kiel 1844.

J. D. von Braunschweig, Rußlands Weinbau. Ein staatswirthschaftlicher Versuch. Riga 1844.

— —, Der Flachsbau Rußlands. Riga 1843.

C. J. A. Mathieu de Dombasle, Landwirthschafts-Kalender. Nach der 7. verm. Aufl. aus dem Franz. übers. von Dr. F. C. Medicus. Th. 1. 2. Karlsruhe 1844.

Rich. Glaff, Wie weit geht die Berechtigung und Verflichtung des Staats in Beaufsichtigung der Benutzung und Bewirthschaftung der Privatholzgrundstücke. Preisschrift. Leipz. 1844.

J. Lud. von Uslar, Die Bodenvergiftung durch die Wurzel-Ausscheidungen der Pflanzen als vorzüglichster Grund für die Pflanzen-Wechsel-Wirthschaft. Altona 1844.

M. Ch. Combes, Traité de l'exploitation des mines. T. 1. 2. Avec Atlas. Par. 1844.

Dr. Al. Wehrle, Lehrbuch der Probier- und Hüttenkunde. Bd. 1. 2. Wien 1844.

Dr. C. J. B. Karsten, Ueber den Ursprung des Berg-Regals in Deutschland. Reimer 1844.

Die Handelsverhältnisse zwischen den Niederlanden und dem Zollverein, aus statistischen Quellen. Amsterd. 1844.

Dr. G. W. Albers, Die Wechselordnung der freyen Hansestadt Bremen. Bremen 1844.

M. Fouqué, Histoire raisonnée du commerce de Marseille, appliquée aux développements des prospérités modernes. Vol. 1. 2. Par. 1843.

M. Culloch, A dictionary practical, theoretical and historical of commerce and commercial navigation. Lond. 1844.

J. C. Prichard, The natural history of Man. Lond. 1843.

H. Winder, A. critical and chronological history of the rise, progress, declension and revial of knowledge, chiefly religious. Vol. 1. 2. Lond. 1756.

W. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion. Götting. 1844.

H. M. Kottinger, Die höheren Volksschulen nach ihrer Organisation und Lehrmethode nebst einer Sammlung der Gesetze über die höheren Volksschulen der Schweiz und statistischen Notizen über dieselben. Schaffhausen 1844.

Ed. Schmalz, Traité sur l'art de saisir par la vue les mots parlés. Par. 1844.

Henr. de Riancey, Histoire critique et législative de l'instruction publique et de la liberté de l'enseignement en France. T. 1. 2. Par. 1844.

H. Ritter, Ueber unsere Kenntniß der arabischen Philosophie und besonders über die Philosophie der orthodoxen arabischen Dogmatiker. Götting. 1844.

G. Justi, Der Unterschied der Persönlichkeit und der Subjectivität. Frankf. 1844.

Vinc. Gioberti, Lettres sur les doctrines philosophiques et politiques de M. de Lammennais. Bruxell. 1843.

W. Danzel, Ueber die Aesthetik der Hegel'schen Philosophie. Hamb. 1844.

Wilh. Bronn, Kalobiotik oder die Kunst schön zu leben. Wissenschaftlich aufgefaßt. Leipz. 1844.

Rich. Burthogge, An essay upon reason and the nature of spirits. Lond. 1694.

Dr. Bern. Jullien, Histoire de la poésie française à l'époque impériale. Vol. 1. 2. Par. 1844.

Fr. H. von der Hagen, Ueber die ältesten Darstellungen der Faustsage. Berl. 1844.

Flore und Blanceflor, altfranzösischer Roman nach der Uhlandischen Abschrift der Pariser Handschrift Nr. 6987 herausg. von Im. Becker. Berl. 1844.

Dr. K. Simrock, Die Legende von den Heiligen drey Königen. Frankf. 1844.

Dr. C. Aug. Hornig, Glossarium zu den Gedichten Walthers von der Vogelweide. Nebst einem Reimverzeichniß. Quedlinb. 1844.

Ludw. Ettmüller, Deutsche Stammkönige nach Geschichte und Sage. Zürich 1844.

Reinhart der Fuchs, aus dem Mittelniederländischen zum ersten Mal ins Hochdeutsche übers. von Dr. A. F. H. Geyder. Breslau 1844.

H. Kurz, Handbuch der deutschen Prosa von G. Gottsched bis auf die neueste Zeit. Abth. 1. Gottsched bis Kant. Zürich 1845.

W. Jordan, Litthauische Volkslieder und Sagen. Berl. 1844.

M. Didron, Iconographie chrétienne. Histoire de Dieu. Par. 1843.

Brevi cenni di Gius. Cecchini Pacchierotti sullo stato attuale della arte belle in Italia ed oltr' Alpe nonché intorno la pretesa influenza e fraternità de' pittori Tedeschi sulla scuola di Giotto. Padova 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juny.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Traité de Physique considerée dans ses rapports avec la Chimie et les sciences naturelles, par M. Becquerel, de l'Académie des sciences de l'institut, professeur — administrateur au Muséum d'histoire naturelle etc. T. I. 1842. T. II. 1844. Paris, librairie de Firmin Didot.

Die Nothwendigkeit einer innigen Verbindung der Physik mit der Chemie wurde schon in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts von deutschen Physikern eingesehen; sie hoben zuerst die bis dahin bestehende Isolirung und strenge Abscheidung beyder Wissenschaften auf, aus deren Vereinigung und gegenseitiger Hülfeleistung für jede derselben fruchtbringender Vortheil erwachsen mußte, wie dieß schon in dem von Professor Buff in Gießen 1832 erschienenen Werke: „Grundzüge des chemischen Theils der Naturkunde“ klar dargestellt ist. Auch in Frankreich hat nunmehr dieser Gedanke Eingang gefunden; man ist aber nicht bey der Verbindung der beyden Doctrinen stehen geblieben, sondern hat es versucht, die Physik in allen ihren Berührungen zu den Naturwissenschaften überhaupt aufzufassen.

Bey der Errichtung des **Muséum d'histoire naturelle** im botanischen Garten zu Paris im Jahre 1793 wurde eine große Anzahl von Lehrstühlen mit Ausnahme eines Lehrstuhls der Physik creirt, dessen Errichtung unterblieb, weil diese Wissenschaft zu jener Zeit in Frankreich nur wenig gepflegt und ausgebildet war, d. h. auf eine weniger philosophische Art, wie dieß früher von Lavoisier, Laplace und Coulomb geschehen. Seit einigen Jahren ist diese Lücke ausgefüllt und Becquerel war der erste, welcher als Lehrer der Physik mit Anwendung auf Naturwissenschaften an diese Anstalt berufen wurde.

Da der Verf. es, seitdem ihm dieser Lehrstuhl übertragen worden, zu seinem beharrlichen und unermüdeten Studium gemacht hat, Chemie und Physik in die innigste Verbindung mit den Naturwissenschaften zu setzen, so fand er sich endlich veranlaßt, seine vieljährigen Beobachtungen und Erfahrungen in einem Werke von zwey Bänden zusammenzufassen. Der erste Band beginnt mit einer geschichtlichen Einleitung zur Physik.

Im ersten Kapitel der geschichtlichen Einleitung werden allgemeine Betrachtungen über die Leitung des Studiums der angewandten Physik dargestellt. Die Vorlesungen über Physik waren in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts in Frankreich sehr elementarisch, sie haben sich aber durch die von Biot und Gay-Lussac eingeschlagene philosophische und sinnreiche Methode, ohne welche das Studium dieser Wissenschaft nicht ersprießlich seyn kann, sehr verändert und auf eine würdige Weise emporgeschwungen. Der große Lurus der Instrumente, deren man sich gewöhnlich bey den Demonstrationen bediente, kann auch wohl als ein Hinderniß betrachtet werden, daß die Physik nicht so populär und für Jedermann zugänglich wurde, wie dieß mit der Chemie der Fall war und noch ist, obgleich die wichtigsten Entdeckungen in der Physik ohne kostspielige Instrumente und fast ohne allen Aufwand gemacht worden sind. Um z. B. die Dichtigkeit eines

Körpers kennen zu lernen, bedurfte Archimedes weiter nichts, als den Körper abwechselnd in der Luft und im Wasser zu wägen, und das Gewicht in der Luft mit dem im Wasser zu vergleichen. Galilei entdeckte in seinem 18. Lebensjahre den Isochronismus der Schwingungen des Pendels, indem er die periodische und regelmäßige Bewegung einer am Gewölbe der Kirche von Pisa hängenden Lampe beobachtete. Volta stellte das wundervollste Instrument, welches die physikalischen und chemischen Kabinete besitzen, dadurch her, daß er Platten von Silber, Zink und feuchten Tuchstücken in Form einer Säule aufrichtete ꝛc.

Die Physik im Allgemeinen umfaßt Alles, was die äußern Eigenschaften der Körper betrifft, so wie das Studium der Naturphänomene und die Gesetze, nach welchen dieselben eingeleitet werden. Die unorganischen Körper sind den physischen Kräften und Affinitäten unterworfen, wozu sich bey den Vegetabilien die Lebenskraft und bey den Thieren die intellectuelle Kraft gesellt.

Zweytes Kapitel. Allgemeine Physik in ihren Berührungen mit andern Wissenschaften und mit der Civilisation bis zum 15. Jahrhundert. Zu keiner Zeit haben die materiellen Interessen größere Forderungen an die Wissenschaften gemacht, als jetzt; es scheint, daß jede mit Mühe und Arbeit errungene Thatsache keine andere Bestimmung zu erwarten habe, als den Künsten und der Industrie Dienste zu leisten. Die Wissenschaften haben im Einverständniß mit Moral, Literatur und Kunst zu den Fortschritten der Civilisation mächtig beygetragen. Obgleich die Aegypter einige Thatsachen aus der allgemeinen Physik kannten, so existirte diese Wissenschaft bey ihnen eigentlich doch nicht, denn sie waren nicht darauf bedacht, alle zerstreuten Kenntnisse zu sammeln und sie in einer methodischen Ordnung zusammenzustellen; sie hatten nur schwankende Begriffe oder vielmehr poetische und philosophische Ideen über die Ursachen der Erscheinungen. Bey den Griechen war es Thales, welcher einige Kenntnisse aus Aegypten nach Griechenland brachte. Er schrieb der Erde eine sphärische Gestalt zu und wußte, daß der Mond sein Licht von der Sonne empfängt. Nachdem er eine öffentliche Schule zu Milet errichtet, wo Geometrie und Astronomie gelehrt wurde, hatten die Philosophen zwischen der experimentalen Methode und der a priori zu wählen. Unglücklicherweise wurde die letztere meistens vorgezogen und sie herrschte Jahrtausende in der Wissenschaft, die Entwicklung der Civilisation bedeutend verzögernd. Pythagoras hingegen war mehr für die Richtung der experimentalen Methode und gab dadurch zu nicht unwichtigen Entdeckungen Veranlassung. Seine Anhänger verbreiteten die Ansicht, daß die Erde sich drehe und Pythagoras selbst machte interessante Versuche über die Vibration der Körper. Die Theorie der Atome wurde zuerst von Leucipp und Democrit bearbeitet. Nach ihnen trat Plato auf, dessen physikalische Arbeiten indessen nicht mit seinen großen philosophischen Leistungen zu vergleichen sind. Aehnliches muß von Aristoteles gesagt werden, welchem die Physik nur geringe Fortschritte zu verdanken hat. Jedoch rührt von ihm die Entwicklung der Meteorologie her und die Vereinigung des Studiums der Mathematik mit dem der Physik, eine Vereinigung, deren Nothwendigkeit er zuerst einsah. Von den Griechen sagt Davy mit Recht, daß sie instinktmäßig das Gefühl für alles Große, Schöne und Glänzende hatten, und wenn ihre Philosophen in Irrthümer verfielen, dieß nicht aus Mangel an Geist geschah, sondern nur weil sie durch Zufall von der richtigen Bahn abwichen. Obgleich Archimedes einer der ersten Mathematiker und Mechaniker des Alterthums war, so kann man doch im Allgemeinen behaupten, daß die Physik als Wissenschaft bey den Griechen keinen Boden gefunden und dieß läßt sich auch von den Römern sagen, die mehr mit Eroberungen, als mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt waren. Erst nach der Eroberung von Syrakus fiengen die Römer an, Geschmack an den Künsten zu bekommen, nachdem nämlich Marcellus die Statuen und Vasen von Syrakus nach Rom zur Ausschmückung der Tempel hatte bringen lassen. Nach einer Angabe Cicero's wurde die Geometrie nur wenig in Rom getrieben und die Astronomie, welche mit Magie verbunden war, beschränkte sich darauf, die Finsternisse im Voraus anzukündigen. Lucretius in seinem Werke „De natura rerum“ giebt einige Notizen über mehrere Gegenstände der Physik und beschreibt unter andern mit großer Genauigkeit die Wirkungen des Donners.

In dem Werke Senecas kommen Betrachtungen über das prismatische Farbenbild und über die Abnahme der Wärme in den höhern Regionen der Atmosphäre vor. Plinius giebt einige Andeutungen über die Entwicklung der Electricität durch Reiben, Plutarch, Appius, Vossius und andere sprechen von electrischen Fischen. Die Astronomie wurde gänzlich von der Astrologie verdrängt und selbst einige Kaiser nahmen an den Irrthümern der Astrologen thätigen Antheil.

Von den Arabern wurden wohl verschiedene Entdeckungen in der Chemie gemacht, aber die Physik hatte sich nur eines geringen Zuwachses von Fortschritten bey ihnen zu erfreuen.

Das 15. und 16. Jahrhundert waren reich an Entdeckungen in der Physik. Die Astronomie befreyte sich jetzt von den Fesseln der Aristotelischen Doctrinen; Copernicus, das System des Pythagoras wieder aufnehmend, bestätigte dessen Ansicht, daß die Erde sich drehe, Tycho-Brahe studirte den Lauf der Planeten und Kometen, Galilei wendete das Teleskop an, entdeckte das Gesetz der Schwere und entwarf die Grundlagen zur Experimentalphysik; Franz Baco endlich stellte alle bis dahin erworbenen Kenntnisse zusammen und bezeichnete den künftigen Generationen die zu betretende Bahn, um zu neuen Wahrheiten zu gelangen.

Drittes Kapitel. Fortschritte der allgemeinen Physik seit dem 16. Jahrhundert bis Newton. — Der in Frankreich weit verbreitete und tief eingewurzelte Peripathetismus wurde von Gassendi, welcher am Ende des 16. Jahrhunderts lebte, so viel als möglich durch Zweifel und Paradoxen bekämpft; es ist nur zu bedauern, daß dieser am Collège de France lehrende Philosoph sich nicht mit Experimenten abgab. Jedoch muß man es ihm Dank wissen, daß er die bisher betretene Bahn als unrichtig bezeichnete und dagegen den Ansichten eines Copernicus, Galilei, Kepler, deren Einwirkung auf die Entwickelung der Wissenschaften und die Schicksale der Welt überhaupt eine so mächtige wurde, kräftig Eingang verschaffte. Copernicus 1473 zu Thorn geboren hatte sich lange mit dem Studium des Plutarch und Pythagoras beschäftigt und stellte endlich sein neues Weltsystem auf. Die scandalöse Aufnahme, welche diesem Werke zu Theil wurde, erlebte er nicht mehr. Im Jahre 1515 verurtheilte die Inquisition das Copernicanische System als falsch und ketzerisch. Geleitet durch Archimedische Grundsätze erhob sich Galilei für das angefeindete neue System und machte bald darauf die Erfindung der hydrostatischen Waage. Vermittelst des von ihm erfundenen Teleskopes entdeckte er die Sonnenflecken und die Berge im Monde. Durch so wichtige, seinem wenig aufgeklärten Zeitalter weit vorgreifende Entdeckungen zog er indessen bald die Verfolgung der Geistlichkeit auf sich. Er wurde nach Rom berufen, um sich gegen die Beschuldigung, das Copernicanische System unterstützt zu haben, zu vertheidigen und ihm wurde untersagt, seine Meinung über die Bewegung der Erde öffentlich zu äußern. Endlich in seinem 69. Jahre wurde er zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe in Florenz verurtheilt und angehalten, während 3 Jahren wöchentlich einmal die 7 Bußpsalmen herzusagen. Er starb, nachdem er in einem Alter von 74 Jahren seine Tafeln über die Jupiterstrabanten vollendet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Selbstständigkeit und Abhängigkeit des sympathischen Nervensystems durch anatomische Beobachtugen bewiesen von A. Kölliker. Zürich, im Verlage von Meyer und Zeller 1845. S. 40. 4.

In dieser als akademisches Programm erschienenen Schrift nimmt der in der Phhsiologie bereits rühmlichst bekannte Autor eine Streitfrage auf, welche schon oft und vielfach der Gegenstand interessanter gelehrter Forschungen gewesen ist. Beleuchtung nicht bloß der anatomischen Verhältnisse des sympathischen Nerven, sondern auch der Stellung desselben im gesammten Nervensysteme und der ihm eigenthümlichen Functionen ist die Aufgabe, welche sich der Verf. hieben gestellt hat: und sind auch seine mit scharfsinniger Kritik und genauer Sorgfalt hierüber angestellten Untersuchungen und Forschungen nicht im Stande, den ganzen so dunkeln Gegenstand aufzuhellen, so sind dadurch doch gewiß mehrere wichtige Fragen

zur Entscheidung gebracht und zwar auf eine Weise, welche weder blindes Verfolgen vorgefaßter Meinungen, noch hartnäckige persönliche Controverse, sondern nur aufrichtiges Interesse für die gute Sache der Wissenschaft hinreichend erkennen läßt.

Betrachten wir zuerst den größern Theil vorliegender Schrift, welcher die anatomischen Verhältnisse des sympathischen Nervensystemes behandelt und zunächst als eine Kritik der von Remak, Valentin, Bidder und Volkmann auf diesem Gebiete gelieferten Arbeiten angesehen werden muß, welche Kritik bescheiden geführt und auf zahlreiche eigene mit mühevoller Sorgfalt angestellte Untersuchungen gestützt ist: so finden wir darin als entschieden ausgemacht, daß der sympathische Nerve anatomisch betrachtet zwar sehr verschiedenartige Elemente (Bindegewebe, Remak'sche Fasern, Nervenfasern und Ganglienkugeln) enthalte, allein durchaus keine eigenthümlichen, welche ihn als einen durch seinen histologischen Charakter von andern spezifisch verschiedenen Nerven zu betrachten gestatteten. Aber nicht bloß keine besondern ihm allein angehörigen Elemente besitzt derselbe, sondern auch seine Zusammensetzung, ja selbst die Mannigfaltigkeit seiner elementaren Mischung sind nicht im Stande, ihm eine Eigenthümlichkeit zu verschaffen, wodurch man ihn von andern Nerven unterscheiden könnte. Nur so viel muß Verf. anerkennen, daß bey ihm diese Mischung unter allen Nerven am stärksten hervortritt und ihren höchsten Grad erreicht — und hierin, so wie in der unbestreitbaren Thatsache, daß die Fasern der Rückenmarks- und Gehirn-Nerven vorwiegend aus Rückenmark und Gehirn, die des sympathischen Nerven vorwiegend aus Ganglien (G. sympathica et spinalia) abstammen, ist der Unterschied und anatomische Charakter der beyden Nervensysteme zu suchen.

Diesen Grundsätzen entspricht natürlich das Votum, welches Verf. über die Stellung des sympathischen Nervensystems abgiebt, und weder die Ansicht der Aelteren und Valentin's, welche den symp. Nerven für einen einfachen Cerebrospinal-Nerven halten, noch die Meinung Richat's, Reil's und neuerer Zeit Bidder-Volkmann's theilend, welche seine Selbstständigkeit proclamiren — geht Verf. weit besser den leichteren Mittelweg und glaubt, daß der symp. Nerve zum Theil selbstständig, zum Theil von anderen Organen des Nervensystems abhängig sey. Selbstständig nämlich ist derselbe durch seine Ganglien und die in denselben von einem Theil der Ganglienkugeln entspringenden feinen Nervenfasern, welche letztere Verf. als unzweifelhaftes Ergebniß seiner langen und nicht mühelosen auf den Gegenstand speciell gerichteten Forschungen hinstellt: unselbstständig aber auf der einen Seite durch die feinen Fasern, welche die Ganglien der Rückenmarks- und Gehirn-

Nerven ihm zusenden, auf der andern Seite durch die von Rückenmark und Gehirn zu ihm gehenden feinen und groben Nervenfasern — Thatsachen, welche durch zahlreiche und zuverläßige Untersuchungen von Bidder-Volkmann, Helmholtz, Fr. Will und ganz besonders von dem als genauen Forscher bekannten Hannover so wie vom Verf. selbst unumstößlich gemacht worden sind.

Schlüßlich versucht es der Verf., Aufklärung zu geben über die Verrichtungen des symphathischen Nervensystemes und nachdem er zu diesem Zwecke auf eine eben nicht sehr stichhaltige Weise die Ansichten in Abrede gestellt, daß der sympathische Nerve der Ernährung vorstehe, daß er Sitz der Leidenschaften und des thierischen Magnetismus sey: bemüht er sich nachzuweisen, daß genannter Nerve nur die unbewußten Sensationen in dem größten Theile der Eingeweide und die unwillkührlichen Bewegungen derselben vermittele, und dadurch wohl allerdings auf die negativen Vorgänge einwirke, nicht aber denselben wirklich vorstehe. Dabey betrachtet er die Ganglien desselben als Central-Organe, als Sitz und Quelle von einfachen und reflectirten Bewegungen und die von ihnen ausgehenden Nerven als sensible und motorische, als Gründe, die ihn bewegen, den Ganglien eine solche Rolle zuzutheilen, einerseits die Analogie anführend (z. B. die von Volkmann entdeckten motorischen Centra für die Lymphherzen der Frösche), anderseits darauf bezügliche Untersuchungen und beweisende Thatsachen, wie dieselben namentlich von Bidder durch Volkmann in Müllers Archiv 1844 mitgetheilt worden sind. Aus beyden geht nun auch die unbestrittene Thatsache hervor: 1) daß der sympathische Nerve in sich das Princip eines bedeutenden Theiles seiner Thätigkeit besitzt, und 2) daß dasselbe nicht in seinen Nervenfasern, die sich einfach als motorische und sensible Fasern wie andere ergaben, sondern in seiner freyen Substanz, in seinen Ganglien liegt.

Dieses sind in kurzen Umrissen die neuen und wichtigen Resultate, welche des Verf. Fleiß und Scharfsinn erzielt haben; möchte seine, wenn gleich nur kurze doch in vielen Punkten höchst schätzenswerthe Arbeit Aufforderung für Viele werden, ähnlichen Forschungen sich zu widmen, damit die Menge bis jetzt noch unsicherer und hypothetischer Lehrsätze, sowohl in Anatomie als Physiologie des Nervensystems, entweder alsbald ihre Bestätigung oder auch ihre Verwerfung erführen!

A. M.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juny.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Traité de Physique considerée dans ses rapports avec la Chimie et les sciences naturelles, par M. Becquerel.

(Fortsetzung.)

Kepler lebte zu der nämlichen Zeit als Galilei und ist ebenfalls der Entdecker wichtiger Gesetze. Er fand, daß die Intensität des Lichtes im Quadrate der Entfernung abnimmt, d. h. daß die Erleuchtung dem Quadrate der Entfernung von dem leuchtenden Punkte umgekehrt proportional ist.

Descartes, geboren 1756, fieng an, die Algebra auf die Geometrie anzuwenden; er ist zugleich als der Gründer der analytischen Mechanik zu betrachten. Durch seine Entdeckungen, welche als Basis zur Dioptrik dienten, wurde Newton und Bernouilli die zu betretende Bahn angewiesen.

Huyghens, geboren im Haag 1629, beschäftigte sich mit der Construction großer Gläser, entdeckte mit einem von ihm verfertigten Objectiv einen der Trabanten des Saturns und untersuchte das System dieses Planeten. Auch gab er in seinem Traité de la lumiére die mathematische Theorie der doppelten Refraction des Bergkrystalls.

Wenn nun Huyghens nebst Descartes und Galilei mit vollem Rechte als die Gründer der Physik betrachtet werden können, so gebührt doch Newton der Ruhm, alle damals bekannten Thatsachen systematisch geordnet und außerdem die Physik mit den bewundernswürdigsten Entdeckungen bereichert zu haben. Dieser große Mann wurde 1642, im Todesjahre Galilei's, geboren. Er entdeckte die Abnahme der Attraction der Sonne und Erde im Quadrate der Entfernung, eine Thatsache, welche er auf die Schnelligkeit der Bewegung des Mondes anwendete, worauf eine seiner wichtigsten Entdeckungen, die der Zusammensetzung des Lichtes, folgte. Schon in seinem 24. Lebensjahre wurden die vorzüglichsten Theile der Physik Gegenstand seiner Forschungen und jede derselben zeugt von seiner Genialität. Man erkennt leicht die großen Schwierigkeiten, welche Newton zu bekämpfen hatte, um seine neuen Ansichten über das Licht geltend zu machen. Ermüdet von den vielen gegen seine Theorie gerichteten Einwendungen schrieb er an Leibnitz, daß er entschlossen sey, sich nicht mehr der Oeffentlichkeit auszusetzen und klagt sich der Unvorsichtigkeit an, für einen eitlen Schein seine Ruhe aufgeopfert zu haben.

Viertes Kapitel. Geschichte der Electricität. Bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts war von der Electricität fast nichts bekannt, als die anziehende Kraft des geriebenen Bernsteins, so wie einiger anderer Substanzen und verschiedene dabey vorkommende Lichterscheinungen, denen man aber noch nicht einen electrischen Ursprung zuschrieb. Otto Gerike, der Erfinder der Luftpumpe, construirte 1670 die erste Electrisirmaschine aus einer Kugel von Schwefel, an welcher durch Reiben eine Lichterscheinung wahrgenommen wurde. Newton fand, daß die electrische Anziehung auch durch Glas statt finde und vermuthete, daß das Hervorbringen der Electricität das Resultat eines ätherischen Principes sey, welches durch die Vibration der Theilchen im ge-

riebenen Körper entstehe. Grey zeigte 1727, daß die Electricität von den Metallen auf große Entfernungen geleitet werde, daß hingegen Glas und Harze derselben nur einen sehr unvollkommenen Durchgang gestatten. Dieser Theil der Physik erhielt 1733 einen sehr großen Impuls durch Dufay; er zeigte, daß zwey electrische Principe existiren, deren Vereinigung das natürliche Fluidum bildet. Die eine dieser Electricitäten bezeichnete er mit dem Namen Glaselectricität, die andere nannte er Harzelectricität und fand, daß die Electricitäten der nämlichen Art sich abstossen, die beyden entgegengesetzten sich aber anziehen. Die Electrisirmaschinen erhielten nun bald große Verbesserungen, indem die Schwefelcylinder durch Glaskugeln und reibende Kissen ersetzt wurden. Cuneus von Leyden oder Muschenbroch (man weiß nicht genau welcher von beyden) entdeckte die Leydener Flasche, deren Wirkung allgemeines Erstaunen erregte. Schon zu jener Zeit erkannte man die Aehnlichkeit zwischen der electrischen Commotion und dem Blitz, da beyde im Stande sind, Thiere zu tödten, Pflanzen zu zerstören, Körper zu zerschmettern, Harze und Weingeist zu entzünden ꝛc. Franklin in Amerika und Dalibart in Frankreich bestätigten im Sommer 1752 durch directe Versuche diese Analogie zwischen electrischer Entladung und Blitz, und ersterer entdeckte außerdem die Anziehung der Electricität durch Metallspitzen, worauf er die Errichtung von Gewitterableitern gründete. Wilke, Oepinus und Lemonnier trugen viel zur Ausbildung dieser Lehre bey, besonders letzterer durch seine Beobachtung, daß in der Luft auch ohne Gewitter fast immer positive Electricität vorhanden sey; von den beyden ersteren wurde das Freywerden der Electricität durch Wärme im Turmalin nachgewiesen.

Im Jahre 1764 beginnen die Untersuchungen über den Einfluß der Electricität als chemische Kraft. Franklin beobachtete, daß das Eisen durch electrische Entladungen glühend wurde. Beccaria wendete die electrischen Entladungen zur Schmelzung von Glas und Borax an, Metalloxyde zu reduciren und das Schwefelqueckſilber zu zersetzen; auch wurde das Wasser durch den electrischen Funken zersetzt, nur hatte man unterlassen, die Natur der sich dabey entwickelnden Gasarten näher zu untersuchen. Volta hatte 1797 den glücklichen Gedanken, ein Gemeng von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas in einem verschlossenen Cylinder (seinem Eudiometer) durch den electrischen Funken anzuzünden. Coulomb entdeckte zu derselben Zeit vermittelst seiner Drehwaage die Gesetze der electrischen Repulsionen und Attractionen.

Durch so viele neue Thatsachen wurde die Bedeutung des electrischen Fluidums in der Natur bezeichnet, obgleich dessen Wichtigkeit wegen der mannichfachen Täuschungen, wozu es Veranlassung gab und in unsern Tagen noch giebt, sehr übertrieben wurde. Die physiologischen Wirkungen des electrischen Fluidums hatten bisher die Aufmerksamkeit der Physiker nur wenig auf sich gezogen, bis Galvani 1790 durch einen glücklichen Zufall zu der folgenreichen Entdeckung gelangte, daß an einem eben getödteten Frosch krampfhafte Zusammenziehungen geschehen, wenn dessen Schenkelmuskeln mit einem metallischen Beschlag umgeben und die Lumbalnerven mit einem andern Metall in Berührung gebracht werden. Diese Erscheinung schrieb Galvani der Existenz einer den Thieren eigenthümlichen Electricität zu, welche vermittelst des metallischen Bogens aus den Muskeln zu den Nerven übergehe. Volta theilte diese Ansicht nicht, sondern glaubte, daß die Electricität durch Berührung der beyden Metalle vermittelst der in den Muskeln und Nerven enthaltenen Feuchtigkeit entwickelt werde. Bald darauf entdeckte Volta die seinen Namen führende Säule, den bewundernswürdigsten Apparat vielleicht, welcher je hervorgebracht worden ist. Durch die Versuche von Nichelson, Carlisle, vorzüglich aber durch die Arbeiten von Berzelius wurde bald dargethan, daß bey Anwendung der Voltaischen Säule der Sauerstoff und die Säuren zum positiven Pol, Wasserstoff hingegen und die Basen zu dem negativen Pol geleitet werden. Als Volta 1801 nach Paris kam, um der Akademie der Wissenschaften die Theorie seiner neuen Säule vorzulegen, machte Napoleon, damals erster Consul, welcher der Versammlung beywohnte, den Antrag, dem Entdecker der Säule eine goldene Medaille zu verleihen, was auch genehmigt wurde. Davy ließ hierauf 1806 eine große Voltaische Säule von mehreren hundert Plattenpaaren auf Kali und Natron einwirken, wodurch die Zer-

setzung dieser beyden Substanzen bewirkt wurde, indem nämlich am negativen Pol kleine metallische Kügelchen, das Kalium und Natrium zum Vorschein kamen.

Nach dieser wichtigen Entdeckung entstand in der Fortbildung der Kenntniß des electrischen Agens gewissermassen ein Stillstand, bis 1820 Oerstedt beobachtete, daß eine Magnetnadel in die Nähe eines die Pole der Voltaischen Säule vereinigenden Platindrahtes gebracht, in eigenthümliche Schwingungen gerathe; mit diesem Versuche war die Entdeckung des Electromagnetismus gemacht. Wir unterlassen die specielle Aufführung der zahlreichen hierauf angestellten Versuche, um Oerstedt's Entdeckung zu bestätigen und näher zu beleuchten. Den vorzüglichsten Antheil an der Erforschung des Electromagnetismus haben Ampére, Arago, Schweigger, Poggendorf, Mayer, de la Rive, Biot, Savary ꝛc. Die thermoelectrischen Erscheinungen wurden 1822 von Seebeck wahrgenommen. Bald nachdem Oerstedt gezeigt hatte, daß durch Electricität magnetische Erscheinungen hervorgerufen werden können, entdeckte Faraday (1831) die Magneto-Electricität, indem nämlich umgekehrt durch das Freywerden des Magnetismus eine electrische Strömung entsteht. Diese Erzeugung der Electricität nannte Faraday auch Electricität durch Induction.

Der Verf. wendet sich nun zu den praktischen Anwendungen der Electricität, unter welchen die electrochemische Behandlung der silber-, kupfer- und bleyhaltigen Erze, die Galvanoplastik, die Vergoldung und die Telegraphie abgehandelt werden. Was die erste Art der Anwendung betrifft, so behauptet der Verf. Vorrichtungen getroffen zu haben, mittelst welcher leicht 1000 Kilogramme Silbererz reducirt werden können. Diese Erfindung, welche indessen in ihrer Ausführung noch mit nicht unbedeutenden Schwierigkeiten verknüpft zu seyn scheint, verdient jedenfalls die größte Berücksichtigung. Die Galvanoplastik ist nichts anderes, als aufgelöste Metalle durch die Electricität als unauflöslich abzuscheiden. Offenbar ist Jakobi der erste, welcher diese Anwendung der Electricität ins Leben eingeführt hat, wie dieß aus einem Schreiben an Faraday hervorgeht zu einer Zeit, da noch nichts über diesen Gegenstand veröffentlicht war. Die erste Idee der galvanischen Vergoldung gieng von de la Rive aus, dieselbe wurde aber von Elkington und Ruolz, die alkalische doppelt cyanhaltige Goldauflösungen anwendeten, erst in die Praxis eingeführt. Die Telegraphie endlich hat bis jetzt noch nicht die gewünschte technische Anwendung gefunden. Wheatstone hatte die ersten Versuche angestellt, Worte und Sätze auf Entfernungen von etwa 20 Meilen auf diese Art mitzutheilen; nach ihm beschäftigten sich Gauß und Weber mit der Telegraphie, welche aber, da die Leitung vermittelst der Eisenbahnschienen mißglückte, fast noch keine Anwendung gefunden hat.

Fünftes Kapitel. Magnetismus. Wenn ein gewundener mit Seide umgebener Metalldraht dem electrischen Strome ausgesetzt wird, so erlangt er die Eigenschaft des natürlichen Magnetes, Eisen auf nähere Entfernung anzuziehen. Eine Stange gehärteten Stahles ist fähig durch Reiben mit einem der Pole eines natürlichen Magnetes magnetisch zu werden. Knight, Duhamel, Mitchell und Oepinus verbesserten die angegebene Methode des Magnetisirens, indem sie zeigten, daß durch Reiben mit schon magnetischen Stahlstangen derselbe Zweck ebenfalls erreicht werden könne. Die Beobachtungen über Erdmagnetismus haben in unsern Tagen durch Gauß, Hansteen und Kupfer große Fortschritte gemacht. Die Abweichungen, Inclinationen ꝛc. der Magnetnadel werden jetzt nach dem Wunsche von Humboldt in allen Ländern mit großer Sorgfalt beobachtet, und wir sind zu der Hoffnung berechtigt, auf diesem Wege dereinst mehr Aufklärung über die Ursachen dieser Veränderungen zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Pacchierotti, Qualche oggetto artistico ed archeologico in casa Pacchierotti. Padova 1842.

E. O. Fromberg, Handbuch der Glasmalerei. Quedlinb. 1844.

M. Luigi Montecuccoli, Storia della pittura in Ispagna dal suo risorgimento fino ai giorni nostri. Modena 1841.

Dr. List, Die Theorie vom Fabrikstaate und ihre geschichtlichen und statistischen Stützen. Berlin 1844.

Bibliothek politischer Reden aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Bd. 1—5. Berlin 1844.

A. C. P. Callisen, Medicinisches Schriftsteller=Lexikon. Bd. 33 und letzter. Altona 1845.

Encyklopädie der medizinischen Wissenschaften. Methodisch bearbeitet von einem Vereine von Aerzten unter der Redaktion des Dr. A. Moser. Abth. 1. Anatomie. Leipz. 1844.

Dr. J. B. Wilbrand, Ueber das Leben und seine Erscheinung. Mainz 1844.

Dr. G. Münter, Geschichtlicher Aufschluß einer wichtigen anatomisch=physiologischen Entdeckung, welche wesentlichen Einfluß hat auf die Physiologie des Menschen. Halle 1844.

Dr. S. Ed. Hirschfeld, Umrisse der Phrenologie. Bremen 1844.

Dr. E. Grube, Ueber die Bildung des thierischen Körpers aus dem Ey. Königsb. 1844.

Dr. J. W. Arnold, Ueber die Verrichtung der Wurzeln der Rückenmarksnerven. Heidelb. 1844.

Dr. O. Kohlrausch, Physiologie und Chemie in ihrer gegenseitigen Stellung beleuchtet durch eine Kritik von Liebigs Thierchemie. Götting. 1844.

Dr. G. Zimmermann, Zur Analysis und Synthesis der pseudoplastischen Prozesse. Berl. 1844.

Dr. A. Mühry, Ueber die historische Unwandelbarkeit der Natur und der Krankheiten. Hannover 1844.

J. Hastings, Die Lungenschwindsucht mit Erfolg geheilt durch Naphtha. A. d. Engl. übers. von Dr. J. H. Hansen. Hamb. 1844.

J. M. Boudin, Versuch einer medizinischen Geographie. Deutsch von Dr. A. Drey. Erlang. 1844.

G. Andral, Medizinische Klinik. Bd. 3. Krankheiten der Brust. Th. 1. Quedlinburg 1844.

Dr. Ch. Fr. Heusinger, Recherches de pathologie comparée. Cah. 1. Cassel 1844.

Fr. A. Ott, Armamentarium chirurgicum selectum. Monach. 1845.

J. Fr. X. Schoeman, Commentatio de lithotomia Celsiana critico-chirurgica. Jenae 1841.

Dr. W. F. Hahn, Die äußerlichen Heilmittel. Stuttg. 1842.

Dr. Jg. Rud. Bischoff, Ueber Vergiftungen. Wien 1844.

Dr. C. A. Wild, Die Pharmacie als Wissenschaft. Frankf. 1844.

G. J. Popp, Beschreibungen mehrerer Irrenanstalten Deutschlands, Belgiens, Englands, Schottlands und Frankreichs. Erlang. 1844.

Dr. J. Müller, Das Apothekerwesen in den k. k. österreichischen, k. preußischen, k. bayerischen . . . Staaten u. s. w. Wien 1844.

Dr. Fr. A. Günther, Der homöopathische Thierarzt. Th. 1. Sondershaus. 1844.

M. Troplong, De l'influence du christianisme sur le droit civil des Romains. Par. 1843.

Dr. G. W. Wetzell, Der römische Vindicationsprozeß. Leipz. 1844.

Dr. C. Christiansen, Zur Lehre von der naturalis obligatio und condictio indebiti. Kiel 1844.

Sammlung der auf das Forst=Jagd= und Fischereiwesen in Kurhessen Bezug habenden Landesordnungen vom J. 1648—1842. Herausgegeben von F. W. Gunkel. Lief. 1—4. Cassel 1844.

Th. E. Körner, Das unbewegliche Eigenthum nach preußischem Rechte. Berlin 1843.

Ch. L. Stock, Grundzüge der Verfassung des Gesellenwesens der deutschen Handwerker in alter und neuer Zeit. Ein Beytrag zur Sittengeschichte. Magdeb. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juny.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Traité de Physique considerée dans ses rapports avec la Chimie et les sciences naturelles, par M. Becquerel.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel. Optik. Der Verf. theilt hier die verschiedenen Meinungen von Grimaldi, Descartes, Bradley, Malebranche, Huyghens, Young, Newton ꝛc. über den Ursprung des Lichtes mit. Die Verbreitung des Lichtes war bis Descartes noch nicht richtig erkannt, indem dieser Gelehrte auf seine Beobachtungen der Mondfinsternisse sich stützend, die Verbreitung des Lichtes für einen plötzlichen Uebergang hielt. Da das Licht des Mondes, um die Erde zu erreichen, weniger als eine Minute braucht, so war ihm natürlich die Schnelligkeit der Lichtbewegung entgangen. Erst Roemer berechnete aus der Beobachtung der Finsterniß des ersten Jupitertrabanten, daß das Licht den Weg von der Sonne zur Erde in 7 Minuten durchlaufe.

Die Photometrie oder das Messen der Intensität des Lichtes ist der bis jetzt noch am wenigsten vorgeschrittene Theil der Optik. Es sind wohl Vorrichtungen angegeben, um die Intensitäten zweyer Lichter von der nämlichen Farbe annähernd zu vergleichen, welche aber bey Lichtern von verschiedener Farbe nicht zu gebrauchen sind. Die besten Photometer sind von Bouguer, Rumford, Leslie, Arago und Wollaston.

Auf die Reflexion des Lichtes oder Katoptrik hatte schon Euklid aufmerksam gemacht; später beschäftigten sich Alhazen und Vitellius mit diesem Gegenstande, der in neuerer Zeit von Pacquet, Fabri, Gregory, Barrow und Smith gründlich studirt wurde. Die Reflexion wird seit dem Anfange dieses Jahrhunderts zur genauen Messung der Krystallwinkel benützt. Die von Malus und Wollaston erfundenen Reflexions-Goniometer sind von Mitscherlich wesentlich verbessert worden.

Die einfache Brechung des Lichtes (Dioptrik) oder die Abweichung des Strahles von seiner Richtung, wenn er aus einem dünnern in einen dichteren sehr durchsichtigen Körper geht, hat die Physiker zu allen Zeiten sehr beschäftigt. Als Newton die Körper in Beziehung zu ihrer brechenden Kraft untersuchte, fand er, daß der Diamant und das Wasser den Oelen, welche ein brennendes Princip enthalten, an die Seite zu stellen sey, woraus er den Schluß zog, daß im Diamant so wie im Wasser ein brennbarer Körper zugegen seyn müsse, eine Hypothese, welche später durch Versuche zur Thatsache erhoben wurde. Biot und Arago fanden, daß das Wasserstoffgas in seiner Strahlenbrechungsfähigkeit alle übrigen Körper übertreffe, bey welcher Gelegenheit sie beobachteten, daß die brechenden Kräfte eines Gases mit seiner Dichtigkeit proportional sind. Die Luftspiegelung oder Kümmung, eine mit der Refraction zusammenhängende Erscheinung, welche so häufig in Aegypten auf weiten Ebenen und auf dem Meere wahrgenommen wird, wurde zu jener Zeit ebenfalls Gegenstand der Untersuchung.

Roger Baco ist, wie man sicher weiß, einer der ersten, welcher von den Eigenschaften der Gläser mit sphärischen Oberflächen einige Kenntniß hatte. Der Verf. giebt hierauf ein sehr anschauliches Bild

von der allmähligen Entwicklung der Optik bis zu den großen Entdeckungen Frauenhofers. Bey der Abhandlung der speciellen Eigenschaften der einzelnen Strahlen erwähnt der Verf., daß nach seinen eigenen Beobachtungen der Indigostrahl bis über den violetten hinaus der geeignetste ist, dem Schwefel-Calcium Phosphorescenz zu ertheilen. Diesem folgt eine genaue und äußerst klare Beschreibung der doppelten Strahlenbrechung der Polarisation des Lichtes, nach Malus und Brewster, in welcher Beziehung wir auf das Werk selbst verweisen müssen.

Siebentes Kapitel. Wärme. Der Verf. bespricht die verschiedenen Meinungen über die Ursache der Wärme von Aristoteles an bis auf unsere Zeit, in welcher die Emissions- und Undulationstheorie allein noch herrschend sind. Nach ersterer betrachtet man die Wärme als eine unwägbare in allen Körpern verbreitete Flüssigkeit, welche, wenn sie in Freyheit gesetzt ist, von einem Körper zum anderen übergehen kann. Ueber die Ursache der von der Sonne uns zukommenden Wärme wissen wir bis jetzt nichts Bestimmtes, denn electrische Strömungen um den Kern der Sonne anzunehmen, ist eine nicht haltbare Hypothese. Die Erwärmung nimmt bekanntlich zu, je tiefer man in die Erde dringt, was einem glühenden Zustand der Erde im Centro zugeschrieben wird. Poison theilt zwar diese Meinung nicht, aber aus vielen geologischen Thatsachen läßt sich auf ein früher im Innern der Erde bestandenes Feuer schließen. Dieß ist auch Fouriers Ansicht. Als Mitursachen der Wärme sind jedenfalls auch die mechanischen und chemischen Actionen, so wie die electrischen Entladungen zu betrachten. Die Verbreitung der Wärme durch Ausstrahlen und durch Berührung ist der Gegenstand zahlreicher Untersuchungen gewesen, welche zu wichtigen Entdeckungen geführt haben. Ebenso wie das Licht ist auch die ausstrahlende Wärme den Gesetzen der Reflexion, Refraction und Polarisation unterworfen. Die Schnelligkeit der strahlenden Wärme, welche sehr groß seyn muß, konnte bis jetzt noch nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Nach Prevost strahlt jeder Körper ohne Unterbrechung Wärme nach allen Richtungen aus und absorbirt dagegen die von anderen Körpern ausgestrahlte Wärme, bis daß eine Gleichheit der Temperatur unter den Körpern hergestellt ist.

Der Verf. behandelt hierauf die Gesetze der Erwärmung und Abkühlung, ferner die Ausdehnung der Körper, bey welcher Gelegenheit er eine sehr zweckmäßige Beschreibung der Thermometer giebt, dann die Lehre von der specifischen Wärme, von den Dämpfen und der Hygrometrie. Das Kapitel schließt mit der Auseinandersetzung der Phänomene, welche durch die Veränderung des Aggregationszustandes hervorgebracht werden.

Achtes und neuntes Kapitel. Von der Gravitation und Capillarität. Der Verf. giebt die Theorie des Pendels und beschreibt mit großer Genauigkeit die Erscheinungen der Capillarität.

Zehntes Kapitel. Akustik. Dieser Theil der Physik, welcher sich früher nur mit den Tönen und den durch das Gehör wahrnehmbaren Vibrationen beschäftigte, hat in neuerer Zeit eine große Ausdehnung erhalten, da die aus den molecularen Eigenschaften der Körper hervorgehenden Vibrationen, unabhängig von dem Gefühl, welches sie auf das Gehör hervorbringen, mit in Betrachtung gezogen wurden. Der Verf. beschreibt die von Chladni, Cagniard, Latour, Bocquillon, Savart u. a. erfundenen Instrumente zur Bestimmung der Anzahl von Schwingungen der hohen und tiefen Töne. Die Intensität des Tones wird durch die Dichtigkeit der Luft modificirt, was Humboldt zuerst durch seine vergleichende Beobachtungen der Töne bey Nacht und bey Tag bewiesen hat. Wenn tönende Wellen von einem Medium in ein anderes übergehen, so erleiden sie eine theilweise oder gänzliche Reflexion, woraus das Echo entsteht. Es finden hier dieselben Gesetze wie bey der Reflexion des Lichtes statt. Zur Erzeugung des Echo ist es nicht nothwendig, daß die reflectirende Fläche hart oder polirt sey, denn auf dem Meere, durch Wolken wird zuweilen ein Echo erzeugt, ja selbst durch eine wolkenfreye heitere Luft, wenn nämlich nicht alle Theile derselben gleichförmig erwärmt sind. Der Verf. geht nun zur Theorie der Blasinstrumente über; hieran reihen sich die Vibrationen der festen Körper, wie z. B. der Saiten, der Glocken ꝛc.

Alles bisher Gesagte, was einen großen Theil des vorliegenden ersten Bandes ausmacht, ist gewissermassen als der geschichtliche Theil der Physik zu betrachten. Es folgt nun in drey Büchern mitgetheilt 1) die Structur der Körper, 2) die Electricität, 3) die Wärme. Da es der Raum dieser Blätter uns nicht gestattet, in eine specielle Behandlung dieser drey Gegenstände einzugehen, so beschränken wir uns auf eine allgemeine Mittheilung.

Nachdem der Verf. die atomistische Zusammensetzung der unorganischen Körper abgehandelt hat, geht er zur Structur derselben über. Wir sehen die Körper in einem amorphen Zustand oder in einer polyedrischen Form, letztere entstehend durch den langsamen Uebergang eines Körpers aus dem elastisch- oder tropfbarflüssigen in den festen Zustand. Romé de l'Isle hatte zuerst damals unbekannte Krystalle mit Rücksicht auf Winkel-Messungen beschrieben. Hauy ist indeß als Gründer der Krystallographie zu betrachten, obwohl seine Principien der Stammformen nicht ganz die Allgemeinheit besitzen, welche er ihnen zuzuschreiben geneigt war. Wir übergehen die hier folgende Beschreibung der Goniometer von Aldemann, Wollaston, Mitscherlich und Babinet. Mitscherlich machte zuerst auf eine Abweichung vom Hauy'schen Gesetze aufmerksam, daß nämlich ein Körper zwey verschiedenen Krystallsystemen angehören kann (Dimorphismus).

Bey Betrachtung der Structur und Constitution der organisch vegetabilischen Stoffe macht der Verf. auf die mehr oder weniger vollkommene Symmetrie der Blätter, Blüthen ꝛc. unter sich und zum Stamme aufmerksam. Jeder dieser Theile muß aber wieder zergliedert und in seine Elemente zerlegt werden, um die specielle Symmetrie seiner Structur zu erkennen. Es folgt nun die Organisation und Structur animalischer Substanzen, wobey der Verf. das Knochengewebe, Muskeln, Nerven, Auge, Ohr, Blutkügelchen ꝛc. beschreibt.

Das zweyte Buch enthält den rein wissenschaftlichen und praktischen Theil der Electricitätslehre. Da die Electricität abwechselnd als Wärme, Licht und Affinität auftritt, so betrachtet sie der Verf. als ein Universalprincip. Es werden hier die allgemeinen und physischen Eigenschaften der dynamischen Electricität beschrieben, ferner die Electroscope, Electrometer, der Multiplicator, Galvanometer. Ein Stück Korkholz mit einem Stück Kautschouk einem starken Drucke ausgesetzt entwickelt in dem Korke positive, im Kautschouk negative Electricität, was auch mit krystallisirtem Gyps, Flußspath und Schwerspath der Fall ist, wenn man sie vermittelst einer Scheibe von Korkholz drückt. Die Entwicklung der Electricität durch chemische Reactionen, welche lange Zeit einen Gegenstand des Streites ausmachte, ist jetzt ganz außer Zweifel gesetzt. Wenn man z. B. den Kupferdraht eines Multiplicators mit seinen beyden Enden abwechselnd in Salpetersäure taucht, so nimmt man bald durch die Einwirkung auf die Magnetnadel einen electrischen Strom wahr. Bey der Reaction der Säure auf ein Metall nimmt die Säure positive und das Metall negative Electricität an. Die nämlichen Erscheinungen finden statt, wenn Säuren mit Alkalien in Berührung gebracht werden, wobey die Säure positive, das Alkali negative Electricität entwickelt. Armstrong hat in dem Strom der Dämpfe aus dem Dampfkessel eine bedeutende Entwicklung von positiver Electricität wahrgenommen, während der Kessel selbst die negative Electricität zurückbehielt. Der Wasserdampf war so stark electrisch, daß eine Leydener Flasche damit geladen werden konnte. Die Versuche Armstrong's wurden von Pattinson zum Theil bestätigt und weiter ausgedehnt. Uebrigens hat Faraday dargethan, was der Verf. nicht erwähnt, daß der Wasserdampf nur dann Electricität entwickelt, wenn er mit Wasser vermengt ist, und daß die Electricität durch das Reiben der Wasserkügelchen gegen die Wände des Cylinders erzeugt wird. Den Schluß dieser Abtheilung macht die Beschreibung der durch chemische Wirkung des Sonnenlichtes, durch Capillarität und Magnete hervorgebrachten Electricität.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Bopp, Hessische Beyträge für Rechtskunde. Th. 1. Darmstadt 1843.

Dr. A. v. Daniels, Handbuch der für die K. Preußischen Rheinprovinzen verkündigten Gesetze, Verordnungen und Regierungsbeschlüße aus der Zeit der Fremdherrschaft. Bd. 8. Schluß. Köln 1845.

Will. Wills, An essay on the rationale of circumstantial evidence. Lond. 1838.

M. Philipps, A treatise on the law of evidence. Vol. 1. 2. Lond. 1843.

Anleitung zur Führung von Untersuchungen in Streitsachen. Mit Formularien. (Von Dr. C. Pfyffer). Zürich 1843.

W. H. Puchta, Inquisitionsprozeß mit Rücksicht auf eine zeitgemäße Reform des deutschen Strafverfahrens. Erlang. 1844.

v. Kamptz, Zusammenstellung der drey Entwürfe des Preußischen Strafgesetzbuches. Berl. 1844.

J. C. Kohler, Die staatsrechtlichen Verhältnisse des mittelbar gewordenen vormals reichsständischen Adels in Deutschland. Sulz. 1844.

E. M. Arndt, Die rheinischen ritterbürtigen Autonomen. Leipz. 1844.

Dr. N. A. Westphalen, Geschichte der Hauptgrundgesetze der Hamburgischen Verfassung. Bd. 1. 2. Hamb. 1844.

Dr. W. Weick, Die öffentlichen Zustände Badens seit der Regierung des Großherzogs Leopold. Freiburg 1844.

K. Stängel, Das deutsche Postwesen in geschichtlicher und rechtlicher Beziehung von seinem Ursprunge bis auf die neueste Zeit. Stuttg. 1844.

Dr. Fr. Liebe, Der Grundadel und die neuen Verfassungen. Braunschweig 1844.

Dr. F. A. J. Thesmar, Die Staatsanwaltschaft, ihr Werth im Civil- und Criminalrechte. Bonn 1844.

L. Stempf, Das Gantverfahren und Gantrecht nach badischen Gesetzen und Verordnungen. Freib. 1844.

Dr. A. Fr. Pelt, Theologische Encyklopädie als System im Zusammenhange mit der Geschichte der theologischen Wissenschaft und ihrer einzelnen Zweige. Hamburg 1844.

Dr. K. Hase, Theologisch-akademische Lehrschriften. Bd. 1. 2. Leipz. 1844.

Dr. Fr. Jos. Schwarz, Neue Untersuchungen über das Verwandtschafts-Verhältniß der synoptischen Evangelien mit bes. Berücksichtigung der Hypothese vom schöpferischen Urevangelisten. Gekrönte Preisschrift. Tübingen 1844.

Codex Ephraemi Syri Rescriptus, sive fragmenta novi testamenti e codice graeco Parisiensi ceteber. quinti ut videtur post Christum seculi, eruit atque edidit C. Tischendorf. Leipzig 1843.

J. N. Sepp, Das Leben Christi. Th. 1. 2. Regensb. 1843.

Dr. J. B. Lange, Das Leben Jesu nach den Evangelien dargestellt. B. 1. 2. Heidelb. 1844.

B. de Reiffenberg, Légende de Barlaam et de Josaphat. Bruxelles 1842.

J. Hamberger, Die hohe Bedeutung der altjüdischen Tradition. Sulzb. 1844.

Dr. A. L. G. Krehl, Der Brief an die Römer. Leipz. 1845.

Will. Whiston, An essay on the revelation of St. John. Lond. 1744.

R. Tanchumi Hierosolymitani commentarium arabicum ad librorum Samuelis et regum locos graviores e codice unico Oxoniensi (Pocok 314) secundum Schnurreri apographum edidit Th. Haarbruecker. Lips. 1844.

Dr. H. Owen, The modes of quotation used by the evangelical writers explained and vindicated. Lond. 1789.

Aug. Petersen, Die Idee der christlichen Kirche. Zur wissenschaftlichen Beantwortung der Lebensfrage unserer Zeit. Bd. 1. 2. Leipz. 1842.

Joh. J. Cramer, Theologia Israelis. Francof. 1705.

N. Clark, A complet body of divinity, consonant to the doctrine of the church of England. Vol. 1. 2. Lond. 1718.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juny.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Traité de Physique considerée dans ses rapports avec la Chimie et les sciences naturelles, par M. Becquerel.

(Schluß.)

Im dritten und letzten Buche dieses ersten Bandes nimmt der Verf. die Lehre von der Wärme in ihren speciellen Theilen vor und betrachtet 1) ihre Entwicklung durch mechanische Operationen, 2) beym Durchgang der Electricität durch die Körper, 3) bey der chemischen Thätigkeit, 4) in der Action der einfachen Massentheile. Die Entwicklung der Wärme durch mechanische Kraft findet beym Druck, Stoß und durch Reiben statt. Feste und liquide Körper entwickeln durch den Druck nur wenig Wärme; diese Entwicklung ist aber um so größer bey den Gasarten, wozu das pneumatische Feuerzeug einen Beleg giebt. Die Menge der durch das Reiben entwickelten Wärme ist dagegen bisweilen so beträchtlich, daß brennbare Körper dadurch entzündet werden können; beym Reiben von zwey Stücken Eis unter dem Gefrierpunkt entwickelt sich so viel Wärme, daß das Schmelzen des Eises dadurch bewirkt wird. Ebenso wie durch Wärme Electricität erzeugt wird, wie z. B. in einigen krystallisirten Mineralien, so entsteht umgekehrt beym Durchgang der Electricität durch die Körper eine Wärmeentwicklung, wobey sich ein dem Phosphor ähnlicher Geruch verbreitet. Hierher gehört das Schmelzen der Metalldrähte und die Erwärmung der Luft beym Durchschlagen des electrischen Funkens.

Die Entwicklung der Wärme durch chemische Action ist eine durch viele Versuche außer Zweifel gesetzte Thatsache. Der Verf. giebt an, daß die Menge der Wärme, welche frey wird, wenn sich Säuren mit Basen verbinden, nur von der Basis, aber nicht von der Säure herrührt, denn man hat wahrgenommen, daß die nämliche Basis, wenn sie sich mit einem Aequivalent verschiedener Säuren verbindet, immer die nämliche Quantität Wärme entwickelt, während verschiedene Basen, wenn sie sich mit der nämlichen Säure verbinden, verschiedene Mengen von Wärme entwickeln. Es entsteht nicht die geringste Temperaturveränderung, wenn ein neutrales Salz in ein saures umgewandelt wird, d. h. wenn sich ein neutrales Salz noch mit einem oder mehreren Aequivalenten der nämlichen im Salze schon enthaltenen Säure verbindet. Dagegen ist der Uebergang eines neutralen Salzes in ein basisches stets von Wärmeentwicklung begleitet.

Der Verf. schließt den ersten Band mit den interessanten Entdeckungen Pouillet's über die Wärmeentwicklung bey Benetzung fester Körper. Um die dabey freywerdende Wärme wahrzunehmen, welche nach der Natur der Substanz sich von $\frac{1}{5}$ bis 10 Graden des Cent.-Thermometers erheben kann, ist es nothwendig, daß die zu benetzenden Körper ganz trocken und in gepulvertem Zustande sich befinden. Die Flüssigkeiten, welche Pouillet zur Benetzung anwendete, waren destillirtes Wasser, Oel, Weingeist und Essigäther. Bey Benetzung unorganischer gepulverter Körper als Glas, Eisen, Kupfer, Wismuth, Spiesglanz, Metalloxyde, Erden ꝛc. erhebt sich das Thermometer kaum um einen halben Grad, nur bey Benetzung des Thons steigt die Tempera-

tur um 1 Grad. Die organischen Substanzen hingegen bringen bey der Absorption der Flüssigkeiten einen viel höheren Grad von Wärme hervor. Wenn ein sehr trockenes in Stücke zerschnittenes organisches Gewebe z. B. Wolle, Seide, Schwamm, Haare, Häute ꝛc. ins Wasser getaucht werden, so steigt das Thermometer sehr bemerkbar, bey Haaren um 2° und bey Wolle um 3°. Durch Benetzen des gut getrockneten Süßholzpulvers und der trocknen Stärke entwickelt sich eine solche Menge Wärme, daß das Thermometer um 10° steigt.

Der zweyte und letzte Band (1844) dieses Werkes beginnt mit der Fortsetzung des im vorigen Bande abgebrochenen dritten Buches. Der Verf. geht hier sehr in die Einzelnheiten der im ersten Bande schon berührten allgemeinen Eigenschaften des Wärmestoffes ein. Die specifische Wärme der festen, flüssigen und gasartigen Körper wird mit großer Genauigkeit angegeben. Von Interesse sind hier die zum Theil ganz neuen Mittheilungen des Verf. über die Unterschiede der Temperatur des arteriellen und venösen Blutes, über die Temperatur der Insecten mit Rücksicht auf Respiration und Blutcirculation, über die Temperatur der kaltblütigen Thiere und die Ursachen der thierischen Wärme.

Im vierten Buche werden die verschiedenen Arten des Lichtes, nämlich das der Sonne, der Flammen ꝛc. und die Intensität desselben abgehandelt. Fraunhofer, welcher das Spectrum des electrischen Lichtes untersuchte, fand es sehr verschieden von dem der Sonne. Im electrischen Spectrum sind sehr helle Linien wahrzunehmen, von besonderer Helligkeit und glänzend im grünen Farbenbilde.

Der Phosphorescenz wendet der Verf. besondere Aufmerksamkeit zu, und betrachtet dieselbe in ihrer Entstehung beym Spalten, Reiben und Stoßen der Mineralien; ferner ihr Hervortreten bey der Krystallisation und beym Erwärmen, so wie das Phosphoresciren einiger Insekten und des Meeres.

Im fünften Buche behandelt der Verf. außer anderen Gegenständen die Endosmose und Exosmose, eine Erscheinung, welche zu vielen und gründlichen Untersuchungen in der neueren Zeit Veranlassung gegeben hat. Zur theoretischen Erklärung dieser Erscheinung hatte man früher stets die Capillarität gebraucht. Nach Dutrochet's Versuchen kann das Ueberströmen nur mit heterogenen Flüssigkeiten statt finden. Poisson und Magnus schreiben das Uebertreten der sauren und alkalischen Flüssigkeiten durch poröse Wände nicht allein der Capillarität sondern hauptsächlich der Affinität zu. Nach der Ansicht von Dutrochet hat außerdem die electrische Strömung an der Erscheinung der Endosmose und Exosmose großen Antheil. Das Aufsteigen der Säfte in den Pflanzen steht ebenfalls mit der Endosmose in Zusammenhang; Dutrochet ist der Meynung, daß das im Boden enthaltene Wasser vermittelst der Endosmose in die mit einer dichteren Flüssigkeit gefüllten Zellen geleitet wird, wodurch die letztere in dem Stamme in die Höhe getrieben wird.

Hierauf behandelt der Verf. die Electrochemie und gibt die Beschreibung der dahin gehörenden Apparate und deren Anwendung. Nach der Mittheilung der von Faraday vorgeschlagenen electrochemischen Nomenclatur folgt die Beschreibung der electrochemischen Eigenschaften der einfachen und zusammengesetzten Körper. Die nicht metallischen Körper werden als einfache und zusammengesetzte Metalloide betrachtet. Als zusammengesetzte Metalloide werden bezeichnet der Kohlenwasserstoff, die Verbindungen des Wasserstoffs mit Phosphor und Schwefel, der Kohle mit Stickstoff ꝛc. Nach den Säuren, welche zum Theil sehr kurz aber mit großer Deutlichkeit abgehandelt werden, geht der Verf. zu den Metallen und deren Verbindungen über. Er theilt sie in drey Klassen ein. Die erste Klasse umfaßt die electropositiven, deren Oxyde die Alkalien und Erden bilden, als Kalium, Natrium, Baryum, Strontium, Calcium ꝛc. Die zweyte Klasse enthält die electronegativen Metalle, welche mit Sauerstoff vorzugsweise Säuren bilden, als Tellur, Arsen, Chrom, Vanadium, Antimon, Titan ꝛc. Die dritte Klasse endlich bilden diejenigen electropositiven Metalle, welche vorzüglich die Stelle des electropositiven Elements in den Salzen spielen, als Platin, Gold, Silber, Queckfilber, Kupfer, Bley ꝛc.

Nachdem die Metalle in ihrem reducirten Zustande beschrieben sind, werden ihre Verbindungen mit Sauerstoff, Schwefel und Chlor näher untersucht. Der Verf. erwähnt von den Oxyden, Sul-

siden und Chloriden nur die wichtigsten und fast immer nur hinsichtlich ihres electrochemischen Verhaltens.

Ein Kapitel ist den Einwirkungen des electrischen Stromes auf organische Substanzen gewidmet. Vermittelst eines energischen electrischen Stromes werden Blätter zersetzt, wie dieß Davy durch seine Versuche an einem Lorbeerblatt bewiesen hat. In einer Opium-Auflösung wird das Morphium am negativen Pol, die Meconsäure aber am positiven Pole abgeschieden. Aus dieser Darstellung des Morphium's ohne Alkali und Säure geht hervor, daß dieser Körper schon völlig gebildet im Opium vorkömmt. Im absoluten Alkohol (Aetherhydrat) wird durch Electricität das Wasser desselben zersetzt und der dadurch frey gewordene Aether wird nun durch seinen eigenthümlichen Geruch bemerkbar.

Der Verf. schließt diesen zweyten und letzten Band seines Werkes mit der Anwendung der Electricität in der Therapie und Pathologie. Die Anwendung der Electricität als Heilmittel hat im Allgemeinen den Hoffnungen der Aerzte nicht entsprochen, obgleich die Resultate in einigen Fällen, dem Scheine nach, günstig waren. Es ist indessen doch wahrscheinlich, daß das electrische Fluidum, sey es nun als physische oder chemische Kraft unter gewissen Umständen einen heilsamen Einfluß ausübt. Vermittelst der Electricität kann man in das Innere des Körpers ein chemisches Agens leiten, welches im kranken Organe Wirkungen hervorzubringen im Stande ist. Als Beleg dafür erwähnen wir des von Dr. Palaprat angestellten Versuches. Nachdem derselbe die beyden Arme einer Frau so viel als möglich getrocknet hatte, legte er auf den einen Arm eine mit Jodkalium benetzte Compresse, welche er mit Platinblech bedeckte und dieses mit dem negativen Pole einer aus 30 Scheiben bestehenden Säule in Communication setzte; auf den anderen Arm legte er eine mit Stärkeauflösung benetzte Compresse und bedeckte sie ebenfalls mit Platinblech, welches er mit dem positiven Pole der Säule in Verbindung brachte. Nach kurzer Zeit färbte sich die Stärke blau, ein Beweis, daß das Jod von einem Pol zum andern durch den Körper hindurch gedrungen war. Es ist augenscheinlich, daß man durch die Behandlung in dieser Art zu günstigen Resultaten gelangen kann. Bey Paralysien hat man die Electricität zwar schon oft aber ohne großen Erfolg angewendet. Günstiger waren die von Magendie bey Augenkrankheiten angestellten Versuche.

Bey mehreren neu bearbeiteten in diesem Werke vorkommenden Gegenständen der Physik haben wir mit Bedauern bemerkt, daß der Verf., so sorgfältig er die in Frankreich und England veröffentlichten Abhandlungen benützte, die Arbeiten deutscher Physiker doch nicht selten ignorirt hat. Dieß ist wohl der bekannten Vernachlässigung unserer Literatur in Frankreich zuzuschreiben. Das vorliegende Werk, ein Resultat des angestrengtesten Fleißes, gibt übrigens unverkennbares Zeugniß von dem großen Talente des Verfs., dessen Bemühungen, die Physik in allen ihren Berührungspunkten zur Chemie und den übrigen Naturwissenschaften darzustellen, besonders dankenswerth sind.

A. Vogel sen.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Chr. Socin, Das Abendmahl nebst verwandten Lehren nach Schriftgrundzügen ausgeführt für jede Konfession. Basel 1842.

Libri symbolici ecclesiae orientalis collegit etc. Er. J. Kimmel. Jena 1843.

Sentencia de la real mesa censoria contra la pastoral manuscrita con fecha de 8. de Nov. que el Obispo de Coimbra Don Miguel de la Anunciacion esparcio clandestinamente entre los Parrocos de su Diocesis. Madr. 1769.

Dr. N. Möller, Johannes Scotus Erigena und seine Irrthümer. Mainz 1844.

Dr. H. E. F. Guerike, Die rechte Union. Leipzig 1844.

Berkeley, Alciphron: or the minute philosopher. Lond. 1767.

W. Weston, An enquiry into the rejection of the christian miracles by the heathens. Cambridge 1746.

Die Religion der Zukunft. Bonn 1844.

Organon des Christenthums in seinem dreyfachen Verhalten zur Philosophie, Dogmatik und Kirche. Stuttg. 1845.

M. Libri, Lettres sur le clergé et sur la liberté d'enseignement. Par. 1844.

K. Rosenkranz, Kritik der Principien der Straußischen Glaubenslehre. Leipz. 1845.

Ed. Kellet, Miscellanies of divinitie, divided into three books. Cambridge 1633.

Fr. Gerlach, Die römisch-katholische Kirche in ihrer Annäherung an die evangelische Kirche. Breslau 1844.

Dr. A. Ebrard, Die Idee der Gottmenschlichkeit des Christenthums. Zürich 1844.

Uebersichtliche Darstellung der wichtigsten Bekehrungen zur katholischen Kirche, welche unter den Protestanten und andern Religionsangehörigen seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts stattgefunden haben. Th. 1. 2. Schaffhausen 1844.

Dr. J. B. Baltzer, Theologische Briefe. 2. Serie. Breslau 1845.

Dr. Fr. Kunstmann, Die lateinischen Pönitentialbücher der Angelsachsen. Mainz 1844.

R. Price, A review of the principal questions and difficulties in Morals. Lond. 1769.

J. v. Hammer-Purgstall, Zeitwarte des Gebets in sieben Tagszeiten. Arab. und deutsch. Wien 1844.

A. Horneck, The crucified Jesus. Lond. 1719.

P. Schelling, Die zehn Gebote in ältester Gestalt. Berl. 1844.

T. Dwight, Theology explained and defended in a series of sermons. Vol. I—VI. Lond. 1836.

Dr. Frz. Ant. Staudenmaier, Der Geist des Christenthums. Th. 1. 2. Mainz 1838.

Fr. X. Steck, Die Liturgie der katholischen Armenier. Tübing. 1845.

Evangelia Slavice quibus olim in Regum Francorum oleo sacro inungendorum solemnibus uti solebat ecclesia Remensis vulgo texte du Sacre ad exemplaris similitudinem descripsit et edidit Silvestre. Livr. 1. 2. Lut. Paris. 1843.

J. H. A. Ebrard, Versuch einer Liturgik vom Standpunkte der reformirten Kirche. Frankf. 1844.

Gabr. Avedichian, Traité de Liturgie Armenienne, traduit en français par J. B. E. Pascal. Petit-Montrouge 1844.

Henr. J. Todd, Observations upon the metrical version of the psalms, made by Sternhold, Hopkins and others. Lond. 1822.

J. B. E. Pascal, Origines et raison de la liturgie catholique en forme de dictionnaire. Petit-Montrouge 1844.

Dr. Th. Kliefoth, Theorie des Kultus der evangelischen Kirche. Parchim 1844.

J. Dan. Rupp, An original history of the religious denominations at present existing in the united states: containing authentic accounts of their rise, progress, statistics and doctrines, written expressly for the work by eminent theological Professors. Philadelphia 1844.

Dr. A. J. Binterim, Suffraganei Colonienses extraordinarii sive de sacrae coloniensis ecclesiae proepiscopis vulgo: Weihbischöfen, syntagma historicum. Moguntiae 1843.

Rob. Baird, Religion in the united states of America. Lond. 1844.

R. P. Dupuy, Récolet, L'estat de l'église du Perigord depuis le christianisme. Annoté par M. l'abbé Audierne, et produit d'après l'édition primitive par le procédé litho-typographique. T. 1. 2. Perigueux 1843.

J. B. S. Carwithen, A view of the brahminical religion Lond. 1840.

Emil. de Bonnechose, Les reformateurs avant la réforme XV. siècle Jean Hus et le concile de Constance. Vol. 1. 2. Par. 1845.

J. Williams, The ecclesiastical antiquities of the Cymry, or the ancient british church, its history, doctrine and rites. Lond. 1844.

Geographisch-historische Kirchenstatistik der katholischen Schweiz. Heft. 1. Schaffhaus. 1844.

R. P. de Ravignan, De l'éxistence et de l'institut des Jésuites. Par. 1844.

J. J. Weitbrecht, Die protestantischen Missionen in Indien mit bes. Rücksicht auf Bengalen. Heidelb. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juny.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Stuttgart und Tübingen 1845.

Göthes scherzhaftem Ausspruche (in den Aphorismen über Naturwissenschaft), daß uns Deutschen die besondre Kunst verliehen sey, die Wissenschaften unzugänglich zu machen, lassen sich wohl nur wenige so glänzende Ausnahmen entgegensetzen, als die ist, welche Al. v. Humboldt in seinem literarischen Wirken uns darbietet. Ein deutscher Schriftsteller, dessen Werke großentheils, gleich seit ihrem ersten Erscheinen ein Gemeingut der gebildetsten Nationen von Europa geworden sind, bey Lesern von den verschiedensten Ständen und geistigen Richtungen die lebendigste Theilnahme gefunden und einen höchst bedeutungsvollen Einfluß geübt haben auf die Gestaltung der gesammten neueren Naturforschung! In geradem Widerspruch mit dem scherzhaften Vorwurf unsres großen Dichters liegt eben darin der ganz eigenthümliche Reiz und Vorzug der Schriften Alexander von Humboldts, daß ihnen die Gabe inwohnet, die Wissenschaft auch auf ihren steilsten Höhen und in ihren weitesten Umkreisen zugänglich zu machen für jeden Leser von empfänglichem Gemüth.

Einigen Seelen ist jene weltbürgerliche Richtung des Antriebes zum Wissen, welche überall, in allen Reichen des Erkennbaren ihr Wanderzelt aufzuschlagen und sich zu befreunden strebt, von ihrer Geburt an eingepflanzt; der innre Antrieb zum Forschen zieht sie hinab in die Tiefen, treibt sie hinan auf die Höhen, führt sie über Meer und Länder; dort wie da gehet ihr Streben darauf hin: „den Geist der Natur zu ergreifen, der unter der Decke der Erscheinungen verborgen liegt; — die Einheit in der Vielheit zu erleben“ (Kosmos C. 3.). Ein solcher weltbürgerlicher Beruf für das Gebiet des gesammten sinnlich Erkennbaren war in Alexander von Humboldt gelegt. Sein lebenskräftiger Geist umspann von frühester Jugend an mit den Fäden der innren Anschauungen die Höhen und die Tiefen der irdischen Sichtbarkeit, knüpfte das schon gesichertere Erkennen des einen Weltgebietes an das noch ungesicherte eines andren an. Als er, nach vollendeten Universitätsstudien, an der Hand unsres unvergeßlichen Werner in Freiberg die Tiefe der Erzgruben durchforschte, da brachte er in seiner **Flora Fribergensis subterranea** ein neues Licht aus der Erkenntniß der oberirdischen Natur in das Dunkel der Höhlen und Schächte hinab und was ihm hier über das Gefüge der Erdveste klar geworden, das diente ihm bald nachher auf den Höhen der südamerikanischen Gebirge als Grundlage für das weitere Forschen; als er in Begleitung des schon gereifteren Weltbürgers, Georg Forster die Länder am Niederrhein durchreiste, da ward ihm das Bild des Verkehres der Völker, des ergänzenden Verhältnisses der Gaben und Kräfte der verschiedenen Länder, das ihm Büsch in der Handelsschule zu Hamburg gegeben, zu einer wirklichen, lebendigen Anschauung. Die Bestimmung seines Lebens war ihm jetzt deutlich geworden; vergeblich suchte ihn das deutsche Vaterland durch das ehrenvolle Amt eines Oberbergmeisters in Baireuth zu halten; ein andres, größeres Vaterland, dessen Gränzen so weit reichen als Sonne und Mond die

Erde beſcheinen, hatte ſtärkere Anſprüche an ihn, er mußte dem Rufe folgen: nicht bloß in einem kleinen deutſchen Bergrevier, ſondern in ganzen Welttheilen der Erde ein Meiſter der Kunde der Berge, Länder und Meere, ein Rechnungsführer über die Gaben der verſchiedenen Klimate und ihrer Verwendung im großen Haushalt der Natur zu werden.

Was A. v. Humboldt als Reiſender, als Beſchreiber der Natur, als Schriftſteller und durch mündliche Belehrung gewirkt und gethan hat, das bedarf, als uns Allen bekannt, keiner weitren Erwähnung. Der kühne Seemann Capitän Beechey konnte ſich rühmen, in Zeit von drey Jahren Strecken der Erdoberfläche durchreist zu haben, welche zuſammen 18200 geographiſche Meilen ausmachten; ein Raum, welcher den dritten Theil des Abſtandes der Mondbahn von der Erde weit übertrifft. Aber dieſe Reiſen waren, in einer minder beſchwerenden Weiſe zu Waſſer, mitten im bequemen, wohl verſorgten Wohnhauſe eines Schiffes gemacht worden, während Al. v. Humboldt noch als 60jähriger Mann auf der Reiſe durch Sibirien, die er in Begleitung von Ehrenberg und G. Roſe (1829) machte, binnen Jahresfriſt einen Raum von 2142 Meilen unter allen jenen Beſchwerden zurücklegte, welchen der Wandrer in den unwegſamen, meiſt unbewohnten Gebirgsgegenden und Steppen eines ſolchen Landes ausgeſetzt iſt.

Wir wenden uns nun zu der dießmaligen Aufgabe einer kurzen Inhaltsanzeige des in ſeinem erſten Theile hier vor uns liegenden Werkes.

Ein unternehmender Seemann und Schiffsbeſitzer in Hamburg hat vor einiger Zeit eine öffentliche Einladung zur Theilnahme an einer Reiſe um die Erde an alle mit den nöthigen äußren Mitteln verſehene Schauluſtige ergehen laſſen, denen er, in vielleicht nicht viel mehr denn Jahresfriſt, alle die geprieſenſten Herrlichkeiten der Küſtenländer und Inſeln der verſchiedenen Erdtheile zu zeigen verſpricht. Was dort den äußren Sinnen, anlockend genug, geboten wird, das gewährt v. Humboldts Kosmos in geiſtiger Weiſe. Der Verfaſſer nimmt uns mit ſich auf eine Bahn des Forſchens, welche durch alle Gebiete der Sichtbarkeit ihren rieſenhaften Lauf vollführt und er, als ein erfahrner Kenner des Weges, weiß unſren Geiſt überall da feſtzuhalten und vor ſolche Momente der innren Anſchauungen hinzuſtellen, wo das Wiſſenswürdigſte zu finden, das großartig Erhabenſte für das Gemüth zu empfangen und die reichſten Fundgruben jener Erkenntnißkeime anzutreffen ſind, welche der tiefer ſinnende Verſtand ſo gern weiter und höher zu entwickeln ſtrebt.

Das Wort Kosmos, wie Mundus in ſeiner Ableitung von der Sanskritwurzel mand, läßt uns in ſeiner urſprünglichen Bedeutung die Weltordnung der Sichtbarkeit als das Urbild alles Schmuckes, aller Herrlichkeit, alles Glanzes betrachten und im Sanskrit hat das Wort loka (von lok, leuchten und ſehen) die zweyfache Bedeutung von Welt und von Licht. Eine Betrachtung der Sinnenwelt muß deßhalb ihren Ausgang von den Quellen des Lichtes und alles Sichtbarwerdens, von der Sternenwelt nehmen. Der erſte Punkt der Anſchauung, bey welchem uns der Verfaſſer des Kosmos feſthält, ſind die neuerdings von John Herſchel in einer genaueren, teleſkopiſchen Weiſe durchforſchten Magellhaniſchen Lichtnebelwolken, die ſich in der Nähe des ſternleeren Südpoles der Himmelskugel finden. Die ganze auf Erden ſichtbare Sternenwelt hat keinen zweyten Gegenſtand von ſolch außerordentlicher Beſchaffenheit aufzuweiſen. Für was ſollen wir jene Lichtgebilde halten, deren Geſtalt der genannte Beobachter „eine ſehr auffallende und unbegreifliche“ (räthſelhafte) nennt. Sie heben ſich auf dem glänzenden Hintergrund eines geſtaltloſen Lichtnebels, eines Chaos des Sternenſtoffes hervor, welchen J. Herſchel als Sternengeſtäube (star - dust) bezeichnet, ſtehen zwiſchen ſolchen kugelförmigen oder unregelmäßig geſtalteten Sternhaufen und Nebelſternen, welche zu den ſchon bekannten, öfter vorkommenden Formen der Aſtralwelten gehören. Und jener, über unermeßbar große Räume ausgebreitete feuerflüßige Lichtäther, wie unterſcheidet er ſich von dem nicht leuchtenden, unbeſchreiblich zarten, dennoch aber nicht körperloſen Weſen, das den Himmelsraum ausfüllt, in welchem die Sonne mit ihren Planeten, und nach Keppelers Ausdruck, unzählbar wie die Fiſche im Meere, die Schaaren der Cometen ſich bewegen? Denn eben an den Verzögerungen des Laufes dieſer ſeltſamen „Fiſche“ im Ozean des Weltalls, an ihren

zuweilen wie von einem Sturmwind seitwärts und rückwärts hinweggetriebenen Strahlenbüscheln, hat man seit der Beobachtung mit unsren vollkommneren Instrumenten, in neuester Zeit das Daseyn eines ätherisch leiblichen Stoffes in dem früher für leer gehaltenen Weltraum anf eine unwidersprechbare Weise dargethan.

Ein zweyter, von dem erstgenannten nicht weit abgelegener Punkt des Aufmerkens, vor welchen der Verfasser des Kosmos seine Leser hinstellt, ist eine Lichterscheinung des Himmels, die sich den Reisenden in den Tropenländern fast in jeder Nacht zu bewundern giebt: das Zodiakallicht. Die neue Ansicht, daß dieses nicht ein äußerster Theil der Sonnenatmosphäre, sondern ein um diesen Centralkörper rotirender Ring von geringer Dicke, dabey aber von großer Breite, bestehend aus einem ätherisch leuchtenden, feuerflüßigen Wesen sey, hat einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich. Die Stelle dieses ätherischen Lichtringes, der in der Ebene des Sonnenäquators liegend dem Auge der Erdbewohner in pyramidaler Form erscheint, fällt zwischen die Bahnen der Venus und des Mars, über die Erdbahn hinaus, die er gleich einer goldnen Umzäunung umfasset. Von dem Einfluß dieser solarisch leuchtenden, ätherischen Ringmauer, auf die sich die Bewohner unsres Planeten fast etwas zu gute thun könnten, auf die Naturverhältnisse der Erde und ihrer Atmosphäre ist noch nichts Sichres bekannt. Nicht unmöglich erscheint es jedoch, daß der Kreislauf jener Aethermasse um die Sonne, in der Nähe der Erdbahn, mit dem Kreislauf andrer sonderbarer körperlicher Wesen, um denselben allgewaltigen Centralkörper unsres Planetensystemes in einiger Beziehung stehe. Wie man nach Keppler die Cometen im großen Meere des Aethers mit den Fischen vergleicht, so kann man die sogenannten Sternschnuppen und Meteorsteine des nächtlichen Himmels wie ein ähnliches Gewimmel mitten im Ozean des Himmelsraumes betrachten, als in unsren Meeren die kleinen, öfters kaum mit bloßem Auge erkennbaren Lebendigen aus der Ordnung der Strahlenthiere dieß sind.

Still stehen kann nirgends etwas in der Welt der leiblich gewordenen Dinge; befände sich im Weltraume des Planetensystemes, in einem Abstande von mehreren Millionen Meilen ein vereinzelter Körper, von der Natur und Größe eines unsrer Feldsteine, er würde alsbald jenem polarisirenden Einfluße unterliegen, den die Sonne auf alle Körper von planetarischer Natur ausübt, und welcher denselben einen Umlauf in den elliptischen Bahnen und die Umdrehung um die eigne Axe, so wie den Cometenschweifen, nach Bessels Beobachtung, ein rotirend wirbelndes Bewegen mittheilt.

Man darf, in Folge der neueren Forschungen, auch die eben genannten Meteore, diese Staubgebilde im Vergleich zu den mächtigen Körpern der Planeten und Monde, als die Theilchen, gleichsam als einzelne Tropfen der Ströme von Weltenmasse betrachten, welche ebenso wie die Erde und andre Weltkörper ihres Systemes, in dem Flußbette ihrer Bahnen, den Umlauf um die Sonne machen. Auf dem jährlichen Wege seiner Bahn muß unser Planet mehrere Male durch diese kleineren oder größeren Flüsse der Weltenstaubmasse hindurchsetzen oder wenigstens, an ihrem Rande vorübergehend, in sie eintauchen, und bey dieser Gelegenheit benetzt allerdings mancher Tropfen seinen Fuß, manches der Staubkörner fällt auf die ungeheuren Räume seiner Meere, oder auf seine Festländer herab. Es vergeht freylich keine einzige heitre Nacht, in welcher man nicht einzelne sogenannte Sternschnuppen oder fallende Sterne (im Mittel 8 für jede Stunde, von einem bestimmten Standpunkte aus) beobachtete, denn so wie kein Theil des Meeres gefunden wird, da nicht wenigstens vereinzelte kleine Scheibenquallen oder verwandtes Gewürme sich antreffen ließe, so kann auch das große Weltenschiff, auf dessen Verdeck wir sitzen, kaum einen Punkt seines Ozeans durchschneiden, an welchem nicht einzelne, dem Wirbel des allgemeinen Bewegens folgende Weltenstäubchen bis zum Sichtbarwerden an seiner Nähe vorüberzögen, oder selbst an seine Planken anschlügen.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

J. K. Seidemann, Karl von Miltitz. Eine chronologische Untersuchung zur besseren Verständigung der Quellen. Dresden 1844.

Dr. Ed. Scherer, De l'état actuel de l'église réformée en France. Par. 1844.

C. W. Isenberg, Abessinien und die evangelische Mission. Erlebnisse in Aegypten, auf und an dem rothen Meere, dem Meerbusen von Aden und bes. in Abessinien. Bd. 1. 2. Bonn 1844.

Marc Wilks, Précis de l'histoire de l'église d'Ecosse suivi de détails sur la formation de l'église libre et sa séparation de l'état en 1843. Paris 1844.

J. K. Seidemann, Urkunden und Erläuterungen zur Reformationsgeschichte durch bisher unbekannte Urkunden. Dresden 1844.

B. W. Mathias, An inquiry into the doctrines of the reformation of the united church of England and Ireland. P. 1. 2. Dublin 1814.

J. Morison, The Protestant Reformation in all countries, including sketches of the state and prospects of the reformed churches. London 1843.

F. Z. Collombet, Histoire de Saint Jérome, pére de l'église au IX siècle, sa vie, ses écrits et ses doctrines. T. 1. 2. Par. 1844.

M. Letronne, Examen critique de la découverte du prétendu coeur de Saint Louis, faite ã la Saint-Chapelle le 15. Mai 1843. Par. 1844.

Roisselet de Sauclières, Histoire chronologique et dogmatique des Conciles de la chrétienté, depuis le concile de Jérusalem, tenu par les apôtres l'an 50 jusqu' au dernier concile tenu de nos jours. T. I. Par. 1844.

Dr. H. Reuterdahl, Statuta synodalia veteris ecclesiae Sveogothicae. Lundae 1841.

H. Wasserschleben, Beyträge zur Geschichte der falschen Dekretalen. Breslau 1844.

Th. Will. Marshall, Notes on the Episcopal Polity of the holy catholic church. Lond. 1844.

Barth. Haureau, Histoire littéraire du Maine. Vol. I. Par. 1843.

Dr. G. T. A. Krüger, Andeutungen zur Parallelgrammatik, besonders der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache. Braunschweig 1843.

Dr. M. Brancaccinis, De jure doctoratus libri IV. Romae 1689.

N. C. L. Abrahams, Description des manuscrits français du moyen âge de la bibliothèque roy. de Copenhague, précédée d'une notice historique sur cette bibliothèque. Copenhague 1844.

de Bonald, Oeuvres complètes. Vol. 1—16. Par. 1840—43.

Fénélon, Oeuvres. Edition dirigée par les directeurs au Seminaire de S. Sulpice. Vol. 1—4. Par. 1843.

Oeuvres de Barnave, mises en ordre et précédées d'une notice historique sur Barnave par M. Bérenger (de la Drôme) pair de France. Vol. 1—4. Par. 1844.

Giov. Galvani, Lezioni accademiche. T. 1. 2. Modena 1840.

Pathologiae sermonis graeci prolegomena scripsit Chr. Aug. Lobeck. Lips. 1843.

Fr. Boettcher, Collectanea hebraica. Dresd. 1844.

Kurroglou, Specimens of the popular poetry of Persia. Translat. by Al. Chodzko. London 1842.

Inayah, a commentary on the Hidayah: a work on Mohummudan law. Edited by Moonshee Ramdhun Sen. Vol. II. Calcutta 1831. 4.

Ramayana, poema indiano di Valmici, per Gasp. Gorresio. T. 1. 2. Par. 1844.

O. Fr. Tullberg, Gregorii Bar hebraei in Psalmos Scholiorum specimen etc. Stocholm 1842.

Histoire d'Aroudj et de Khair-Ed-Din; fondateurs de la régence d'Alger, chronique arabe du XIV siècle, publiée sur un manuscrit de la bibliothèque royale par A. Rang et Fr. Denis. Vol. 1. 2. Par. 1837.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juny.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt.

(Fortsetzung.)

Dennoch bemerkt man, daß jenes leuchtende Gewimmel zu gewissen Zeiten des Jahres in ganz besonders auffallender Menge, in Strömen von meist paralleler Richtung zurückkehrt. Gleich den Heuschreckenschwärmen unzählbar an Summe der Einzelnen, nach dem Ausdruck arabischer Schriftsteller, oder wie Schneeflocken, nach dem Vergleich, den die Beobachter nördlicherer Gegenden brauchten, zusammengedrängt, sahe man die Sternschnuppen, namentlich in der einen Hauptperiode ihrer Strömung, die in unsren Tagen um die Zeit des 12. oder 13. Novembers fällt, nach einer gemeinsamen Richtung hin durch den Himmel ziehen. Wenn der um die Sonne bahnende Strom dieser Meteormassen in seinem Verlaufe jenen Ellipsen vergleichbar wäre, in denen die andren Weltkörper unsres Systemes um die Sonne sich bewegen, dann würde die Zeit, in welcher der entgegengesetzte Durchschnittspunkt in die Nähe der Erdbahn träfe, auf die für die Witterung kritischen Tage des 12. und 13. Mai (Pancratius und Servatius) treffen. Augenfällig, fast in demselben Maaße als der vorhin erwähnte Hauptstrom der Meteore des Weltenraumes, sind auch die schaarenweisen Züge der Sternschnuppen in den Tagen vom 9. bis 14. August, zuweilen auch vom 22. bis 25. April, vom 17. bis 26. Juli, und außer dem schon erwähnten Novemberstrom noch ein andrer seltenerer, gegen Ende des gleichen Monates und einer vom 6. bis 12. December beobachtet worden.

Das, was aus jenen vorüberziehenden Schwärmen zuweilen durch die planetarische Anziehung in seinem Laufe gehemmt an unsrer Erde strandet, kann entweder bloß aus dem von Arago erwähnten höhenrauchartigen, eisen- und nickelhaltigen Meteorstaube, oder auch aus compacteren Massen bestehen, die als Meteorsteine aus manchen Feuerkugeln zur Erde fallen. Sie hatten in ihrer oft Tausende von Fußen betragenden Hülle, die gleich einer Wolke oder einem Feuerballe meist mit donnerndem Getöse der Erdoberfläche sich nahete, nur einen verhältnißmäßig sehr kleinen Kern gebildet, denn die größesten, in neuerer Zeit mit Sicherheit gekannten Aerolithen messen in ihrer längsten Ausdehnung kaum über 7 Fuß. Oefters besteht der niederfallende feste Stoff auch nur aus vielen vereinzelten, trümmerartigen Stücken. Ueberhaupt tragen fast alle Meteorsteine den Charakter eines Fragmentes an sich, sehr oft haben sie eine prismatische oder verschobene Pyramidenform, mit breiten, etwas gebogenen Flächen und abgerundeten Kanten — den Ausdruck einer ihre Gestaltung und kosmische Wirksamkeit bedingenden Polarisation. Ob diese Gestaltung erst da aus dem Element des Meteorstaubes beginne, wo die chemisch electrischen Erscheinungen im Inneren der Feueuerkugel uns wahrnehmbar werden: in der Region unsrer Atmosphäre, wo das zur Entzündung nöthige Sauerstoffgas sich findet oder ob nicht vielmehr der kleine planetarische Kern schon längst in einer jenseitigen Region gebildet war, dieß kann zwar als noch unentschieden betrachtet werden, doch ist das gewiß, daß das flammende Licht jener Meteore nicht von dem Sauerstoffgas unsrer Atmosphäre abhängig seyn könne, denn es wird in Entfernungen von unsrer

Erde bemerkt, in denen unser Luftkreis als nicht mehr vorhanden betrachtet werden muß. Deßhalb gewinnt schon hierdurch Poissons Annahme von einem electrischen Wirkungskreise — von einer gleichsam electrischen Atmosphäre — des Planeten, weit um die gewöhnliche Atmosphäre her und jenseits derselben verbreitet, einige Wahrscheinlichkeit. An den Strömungen der Sternschnuppen, die im November und im August beobachtet wurden, hat man deutlich erkannt, daß sie aus einer Gegend des Weltraums herkamen (jene von dem Sternbild des Löwens, diese des Stieres), nach welchem gerade zu jener Zeit die Bahnbewegung der Erde ihre Richtung nimmt; die Bewegung solcher Meteore war deßhalb vollkommen rückläufig von Ost nach West. Die Geschwindigkeit dieses Bewegens kam öfters der gleich, welche ein um die Sonne kreisender Körper in dem Abstand der Erde, nach dem Gesetz der Gravitation haben muß: der mittleren Geschwindigkeit der Erde selber; zuweilen aber, vielleicht in Folge der Anziehung unsres Planeten, überstieg sie diesen mittleren Werth. Aus einem der öfter vorkommenden Hauptbestandtheile der Meteorsteine, aus dem nickelhaltigen Eisen, hatten schon Khalifen und mongolische Fürsten sich Schwerter schmieden lassen. Dergleichen Massen von nickelhaltigem gediegenem Eisen hat man hin und wieder selbst in bedeutenden Tiefen und in solchen Erdlagern aufgefunden, deren Absatz in frühere Bildungsperioden unsres Planeten fällt, so im Gebirge Magura, bey Slanicz in den westlichen Karpathen (nach Erman und Haidinger) und in Nordasien, im Goldseifenwerk von Petropawlowsk, ein Zeichen, daß der Fall der Meteorsteine nicht ausschließend nur der jetzigen Erdzeit angehört.

Obgleich die Fälle, in denen durch Meteorsteine Häuser entzündet, Menschen getödtet wurden, zu den sehr seltenen gehören, haben sich dennoch, auch in neuerer Zeit, einzelne derselben zugetragen. So wurde am 13. Nov. 1835 bey Belley im Departement l'Ain durch einen herabfallenden Meteorstein eine Scheune entzündet, am 4. Sept. 1511 zu Crema ein Frate, im Jahre 1650 zu Mailand ein Mönch, 1674 wurden auf einem schwedischen Schiffe zwey Matrosen durch Meteorsteine erschlagen. Die Substanz der Kometenkörper ist von so ganz eigenthümlicher Beschaffenheit, daß sie an dem Lichtstrahl der Sterne, welcher durch sie hindurch blickt, keine Brechung hervorbringt, was selbst durch unsre durchsichtigsten Gasarten geschehen würde. Vielleicht daß dieses Räthsel in der Annahme seine Lösung finden könnte: daß die Körper der Cometen aus einem Gehäufe von solchem Meteorstaub und kleinen von einander gesonderten, durch ihre electrischen Wirkungskreise verbundenen wie getrennten Massentheilchen gebildet sind, dergleichen in den Sternschnuppen und Leuchtkugeln gefunden werden. Wenn ein solches riesenhaftes Gewölk von meteorischem Gestäube, dergleichen die Kometen sind, bey dem Zusammentreffen mit unsrer Erde auf diese sich entlüde, dann möchte das Hindurchgehen durch einen solchen Feuergeschoßregen für den Planeten und die Welt seiner Lebendigen, abgesehen von den vermuthlichen Zersetzungen, die sich in der Atmosphäre zutragen könnten, gefährlicher seyn als König Ganglers Gang durch die wie Schneeflocken dicht herabfallenden bloßen Schwerter der spielenden Götterhelden.

Von der Betrachtung des räumlich Fernen wendet sich der Verf. des Kosmos zu dem näheren Gebiet der irdischen Natur selber; von den Erscheinungen der Höhen zu dem, was man von der Tiefe weiß. Durch unmittelbares Hinabgraben hatte man vormals in dem jetzt unfahrbaren Eselsschacht bey Kuttenberg in Böhmen eine absolute Tiefe von 3545 Fuß, am Rörerbühl bey Kitzbühl in Tyrol von 2916 Fuß erreicht, am Harz, in der Grube Samson treibt man in der Tiefe von 2062 Fuß Bergbau und jene Feuerbrunnen (Ho-tsing), welche man in China abteuft, um sich die brennbare Luft als Feuerungsmaterial für die Salzsiedereyen zu verschaffen, gehen bis 1800, 2000, ja bis 3000 Fuß hinab. Wenn aber auch der Fuß des Menschen und sein beobachtender Blick unmittelbar nur durch diese unbedeutende Dicke der obersten Erdrinde hinabdringen können, so hat sich dagegen unsre Kenntniß der Erdrinde auf andrem Wege ungleich mehr erweitern lassen. Namentlich ist dieß durch die genaue Beobachtung jener muldenförmig sich hinabsenkenden und in gewisser Entfernung sich wieder erhebenden Steinkohlenflötze geschehen, deren regelmäßigen Beugungen man durch

Berechnung folgen kann. So beträgt, nach Dechens Angabe, die Tiefe der Steinkohlenmulde am Mont St. Gilles bey Lüttich 3650 (unter dem Meeresspiegel 3250), die der Steinkohlenmulde bey Mons 5400 Fuß, ja das unterste Kohlenflötz, das man in der Gegend von Duttweiler kennt, senkt sich, nach dem Ergebniß wiederholter Aufnahmen bey Bettingen, nordöstlich von Saarlouis bis 19406 und 20656 Fuß unter den Meeresspiegel hinab. Die Kunde, welche der Mensch von der Oberfläche seines Planeten hat, umfasset deßhalb von der Höhe der Himalayagebirgsgipfel bis zu der eben erwähnten tiefsten Tiefe der Duttweiler Steinkohlenmulde einen Raum von 45000 Fuß, d. i. $\frac{1}{4\frac{1}{35}}$ des Erdhalbmessers.

Obgleich Al. v. Humboldt der Ansicht beypflichtet, daß die Wärme des Erdinnren, welche von oben hinab im Mittel bey je 92 Fuß Tiefe um einen Grad steigt, in früheren Zeiten der Erdbildung einem merklichen Verlust durch Ausstrahlung unterworfen gewesen sey, zeigt er dennoch, daß diese Verminderung der mittleren Temperatur unsres Planetenkörpers (die sogenannte Säcularabnahme) für die spätere, historische Zeit bis zum Unmerklichen herabgesunken sey. Die wechselseitige Mittheilung der Temperatur der Erde an den Weltraum und der Temperatur von diesem an jene, hat in der Erdrinde sich zu einem feststehenden Mittelgrade ausgeglichen. Dieß bezeugen die genauen Berechnungen der Astronomen. Denn die Umdrehungsgeschwindigkeit der Erde hängt von ihrem Volumen ab, in demselben Verhältniß, in welchem in der durch Strahlung allmählig erkaltenden Masse die Rotationsaxe kürzer würde, müßte die Umdrehungsgeschwindigkeit vermehrt, die Tageslänge verkürzt werden. Nun ergiebt sich aber aus der Vergleichung der secularen Ungleichheiten in den Bewegungen des Mondes mit den in älteren Zeiten beobachteten Finsternissen, daß seit Hipparchs Zeiten die Länge des Tages gewiß nicht um den hundertsten Theil einer Secunde abgenommen habe; daraus läßt sich berechnen, daß auch die mittlere Erdwärme seit 2000 Jahren sich nicht um den 170. Theil eines Grades des hunderttheiligen Thermometers vermindert haben könne. Eben so wenig kann in dieser Zeit auch eine Veränderung in der Vertheilung der Dichtigkeitsverhältnisse im Innren des Erdkörpers statt gefunden haben, denn auch diese würde nicht ohne Einfluß auf die Rotationsbewegung seyn. Die Eruptionsphänomene der Vulkane müssen deßhalb nur einen sehr kleinen, auf die äußerste Oberfläche beschränkten Spielraum der Veränderungen haben.

Tiefer und weiter denn alle andren Mittel der Beobachtung führt uns die Wahrnehmung der electrischen und magnetischen Erscheinungen in die Kunde des Erdinnren so wie unsrer Atmosphäre ein. Der Verfasser des Kosmos war nicht wenig überrascht, als er an den waldigen Ufern des Orinoko Knaben der Indianer, deren Stamm auf der tiefsten Stufe der Verwilderung steht, ein Spiel treiben sahe, das eine unmittelbare Erfahrung von den Wirkungen der Electricität voraussetzte. Sie rieben die trocknen, glatten und glänzenden Saamen eines rankenden Hülsengewächses (wahrscheinlich einer Negretia) so lange, bis sie Fasern von Baumwolle und Bambusrohr electrisch anzogen. Leichter als die Electricität, deren Erscheinungen vielen Zeitaltern und Völkern der Erde ins Auge fallen mußten, war der Magnetismus einer weiter gehenden Anwendung zur Förderung der Erdkunde fähig. Dadurch, daß die Chinesen die Benutzung des Magnetes zur genauen Orientirung nach den Weltgegenden schon in sehr frühen Zeiten kannten, haben ihre geographischen Bestimmungen eine Sicherheit erlangt, an welche bey den Griechen und Römern, denen sogar die wahre Richtung der Apenninen und Pyrenäen unbekannt blieb, gar nicht zu denken war. Aber obgleich die Benutzung des Kompasses für Seefahrten und Reisen durch große Wüsten, wie dieselbe als ein uraltes Vorrecht der Chinesen erscheint, kein unbedeutender Gewinn für das bürgerliche Leben und das wissenschaftliche Forschen war, so verhielt sich dennoch diese Anwendung des Magnetismus zu derjenigen, welche unser Zeitalter zu machen gelernt hat, in ihren ganzen Folgen noch lange nicht so wie die Anwendung mechanischer Kräfte bey Einrichtung einer Sanduhr zu der bey Fertigung eines vollendet guten Chronometers.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1845.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

O. Jahn, Archäologiſche Aufſätze. Greifswald 1845.

G. Labus, Epigrafe istriana. Milano 4833.

Luig. Canina, Gli edifizi di Roma antica e sua campagna cogniti par alcune reliquie. Disp. 1—4. Roma 1840.

Interpretatio Obeliscorum Urbis, per Al. Mar. Ungarellium, sodalem Barnabitam. Romae 1842.

Spicilegio numismatico o sia osservazioni sopra le monete antiche di città popoli e ré. Modena 1838.

Carlo Troya, Della condizione de' romani vinti dá Longobardi. Milano 1844.

Juan Salgado de Araujo, Ley regia de Portugal. Madr. 1627.

Fr. Velasco de Gouvea, Justa acclamaçao do seren. rey de Portugal Dom João o IV. Lisboa 1644.

L. Lopez, Tropheos y antiguedades de la imperial ciudad de Zaragoza. Barcelona 1639.

Memorie sul bonificamento delle maremme Toscane. Firenze 1838.

J. B. Leclerc et J. Gaveau, Archéologie celto-Romaine de l'arrondissement de Chatillon-sur-Seine (Côte-d'or.) P. 1. 2. Par. 1843.

Statistique de la France, publiée par le ministre de l'agriculture et du commerce. Agriculture T. I—IV. Par. 1840—1842.

Polignac, Etudes historiques, politiques et morales de la société Européenne vers le milieu du 19 siècle. Par. 1845.

Annuaire des cinq départements de l'ancienne Normandie, publié par l'association Normande. 9. année. Caen 1843.

M. de Genoude, Histoire de France. Vol. 1. 2. Par. 1844.

P. Marchegay, Archives d'Anjou, recueil de documents et mémoires inédits sur cette province. Angers 1843.

Mémoires du Cardinal de Rez. Edition collationnée sur les manuscrits authentiques de la bibliothèque royale. Par. 1844.

Ar. Guilbert, Histoire des villes de France avec une introduction générale pour chaque province. Livr. 1—60. Par. 1844.

Prince de Joinville, Notes sur l'état des forces navales de la France. Par. 1844.

Correspondence de Henri d'Escobleau de Sourdis, archevêque de Bordeaux . . . accompagnée d'un texte historique, des notes et d'une introduction par E. Sue. 3 Vol. Par. 1839—1841.

C. Paganel, Histoire de Joseph II, Empereur d'Allemagne. Par. 1843.

W. Dönniges, Ueber den Heerbann unter Carl dem Großen u. ſ. w. Bamberg 1844.

Aug. Fr. von Harthauſen, Ueber den Urſprung und die Grundlagen der Verfaſſung in den ehemals ſlaviſchen Ländern Deutſchlands. Berl. 1842.

Ch. Keferſtein, Ueber die Halloren als eine wahrſcheinlich keltiſche Colonie. Halle 1843.

Dr. J. G. L. Koſegarten, Nachricht von der Wiederauffindung der durch Th. Kantzow eigenhändig geſchriebenen hochdeutſchen Abfaſſung ſeiner Pommerſchen Chronik. Greifswald 1842.

J. W. Holle, Die Fürſtengrüfte der Hohenzollern zu Kulmbach, Bayreuth und Himmelkron. Bayreuth 1845.

Beyträge zur Geſchichte Baſels, herausg. von der hiſtoriſchen Geſellſchaft zu Baſel. Bd. 1. 2. Baſel 1843.

Discussion de la loi des droits différentiels du 21. Juillet 1844. Bruxell. 1844.

Jules de Saint Genois, Histoire des Avoueries en Belgique. Mémoire couronnée. Bruxell. 1837.

H. S. Smith, The Parliaments of England from the K. George I to the present time. Vol. I. Lond. 1844.

Diaries and Correspondence of J. Harris, first Earl of Malmesbury. Vol. 3. 4. London 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juny.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt.

(Fortsetzung.)

Man hat gelernt an den veränderlichen Stellungen der Magnetnadel, eben so wie an den Schwankungen des Barometers zwischen den Wendekreisen die Stunde des Tages zu erkennen. Nach den Zuckungen zweyer kleiner Magnetnadeln, auch wenn sie tief in unterirdischen Räumen aufgehangen sind, kann man die Entfernungen ermessen, welche sie beyde von einander trennt, kann daraus abnehmen, wie weit Kasan östlich von Göttingen oder von den Ufern der Seine liege. Wenn in manchen Gegenden der Erde der Seefahrer seit vielen Tagen in Nebel gehüllt, ohne Sonne und Stern, ohne alle Mittel der Zeitbestimmung sich fände, kann er aus den Neigungsveränderungen der Nadel mit Sicherheit erkennen, ob er sich nördlich oder südlich von einem Hafen befinde, in den er einlaufen will. Namentlich gilt dieß für die Schifffahrt an den von Nord nach Süd laufenden Küsten von Chili und Peru, welche einen Theil des Jahres hindurch in Nebel gehüllt sind und wo bey der heftigen Meeresströmung von Süd nach Nord ein großer Zeitverlust für den Schiffer entstehen kann, wenn er zu weit nördlich gesteuert war.

Der tellurische Magnetismus, dessen Wirksamkeit einer ununterbrochen periodischen Veränderlichkeit unterworfen ist, wird entweder der ganzen, ungleich erwärmten Erdmasse selbst, oder jenen galvanischen Strömen zugeschrieben, die wir als „Electricität in Bewegung“ d. i. als eine solche betrachten, die in einem beständigen, in sich selber zurückkehrenden Kreislaufe begriffen ist. Wollten wir, einer ältern Ansicht folgend, die Erde als einen wirklichen Magnet betrachten, dann wären wir nach Gauß scharfsinniger Bemerkung genöthigt, in jedem Theil der Erde, der $\frac{1}{8}$ Cubikmeter oder $3\frac{7}{10}$ Cubikfuß groß wäre, wenigstens eine eben so starke Magnetisirung anzunehmen, als ein Magnetstab vom Gewicht eines Pfundes enthält. Wenn auch Eisen, Nickel und (vielleicht) Kobalt die einzigen irdischen Substanzen sind, welche dauernd magnetisch werden und die Polarität sich erhalten, so gehet dennoch aus den Beobachtungen von Arago und Faraday hervor, daß wahrscheinlich alle tellurischen Stoffe in vorübergehender Weise sich magnetisch verhalten können.

Die Kraft, mit welcher überhaupt der Erdmagnetismus auf andre magnetische Körper wirkt, erkennbar an der größeren oder geringeren Zahl der Schwingungen, welche eine senkrecht aufgehangene Nadel im magnetischen Meridian während einer bestimmten Zeit macht, zeigt sich auf ihrer höchsten Stufe gegen den magnetischen Südpol hin, da wo das Victoria-Land sich vom Cap Crozier gegen den 11600 Fuß hohen Vulcan Erebus hin als schmaler Streifen ausdehnt. Im Vergleich mit jener Zone, die von der Insel St. Helena nach der brasilianischen Küste verläuft, und auf welcher sich der Erdmagnetismus am schwächsten zeigt, ist in der erstgenannten Nachbargegend des magnetischen Südpoles die Kraft desselben dreymal stärker. Hierin verhält sich der magnetische Nordpol ganz anders; in seiner

Nachbarschaft (in Melvilles Insel) ist die Intensität der Wirksamkeit nur $\frac{4}{5}$ so groß als in der Nähe des Südpoles, während dieselbe bey New-York in den vereinigten Staaten sich bis fast auf $\frac{9}{10}$ steigert. Vielleicht daß auch dieses erst seit wenigen Jahrzehnten in Beachtung gezogene Verhältniß einem Wechsel in der Zeit unterliegt, wie das Verhältniß der Abweichung der Magnetnadel, das nur an wenig Punkten, wie z. B. Spitzbergen und dem westlichen Theile der Antillen in hundert Jahren gar keine oder wenigstens keine bemerkbare Veränderung erlitten hat, während eine solche in andern Gegenden, besonders an der Meeresoberfläche und über kleinen Inseln, öfters schon nach wenig Jahren ins Auge fällt.

Der tellurische Magnetismus (als electromagnetische Naturerscheinung) stehet gleichzeitig in naher Beziehung zu dem Polarlichte wie zu der innren und äußren Wärme des Planeten, dessen Magnetpole als Kältepole zu betrachten sind. Als Vorboten des Nordlichtes bemerkt man die Unregelmäßigkeiten im stündlichen Gange der Magnetnadel, aus denen sich auf eine Störung des Gleichgewichtes in der Vertheilung des Erdmagnetismus schließen läßet. Wenn diese Störung einen hohen Grad erreicht, dann wird das Gleichgewicht der Vertheilung durch eine von Lichtentwicklung begleitete Entladung wieder hergestellt. Das Nordlicht selber ist dann nicht als Ursache jener Störung anzusehen, sondern dasselbe ist ebenso wie die Schwingungen der Magnetnadel eine Folge derselben. Das farbige Polarlicht ist als Vorgang einer Entladung und Ausgleichung der polaren Spannungen das Ende eines magnetischen Ungewitters, wie der Blitz als Ausgleichungsphänomen der electrischen Spannungen, als Lösung eines electrischen Ungewitters erscheint. Das electrische Ungewitter ist gewöhnlich auf einen kleinen Raum eingeschränkt, außerhalb welchem der Zustand der Luftelectricität ungeändert bleibt. Dagegen giebt das magnetische Ungewitter seine für die Bewohner der Erde harmlosere Wirkung auf den Gang der Nadel über große Theile der Continente kund, fern von dem Orte, wo die Lichtentwicklung sichtbar wird. Wie übrigens die Spannungen der Luftelectricität in vielen Fällen unmerklich, ohne Blitz sich ausgleichen können, so ist dieß auch bey den magnetischen Spannungen, deren Ausgleichung nicht immer von der Erscheinung des Polarlichtes begleitet seyn mag.

Das Polarlicht gelangt dann zu seiner vollkommensten Gestaltung, schießt dann seine lebhaftesten Strahlen, deren Schwingungen Löwenörn sogar am Tage, bey hellem Sonnenschein noch wahrnahm, wenn in der hohen Luftregion Massen der feinen Cirruswölkchen (sogenannte Schäfchen) schwebten, von so dünner Beschaffenheit ihrer Lagenschicht, daß ihre Gegenwart nur durch die Entstehung eines Hofes um den Mond erkannt werden konnte. Zuvor ordneten sich diese zarten Wolkengebilde in sichtbarer vortretender Form schon am Tage auf eine ähnliche Weise als die Strahlen des Nordlichtes und bewirkten dann bereits ebenso wie dieses eine Beunruhigung der Magnetnadel. Nach einem großen nächtlichen Nordlichte erkannte man früh am Morgen dieselben an einander gereihten Wolkenstreifen, welche wenige Stunden vorher stark leuchtend gewesen waren. Hierdurch giebt sich deutlich der Einfluß des tellurischen Magnetismus auf den Dunstkreis zur Verdichtung der Wasserdämpfe zu erkennen.

Südlichter sind von scharfsinnigen Beobachtern (wie Dalton) zuweilen sogar in England, Nordlichter auf der südlichen Halbkugel bis zum 45° der Breite wahrgenommen worden. Manchmal ist das magnetische Gleichgewicht an beyden Polen zu gleicher Zeit gestört. Die Beobachter, an so weit von einander entfernten Orten stehend, sahen nicht nur die eine öfters nur bis zur Höhe von mehreren tausend Fußen, bey stärkster Steigerung bis zu einer oder etlichen Meilen emporsteigende Lichterscheinung, welche der Nachbar der magnetischen Pole in ihrem höchsten Glanz erblickte, sondern so, wie bey weit verbreiteten Regengüssen in jeder Gegend ein andrer eigenthümlicher Regenbogen gesehen wird, so sieht der Bewohner von England, eben so wie der der schottländischen Inseln sein eignes Nordlicht, weil ein großer Theil der Erde gleichzeitig das ausströmende Lichtphänomen erzeugt. Darum weiß man viele Nächte, in denen man in England und in Pennsylvanien, in Peking und Rom gleichzeitig ein Nordlicht beobachtet hat. Es giebt übrigens besondre

Nordlichtstriche, Längenzonen, in denen sich das Polarlicht vorzüglich prachtvoll und glänzend zeigt, eben so wie solche Gegenden (namentlich Island, Grönland), wo dasselbe zu gewissen Jahreszeiten in jeder Nacht gesehen wird. In Italien ist das Sichtbarwerden des Nordlichtes eine große Seltenheit; auf der westlichen Halbkugel, in der Breite von Philadelphia etwas sehr Gemeines. Der Bericht einiger Beobachter der früheren Zeiten über ein krachendes Getöse, das sich (vergleichbar nach seinem geringen Maaße dem Donner, der gewöhnlich den Blitz der electrischen Ungewitter begleitet) bey starken Nordlichtern sollte haben vernehmen lassen, ist durch die zahlreichen Beobachtungen der neueren Zeit sehr zweifelhaft geworden und scheint dadurch veranlaßt worden zu seyn, daß die gleichzeitig eingetretene plötzliche Erkaltung des Luftkreises ein plötzliches Zusammenziehen so wie theilweises Bersten des Eises und der Schneekruste bewirkte. Auch sehr starke Nordlichter zeigen keinen bewegenden Einfluß auf das Electrometer, sondern nur auf die Magnetnadel, deren eines Ende von dem Polarlicht in den Stunden einer und derselben Nacht bald angezogen, bald abgestossen wird.

Der Anfang der Lichtentwicklung des Polarlichtes, dieser Erscheinung eines beständigen, wenn auch nicht immer sichtbaren Kreislaufes der Electricität findet zwar, wie dieß ihr Name sagt, am häufigsten in der Nähe der Pole statt, doch ist dieß nicht immer der Fall. Wenn man das Phänomen unter seiner allgemeinsten Form als ein Erdenlicht betrachtet, das unsrem Planeten nicht aus der Sonne, sondern als selbstständig beywohnend zukommt, dann erinnert dasselbe an das eigenthümliche Licht, das zuweilen von der nächtlichen Seite der Venus ausstrahlt. Ein Selberleuchten ist auch bey uns an den trocknen Nebeln in den Jahren 1783 und 1831 in manchen mondlosen Nächten beobachtet worden, ähnlich der von Rozier und Beccaria beschriebenen ruhigen Lichtentwicklung in großen Wolken und nach Aragos Bemerkung vielleicht selbst jenem schwachem, diffusem Lichte, das zuweilen in tief bewölkten, mond- und sternlosen Herbst- und Winternächten ohne Schnee unsre Schritte leitet.

Während die magnetischen Ungewitter, wie man das Polarlicht und die ihnen verwandten Erscheinungen nennen könnte, unter all unsren Sinnen zunächst nur den des Gesichtes anregen, giebt es electromagnetische Erscheinungen andrer Art, von denen, außer dem Ohre, keiner unsrer andren Sinne etwas erfährt. Dahin gehört das „unterirdische Gebrüll und Donnern," das man zuweilen an Stellen der Erdoberfläche, in deren Nähe kein Vulkan ist, ohne alle begleitenden Spuren einer Erschütterung oder eines Erdbebens, ohne Lichterscheinung und riechbaren Dunst wahrgenommen hat. So in der reichen berühmten Bergstadt Guanaxuato im mexicanischen Hochlande, welche fern von allen thätigen Vulkanen ihres Erdtheiles liegt. Am 9. Januar 1784 um Mitternacht wurden die Bewohner der Stadt durch ein Getöse erweckt, das dem langsam rollenden Donner und einzelnen stärkeren Donnerschlägen eines Gewitters glich. Der Himmel war dabey klar und sternenhell, nirgends eine Wolke zu sehen. Das furchtbare Getöse, nachdem es, wie starke Gewitter, eine Zeit lang gedauert hatte, nahm allmählig an Stärke ab; es verzog sich. Aber bald kam es wieder, mit erneuter Stärke seines Gebrülles. Am Tage erkannte man, daß der Donner nicht von oben, sondern von unten, aus der Tiefe herkam. Es war eigentlich nur ein kleiner Raum, aus dem das Getöse hervorbrach, wenige Meilen davon, in einer basaltreichen Landstrecke, vernahm man nichts davon. Aber dennoch blieb es furchtbar genug, denn nach kurzen Pausen kam es immer, zuweilen (wie zwischen dem 13. und 16. Januar) in einer furchtbar gesteigerten Heftigkeit wieder und dauerte so über einen ganzen Monat fort. Selbst seine örtliche Beschränkung erschien nur noch als ein Grund mehr zu der schrecklichsten Aufregung der Einwohner, obgleich weder an der Oberfläche der Erde, noch in den 1500 Fuß tiefen Gruben die leiseste Erschütterung, nirgends ein schwefelicher Dampf, keine Veränderung an dem Lauf der Quellen, keine Beunruhigung des Luftkreises zu bemerken war.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

C. Wellbeloved, Eburacum or York under the Romans. Lond. **1842.**

Letters of Horace Walpole, Earl of Oxford, to Sir Horace Mann, his brit. majesty's resident at the court of Florence from **1760** to **1785.** Now first published from the original Mss. Vol. **1—4.** Lond. **1844.**

N. Harris Nicolas, The Dispatches and Letters of Vice-Admiral Lord Viscount Nelson. Vol. I. **1777** to **1794.** Lond. **1844.**

James Logan, The Clans of Scotland. Part **1—9.** Lond. **1843.**

Dr. A. L. J. Michelsen, Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg und der angränzenden Länder und Städte. Bd. **1—4.** Altona **1833—1840.**

Jucherau de St. Denys, Histoire de l'empire Ottoman depuis **1792** jusqu'en **1844.** T. **1—4.** Par. **1844.**

Don Juan de Persia, Relaciones. Vallad. **1604.**

James Mill's history of British India by Wilson. Vol. VII. Lond. **1845.**

Al. Young, Chronicle of the Pilgrim Fathers of the Colony of Plymouth from **1602** to **1625.** Boston **1841.**

Nezib et Beyrout. Souvenirs d'Orient de **1833** à **1841,** par M. le baron d'Armagnac. Paris **1844.**

Elliot Bingham, Der Krieg mit China. Von L. Petri. Th. **1. 2.** Braunschweig **1843.**

Clement Hodgkinson, Australia from Port Macquarie to Mareton Bay; with descriptions of the natives, their manners and customs etc. Lond. **1845.**

Dr. W. Grisson, Beyträge zur Charakteristik der vereinigten Staaten von Nordamerika. Hamburg **1844.**

D. A. G. de Barcia, Historiadores Primitivos de las Indias Occidentales que juntò, traduxo en parte y sacò a luz, illustrados con eruditas Notas y copiosas indices. **3** Vol. Madr. **1749.**

Simon Somnický, Filozofský Ziwot. s. l. **1595.**

K. Hoeck, Arnold Hermann Ludwig Heeren. Götting. **1843.**

O. Jahn, Winckelmann. Greifswald **1844.**

K. Fr. Ledderhose, Züge aus den Leben J. J. Mosers. Heidelberg **1843.**

Mémoires de Brumauld de Beauregard, Evêque d'Orleans, précédées de sa vie. Vol. **1. 2.** Poitiers **1842.**

M. Audin, Histoire de la vie, des ouvrages et des doctrines de Calvin. Vol. **1. 2.** Par. **1843.**

C. A. Wildenhahn, Paul Gerhardt. Th. **1. 2.** Leipz. **1844.**

K. A. Varnhagen von Ense, Leben des Feldmarschalls Jakob Keith. Berl. **1844.**

Dr. Wilh. Dorow, Aufzeichnungen, Aktenstücke und Briefe. Th. **1. 2.** Leipz. **1845.**

Fr. Hurter, Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben. Bd. **1.** Schaffhausen **1845.**

Correspondance mathématique et physique de quelques célebres géometres du **18.** siècle, par P. H. Fuss. Vol. **1. 2.** Pétersb. **1842.**

Dr. Ch. Gudermann, Theorie der Modular-Functionen und der Modular Integrale. Berl. **1844.**

Dr. Ant. Vallas, Beytrag zur Auflösung der höheren Gleichungen. Wien **1843.**

M. Ch. Combes, Recherches théoriques et expérimentales sur les roues à réaction ou à Tuyaux. Par. **1843.**

Luigi Canina, Ricerche sull' architettura più propria dei tempj Christiani e applicazione della medesima ad una idea di sostituzione della chiesa cattedrale di S. Giovanni in Torino. Roma **1843.**

D. Ramée, Le moyen âge monumental et archéologique. Monumens les plus remarquables de l'Europe depuis le **6.** jusqu' au **16.** siècle, avec un resumé théorique et des notices spéciales, formant ensemble l'histoire de l'architecture au Moyen-age. Livr. **1—48.** Par. **1843.**

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. **herausgegeben von Mitgliedern** **24. Juny.**

Nro. 125. **der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.** **1845.**

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt.

(Fortsetzung.)

Für die meisten war auf die Länge ein solcher bey Tage wie bey Nacht fortwährender Zustand der Sorge und Angst, ein solches immer von neuem in die Ohren dröhnendes Brüllen unerträglich; vergeblich war es, daß die städtische Behörde für die Flucht bey Reicheren eine Geldbusse von 1000 Piastern, bey Aermeren eine zweymonatliche Gefängnißstrafe androhte, und zugleich den Ausspruch that, daß sie (die Obrigkeit) in ihrer Weisheit es schon zur rechten Zeit erkennen und verkünden werde, wenn wirkliche Gefahr vorhanden sey. Vergeblich war es, daß man der Stadtmiliz den Befehl gab, die Flüchtigen zurückzuholen. Mit Freuden ergriffen die Soldaten diese Gelegenheit; sie flohen den Andren nach aus der Stadt, welche fast ganz menschenleer, mit ihren vielen damals in ihr aufgehäuft liegenden Massen von Silberbarren den Räubern jetzt geöffnet stund. Endlich entschloß sich eine Schaar der Muthigeren zur Rückkehr und zum Kampf mit der Räuberbande, die sich indeß der Schätze bemächtigt hatte; allmählig folgten diesen Siegern auch die andren Bewohner und nachdem endlich im Februar in der unterirdischen Region die Stille wieder eingetreten war, hat man seit jener Zeit bis auf unsre Tage niemals wieder ein ähnliches Gebrüll und Donnern aus der Tiefe vernommen, so wie man auch vor jener Zeit niemals etwas Aehnliches gehört oder durch den Bericht der früheren Bewohner erfahren hat.

In dem eben erwähnten Falle hatte das electromagnetische Gewitter der Unterwelt mit seinen Schrecknissen nur das Ohr und hiedurch die Phantasie der nachbarlich wohnenden Menschen erfüllt; in andren Fällen waren seine Ausfälle nur auf das Gefühl der auf der Oberwelt lebenden Wesen gerichtet, ohne daß hierbey die andren Sinne irgend etwas Ungewöhnliches wahrnahmen. So bey jenen Erderschütterungen, welche in Gegenden, die in weiter Ferne von allen Vulkanen liegen, Monate lang fast zu jeder Stunde gefühlt wurden, wie am östlichen Abfalle der Alpenkette des Mont Cenis bey Fenestrelles und Pignerol, seit April 1808, in den vereinigten Staaten von Nordamerika zwischen Neu Madrid und Little Prairie (nördlich von Cincinnati) im December 1811 wie den ganzen Winter 1812. In der ersterwähnten Gegend (in der piemontesischen Grafschaft Pignerol) blieben Wassergläser, die man bis oben angefüllt hatte, stundenlang in ununterbrochener Bewegung und Erbebung. Vielleicht daß ohne Aufhören irgend ein Punkt der Erdoberfläche gefunden wird, wo dergleichen Oscillationen in mehr oder minder merklichem Grade statt finden. Die Beschaffenheit der Gebirgsarten scheint hierbey von keinem wesentlichen Einfluß zu seyn, Granit und Glimmerschiefer, Trachyt und Mandelstein, Sandstein und Flötzkalk nehmen auf gleiche Weise an der Erschütterung Theil und selbst in den lockersten Alluvialschichten von Holland, um Middelburg und Vließingen sind am 23. Febr. 1828 Erdstösse empfunden worden. Es ist nicht die chemische Natur der Bestandtheile, sondern die mechanische Structur der Gebirgsarten, welche die Fortpflanzung der Bewegung (die Erschütterungswelle) modificirt. Wo

diese längs einer Küste, oder an dem Fuß und in der Richtung einer Gebirgskette regelmäßig fortläuft, da bemerkt man zuweilen, und dieß seit Jahrhunderten, eine Unterbrechung an gewissen Punkten. Dort scheint sich der Weg der Undulation in einer größeren Tiefe fortzusetzen, während an der Oberfläche gar Nichts von ihr empfunden wird. Sehr sinnreich ist der Vergleich der Peruaner, wenn sie diese niemals von Erderschütterungen berührten Strecken des Landes als Brücken bezeichnen. Einen ähnlichen bald nur an der Tiefe, bald bloß an der Oberfläche der Erdrinde hingehenden Verlauf der Erderschütterungen hat man auch anderwärts, wo diese Ereignisse nur selten vorkommen, bemerkt. So fühlte man einstmals zu Anfang dieses Jahrhunderts in den tiefen Silberbergwerken zu Marienberg im sächsischen Erzgebirge so starke Erdstöße, daß die Bergleute erschrocken alle ausfuhren, während man oben an der Oberfläche auch nicht die mindeste Erschütterung bemerkt hatte. Umgekehrt hatten im Nov. 1823 die in den Gruben von Fahlun und Persberg arbeitenden Bergleute unten in ihrer Tiefe gar Nichts von den heftigen Erschütterungen wahrgenommen, durch welche oben, über Tage, alle Bewohner der Gegend in großen Schrecken versetzt worden waren.

Allerdings folgen die Erderschütterungen häufig der Richtung der Gebirgsketten, zuweilen aber durchschneiden sie auch jene Richtung fast unter einem rechten Winkel. So durchbrechen sie in Südamerika gleichzeitig die Küstenkette von Venezuela und die Sierra Parime; die Erdstöße in Indien am 22. Jan. 1832 pflanzten sich vom Fuß des Himalaya quer durch die Kette des Hindu-Ku, bis Badakschan, bis zum oberen Orus, ja bis Bokhara fort. Schon manchmal hat man die Bemerkung gemacht, daß die Erschütterungskreise in Folge eines einzigen sehr heftigen Erdbebens sich weiter ausgedehnt hatten. Seit der Zerstörung von Cumana am 14. Decbr. 1797 empfindet man auf der aus Glimmerschieferfelsen bestehenden Halbinsel Maniquarez, welche den Kalkhügeln der Festung gegenüber liegt, jeden Erdstoß der südlichen Küste, was früher niemals der Fall war. Bey den fast ununterbrochenen Schwingungen des Bodens in den Flußthälern des Mississippi, des Arkansaw und des Ohio in den Jahren 1811 bis 1813 war das Fortschreiten der Bewegung von Süden nach Norden sehr merklich. Es scheint, als würden in solchen Fällen unterirdische Hindernisse allmählig überwunden, und wenn das geschehen ist, dann pflanzt sich die Wellenbewegung auf dem einmal geöffneten Wege bey jeder andren Gelegenheit fort. Doch erleidet auch anderwärts die Richtung, welche die Erdbeben nehmen, aus unbekannten Ursachen auf Jahrhunderte lang eine große Veränderung. Die heftigen Erdbeben, welche vom 6. bis zum 14. Jahrhundert mehrmalen die Nachbargegenden der schweizerischen, tiroler, kärnthner und steyerischen Alpenketten verheerten, haben sich später niemals mehr in solcher Stärke wiederholt.

In Erdstrichen, wo dergleichen Erscheinungen fast zu den alltäglichen gehören, gewöhnt sich der Mensch an ihre Schrecknisse, wie bey uns an die Erscheinungen der Stürme und Gewitter. In einigen Küstengegenden von Peru, denen der Regen fast fremd ist, kennt man weder den Hagel, noch den Donner und Blitz unsrer Gewitter; statt des Donners vernimmt man aber dort sehr häufig das Getöse der Tiefe, das die Erderschütterungen begleitet. Man weiß es, daß etwa nur zwey- bis dreymal in einem Jahrhundert diese Erschütterungen zu gefahrbringenden, allgemeiner verheerenden Erdbeben werden, darum achtet man selbst in Lima auf gewöhnliche Erderschütterungen, welche hie und da ein Haus umstürzen, eine Ortschaft beschädigen, eine Baumpflanzung zerstören, nicht mehr als bey uns auf einen jetzt hier, dann dort auftreffenden Hagelschauer, oder auf ein Gewitter.

Die bisher erwähnten electromagnetischen Erscheinungen der irdischen Natur stehen ohnfehlbar in einem sehr wesentlichen Zusammenhange mit den Temperaturverhältnissen der Oberfläche so wie des Innren der Erde. Nur von den klimatologischen Verhältnissen der Erdoberfläche wissen wir etwas Genaueres. Allerdings hängen diese im Ganzen von dem Stand und dem Einfluß der Sonne ab, und da, wo dieser Einfluß, wie unter dem Aequator und zwischen den Wendekreisen, ja zum Theil auch noch eine Strecke über diese hinaus, ein vorwaltend mächtiger ist, zeigt sich die mittlere Temperatur des Jahres in allen unter diesen Himmelsstrichen liegen-

den Ländern der Erde übereinstimmend. Anders dagegen ist dieß in jenen Erdgegenden, welche weiter von dem Aequator entfernt liegen und in denen andre Umstände fast eben so mächtig als der hier schwächere Einfluß der Sonne auf die Beschaffenheit des Klimas einwirken. So liegt San Augustin in Florida mit Cairo unter gleicher Breite und die mittlere Temperatur des Jahres ist an beyden Orten dieselbe. New-York hat die Breite von Neapel, aber die mittlere Jahrestemperatur ist in Neapel um fast 4 Grad C. höher als in New-York. Bordeaux hat eine um $7^{o},7$, Gothenburg in Schweden eine um $11\frac{1}{2}$ Grade höhere Temperatur, die erstere Stadt im Vergleich mit Halifax, die andre mit Nain in Labrador, so daß hier die Temperaturunterschiede zum großen Nachtheil der Länder der westlichen Halbkugel zunehmen, je weiter wir von dem Aequator hinan gegen den Polarkreis gehen.

Ursachen, welche unabhängig von der Lage einer Gegend nach Graden der Breite ihre mittlere Temperatur erhöhen, sind in der gemäßigten Zone die Nähe einer Westküste; die in Halbinseln zerschnittene Gestaltung eines Continents; seine tief eintretenden Busen und Binnenmeere; die Stellung eines Theiles des Landes entweder zu einem eisfreyen Meere, das sich über den Polarkreis hinaus erstreckt, oder zu einer Masse continentalen Landes von beträchtlicher Ausdehnung, welches zwischen denselben Meridianen unter dem Aequator oder wenigstens in einem Theile der tropischen Zone liegt. Zu diesen die Temperatur erhöhenden Ursachen kommt noch das Vorherrschen von Süd- und Westwinden an der westlichen Gränze eines Continents in der gemäßigten nördlichen Zone; Gebirgsketten, die gegen Winde aus kälteren Gegenden als Schutzmauer dienen, die Seltenheit von Sümpfen, welche lange mit Eis belegt bleiben, der Mangel an Wäldern in einem trocknen Sandboden, eine vorherrschend heitere Witterung während der Sommermonate, die Nähe eines Meeresstromes von höherer Temperatur als die gewöhnliche des angränzenden Gewässers ist.

Ursachen, welche die Temperatur unabhängig von dem Stande der Sonne erniedrigen, sind außer der höheren Lage über dem Meeresspiegel, ohne daß dabey bedeutende Hochebenen auftreten: die Nähe einer Ostküste in hohen und mitteleren Breiten; die massenartigere fest umschlossene Gestaltung eines Continents, ohne Küstenkrümmung und Busen; die weite Ausdehnung der Feste nach den Polen hin bis zu der Region des ewigen Eises, ohne daß ein im Winter offen bleibendes Meer dazwischen liegt. Hierzu kommt noch eine solche Position, wobey die warmen Winde, die aus den Aequatorialgegenden kommen, nicht über fortlaufendes Land, sondern über Meere herstreichen, eine Lage der Gebirgsketten, die das Zuströmen jener warmen Winde hemmt, ausgedehnte Waldungen, die durch ihren Schatten, durch verstärkte Verdunstung und Ausstrahlung den Boden abkühlen; in höheren Breitegraden Sümpfe, auf denen die Eisdecke lange lastet, ein neblicher Sommerhimmel, der die Wirkung der Sonnenstrahlen in der warmen Jahreszeit schwächt, ein heitrer Winterhimmel, der die Ausstrahlung der Erdwärme verstärkt. Eine örtliche Ursache von gleicher Wirkung ist auch die Nachbarschaft hoher, isolirt stehender Gebirgsgipfel, von denen kalte Luftströme herabsinken.

Als Gegenwirkung gegen die beständigen Ostwinde der Wendekreise treten in beyden gemäßigten Zonen die West- oder Westsüdwestwinde auf, welche, wenn sie über das Meer herkommen, dessen Gewässer keiner so tiefen Erkaltung fähig ist als das Land, eine Milderung der Winter bewirken. Darum hat selbst Amerika an seiner Westküste, auch in hohen Graden der Breite eine größere Jahreswärme als an der Ostküste; zu Nain in Labrador ist dieselbe $3\frac{4}{5}^{o}$ unter, zu Neu-Archangelk im russischen Amerika 6^{o} über dem Gefrierpunkt; ein Unterschied von fast 10 Graden.

Der Winter in seiner größeren Strenge ist es hauptsächlich, der die Länder, welche fern von einer Küste abliegen, die ihre herrschenden Winde über das Meer empfängt, in hohen Breitegraden meist zu ihrem Nachtheile auszeichnet. Im Innren des asiatischen Hochlandes haben Tobolsk, Barnaul am Obi und Irkutsk ähnliche Sommer, ja während desselben oft heißere Tage als Berlin, Münster und das Cherbourg der Normandie, aber diesen Sommern folgen Winter, in denen wenigstens einen Monat lang die mittlere Temperatur auf — 18 bis 20^{o} stehen

bleibt, so wie im Sommer an denselben Orten der Thermometerstand zuweilen wochenlang auf + 30 bis 31° sich hält. Die größere Strenge des Winters in ihrem Wechsel mit dem warmen Sommer ist übrigens in der gemäßigten Zone dem Gedeihen der Vegetation und dem Wohlbefinden aller lebenden Bewohner keineswegs hinderlich, sondern eher förderlich. Der Verf. des Kosmos erzählt, daß er in keinem Erdtheile, selbst nicht auf den canarischen Inseln oder in Spanien und im südlichen Frankreich herrlicheres Obst, namentlich schönere Weintrauben gesehen und genossen habe als zu Astrachan, nahe an den Ufern des caspischen Meeres. Dennoch ist die mittlere Temperatur des ganzen Jahres dort nur 9°, weil im Winter der Thermometerstand zuweilen — 25 bis selbst — 30° herabsinkt, im Sommer dagegen ebenso wie um Bordeaux den mittleren Stand von + 21° Graden inne hält. Irland, Guernsey und Jersey, die Halbinsel Bretagne, die Küsten der Normandie und des südlichen Englands gleichen in der Milde ihrer Winter Oberitalien, dagegen gewährt der nebelverschleyerte Himmel ihrem Sommer eine so niedrige Temperatur wie die eines canadensischen Sommers ist. Allerdings vegetirt, in Folge hiervon, in Nordost von Irland (54° 56′ Br.) unter Einer Breite mit Königsberg in Preußen die Myrthe üppig wie in Portugal, dagegen kann dort der Weinstock nie seine Früchte vollkommen reifen. Denn obgleich die mittlere Temperatur des Jahres, eben wegen der Milde des Winters z. B. in Dublin dieselbe ist wie um Ofen und Pesth ($9\frac{1}{2}$°), so ist dennoch die Wärme des Sommers kaum 16°, in Ungarn 21°; hier im weinreichen Lande vegetirt die Myrthe nicht im Freyen, denn die mittlere Temperatur sinkt auf — 2°, 4 herab, während dieselbe in Dublin auf + 4°, 3, mithin noch um 2° höher als in Mailand, Padua und der ganzen Lombardey steht, wo die mittlere Jahreswärme 12° beträgt. Auf den Orkneys-Inseln, keinen halben Grad südlicher als Stockholm, ist der Winter wärmer als in Paris und selbst auf den Färöer-Inseln, in 62° Breite gefrieren unter dem begünstigenden Einfluß der Westwinde und der Meeresnähe die Binnenwässer nie. An der lieblichen Küste von Devonshire, wo der Hafenplatz Salcombe als das Montpellier des Nordens gepriesen wird, hat man Agave americana im Freyen blühen, Orangenbäume an Spalieren gezogen nur durch leichte Matten geschützt den Winter ausdauern sehen.

Wenn übrigens da, wo die Myrthen wild wachsen und die Erde sich im Winter niemals bleibend in Schnee einhüllt, die Temperatur des Sommers und Herbstes nur oder kaum noch hinreichend ist, um Aepfel zur vollen Reife zu bringen, wenn der Weinbau, um guten trinkbaren Wein zu gewinnen, die Inseln und fast alle Küsten (selbst die westlichen) der mittleren temperirten Zone flieht, so liegt der Grund davon keineswegs allein in der geringen Sommerwärme des Littorals, die unsre im Schatten stehenden Thermometer anzeigen, sondern vielmehr in dem Unterschied zwischen dem Einfluß des directen und zerstreuten Lichtes, bey heiterem oder durch Nebel verschleyertem Himmel. Ein Unterschied, dessen Bedeutung wir auch an andren Erscheinungen, namentlich an der leichteren oder schwereren Entzündung eines Gemisches von Chlor und Wasserstoffgas erkennen lernen.

Wie das mildere, das ganze Jahr hindurch nur geringerem Wechsel unterworfene Küstenklima der Halbinsel Bretagne zum wieder kälteren und sonnenheißeren Klima der übrigen, compacten Ländermasse von Frankreich, so verhält sich gewissermassen Europa zum großen Festlande von Asien, dessen westliche Halbinsel es bildet. Europa verdankt sein milderes Klima vor allem der Nachbarschaft von Afrika, das durch seine weite Ausdehnung den aufsteigenden Luftstrom begünstigend, einen festen, wärmestrahlenden Boden der Tropenregion darbietet, während südlich von Asien die Aequatorialgegend vorherrschend nur oceanisch ist. Außer diesem wirkt auf die Milderung des europäischen Klimas seine Meeresnähe, an der westlichen Küste des alten Festlandes und im Norden seine Angränzung an ein eisfreyes Meer, so wie das Ergießen des wärmenden Golfstromes in die nördlichen Meere.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juny.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt.

(Schluß.)

Wenn man in unsrem Welttheile unter denselben Parallelkreisen von der atlantischen Küste, von Frankreich aus durch Deutschland, Polen und Rußland gegen die Uralkette, mithin von West nach Osten schreitet, dann sieht man die mittleren Temperaturen fortwährend sinken und die Ursache dieses Erkältungsphänomens ist lediglich nur in der immer minder gegliederten, compacteren, an Breite zunehmenden Form des Continents, in der Entfernung des kältemindernden Meeres so wie in dem minder günstigen Einfluß der Westwinde zu suchen. Denn jenseits des Urals werden diese Westwinde schon zu erkältenden Landwinden, wenn sie über weite, mit Eis und Schnee bedeckte Länderstrecken wehen.

Im mittleren Europa, zwischen den Parallelen vom 38° bis 71° findet man die Abnahme der mittleren Temperatur sehr übereinstimmend für jeden Grad der Breite $\frac{1}{2}$ Grad C., während diese Abnahme bey jeder weitren senkrechten Erhöhung von etwa 500 Fuß über dem Meeresspiegel auf einen ganzen Grad sich beläuft. Die mittlere Jahrestemperatur des 7668 Fuß hoch unter dem 45° 50′ Br. gelegenen St. Bernhards Klosters entspräche sonach jener, die sich in der Ebene unter 75° 50′ findet. Den mildernden Einfluß, den übrigens die Nachbarschaft einer Hochebene, deren Boden die Wärme der Sonne kräftig auffasset und zurückstrahlet, auf das Klima selbst der bedeutendsten Gebirgshöhen hat, läßt sich fast nirgends auf Erden in so augenfälliger Weise erkennen als an den Abhängen des Himalaya. Am dem südlichen, der sich schnell und steil nach den Niederungen absenkt, liegt die Schneegränze 12180 Fuß, dagegen am nördlichen, bey einem Unterschied von freylich nur $\frac{1}{4}$ Grad Br. 15600 Fuß hoch. Aber dieser nördliche Abhang fällt nicht gähe, wie der südliche, nach der Niederung ab, sondern gränzt, allmähliger verlaufend, an das Hochland von Tübet, dessen mittlere Erhebung über dem Meeresniveau nahe an 11000 Fuß geschätzt wird.

Das, was vorhin über den Einfluß milder Winter auf das Fortgedeihen auch solcher Pflanzenformen im Freyen (der Myrthe und des neuseeländischen Flachses in Irland) gesagt wurde, welche für gewöhnlich in Ländern von ungleich höherer, mittlerer Temperatur ihren Standort haben, scheint uns einen Aufschluß geben zu können über eine Erscheinung, die sich bey der näheren Betrachtung der vorweltlichen Flora der Steinkohlenflötze uns darbietet. Dieselbe Uebereinstimmung der Geschlechter (wenn auch nicht Arten) zeigt sich in höchst einförmiger Verbreitung in allen Pflanzenresten der Steinkohlenlager der ganzen damaligen Erdoberfläche: in Neu-Holland, Canada, Grönland und Melvilles Insel.

In unsrer jetzigen klimatischen Vertheilung der Gewächse erscheinen die zapfentragenden Waldbäume von den Palmen der Tropenzone so weit getrennt, so fern von einander abliegend, daß man sich dieselben kaum als in einer und derselben Gegend nachbarlich zusammengesellt denken kann. Selbst der Verf. des Kosmos war aufs höchste überrascht, als

er von der Küste nach den Hochthälern von Mexico ansteigend einst einen ganzen Tag, in einer Höhe von 3800 Fuß über dem Meeresspiegel durch einen Wald von Nadelholz (Pinus occidentalis) ritt, zwischen dessen Bäumen hin und wieder ein Stamm der Fächerpalme (Corypha dulcis) aufstieg, in dessen Blätterschopf vielfarbige Papageyen sich wiegten. Ihrem innren Baue nach sind übrigens die zapfentragenden Bäume von den Palmen keineswegs durch eine weite Kluft getrennt. Namentlich nähert sich die Familie der Sagopalmen (Cycadeen) dem äußeren Ansehen nach zwar den eigentlichen Palmen, im Baue der Blüthen und Saamen dagegen stimmt sie wesentlich mit den zapfentragenden Bäumen überein. Dennoch, wie schon erwähnt, sind beyde Formen bey all ihrer innren Verwandschaft rücksichtlich ihrer jetzigen klimatischen Verbreitung weit auseinander gestreut, während wir sie, Palmen und Zapfenbäume, in der Steinkohlenflora der Vorwelt landsmannschaftlich vereint finden. Manche unsrer jetzigen günstig gelegenen Küstenländer kennen den Einfluß der Winterkälte nur in einem überaus milden, geringen Grade. Den Inselgruppen und Küstenländern der vormaligen Weltzeiten scheint dieser Einfluß ganz fremd geblieben zu seyn. Und wie noch jetzt, im schwachen Nachbild jener alten Erdperioden Irland, das smaragdgrüne, wegen des ungemein üppigen Pflanzenwuchses seiner Wiesen, Auen und Wälder gepriesen wird, so gebührt dieser Preis in noch viel höherem Maaße dem Pflanzenboden der uralten Vorzeit. Denn während in dem Saarbrücker Kohlengebirge 120 Kohlenflötze von mehr denn einem oder mehreren Fuß Mächtigkeit über einander liegen, während es Kohlenflötze von 30 ja von mehr denn 50 Fuß Mächtigkeit giebt, würde in der jetzigen Waldregion unsrer temperirten Zone die Kohle, die in den Waldbäumen eines gewissen Flächenraumes enthalten ist, diesen Raum in Zeit von 100 Jahren im Durchschnitt nur mit einer Schicht von wenig mehr als eines halben Fußes (7 Zollen) Dicke bedecken.

Giebt doch überhaupt das Klima, der kräftigere oder schwächere Einfluß des Lichtes und der Wärme, die uns aus der Sonne kommen, nicht überall einen sicheren Maaßstab ab für den Grad der Wirksamkeit der bildenden, erzeugenden und erhaltenden Naturkräfte. Nicht nur in dem nächtlichen Dunkel der Höhlen und Schächte, da wo die mittlere Temperatur des Jahres herrscht, sondern selbst in der winterlichen Polarnacht, an der Oberfläche ihres niemals thauenden Eises, auf welches der Frost in seiner ganzen furchtbaren Macht einwirken kann, regt sich die Kraft der organischen Gestaltung und thierischen Bewegung. Dieß beweisen namentlich jene Beobachtungen einer unendlich reichen Thierwelt im Kleinen, zu denen die antarktische Reise des Capitän Roß den Stoff und die Veranlassung gegeben hat. Selbst in dem Rückstande des geschmolzenen, in rundlichen Stücken umher schwimmenden Eises, unter einer Breite von 78° 10′ wurden über fünfzig Arten kieselschaaliger Polygastren, und selbst Coscinodisken noch mit ihren grünen Ovarien aufgefunden, ein sicherer Beweis, daß diese Thiere mitten in der furchtbaren Polarkälte wirklich lebend und in beständiger Forterhaltung und Wiedererzeugung ihrer Art vorhanden sind. In dem Golf des mächtigen, südpolarischen Vulkanes Erebus wurden mit dem Senkbley aus einer Tiefe von 1242 bis 1620 Fuß 68 kieselschaalige Polygastren und Phytolitarien, unter ihnen aber nur eine einzige kalkschaalige Polythalamia heraufgezogen. Aber selbst an diesen Elementarformen des Thierreiches zeigt sich ein Einfluß der Oertlichkeiten, in deren Mitte sie hervortreten, auf die äußere Form, auf das polarische Auseinandergehen in Artverschiedenheiten. Allerdings sind einige jener Polygastren, welche mit Pinguin-Excrementen und Sand vermischt von den Cockburn Inseln gebracht wurden, über die ganze Erde verbreitet, andre Arten sind beyden Polen gemeinsam, doch erkannte man in den öfters sehr zierlich gebildeten Formen aus dem Eismeere des Südens zum großen Theil eigenthümliche, neue Arten an.

Was das überall im Gewässer, vor Allem des Meeres, in unbegränzbarer Zahl und Menge ergossene Thierreich, wenn man sich die belebten Stäubchen der mikroskopischen Thiere zu einem Ganzen vereint denkt, an Massenhaftigkeit darstellt, das wird außen auf dem Lande, im Reiche der Luft und des unmittelbaren Einflusses der Sonne, durch das Pflanzenreich aufgewogen. Das Thierreich in seinen größeren Formen, ohne die zahllosen Schwärme seiner

kleinsten, würde keinen Vergleich mit der Pflanzenwelt unsrer Continente und Inseln aushalten. Denn was mag vielleicht die ganze Summe der großen Cetaceen und Pachydermen seyn gegen das Volumen dichtgedrängter, riesenmäßiger Baumstämme von 8 bis 12 Fuß Durchmesser in dem einzigen Waldraum, welchen die Tropenzone von Südamerika zwischen dem Orinoco, dem Amazonenfluße und dem Rio de Madeira füllt. Dagegen muß man freylich das überwiegende Raumverhältniß in Erwägung ziehen, in welchem das Gewässer der Erde, dem allerdings auch vegetabilische Bildungen nicht fremd sind, das aber dennoch vor allem dem ungeheueren Gewimmel des Thierreiches der Kleinen zur Wohnstätte dient, zu dem Lande steht. Und daß für jene kleinste Thierwelt nicht nur das Gewässer, sondern bey der außerordentlichen Ausdauer der Lebenskraft in ihren längst vertrockneten Körpern selbst die Luft zu einer Bergungsstätte dienen könne, das beweist die genaue mikroskopische Betrachtung jenes Staubregens, welcher namentlich in der Nähe der capverdischen Inseln und bis in 380 Seemeilen Entfernung von der afrikanischen Küste die Luft in einer den Seefahrern oft sehr auffallenden Weise trübt. In diesem nebelartigen herabfallenden Staube hat man Reste von 18 Arten kieselhaltiger Polygastren entdeckt, welche durch die Wasserdämpfe aus der Wohnstätte des Gewässers emporgetragen worden sind. Von dergleichen Elementarthieren kann man sagen, daß sie wie die Pflanzen nur im Ey wandern. Denn auch von den Saamen der Pflanzen sind viele mit eignen Organen zum Behuf weiter Luftreisen versehen. Dagegen erweitern die vollkommneren Thiere nach Willkühr ihren Verbreitungsbezirk von dem Aequator nach den Polen, vorzüglich nach solchen Richtungen hin, wo selbst auf strenge Winterkälte ein heißer Sommer folgt. So streift der ostindische Königstiger jeden Sommer im nördlichen Asien bis zu Breitegraden, welche denen von Berlin und Hamburg entsprechen.

Vor allen andern lebendigen Wesen unsrer irdischen Sichtbarkeit genießt der Mensch das Vorrecht und die Mittel, sich nach allen Richtungen, durch alle Zonen und Klimate auf der Oberfläche seines Planeten auszubreiten. Abhängig, wenn gleich

in minderem Grade als Pflanzen und Thiere von dem Boden und den meteorologischen Einflüßen, dabey aber durch Geistesthätigkeit so wie durch eine wunderbare allen Klimaten sich aneignende Biegsamkeit des Organismus über das Gedränge jener äußeren Einflüße emporgehoben nimmt das Geschlecht des Menschen wesentlich Theil an dem ganzen Erdenleben.

Auch der Verfasser des Kosmos wie alle tiefer gründenden Naturforscher unsrer Zeit spricht sich entschieden gegen die vage Annahme von verschiedenen Menschenstämmen und für die Einheit des Menschengeschlechtes aus. Nicht minder als in den Ergebnissen der neueren und neuesten Forschungen über die vielen Mittelstufen der Hautfarbe, des Schädelbaues, so wie andrer charakteristischer Merkmale der sogenannten Menschenracen gründet sich das Anerkennen einer solchen Einheit auf die Gemeinschaft der Sprachen und die Unwandelbarkeit in einer ursprünglichen Richtung des Geistes wie des Gemüthes. Uebrigens bringt der Verf. bey dieser Gelegenheit aus einer noch ungedruckten Arbeit seines Bruders, des Wilh. v. Humboldt über die Verschiedenheit der Sprachen und Völker die Frage in Anregung, ob die Menschheit als ein in mehrere Individuen gegliederter Gesammtorganismus oder der Mensch als einzelner Organismus der uranfängliche Ausgang unsres Geschlechtes gewesen sey? Die weite Verbreitung einer Lehre, auf welche die letztere Ansicht sich gründet, bey den verschiedensten Völkern der Erde behält hierin einen gleichen Werth, wir mögen sie aus einer Urerinnerung herleiten oder aus einer im Innren der menschlichen Vorstellungsweise gemeinsam liegenden Nöthigung den Anfang unsres Geschlechtes in solcher Weise sich zu denken. Uebrigens sieht man nicht wie durch die entgegengesetzte Ansicht die Schwierigkeiten, auf welche der Verstand hier stößt, wenn er doch einmal sich genöthigt sieht, den gewöhnlichen Weg seiner Combination des gegenwärtig Vorhandenen und mit der Erfahrung Erfaßbaren zu verlassen, vermindert oder gar gehoben werden sollen.

Mit der Behauptung der Einheit des Menschengeschlechtes zugleich ist auch die unerfreuliche Annahme von höheren und niederen Menschenracen

beseitigt und ausgeschlossen. Allerdings giebt es höher gebildete, vielleicht auch bildsamere, durch geistige Cultur veredeltere, aber keine edleren Volksstämme. Wenn, sagt W. v. Humboldt in seinem Werk über die Kawisprache, wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Haltung sichtbar ist und aufs kräftigste für die allmählige Vervollkommnung des ganzen Menschengeschlechtes spricht, so ist es die Idee der Menschlichkeit:

„Das Bestreben, die Gränzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben und die gesammte Menschheit als Einen großen nahe verbrüderten Stamm, als ein zur Erreichung eines Zweckes der freyen Entwicklung innerlicher Kraft bestehendes Ganzes zu behandeln. Es ist dieß das letzte, äußerste Ziel der Geselligkeit, und zugleich die durch seine Natur selbst in ihn gelegte Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung seines Daseyns. Er sieht den Boden, so weit er sich ausdehnt, den Himmel, so weit ihm entdeckbar, er von Gestirnen umflammt wird, als innerlich sein, als ihm zur Betrachtung und Wirksamkeit gegeben an. Schon das Kind sehnt sich über die Hügel, über die Seen hinaus, welche seine enge Heimath umschließen; es sehnt sich dann wieder pflanzenartig zurück: denn es ist das Rührende und Schöne im Menschen, daß Sehnsucht nach Erwünschtem und nach Verlorenem ihn immer bewahrt, ausschließlich an dem Augenblicke zu haften. So fest gewurzelt in der innersten Natur des Menschen, und zugleich geboten durch seine höchsten Bestrebungen, wird jene wohlwollend menschliche Verbindung des ganzen Geschlechtes zu einer der großen leitenden Ideen in der Geschichte der Menschheit."

Mit diesen Worten seines Bruders schließt der Verf. des Kosmos den ersten Theil seines reichhaltigen Werkes, von dessen Fortsetzung wir den Lesern dieser Anzeigen zu seiner Zeit einen weitren Bericht zu erstatten gedenken.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

J. M. Guggenberger, Neues Transportsystem. Abth. 1. Graz 1845.

Mich. Chevalier, Histoire et description des voies de communication aux états-unis et des travaux d'art qui en dépendent. T. 1. 2. avec Atlas in fol. Par. 1841.

Gius. Bianchi, Atti del R. osservatorio astronomico di Modena. T. I. Modena 1834.

Dr. St. Marianini, Memorie di fisica sperimentale. Anno 1—4. Modena 1841.

Die Systeme der magnetischen Curven der Isogonen und der Isodynamen u. s. w. von J. C. Herger. Heft 1. Leipz. 1844.

Observations on days of unusual magnetic disturbance made at the british colonial magnetic observatories. Part I. 1840—1841. Lond. 1843.

Atti della quarta riunione degli scienziati Italiani tenuta in Padova nel Sept. 1842. Padova 1843.

Giov. de Brignoli di Brunnhoff, Saggio di storia naturale degli stati Estensi. T. I. Modena 1840.

Fr. Körte, Chemische Blätter, zusammengestellt behufs seiner Vorlesungen über den anorganischen Theil der Agriculturchemie. Berl. 1845.

Ehrenberg, Beyträge zur Kenntniß des kleinsten Lebens im Aegäischen Meere, am Euphrat und auf den Bermuda Inseln. Leipz. 1844.

— —, Vorläufige Nachricht über das kleinste Leben im Weltmeer, am Südpol und den Meerestiefen. Leipz. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juny.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

History of Rome, by Thomas Arnold D. D. head master of Rugby School etc. Vol. II. 1840. Vol. III. 1843. London. XI und 676 S. XIII und 498 S. gr. 8.

Von dem zweyten Bande dieses Werkes (dessen erster in unsern Blättern Bd. VII. S. 210 angezeigt worden ist) sagt der Verf. in der Vorrede:

> Alle, die mit Niebuhr's drittem Theile bekannt sind, werden mir gern glauben, daß die Ausarbeitung des gegenwärtigen Bandes ein höchst ermüdendes Geschäft gewesen ist. . . . Auch für meinen ersten Band war Niebuhr's Werk die Grundlage, und mehr als das; indessen durfte ich hoffen, seine Arbeit durch die meinige zugänglicher zu machen und wenigstens durch die Einkleidung einen Vorzug zu erringen. Aber in seinem dritten Bande ist er nicht weniger beredt als weise, und mir ebenso überlegen in der Kraft der Darstellung als in der Tiefe der Untersuchung. Gleichwohl mußte ich diesen Band als einen unumgänglichen Theil meines Unternehmens liefern. Ich machte es so gut als ich vermochte, konnte mich aber des Bewußtseyns von dem großen Unterschiede zwischen der Leistung Niebuhr's und der meinigen nie entledigen.

Diese Anerkennung der Ueberlegenheit seines Vorgängers, die auch in mehreren Stellen von Arnold's Briefen gleich stark ausgesprochen ist, hinderte ihn jedoch nicht, seine eigene Ansicht zu haben und mitzutheilen. Man vergleiche mit Niebuhr III. 491 folgende Bemerkung über das Wirken des hortensischen und des mänischen Gesetzes.

> War nun gleich die höchste gesetzgebende Gewalt auf die Versammlung der Tribus übergegangen, und waren gleich die Wahlen allem unmittelbaren Einflusse der Aristokratie entrückt, so fehlte dennoch sehr viel, daß die Verfassung nunmehr eine Demokratie geworden wäre. Uns freylich, die wir gewohnt sind, jedes Jahr mehr als fünfhundert neue Gesetze ausgehen zu lassen und alltägliche Vorkommenheiten durch Parlamentsschlüsse geordnet zu sehen, muß eine das Recht der Gesetzgebung selbständig ausübende Volksversammlung als Inhaberin der unumschränkten Gewalt erscheinen. Indessen kann uns die ältere Geschichte Englands lehren, unsere jetzigen Vorstellungen nicht auf andere Zeiten überzutragen. Selbst in den Tagen der Tudor und Stuart war die gesetzgebende Gewalt in Vergleichung mit der vollziehenden und richterlichen nicht erheblich. So gab nun zwar das hortensische Gesetz dem römischen Volke die Macht, jedes Begehren durchzusetzen, wozu es durch die Sorge für sein Wohl getrieben war; alle Schranken vor dem starken Ausdruck des gemeinen Willens, die zuletzt doch nur erbittern nicht abhalten, waren nun gebrochen. Aber im gewöhnlichen Zustande war der gemeine Wille ruhend und ließ sich durch den Senat und die Obrigkeiten vertreten. Sogar die Ausübung des Besteuerungsrechtes überließ es ihnen, und mit Ausnahme weniger oder verhältnißmäßig unbedeutender Fälle, selbst die ganze richterliche Gewalt. Die ordentliche Staatsverwaltung blieb ganz in den Händen des Senates, und seine Beschlüsse über alle besondern Vorkommenheiten hatten ohne Zweifel, gleich den Psephismaten der athenischen Volksversammlung, Gesetzeskraft.
>
> Nach Theophilus war es ein in das hortensische Gesetz aufgenommenes Zugeständniß des Volks an die Aristokratie, daß die Beschlüsse des Senats verbindend für das Volk seyn sollten, wie die Beschlüsse des Volks für den Senat. Jedenfalls ist gewiß, daß der Senat eigene, hohe, unabhängige Gewalten behielt, so unumschränkt als die, welche von der Versammlung der Tribus geübt wurden. Hundert und fünfzig Jahre lang bewahrte die eine wie die

andere Körperschaft ein gesundes, kraftvolles Leben in ihr selbst ohne in die Zuständigkeit der andern überzugreifen. Durch wechselseitige gute Gesinnung und Stimmung, so wie durch den beständig Maß gebenden Einfluß der Tribunen, vermöge ihrer Befugniß, gegen Beschlüsse sowohl des Senates als des Volkes einzusprechen, wurde jede bedenkliche Reibung verhütet und in die römische Verfassung jene eigenthümliche Mischung des aristokratischen und des demokratischen Elements gebracht, welche Polybius darin erkannte und so höchlich bewunderte. Und so scheint für die Weisheit des hortensischen Gesetzes der Erfolg auf das entschiedenste zu zeugen. Wir können dieses Gesetz nicht als schädlich oder umkehrend ansehen, wenn wir erwägen, daß es den inneren Zwistigkeiten der Römer auf anderthalbhundert Jahre ein Ende machte, und daß während dieses Zeitraumes alle einzelne Bestandtheile der Verfassung in Thätigkeit waren; daß die lange Ruhe nicht durch den Untergang des einen der streitenden Theile, sondern durch vollkommene Einigung derselben bewirkt wurde. S. 383 fg.

Der dritte Band, nach dem frühen, weithin beklagten Hintritte des Verfs., von seinem Freunde Julius Hare herausgegeben, beginnt mit dem zweyten punischen Kriege, und bricht ab ohne diesen zu Ende zu bringen. Hier hatte der Verf. nicht mehr Niebuhr, der nicht bis auf diese Zeit gelangt ist, aber Livius zum Vorgänger. Kommt er diesem, wie zu erwarten war, als Darsteller bey weitem nicht gleich, wie z. B. bey ihm das bewundernswerthe Cap. Liv. XXVII. 45 einschrumpft, so übertrifft er ihn als Betrachter; ist seine Rede minder anmuthig, so ist sie desto lehrreicher. Zum Belege mag eine Stelle über Hannibal, III. 63, dienen.

> Zweymal in der Geschichte kommt es vor, daß ein Mann von der höchsten Geisteskraft gegen die Macht einer großen Nation ankämpfte, und beydemale behielt den Sieg die Nation. Siebzehn Jahre stritt Hannibal mit Rom, sechzehn Jahre Napoleon mit England; jener fand sein Ziel bey Zama, dieser bey Waterloo.

Wahr ist, was Polybius sagt, daß Hannibal durch eifriges Mitwirken Carthago's unterstützt war; und vermuthlich hat dort die Parthey, die seiner Richtung entgegen stand, so viel nicht vermocht als die römischen Schriftsteller annehmen. Aber der warme Antheil seiner Vaterstadt an dem Kampfe war selbst, wie Polybius an einem andern Orte bemerkt, das Werk seiner Familie. Niemals sonst haben große

Männer sich so als die Lebensgeister einer Nation erwiesen, wie für Carthago in ungefähr fünfzig Jahren nach einander Hamilcar, Hasdrubal und Hannibal. Nicht also bloß wegen unserer Unbekanntschaft mit Carthago's innerem Zustande hat Hannibal einen alles überragenden Platz in unseren Vorstellungen von dem zweyten punischen Kriege; er war wirklich dessen bewegende und leitende Macht; was in seiner Heimath geschah, war nur ein Licht, das von dem seinen ausgieng. Daher drängt sich hier die Geschichte in eine Persönlichkeit zusammen; wir sehen in dem großen Sturme, der von Nord und Süd, von West und Ost auf Italien einbrach, nichts als Hannibal ....

Wird von Hannibal Carthago ganz verdunkelt, so überwiegt auf der andern Seite Rom's Entschlossenheit, Weisheit und Kraft alles Verdienst der Einzelnen, des Fabius des Marcellus, des Claudius Nero, selbst eines Scipio. Der Senat, welcher dem, von ihm gehaßten, Consul Varro, nach dessen unheilvoller Niederlage, seinen Dank dafür bezeigte, daß er an dem Staate nicht verzweifelt; der sich nicht herabließ, die zwölf Colonieen, die ihre gewohnten Leistungen zum Kriege verweigerten, zu bitten, zu tadeln oder zu bedrohen, dieser Senat ist größerer Ehre werth als der Sieger bey Zama. Das sollten wir um so mehr beachten, weil wir geneigt sind, eine persönliche Größe mehr als eine nationale zu bewundern, und darum, daß kein einzelner Römer die Vergleichung mit Hannibal besteht, unzufrieden mit dem Erfolge des Kampfes zu seyn, als wäre der Sieg dem minder würdigen geblieben. Im Gegentheile hat sich die Weisheit der göttlichen Weltregierung wohl nie deutlicher gezeigt als in dem Ausgange des Streites zwischen Rom und Carthago. Es war offenbar ein Glück für die Menschheit, daß Hannibal unterlag; hätte er obgesiegt, so wäre die Welt in ihrem Fortschreiten aufgehalten gewesen. Denn auf die Dauer können große Männer nur als Bildner großer Nationen wirken; und das vermag kein Einzelner, auch ein Hannibal nicht, während eines Menschenalters. Ist aber ein Volk nur auf eine Zeit durch den Geist eines großen Mannes befeuert worden, so ist es, sobald dieser abtritt, einem todten Körper ähnlich, dem eine zauberische Gewalt augenblicklich Leben eingehaucht hat; kalt und steif wie zuvor, sobald der Zauber aufhört. Wer den Ausfall der Schlacht bey Zama bedauert, sollte die Zeit in Erwägung ziehen, wo Hannibal nach dem Laufe der Natur nicht mehr unter den Lebenden seyn konnte, und sich fragen, ob die allein stehende phönicische Stadt Carthago dazu geschickt gewesen wäre, daß sie die Bildung Griechen-

lands aufgenommen und bewahrt, daß sie durch ihre Gesetze und Einrichtungen Barbaren aller Stämme und Zungen in ein fest geordnetes Reich vereinigt und sie vorbereitet hätte, einst nach der Auflösung dieses Reiches freye Glieder des christlichen Gemeinwesens zu werden.

Noch kenntlicher macht vielleicht den Geist des Werkes folgendes Bruchstück aus den Vorarbeiten des Verfs. zu der Fortsetzung.

Waren die Sitten Roms um die Zeit des zweyten punischen Krieges so rein als die Schriftsteller anzunehmen pflegen, die ein ackerbauendes Volk für sittlich gesunder halten als ein Handel und Gewerbe treibendes? Allerdings lag zu jener Zeit viel Edles in dem römischen Charakter; ohne Grund aber würde man diesen Vorzug auf denjenigen beziehen, den der Ackerbau vor dem Gewerbe hatte. Das römische Volk stand noch in der Jugend seines Daseyns; jugendliche Frische war in den Gemüthern. Noch hatten sie die Gefühle der Bewunderung und Verehrung nicht verloren; Gefühle, deren Untergang die tiefste Erniedrigung der menschlichen Natur ist. Ehrfurcht gegen die Götter, gegen die Gesetze, gegen die Alten, gegen das Urtheil der Weisen und Guten wirkte stark in dem römischen Gemüthe; ihr entgegen vermochte Eigendünkel und Eigensucht noch nichts. Geschah ein Frevel, so war nicht selbstsüchtige Bosheit die Ursache; was auch ein Römer verbrechen mochte, sein Götze war nicht jener schändlichste, das Schwelgen in eigener Lust und Hoffart. Er mochte treulos und grausam gegen Fremde seyn, weil er dieß für gut hielt, um das Ansehen Roms vor Demüthigungen zu bewahren; der Patricier mochte gegen die Gemeinen hochmüthig und hart seyn, weil er damit die Vorrechte seines Standes zu wahren meynte; aber diese Vorrechte selbst waren in seinen Augen das geheiligte Erbe, das ihm die Geister der Vorfahren geboten, ungeschmälert seinen Nachkommen zu überliefern. Es gab also damals in Rom, gleichwie in andern schon mehr verdorbenen Staaten, Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit, und gegen Fremde Grausamkeit und Wortbruch; dabey war aber noch Hingebung an ein höheres, gemeinsames Interesse; und wo dessen Forderungen mit Wahrheit und Recht zusammenstimmten, da erschien Tugend in der erhabensten Gestalt: entschlossenste Enthaltsamkeit, Gehorsam bis zum Tode, unerschütterlicher Muth, Selbstaufopferung im Dienste der Pflicht.

Bey diesem Stande des Volkslebens werden die häuslichen Verhältnisse rein und treu gehalten; denn darüber ist Gesetz und öffentliche Meinung übereinstimmend; nur Verdorbenheit von Einzelnen führt zur Verletzung dieser einfachen Pflichten. Daher finden wir die Ehe selten durch Ehebruch oder Scheidung getrennt, und den Gehorsam der Kinder gegen die Eltern sowohl durch das Gesetz als durch die allgemeine Denkungsart gewahrt. Allerdings geben die Gesetze über die väterliche Gewalt dem Vater ein unbeschränktes Recht und entweihen gewissermassen eines der heiligsten Bande, indem sie es dem zwischen Herrn und Knecht gleichstellen. Indessen ist die Elternliebe so stark, daß Kinder nicht leicht in Gefahr kommen, von dem Vater grausam behandelt zu werden; und diese natürliche Liebe macht den großen Unterschied zwischen der Regierung des Hauses und des Staates; dort ist das mehr zu fürchtende Uebel Ungehorsam, hier Bedrückung.

Aber ungeachtet solcher Vorzüge der älteren Zeit dürfen wir uns nicht vorstellen, daß die Sitten Roms sich der Reinheit angenähert haben, welche das Christenthum fordert. Als wäre es auf einen Vergleich mit Leidenschaften, die nicht auszurotten waren, abgesehen gewesen, duldete die öffentliche Meinung gewisse Ausbrüche der Unsittlichkeit, um andere desto kräftiger niederzuhalten .... Es scheint, die alten Freystaaten befanden zweckmäßig, die Leidenschaften in besonderen Fällen gewähren zu lassen, damit sie da austobten und sich nicht auf das übrige Leben wärfen. So erging sich bey den Athenern die Comödie in den gröbsten Zoten, während die Tragödie in ihrer Reinheit auf das sorgfältigste bewahrt wurde. Wie bey den Römern die Sklaven ihre freyen Tage in den Saturnalien genossen, so ließen die Floralia, Liberalia und andere religiöse Festlichkeiten die niedrigsten Neigungen unserer Natur los, und es wurden da Gräuel getrieben und von dem Staate gutgeheißen, die wir mit der Strenge der römischen Zucht in den übrigen Verhältnissen ganz unvereinbar finden müßten, wenn nicht anzunehmen wäre, daß man solche Duldung in der Absicht geübt habe, Lüsten, die sich nicht ganz unterdrücken ließen, einen gemessenen Spielraum anzuweisen. III. 466.

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1845.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

Dr. Ed. Eichwald, Fauna Caspio-Caucasia. Petropoli 1841.

Alf. Malherbe, Faune-ornithologie de la Sicile. Metz 1843.

Rich. Owen, Description of the skeleton of an extinct gigantic Sloth, Mylodon robustus, Owen etc. London 1842.

Gr. Karelin et J. Kirilow, Enumeratio plantarum in desertis Sangoriae orientalis et in jugo summarum alpium Alataù anno 1841 collectarum. Moscau 1842.

L. F. von Heufler, Die Urſachen des Pflanzenreichthums in Tyrol. Innsbruck 1842.

Dr. H. W. Pabſt, Der landwirthſchaftliche Pflanzenbau. Darmſtadt 1842.

Rapports du jury et documents de l'exposition de l'industrie Belge en 1841. Brux. 1842.

L. von Koſſuth, Ungarns Anſchluß an den deutſchen Zollverband. Leipzig 1842.

Dr. H. S. Lindemann, Die Lehre vom Menſchen oder die Anthropologie. Abth. 1. 2. Zürich 1844.

E. Burnouf, Introduction à l'histoire de Buddhisme indien. T. I. Paris 1844.

Leibnitz's Animadversiones ad Cartesii principia philosophiae aus einer noch ungedruckten Handſchrift mitgetheilt von Dr. G. E. Guhrauer. Bonn 1844.

J. H. Deinhardt, Beyträge zur religiöſen Erkenntniß. Hamburg 1844.

Dr. C. H. Weiſſe, Die Idee der Gottheit. Dresden 1844.

Opere di Lorenzo de Medici detto il Magnifico. Vol. 1 — 4. Firenze 1825.

La chevalerie Ogier de Danemarche par Raimbert de Paris. Vol. 1. 2. Paris 1842.

Osservazioni sulla poesia de Trovatori e sulle principali maniere e forme di essa confrontate brevemente. Modena 1839.

K. A. Hahn, Das alte Paſſional. Frankf. 1845.

Hartmann von der Aue, Iwein, von Benecke und Lachmann. Berlin 1843.

G. Marchi, Monumenti delle arti cristiane primitivi nella metropoli del cristianismo disegnati ed illustrati. Distribuz. 1 — 7. Roma 1844.

Dr. Fr. Kugler, Handbuch der Kunſtgeſchichte. Stuttg. 1842.

Galerie de Florence gravée sur cuivre et publiée par une société d'amateurs, sous la direction de L. Bartolini, J. Bezzuoli et S. Jesi, avec un texte en français par Alex. Dumas. Livr. 1. 2. Florence 1841.

Dr. Fr. Kugler, Vorleſung über die Syſteme des Kirchenbaues. Berlin 1843.

Fr. von Kausler und J. E. Woerl, Die Kriege von 1792 — 1815 in Europa und Aegypten. Karlsruhe 1842.

Dr. P. S. Denis de Comercy, Etudes chimiques, physiologiques et médicales, faites de 1835 à 1840, sur les matières Albumineuses. Commercy 1842.

Bernh. C. Brühl, Zur Kenntniß des Wirbelthier-Skelettes. Abth. 1. Wien 1845.

Dr. E. F. Gurlt, Handbuch der vergleichenden Anatomie der Haus = Säugethiere. Band 1. 2. Berlin 1844.

Dr. Guſt. von Gaal, Die Krankheiten des Ohres und deren Behandlung. Wien 1844.

Dr. Alb. Krauſe, Das Empyem und ſeine Heilung auf mediziniſchem und operativem Wege. Danzig 1843.

L. Günzburg, Percuſſion und Auscultation des Herzens im geſunden und kranken Zuſtande. Wien 1844.

Joſ. Lalic Heilmethode gegen die Hundswuth (Hydrophobie) bey Menſchen und Thieren. Wien 1844.

C. D. Leichſenring, Die phyſikaliſche Exploration der Bruſthöhle. Leipzig 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juny.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

History of the house of Commons from the Convention Parliament of 1688 — 9 to the passing of the Reform bill in 1832. By W. Ch. Townsend Esqu. A. M. Recorder of Macclesfield. London 1843. 44. Zwey Bände. gr. 8.

Man findet in diesem gut geschriebenen Buche theils weniger, theils mehr als der Titel erwarten läßt. Weniger, weil der Verf. die jüngste Zeit vor 1832 mit unverhältnißmäßiger Kürze behandelt; mehr, weil er über die Epoche, die er zum Anfangspuncte nimmt, manchmal sehr weit zurückgeht, und weil er Lebensnachrichten von einzelnen Mitgliedern des Unterhauses, zum Theil, wie von Somers und Harley, sehr ausführlich eingeflochten hat. Der Stoff ist in den dreyzehn Capiteln, worein sich der erste, und den vierzehn, in welche sich der zweyte Band theilt, weniger nach der Zeitfolge als fachweise geordnet.

Der erste Band handelt größtentheils von dem Vorsitzenden, dem Sprecher, wie er schon frühe genannt wurde, und von den merkwürdigsten Männern, welche dieses Amt bekleidet haben. Die Obliegenheit desselben beschrieb ein Sprecher unter Carl I. so: „Ew. Majestät Haus der Gemeinen hat eines seiner Glieder dazu erwählt, der Mund, in der That der Diener aller übrigen zu seyn, das Steuerruder wachsam und klug in allen ihren wichtigen Verhandlungen und Berathungen zu führen, treu und fleißig die ächte Meynung einer zahlreichen Versammlung aufzufassen, diese rechtzeitig vorzutragen und in schickliche Fragen zum Behufe der Abstimmung zu bringen, und so das Haus und seine Beschlüsse, Erklärungen und Gesuche über alle dringende Vorkommenheiten mit Wahrheit, mit Recht, mit Leben, mit Glanz und mit voller Gewärtigkeit gegen Ew. Majestät vorzustellen.“ Der Sprecher ist jederzeit von dem Hause selbst aus seiner Mitte gewählt worden, bis auf Carl II. aber auf den Vorschlag eines von dem Könige damit beauftragten Mitgliedes. Sein erstes Geschäft war, im Namen des Hauses um eine Bestätigung seiner Freyheiten anzusuchen. Bey dieser Gelegenheit verweigerte Carl II. die Anerkennung des erwählten Sprechers, worauf das Haus zu einer andern Wahl schritt. Seitdem wird jene Anerkennung als erforderlich zur Gültigkeit der Wahl betrachtet. Der Sprecher wird auf die ganze Dauer eines Parlaments gewählt; indessen sind Fälle vorgekommen, wo er auf Verlangen des Hauses abtrat. Ehemals bezog er Diäten, fünf Pf. St. des Tages; jetzt ist sein Gehalt auf 5000 Pf. St. jährlich gesetzt, und daneben hat er noch verschiedene Amtsnutzungen. Nicht Gesetz, aber Gewohnheit macht es dem Sprecher zur Pflicht, falls er zur Zeit seiner Erwählung ein mit Gehalt verbundenes Staats- oder Hofamt bekleidet, dieses alsbald niederzulegen. Den Rang hat er nächst den Mitgliedern des Oberhauses; daher gilt er als der erste Gentleman von Großbritannien.

In dem zweyten und den folgenden Capiteln ist eine Reihe Sprecher aufgeführt; eine zweyte in den drey letzten des ersten Bandes. Das siebente

Capitel handelt von ehemaligen, jetzt abgekommenen Vorrechten der Unterhausglieder. Diese hatten von früher Zeit her Anspruch auf Taggelder, die nicht aus der Staatskasse, sondern von ihren Wählern bezahlt werden mußten und, obwohl mäßig, diesen doch so schwer fielen, daß die Ausübung des Wahlrechts oft abgelehnt oder auch die Verzichtleistung des Erwählten auf Taggelder gegen eine kleine Erkenntlichkeit bedungen wurde; wie z. B. 1463 der Abgeordnete von Dunwich ein Faß Häringe dafür annahm. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts wurde dieser Anspruch aufgegeben. Ungefähr zu gleicher Zeit kamen zwey Vorrechte aus der Uebung, die bis dahin von manchen Volksvertretern zu großer Beschwerung ihrer Mitbürger waren mißbraucht worden: das eine, daß kein Diener eines Mitgliedes des Unterhauses während eines Parlaments wegen einer Civilklage verhaftet werden konnte; das andere, daß gegen ein Parlamentsglied eben so lange keine Civilklage noch Vollstreckung eines Erkenntnisses Statt fand.

Dem hochwichtigen Recht der Redefreyheit ist das achte Capitel gewidmet. Schon unter Heinrich IV. war festgesetzt worden, daß kein Mitglied des Parlaments wegen irgend einer Aeußerung oder Behauptung in demselben vor Gericht und zur Strafe gezogen werden könne. Seit der Regierung Heinrichs VIII. wurde unter den Freyheiten, um deren Gewährung der angehende Sprecher ansuchte, auch diese erwähnt. Die Herrscher aus dem Hause Tudor wußten aber die Ausübung derselben oft durch Einschüchterung zu zügeln. Ja, Elisabeth ließ auf jenes Ansuchen einmal erwiedern: „Redefreyheit ist bewilligt, aber ihr müßt wissen, was für eine Berechtigung ihr daran habt; nicht daß jeder aussxreche, was ihn gelüstet oder ihm in den Kopf kommt, sondern, daß er Ja oder Nein sage.“ Unter Jacob I. und Carl I. geschah es mehrmals, daß Parlamentsglieder wegen ungebührlicher Aeußerungen auf königlichen Befehl in Haft genommen wurden und das Unterhaus sich darüber als eine Verletzung seiner Freyheiten beschwerte. Noch empfindlicher als jene Könige bewies sich das republicanische Unterhaus, indem es jede der Mehrheit mißfällige Aeußerung rügte, oft bestrafte. Nach der Wiedereinsetzung des Hauses Stuart behauptete das Parlament nicht ohne Widerspruch, daß ihm allein die Beurtheilung eines Mißbrauches der Redefreyheit in seiner Versammlung zustehe. Dieß wurde endlich durch die Bill der Rechte unter Wilhelm III. für immer festgestellt. Hergebracht ist seitdem, daß eine Rüge nur Statt finden kann, wenn die anstößig befundenen Worte auf der Stelle niedergeschrieben worden sind.

Die im neunten Capitel abgehandelten Rechte der Freyheit von Haft in bürgerlichen Rechtssachen und der Postfreyheit haben ihre ehemalige Bedeutsamkeit durch die jüngsten Veränderungen in der Gesetzgebung, Schuldklagen betreffend, und im Postwesen, verloren.

Das zehnte Capitel giebt besonders anziehende Nachrichten von dem Verhalten und Wirken der Rechtsgelehrten, namentlich der Anwälte, im Unterhause. Einmal, unter Heinrich IV., wurden sie von der Wählbarkeit ausgeschlossen. Dieses, nur mit Landeigenthümern und Gewerbetreibenden besetzte, Unterhaus wurde parliamentum indoctorum genannt und brachte nichts Gedeihliches zu Stande. Später fand nie mehr eine Ausschließung Statt, aber lange Zeit betrachtete die Regierung den Einfluß von Rechtsgelehrten auf die Verhandlungen als schädlich. „Es ist ärgerlich, schrieb der herrische Strafford an Laud, daß die Langröcke ihre Nasen über die Blumen der Krone strecken und daran so lange schnüffeln und blasen, bis ihnen Schönheit und Geruch vergeht.“ Nach dem Sturze Jacob's II. hingegen glaubte Lord Halifax, der großen Antheil daran gehabt, die Wähler warnen zu müssen, „Rechtsgelehrte in das Unterhaus zu wählen, die fast alle beschränkten Geistes und durch die Richtung ihrer Studien getrieben seyen, dem Könige und seinen Vorrechten anzuhangen.

(Schluß folgt.)

Die beyden älteſten deutſchen Jahrbücher der Stadt Zürich. Jahrbuch eines Ungenannten von den erſten Anfängen der Stadt bis zum Jahre 1336, nebſt Fortſetzung eines Andern bis 1446, und Jahrbuch des Ritters und Schultheißen von Zürich Herrn Eberhard Müllers von 1336 bis 1364 nebſt Fortſetzung eines Andern bis 1386. Im Auftrage der antiquariſchen Geſellſchaft herausgegeben von Ludwig Ettmüller. Zürich 1844. 64 S. 4.

Dieſer Abdruck einer Zürcher Handſchrift des XV. Jahrhunderts, der eine der „Mittheilungen“ der dortigen antiquariſchen Geſellſchaft (zweyten Bandes) ausmacht und auch für ſich ausgegeben wird, verdient Beachtung als Beytrag zu den bisher noch nicht in großer Zahl aufgefundenen Probeſtücken von Anwendung der vaterländiſchen Sprache zu längern geſchichtlichen Aufzeichnungen. „Man findet geſchriben in latin vil Kroniken . . ., aber zu tütſche iſt lützel ſolicher bücher“ bemerkt bereits 1366 der Verfaſſer der älteſten deutſchen ſowohl allgemeinen als inſonderheit elſäßiſchen und ſtraßburgiſchen Chronik Jacob von Königshofen.

Aus dem Inhalt der erſtgenannten der hier gegebenen beyden Chroniken, deren Verfaſſer am Eingang bemerkt, er habe, was Zürich bis auf die Zeit des Kaiſers Julius betreffe, zu Rom im Jahre 1286 in einer lateiniſchen Chronik dieſes Kaiſers geleſen, im Jahre 1339 aber, alſo 53 Jahre ſpäter, daraus von latin zu tiutſch geſchrieben, iſt für die frühere Hiſtorie dieſer Stadt nicht eben viel zu lernen. Eine Hauptpartie beſteht in der Legende der dortigen Martyrer Felix, Erſuperantius und Regula, die, wie zur Heidenzeit „drei Abgött (zwen Man und eine Frau, Jovis, Mercurius und Diana)“ in dieſer von Kaiſer Julius Duorum regum genannten Stadt gefeyert worden, ſpäter als drey große „Hailgen, auch zwen Man nnd eine Frau,“ an deren Stelle getreten ſeyen.

Von Dietrich von Bern, „von dem die puren singent, wie er mit dem wurme hab geſtriten und mit den helden gefochten, heißt es, daz iſt ain gedenk diu niwan durch kurzwîl erdaucht iſt. Der ſelbe Dietrich von Bern was ûz Ungerlant und was Dietmars ſun, ain baſchart . . . . . Man ſprach im darumb Dietrich von Bern, wan er wonet vaſt zuo Bern in Lamparten und hate ſin weſen da ſelbes. Er was ain kezer an dem glouben und hâte des küinges tochter von Frankrîch zuo der ê, ſi hiez Andolfa. Man liſt von im, daz er ain hübisch wol getan manlich man waere: aber daz er ſölichen fortail hete an groezi oder an ſterki, als man von im ſinget und ſait, daz iſt niut.

Nach mancherley Erzählungen von Rudolf von Habsburg, wird geſagt: er tet ſo vil ſtrît und redlicher tât daz man ain aigen buoch von ihm gemachet haut. König Ludwig IV. „ain ketzer und uncriſtner man“, der ſich bey Hagenau dem verabredeten Kampfe heimlich entzogen, und ſpäter, nur weil er durch Luitpolt dazu gedrängt, den gefangenen Friedrich entlaſſen habe, wird, wie bey Jacob von Königshofen, ja noch weniger glimpflich behandelt. Ueberhaupt ſtimmt wie in dieſer erſten ſo auch in der andern Chronik Vieles zum Theil wörtlich mit der Darſtellung, ſo weit ſie bey Königshofen reicht, überein. Gleichwohl hält ſich letztere näher an das, was Zürich inſonderheit betrifft.

Doch, da der Herausgeber in ſeinem Vorworte ſelber auf eine Kritik des Inhalts nicht eingeht, und ſich damit begnügt nach Rechtfertigung der Art, wie er die wilde Orthographie ſeiner Vorlage, ohne den Wörtern und Formen zu nahe treten zu wollen, geregelt, einige Stellen, in denen nicht ſehr gewöhnliche Ausdrücke vorkommen, kurz zu erläutern, ſo können auch wir uns nur noch zu ein paar Bemerkungen über dieſe Erläuterungen verſucht finden.

Da zwaiten ſi (und tauten wachſen den glauben) „da vereinigten ſie ſich“ vielleicht verſchrieben ſtatt zweiten (zweigten, pfropften.) — unvermausgot ſcheint zu ſtehen für unvermaulgot, wie

besechnot für belechnot. — an ainen baien f. an ain (d. h. aine) baien. — an Sant Johans aubent zu sungichten „am Frühmorgen des Tages vor dem Johannistage", wohl am Vorabend des Johannistages, der sonst der ze sunwenden heißt, nämlich des 24. Juny. — aun geschicht dafür bey Königshofen in derselben Stelle von ungeschicht. — uf der Brüsch, ebenso bey Königshofen, nämlich an der Breusch, dem Flüßchen — über die roten Juden wäre etwa zu vergleichen Docen im Museum f. altd. Lit. 1809 I, 265. 6. —

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

El. Wartmann, Mémoire sur le Daltonisme. Genève 1844.

Dr. E. Trummer, Vorträge über Tortur, Hexenverfolgungen, Vehmgerichte und andere merkwürdige Erscheinungen in der Hamburgischen Rechtsgeschichte. Bd. I. 1. Hamburg 1844.

Novellae constitutiones imperatorum Theodosii II., Valentiniani III. etc. Recognovit et annotatione critica instruxit G. Haenel. Bonn 1844.

Dr. E. Hoffmann, Die Lehre von den Servituten nach römischem Rechte. Band 1. 2. Darmstadt 1843.

G. v. Schmidt, Handbuch aller seit 1560 bis auf die neueste Zeit erschienenen Forst- und Jagdgesetze des Königreiches Sachsen. Th. 1. 2. Meißen 1844.

Dr. K. v. Richthofen, Ueber die singulären Erbrechte an schlesischen Rittergütern. Breslau 1844.

U. Mayer, Beyträge zur Geschichte des Badischen Civilrechtes bis zur Einführung des neuen Landrechtes. Constanz 1844.

Dr. G. A. Matile, Le Miroir de Souabe, d'après le manuscrit français de la bibliothèque de la ville de Berne. Neuchâtel 1843.

Sammlung der Verordnungen der freyen Hansestadt Hamburg seit 1814. Bd. 17. Verordnungen von 1842 und 1843. Hamburg 1844.

C. F. Koch, Lehrbuch des Preuß. gemeinen Privatrechts. Bd. I. Berlin 1845.

M. A. Bouthors, Coutûmes locales du Bailliage d'Amiens, redigées en 1507, publiées d'après les manuscrits originaux. Série 1 — 3. Amiens 1842 — 43.

Henry Roscoe, A digest of the law of evidence on the trial of actions at Nisi Prius. London 1844.

Recopilacion de la leyes de España. Tom. 1 — 3. Madr. 1775. fol.

Nic. Salvetti, Antiquitates Florentinae jurisprudentiam Etruriae illustrantes. s. l. 1777.

Phil. Soler, Concordia jurisdictionis ecclesiasticae et saecularis. Vol. 1. 2. Matriti 1753.

Statuta civitatis Beneventi. Beneventi 1717.

Statuta terrae Argentae e veteri manuscripto codice nunc primum edita. Ferrariae 1781.

Quaderno de las leyes y agrarios reparados en las cortes de 1757. Pampl. 1798.

Reales ordinaciones de la isla y real fuerça de Iviza. Palma 1751.

Duarte Nuñez do Lião, Añotacões sobre as ordenacões dos cinquo livros que pelas leis extravagantes são reuogadas ou interpretadas. Lisboa 1569.

Don Pedro Valdés Leon, Ordenanzas generales para el govierno de la ciudad de San Phelipe. Valencia 1750.

Ordenanzas de la real audiencia de al principado de Cathaluna. Barcelona 1742.

Leyes y ordenanças nuevamente hechas por su Magestad por la governacion de las Indias y buen tratamiento y conservacion de los Indios. Alcala de Henares 1543.

Leis extravagantes, collegidas e relatadas pelo Licenciado Duarte Nunez do Liam. Lisboa 1569.

Collecção de Decretos, Editaes . . . Lisboa 1808.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juny.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

History of the house of Commons from the Convention Parliament of 1688 — 9 to the passing of the Reform bill in 1832.

(Schluß.)

In den drey ersten Capiteln des zweyten Bandes geschieht Erwähnung der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, welche Glieder des Unterhauses gewesen sind. Das vierte und fünfte handelt von der Strafgerichtsbarkeit des Hauses über seine Mitglieder. Sie hat drey Abstufungen. Die erste ist der Verweis, welcher von dem Sprecher ertheilt wird, indem er den, welcher sich im Reden verfehlt hat, mit Nennung seines Namens zur Ordnung ruft. Die zweyte besteht in der Verhaftung auf längere oder kürzere Zeit, entweder in dem Staatsgefängnisse (Tower) oder nur bey dem Stabträger. Mit dieser Strafe werden gröbere Verfehlungen, nicht nur im Reden, sondern auch durch Verweigerung abgeforderter Aufschlüsse u. dgl. geahndet. Die dritte endlich ist die Ausschließung von dem Parlament wegen eines Vergehens, wie Bestechung, Veruntreuung öffentlicher Gelder, Betrug u. s. f. Zum erstenmale kommt diese Strafe unter Heinrich VII. vor. Ein Mitglied des Unterhauses hatte von den geheimen Verhandlungen desselben dem Könige Kenntniß gegeben; deßhalb wurde es nicht nur ausgestoßen, sondern für unfähig erklärt, je wieder gewählt zu werden. In der Folge lauteten die Ausschließungen, die in unruhigen Zeiten oft vorfielen, nur auf Entfernung aus dem Parlament auf dessen Dauer, oder auch nur für dermal, in welchem Falle der Wiedereintritt vermöge einer neuen Wahl gestattet blieb. Erst 1772 wurde der Gebrauch aufgehoben, nach welchem jedes Strafurtheil von dem Schuldigen knieend angehört werden mußte.

Das sechste und das siebente Capitel erörtert die Strafgerichtsbarkeit des Unterhauses über Personen, die ihm nicht angehören. Unstreitig stand ihm von jeher zu, über die Gültigkeit der Parlamentswahlen zu entscheiden, und die dazu erforderliche Untersuchung selbst anzustellen. Mit dieser Befugniß war nothwendig eine Strafgewalt verbunden, um die aufgerufenen Zeugen zum Erscheinen und zur eidlichen Erklärung auf die ihnen vorgelegten Fragen anzuhalten. Das Unterhaus dehnte aber sein Strafrecht viel weiter aus. Zu Zeiten machte es von seiner Zuständigkeit, Beleidigungen, die ihm in seiner Gesammtheit oder in einzelnen Mitgliedern widerfuhren, selbst zu ahnden, übermäßigen und gehässigen Gebrauch, indem es z. B. Unterzeichner von Bittschriften, die ihm anstößig waren, in strenge Haft nahm, Druckschriften, durch die es sich verletzt erachtete, sogar einmal Predigten eines Bischofs, durch den Henker verbrennen ließ, und Zeitungsschreiber durch Kerkerstrafen schreckte. In neuerer Zeit übt das Unterhaus sein Strafrecht in dieser Ausdehnung nicht mehr, sondern läßt die Schuldigen vor Gericht stellen. Eine noch viel bedenklichere Ausübung dieses Rechtes, die jedoch nur in Gemeinschaft mit dem Oberhause Statt fand, kommt jetzt auch nicht mehr vor: die Verurtheilung wegen Hochverrathes durch bloßen Machtspruch.

Das Anklagerecht wegen Staatsverbrechen hin-

gegen, von welchem die vier folgenden Capitel handeln, ist von dem Unterhause noch bis in die neueste Zeit ausgeübt worden. Das Oberhaus, vor welches, als das oberste Gericht des Landes, die Klage gebracht wird, hat sich nie geweigert sie anzunehmen, in den meisten Fällen aber die Beklagten frey gesprochen oder doch gelinder, als die Klage forderte, gestraft.

In den drey übrigen Capiteln wird die Zusammensetzung und der Geschäftsgang des Unterhauses beschrieben. Schon unter Eduard I. hatte es gegen 300 Mitglieder, nämlich 74 Ritter und 200 Stadt- oder Marktbürger. Eine Zeit lang nahm diese Zahl wieder ab, da manche Wählerschaften der Verbindlichkeit, Abgeordnete zu stellen, auf ihr Gesuch enthoben wurden; z. B. die Stadt Colchester unter Richard II. auf fünf Jahre, zur Vergütung dafür daß sie ihre Mauern hergestellt hatte. Als man das Wahlrecht mehr schätzen und die Kosten weniger scheuen lernte, bewarben sich um dieses Recht Landschaften und Marktflecken, denen es noch nicht zustand. Die Könige ertheilten es bis auf Carl II., der diese Befugniß fallen ließ. Durch die Einung von Schottland und Irland wurde die Zahl der Mitglieder auf 658 gesteigert. Wenigstens 40 müssen gegenwärtig seyn, wenn eine Berathung Statt finden soll. Es sind mancherley Mittel versucht worden, die Mitglieder zur Anwesenheit zu nöthigen, aber meist umsonst. Die ältesten Parlamente dauerten nur acht bis vierzehn Tage; ein Monat erregte schon Murren. Nach und nach verlängerten sich die Sessionen auf zwey bis drey Vierteljahre. Der Beginn der Sitzung ist seit geraumer Zeit nach Mittag; ehedem reichten fünf bis sechs Stunden zu, wenn bedeutende Sachen zur Sprache kamen; jetzt wird oft die doppelte Zeit gesessen. Die Verhandlung über die erste Einführung der Eigenthumsteuer dauerte acht Wochen, von vier Uhr Abends bis zwey Uhr Morgens täglich. Der Ausschüsse, welche auf die Berathung vorzuberathen haben, waren manchmal 25 zu gleicher Zeit. Sonnabends und Sonntags ist keine Sitzung des Hauses. Die Ursache der großen Ausdehnung der Berathungen ist theils die Wichtigkeit der Sachen (da z. B. die ganze Einnahme und Ausgabe des Staates alljährlich festgestellt werden muß), theils ihre Menge (da die meisten Geschäfte, die auf dem festen Lande den Regierungsbehörden obliegen, vor das Parlament kommen), theils endlich die Redseligkeit vieler Abgeordneten.

Sonst pflegten nur wenige zu sprechen; jetzt wird angenommen, daß ungefähr die Hälfte sich zuweilen hören lasse. Großentheils geschieht es nur aus Rücksicht auf die Wähler, die es übel nehmen, wenn ihre Abgeordneten nie auftreten. Ein wirksamerer Damm gegen die Redefluth, als das Recht, welches der Sprecher hat aber selten gebraucht, Abkürzung der Rede zu begehren, ist einestheils das Verbot, auf welchem streng bestanden wird, Geschriebenes vorzutragen und sitzend zu sprechen, anderntheils die Scheu vor Zeichen der Ungeduld und des Spottes, womit das Haus nicht sparsam ist, und wodurch schon manche begabte Leute, z. B. der berühmte Gibbon, abgehalten wurden, eine Rede zu wagen. Doch ist es vorgekommen, daß einer so lange sprach, bis das Haus beynahe leer wurde. Die Regel, daß keiner zweymal spreche, wird großentheils durch die Ausnahme entkräftet, welche ein zweytes Sprechen wegen nöthig befundener Berichtigung gestattet.

Ehedem geschah es nicht selten, daß sehr junge Leute, ja Knaben in das Unterhaus gewählt wurden. Waller, der Dichter, sprach da mit Beyfall, noch nicht siebzehn Jahre alt. Unter Wilhelm III. ward festgesetzt, daß jede Wahl ungültig seyn sollte, deren Erkohrner nicht das ein und zwanzigste Jahr zurückgelegt hätte. Dabey ist es geblieben, jedoch hat man es nicht so streng genommen, daß nicht Einige, wie For, schon vor der Volljährigkeit eintraten. Alsbald nach derselben Erreichung sind die meisten, die sich als Redner hervorgethan haben, Pitt Vater und Sohn, Sheridan, Canning, Peel, in das Unterhaus gekommen, und Burke hat es immer bedauert, daß er dazu erst sechs und dreyßig Jahre alt gelangen konnte.

Nachweisung von Vermögen oder Einkommen war ehemals nicht erforderlich, um wählbar zu seyn. Erst unter der Königin Anna wurde der Besitz eines jährlichen Einkommens von 300 Pf. St. für einen städtischen, und von 600 Pf. für einen land-

schaftlichen Abgeordneten zur Bedingung gemacht, diese jedoch nicht auf Söhne von Mitgliedern des Oberhauses, noch auf die Erwählten der zwey Universitäten, auch nicht auf die Abgeordneten aus Schottland erstreckt. Zuvor waren manchmal unbemittelte und wenig angesehene Leute, unter Jacob II., sagt man, sogar Hausbediente in das Unterhaus geschoben worden. Die Beschränkung der Erwählbarkeit auf Personen selbstständiger Stellung wird sogar von einem Demagogen, Horne Tooke, zweckmäßig befunden. Wird nicht, sagt er, Vermögen, Ansehen und Gewicht des Parlaments durch das Vermögen, Ansehen und Gewicht der einzelnen Mitglieder begründet, so kann seine eingebildete Würde nicht von Dauer seyn.

Die Nachrichten von den Parlamenten vor Carl I. sind lückenhaft und großentheils dürftig. Man sah es ungern, wenn Mitglieder Aufzeichnungen machten. Als die Zeitungsschreiber anfingen, Bruchstücke der Verhandlungen zu liefern, faßte das Unterhaus strenge Beschlüsse gegen die Veröffentlichung, und mancher Buchdrucker mußte knieend Abbitte thun. Erst seit 1771 ließ diese Strenge nach. Die Berichterstatter für die Zeitungen durften sich nun auf der Gallerie des Hauses sehen lassen, und der Druck ihrer Mittheilungen wurde nicht mehr beanstandet. Aus Verfolgten wurden sie sogar Verfolger. Als Wyndham in einem Anfalle übler Laune von den Leuten auf der Gallerie als von einem Gesindel gesprochen hatte, kamen die Zeitungsschreiber und ihre Gehülfen überein, seine Reden nicht mehr aufzunehmen, und straften ihn damit empfindlich. Die alte Ordnung, wornach außer den Mitgliedern des Hauses Niemand bey den Verhandlungen anwesend seyn soll, ist zwar nicht aufgehoben, obgleich darauf mehrmals angetragen wurde; sie wird aber nicht mehr streng gehandhabt. Nur das weibliche Geschlecht ist ausgeschlossen, seitdem einmal, zu Burke's Zeiten, als der Sprecher befohlen hatte, die Männer auf der Gallerie zu entfernen, die weiblichen Anwesenden nicht nur geblieben, sondern deren noch mehr eingedrungen waren, und der Aufforderung abzutreten so lange und so laut widerstanden hatten, daß das Haus dadurch zwey Stunden lang gestört war.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Schluß.)

Collecção chronologica dos assentos das casas da supplicação e do civel. Coimbra **1786.**

Gasp. Escalono Aguero, Gazophilacium regium Perubicum. Madr. **1775.**

Cortes celebradas en los reynados de D. Sancho IV. y de D. Fernando IV. Publicanlas con algunas observaciones los doctores D. Ignacio Jordan de Asso y del Rio y D. Miguel de Manuel y Rodriguez. Madr. **1775.**

Manoel Borges Carneiro, Resumo chronologico das leis mais uteis no foro e uso da vida civil publicadas até o presente año de **1818.** T. **1** — **3.** Lisboa **1818** — **20.**

— — —, Mappa chronologico das leis e mais disposições de direito Portuguez publicadas desde **1603** até **1817.** Lisboa **1816.**

Dr. C. R. Köstlin, Neue Revision der Grundbegriffe des Criminalrechts. Tübingen **1845.**

H. Oppenheim, System des Völkerrechts. Frankfurt **1844.**

M. G. Massé, Le droit commercial dans ses rapports avec le droit des gens et le droit civil. T. **1** — **3.** Paris **1844.**

Cl. Th. Perthes, Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Hamburg **1845.**

A. G. v. Meyer, Corpus constitutionum Germaniae. Lief. **1.** Frankf. **1845.**

Kamptz, Prüfung der landständischen Rechte der bürgerlichen Gutsbesitzer in Meklenburg. Lief. **1** — **3.** Berlin **1844.**

Dr. J. Fr. Böhmer, Die Reichsgesetze von **900** bis **1400.** Frankf. **1832.**

O. Kuhn, Das Wesen der deutschen Administrativ-Justiz. Dresden **1843.**

H. Ed. Meyer, Ueber das summariſche Verfahren nach Zürcheriſchem Rechte. Zürich 1844.

Psalterium in dialectum Copticae linguae Memphiticam translatum etc. notisque criticis et grammaticis instruxit M. G. Schwartze. Lips. 1843.

Dr. F. Hitzig, Ueber Johannes Marcus und ſeine Schriften. Zürich 1843.

Will. Hull, On Calvinism. London 1841.

D. Ketelaar, Over de formulieren en geloofsbelydenissen van de gereformeerde kerken. Amsterd. 1724.

Henrion, Histoire générale des missions catholiques depuis le XIII. siècle jusqu'à nos jours. Livr. 1 — 7. Paris 1844.

Dr. W. Gaß, Gennadius und Pletho, Ariſtotelismus und Platonismus in der griechiſchen Kirche nebſt einer Abhandlung des Islam im Mittelalter. Breslau 1844.

J. H. Weiß, Die Kirchenverfaſſung der Piemonteſiſchen Waldenſergemeinden. Zürich 1844.

Statuta, synodalia, ordinationes et mandata archidioec. Trevirensis. Nunc primum collegit et edidit J. J. Blattau. T. 1 — 3. Aug. Trev. 1844.

S. R. Maitland, Remarks on that part of Rev. King's Pamphlet which relates to the Waldenses. London 1844.

— —, Review of Fox the martyrologist's history of the Waldenses. London 1837.

S. R. Maitland, Facts and documents illustrative of the history, doctrines and rites of the Albigenses and Waldenses. London 1832.

Rob. Baird, Kirchengeſchichte, kirchliche Statiſtik und religiöſes Leben der vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach dem Engl. bearbeitet von Dr. K. Brandes. Bd. I. Berlin 1844.

Fr. Hurter, Die Befeindung der katholiſchen Kirche in der Schweiz ſeit dem Jahre 1831. Berichtigungen, Ergänzungen und Nachträge. Schaffhauſen 1843.

N. Holtmann, Historia sui temporis ab anno 1516 usque ad annum 1529. E mscr. edidit Möhlmann. Stadae 1844.

C. Rothe, Die wahren Grundlagen der chriſtlichen Kirchenverfaſſung. Berlin 1844.

J. Tomlin, Missionary Journals and letters written during eleven year's residence and travels amongst the Chinese, Siamese, Javanese, Khassias and other eastern nations. Chester 1844.

Acts of the general assembly of the church of Scotland 1638 — 1842. Edinb. 1843.

Th. Hirſch, Der Prediger Pancratius. Ein Beytrag zur Reformationsgeſchichte Danzigs. Danzig 1842.

E. W. Klee, Ueber die Bedeutung der Synoden in der evangeliſchen Kirche und das Geſetz ihrer Organiſation. Poſen 1843.

Cyriac. Morelli, Fasti novi orbis et ordinationum apostolicarum ad Indias pertinentium. Venet. 1776.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

l, Facts and documents illustrative
ry, doctrines and rites of the Al.
d Waldenses. London 1832.

rchengeſchichte, kirchliche Statiſtik und
en der vereinigten Staaten von Nord-
ch dem Engl. bearbeitet von Dr. K.
. I. Berlin 1844.

Befeindung der katholiſchen Kirche in
ſeit dem Jahre 1831. Berichtigungen,
und Nachträge. Schaffhauſen 1843.

Historia sui temporis ab anno 1516
nnum 1529. E mscr. edidit Möhl-
adae 1844.

wahren Grundlagen der chriſtlichen
ung. Berlin 1844.

issionary Journals and letters writ-
eleven year's residence and travels
Chinese, Siamese, Javanese, Khas-
her eastern nations. Chester 1844.

eral assembly of the church of Scot-
— 1842. Edinb. 1843.

r Prediger Pancratius. Ein Beytrag
tionsgeſchichte Danzigs. Danzig 1842.

eber die Bedeutung der Synoden in der
Kirche und das Geſetz ihrer Organi-
n 1843.

i, Fasti novi orbis et ordinationum
m ad Indias pertinentium. Venet.

Druckerey,
Wiſſenſchaften,
handlung.

H. Ed. Meyer, Ueber das ſummariſche Verfahren nach Zürcheriſchem Rechte. Zürich 1844.

Psalterium in dialectum Copticae linguae Memphiticam translatum etc. notisque criticis et grammaticis instruxit M. G. Schwartze. Lips. 1843.

Dr. F. Hitzig, Ueber Johannes Marcus und ſeine Schriften. Zürich 1843.

Will. Hull, On Calvinism. London 1841.

D. Ketelaar, Over de formulieren en geloofsbelydenissen van de gereformeerde kerken. Amsterd. 1724.

Henrion, Histoire générale des missions catholiques depuis le XIII. siècle jusqu'à nos jours. Livr. 1 — 7. Paris 1844.

Dr. W. Gaß, Gennadius und Pletho, Ariſtotelismus und Platonismus in der griechiſchen Kirche nebſt einer Abhandlung des Islam im Mittelalter. Breslau 1844.

J. H. Weiß, Die Kirchenverfaſſung der Piemonteſiſchen Waldenſergemeinden. Zürich 1844.

Statuta, synodalia, ordinationes et mandata archidioec. Trevirensis. Nunc primum collegit et edidit J. J. Blattau. T. 1 — 3. Aug. Trev. 1844.

S. R. Maitland, Remarks on that part of Rev. King's Pamphlet which relates to the Waldenses. London 1844.

— —, Review of Fox the martyrologist's history of the Waldenses. London 1837.

S. R. Maitland, Facts and documents illustrative of the history, doctrines and rites of the Albigenses and Waldenses. London 1832.

Rob. Baird, Kirchengeſchichte, kirchliche Statiſtik und religiöſes Leben der vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach dem Engl. bearbeitet von Dr. K. Brandes. Bd. I. Berlin 1844.

Fr. Hurter, Die Befeindung der katholiſchen Kirche in der Schweiz ſeit dem Jahre 1831. Berichtigungen, Ergänzungen und Nachträge. Schaffhauſen 1843.

N. Holtmann, Historia sui temporis ab anno 1516 usque ad annum 1529. E mscr. edidit Möhlmann. Stadae 1844.

C. Rothe, Die wahren Grundlagen der chriſtlichen Kirchenverfaſſung. Berlin 1844.

J. Tomlin, Missionary Journals and letters written during eleven year's residence and travels amongst the Chinese, Siamese, Javanese, Khassias and other eastern nations. Chester 1844.

Acts of the general assembly of the church of Scotland 1638 — 1842. Edinb. 1843.

Th. Hirſch, Der Prediger Pancratius. Ein Beytrag zur Reformationsgeſchichte Danzigs. Danzig 1842.

E. W. Klee, Ueber die Bedeutung der Synoden in der evangeliſchen Kirche und das Geſetz ihrer Organiſation. Poſen 1843.

Cyriac. Morelli, Fasti novi orbis et ordinationum apostolicarum ad Indias pertinentium. Venet. 1776.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.